600099408-

Lebensgeschichte

der

Kirche Jesu Christi.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Mit einem Vorwort

von

Dr. K. B. Hundeshagen,
Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg.

Dritter Band.

Die Kirche im Mittelalter bis zum Anbruch des Reformationszeitalters.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.
1858.

Vorwort zum dritten Bande.

Ich bin denen Dank ſchuldig, welche meine gute Abſicht bei dieſem Buche und meine Arbeit ſelbſt freundlich aufgenommen haben. Aus der Nähe wie aus weiteſter Ferne ſind mir theils öffentliche Urtheile, theils Zuſchriften zugekommen, welche durch ihre Nachſicht und ihre Fingerzeige, wie durch ihre Anerkennung, nur höchſt ermunternd für mich ſeyn konnten.

Ich habe aber auch dabei die Erfahrung gemacht, daß dem Einen die Ausführung deſſen beſonders wohl gefiel, was der Andere ganz weg oder nur kurz berührt wünſchte. Einer wünſchte Dieſes oder Jenes ins Einzelne behandelt, was ich wegen der Gränzen des Raums, die ich mir vorn herein für den Stoff geſteckt, nicht zu geben vermochte. Ein Anderer überſah die letzten Zeilen des erſten Bandes, und vermißte im Buche nun Solches, von dem in dieſen letzten Zeilen ausdrücklich geſagt war, daß das im zweiten Bande werde ausgeführt werden; wie es auch darin ausgeführt iſt.

Damit nicht in dieſem dritten Bande wieder der Eine oder der Andere einen Abſchnitt über chriſtliche Kunſt des Mittelalters vermiſſe, ſo erkläre ich hier, daß ein zuſammenfaſſendes Kapitel über das Bleibende, was das Mittelalter an Leben, Sitte, Kunſt und Literatur hinterlaſſen und als ein geiſtiges Vermächtniß an die neue Zeit abgegeben hat, unter dem iſt, was den vierten und letzten Band dieſes Werkes eröffnet.

Natürlich wird es nicht Wenige geben, welche zuerſt nicht übereinſtimmen mit den durch das Ganze meines Buchs

sich durchziehenden Grundgedanken und mit der Auffassung einzelner Partien: gerade so ist es bei dem ersten Erscheinen meiner Geschichte des Bauernkriegs gewesen; ich habe aber die Genugthuung, daß, was ich dort neu und abweichend vom Bisherigen aufstellte, allgemein jetzt von der Wissenschaft und der Nation anerkannt und angenommen ist. Ich bitte nur, nicht mit vorgefaßten Meinungen, sondern mit Liebe an das heranzutreten, was ich mit Liebe gebe, mit Liebe zur Wahrheit, zur Menschheit, zum Christenthum. Ebenso bitte ich, meine Freiheit von jeder theologischen Voraussetzung mir nicht als Mangel an „Prinzip" auszulegen; so Mancher in unsern Tagen hält für ein „Prinzip", was nichts ist als seine Voraussetzung, und durch Voraussetzungen hat die Wahrheit am meisten gelitten.

Namentlich bitte ich endlich, nicht Anderes in dem Buche zu suchen und an dasselbe zu fordern, als ursprünglich in der Absicht der Arbeit lag, und als ausdrücklich im Vorwort des ersten Bandes in Aussicht gestellt ist; und dabei nicht zu vergessen, daß menschliche Kraft mit ihrem Vollbringen nur zu leicht zurückbleibt hinter ihrem Wollen und Wünschen. Der erste Wurf hat niemals die Vorzüge einer späteren Ueberarbeitung.

Freunde der Sache bitte ich, mir entdeckte Mängel des Buches entweder in öffentlichen Blättern unter deren Zusendung oder durch gefällige Zuschriften mitzutheilen; ich werde sie dankbar benützen. Dem letzten Band wird ein Verzeichniß der Druckfehler der früheren Bände und der nöthigen Berichtigungen beigegeben werden.

Leonbronn in Württemberg, den 30. Juli 1858.

Dr. W. Zimmermann.

Inhalt.

Drittes Buch.

Die germanische Kirche.

	Seite
Erstes Kapitel. Gang Gottes im Morgen- und Abendlande	1
Zweites Kapitel. Die Marienverehrung im Mittelalter	14
Drittes Kapitel. Die ersten christlich-germanischen Völker	22
Viertes Kapitel. Wulfila (Ulfilas)	24
Fünftes Kapitel. Wunderkraft des Christenthums an den Vandalen und andern Gothen	29
Sechstes Kapitel. Chrysostomus und seine Mission für den Katholizismus unter den Gothen	36
Siebentes Kapitel. Zusammenstoß des Katholizismus und Arianismus in Afrika und Spanien. Die Franken und Chlodwigs Taufe	42
Achtes Kapitel. Chlodwigs Stellung zur Kirche	50
Neuntes Kapitel. Der christliche Staat des Arianers Theodorich, des Königs der Ostgothen	53
Zehntes Kapitel. Sieg der katholischen Kirche über den Arianismus der Germanen	59
Eilftes Kapitel. Das Christenthum in Britannien. Patrick	68
Zwölftes Kapitel. Die Bekehrung der Angelsachsen	75
Dreizehntes Kapitel. Bruch mit dem altbritischen Bekenntniß	79
Vierzehntes Kapitel. Die Bekehrung Nordenglands	84
Fünfzehntes Kapitel. Klosterliebhaberei der englischen Fürstenfamilien	89

Seite

Sechszehntes Kapitel. Bedeutung des altbritiſchen Bekenntniſſes für die germaniſche Welt 91
Siebenzehntes Kapitel. Sieg Roms in Britannien 93
Achtzehntes Kapitel. Die Bekehrung Deutſchlands. Kolumban, Gallus und andere Glaubensboten 97
Neunzehntes Kapitel. Winfried (Bonifaz) 103
Zwanzigſtes Kapitel. Kampf des katholiſchen mit dem altbritiſchen und arianiſch-chriſtlichen Element in Deutſchland . . 115
Ein und zwanzigſtes Kapitel. Sieg des Katholizismus in Deutſchland 119
Zwei und zwanzigſtes Kapitel. Rom zettelt einen Völkeraufſtand gegen die Karolinger Reichsverweſer an 125
Drei und zwanzigſtes Kapitel. Sturz des merwingiſchen Königshauſes durch Rom. Schenkungen Pipins an den römiſchen Stuhl 127
Vier und zwanzigſtes Kapitel. Winfrieds Tod 131
Fünf und zwanzigſtes Kapitel. Bekehrung der Sachſen 134
Sechs und zwanzigſtes Kapitel. Bekehrung der Slaven. Ansgar, der Apoſtel des Nordens 142
Sieben und zwanzigſtes Kapitel. Das chriſtliche Kaiſerthum bei den Germanen. Karl der Große, der zweite Gründer der Hierarchie 145
Acht und zwanzigſtes Kapitel. Der chriſtliche Kaiſer Karl der Große und ſeine Thätigkeit für chriſtliche Bildung 153
Neun und zwanzigſtes Kapitel. Karls Thätigkeit für chriſtliche Bildung. (Fortſetzung) 160
Dreißigſtes Kapitel. Ueberhebung der Geiſtlichkeit unter Ludwig dem Frommen 165
Ein und dreißigſtes Kapitel. Das Pabſtthum als Weltmacht . . 168
Zwei und dreißigſtes Kapitel. Pabſt Nikolaus I. 173
Drei und dreißigſtes Kapitel. Pabſt Hadrian II. Sittlichende Kraft des Pabſtthums 183
Vier und dreißigſtes Kapitel. Pabſt Hadrian II. Sittlichende Kraft des Pabſtthums 183
Fünf und dreißigſtes Kapitel. Die Dekretale des falſchen Iſidor . 185
Sechs und dreißigſtes Kapitel. Traurige Lage Roms und des Pabſtthums vor Gregor VII. 191
Sieben und dreißigſtes Kapitel. Der Kanzler des römiſchen Stuhles, Hildebrand 206
Acht und dreißigſtes Kapitel. Lage der Kirche und des Staats . 215
Neun und dreißigſtes Kapitel. Hildebrand als Pabſt Gregor VII. 220
Vierzigſtes Kapitel. Gregors VII. Mittel der Reform 224

Seite
Ein und vierzigstes Kapitel. Theokratie Gregors VII. 233
Zwei und vierzigstes Kapitel. Ursachen der Kreuzzüge 240
Drei und vierzigstes Kapitel. Der erste Kreuzzug 248
Vier und vierzigstes Kapitel. Nächste Folgen der Kreuzzüge . . 249
Fünf und vierzigstes Kapitel. Zweiter Kreuzzug. Der heilige Bernhard 254
Sechs und vierzigstes Kapitel. Die Folgen der Kreuzzüge . . . 257
Sieben und vierzigstes Kapitel. Das Wormser Concordat. Neue Triumphe des Pabstthums 261
Acht und vierzigstes Kapitel. Arnold von Brescia und der politisch-religiöse Protestantismus 266
Neun und vierzigstes Kapitel. Pabst Cölestin II. und Arnolds Bedeutung 271
Fünfzigstes Kapitel. Hadrian IV. und Arnolds Untergang . . 276
Ein und fünfzigstes Kapitel. Hadrian IV. und Arnolds Untergang 276
Zwei und fünfzigstes Kapitel. Das Pabstthum nahet dem Gipfel seiner Macht 278
Drei und fünfzigstes Kapitel. Triumph des Pabstthums in England 284
Vier und fünfzigstes Kapitel. Pabst Innocenz III. 287
Fünf und fünfzigstes Kapitel. Innocenz's Siege 292
Sechs und fünfzigstes Kapitel. Triumph des Pabstthums über das Königthum in Frankreich 295
Sieben und fünfzigstes Kapitel. Niederlage des Pabstthums in England 298
Acht und fünfzigstes Kapitel. Innocenz's letzte Kirchenversammlung. Höhepunkt des Pabstthums 301

Viertes Buch.

Vorbereitungen und Vorboten der Reformation.

Erstes Kapitel. Die gesellschaftliche Verfassung der Kirche. 1. Gliederung der Hierarchie 306
Zweites Kapitel. 2. Das Kirchengut 311
Drittes Kapitel. Glaube und Aberglaube des Mittelalters . . . 318
Viertes Kapitel. Bilderanbetung und Bilderstreit 324
Fünftes Kapitel. Neue Feste und ihr Gewinn für die Kirche . . 333
Sechstes Kapitel. Der Teufels- und Hexen-Glaube des Mittelalters 335
Siebentes Kapitel. Kultus 342
Achtes Kapitel. Kirchenzucht und kirchliches Gericht 353

Seite

Neuntes Kapitel. Die älteſten Proteſtanten. 1. Die Donatiſten und die Heiligen der Wüſte 366
Zehntes Kapitel. Die älteſten Proteſtanten. 2. Erſte Waffenerhebung des Socialismus unter Chriſten 371
Eilftes Kapitel. Die älteſten Proteſtanten. 3. Einzelne Lehrer . 383
Zwölftes Kapitel. Paulicianer (Neuarianer) 387
Dreizehntes Kapitel. Katharer, Waldenſer 395
Vierzehntes Kapitel. Untergang der Albigenſer 409
Fünfzehntes Kapitel. Die Inquiſition und die Unfehlbarkeit des Pabſtes 415
Sechszehntes Kapitel. Blüthe und Verfall der Mönchsorden . . 428
Siebenzehntes Kapitel. Dominikus und die Dominikaner . . . 438
Achtzehntes Kapitel. Der heilige Franziskus und ſeine Bettelorden 445
Neunzehntes Kapitel. Die Ideen in der Zeit bis zum Anbruch des Reformationszeitalters 452
Zwanzigſtes Kapitel. Die chriſtliche Wiſſenſchaft des Mittelalters . 462
Ein und zwanzigſtes Kapitel. Einzelne Rufe nach einer Kirchenreformation 481
Zwei und zwanzigſtes Kapitel. Allgemeiner Ruf nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern 502

Drittes Buch.

Die germaniſche Kirche.

Erſtes Kapitel.

Gang Gottes im Morgen- und Abendlande.

Der Islam war in Sieg und Herrſchaft auf demſelben Boden, auf welchem ſeit Jahrhunderten die chriſtliche Rechtgläubigkeit die Herrſchaft gehabt und geübt hatte. Seit dieſem Siege des Islam verſank ſelbſt auf dem engen Kreiſe, welchen die griechiſche Kirche noch inne hatte, der Geiſt, der ſich chriſtlicher Geiſt nannte, aus langer Unfreiheit vollends in Erſtarrung. Das Letzte, wozu dieſe griechiſche Kirche es noch brachte, war eine äußerliche Zuſammenſtellung von Glaubensartikeln, die „*Darlegung des rechten Glaubens*“ von Johannes Damascenus, der im Jahre 754 ſtarb. Seitdem iſt die morgenländiſche Kirche ſtehen geblieben, ſtehen geblieben bei dieſer Darlegung des rechten Glaubens.

Weil das morgenländiſche Chriſtenthum aller belebenden Kraft, aller praktiſchen Energie, welche zum Weſen des wahren Chriſtenthums gehören, nach und nach ganz entleert worden war, konnte ſich eine neue weltgeſchichtliche Form des religiöſen Bewußtſeyns, der Islam, ſo leicht und ſchnell, und Alles verſchlingend, in ſeine Stelle einſchieben.

Man hat das einen unbegreiflichen Anachronismus der Vorſehung genannt, einen Rückſchritt der ganzen bisherigen Entwick-

lung der Weltgeschichte, ein Zurückwerfen dieser Völker und Länder um zwei Jahrtausende. Dem ist nicht so.

Nicht bloß ein Werkzeug des göttlichen Gerichtes über die morgenländische Kirche war der Islam, sondern zugleich auch ein Werkzeug dazu, das Morgenland, wie das Salz das Fleisch, soweit es schon christlich war, vor völligem Verfaulen und Verwesen zu bewahren, und das übrige noch götzendienerische Morgenland dem Christenthum entgegen zu führen. Er hat weithin den Götzendienst zerstört, die Kasten- und Nationalunterschiede verschwinden gemacht vor der allgemeinen Religion des „großen Gottes", vor welchem und in welchem alle Gläubigen des Propheten gleich waren.

Das Christenthum war wesentlich dazu da, daß es als eine sittlich befreiende Macht in das Leben und in die Welt hineinwirke, daß es bilde, und gestalte und baue innerhalb der Gesellschaft und der socialen Formen, nach welchen die Gesellschaft als ein großes christliches Ganzes in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes sich zusammenbauen soll, als das Reich Gottes auf der Erde.

Die Grundideen des Christenthums waren praktische Ideen, und das Leben, das sie in sich selbst hatten, sollte Leben der Welt werden, sie sollten Fleisch und Blut werden in allen socialen Verhältnissen der Menschheit; sie sollten gestaltend und verjüngend in die Zeit eintreten, vernichtend und befruchtend zugleich. Die christliche Welt des Morgenlandes, das neubyzantinische Wesen, hatte sich unfähig erwiesen, das Christenthum als sittlich befreiende Macht aufzunehmen, diese Ideen Fleisch und Blut in sich werden zu lassen, und die Menschheit frei zu machen.

Vielmehr, was kürzlich wo vom Ultramontanismus gesagt worden ist, das muß auch von dem byzantinischen Wesen gesagt werden: es war „nicht evangelisch", nicht im Geiste der wahren christlichen Kirche, sondern es war „eine Fortsetzung heidnischer Unfreiheit, Härte und Barbarei unter christlichem Ueberwurf." Gab der Islam auch die praktische Tiefe des geistig-sittlichen Offenbarungsgehalts preis, welchen das Christenthum in sich hatte, so nahm er doch mehr vom wahren Christenthum in

ſich auf, als die byzantiniſche Hof- und Staatskirche, in der Richtung jener Ideen, welche von Gott beſtimmt waren, die Menſchen gleich zu machen, und die Welt zu befreien von Kaſtengeiſt und Vielgötterei.

Irrig betrachtet man gewöhnlich den Muhamedanismus auf der Stufe ſeiner Entartung und nicht auf der Stufe ſeiner Urſprünglichkeit, auf der Stufe ſeiner Greiſenhaftigkeit und nicht auf der ſeiner Jugendfriſche. Das iſt ſo unſtatthaft bei ihm, als es unſtatthaft wäre beim Chriſtenthum. Auf das Wahre und Gute, was auch er in ſich hatte, muß die unbefangene Geſchichtsbetrachtung ſehen, und auf die Beſtimmung, die ihm Gott in der Zeit gegeben hat.

Es gibt Ideen, die nur, um zu erziehen und vorzubereiten, ins Völkerleben hineintreten. Sie haben ein von der Vorſehung *ihnen* vornherein nur begränzt zugemeſſenes Leben; ſie haben *nicht* die volle Unſterblichkeit, und ſinken nach hundertjähriger oder tauſendjähriger Dauer ihres Daſeyns und Wirkens, nach erfüllter Beſtimmung, ausgelebt und ausgenützt, überwunden, in den Tod, und mit ihnen diejenigen Lebensgeſtalten, welche durch ſie hervorgerufen und gehalten worden waren.

Eine ſolche Idee iſt der Muhamedanismus, eine ſolche Lebensgeſtalt die Welt des Islam. Die Vorſehung hat vornherein in den Islam ſolche Keime hineingelegt, an welchen er ſterben muß, wenn die Zeit ſeiner Beſtimmung abgelaufen iſt, ſeiner Beſtimmung, zu reinigen, anzuregen, Bildung zu verbreiten, zu entzünden, auf das Chriſtenthum vorzubereiten und hinzuleiten.

In Aſien und Afrika hat der Islam große Länder- und Völkermaſſen, die in Rohheit, in ſinn- und ſittenloſem Götzendienſt todt da lagen, aufgeweckt, zur Verehrung Eines Gottes bekehrt, und ſie bis auf eine gewiſſe Stufe der Kultur und Geſittung gebracht. Dadurch iſt der Islam für dieſe Völker Aſiens und Afrikas eine Erziehungs- und Vorbereitungsanſtalt für das Chriſtenthum geworden, in das ſie, zu der von Gott beſtimmten Zeit, eintreten ſollen und werden.

Die reine Chriſtus-Religion iſt eine ganz geiſtige Religion, geiſtig, weil ſie göttlich, und göttlich, weil ſie geiſtig iſt. Darum

setzt sie eine gewisse Stufe, eine höhere Stufe von Kultur und Gesittung, schon voraus, ohne die sie nicht zugänglich ist. Wie viele Jahrhunderte lang mußte das jüdische Volk, mußten Griechen und Römer sich erst heraufbilden und heranreifen, ehe sie auf der Stufe der Kultur und Gesittung standen, welche ihnen den Eintritt in das durch Christus erschlossene Reich Gottes leicht machte! Wenn diese Kulturvölker der alten Welt Jahrtausende brauchten, um für das Christenthum reif zu werden, wie kann man sich dann wundern, daß die götzendienerischen Völker Asiens und Afrikas durch die Vorbereitungsschule des Islam hindurchgehen und über ein Jahrtausend lang heranreifen mußten, bis die Zeit erfüllet war, in welcher auch für sie das Reich Gottes nahe herbei gekommen ist.

Und diese Zeit ist unser gegenwärtiges Jahrhundert. Es geht eine solche Bewegung außerordentlicher Art vom Osten Europas bis zum äußersten Osten Asiens durch die muhamedanischen und durch die noch tiefer im Schatten sitzenden Völker und Länder, daß nicht zu zweifeln ist: der Tag des Lichtes, des Christenthums, ist im Anbruch auch für diesen Theil der Welt.

Lange waren die Türken an den Thoren der westlichen Christenheit das gewesen, was die in Trägheit und in Despotismus und Knechtssinn, Vielherrenthum und Zerrissenheit verfallende Christenheit aufrüttelte, aufrichtete, vereinte, begeisterte, dem Despotismus wehrte, daß er nicht alle Freiheit verschlang. Das hatte der Islam gethan, wider Willen, als alter Erbfeind der christlichen Bildung.

Heute haben sich die Verhältnisse so gestellt, daß die Berührung der Abendländer mit dem Morgenlande die gewisse Hoffnung gibt, das himmlische Licht, das vor achtzehnhundert Jahren im Morgenlande, von Bethlehem aus, aufgegangen war und sich welterlösend über den Westen ausgebreitet hat, werde wieder seine Ausstrahlungen zurücksenden in den Osten, wo es unter dem ausgearteten Muhamedanismus Nacht geworden und so lange Nacht geblieben war. Der christliche Geist hat seinen Sieg jetzt auch dort angefangen; er hat sich Einlaß errungen durch die hohe Pforte, er ist nicht mehr bloß *geduldet* dort; er *gilt* jetzt dort.

Ja, neues Leben tragen die Waffen und der Verkehr der christlichen Bildung über die fernen Lande Asiens, über Indien und China, welche so lange wie todt gelegen waren. Unter dem wilden Treiben rechtloser Gewalt, unter den Gräuelthaten jener dadurch zu Widerstand oder Empörung getriebenen, tiefst verletzten Nationalitäten dringt Licht ein in jene dem Lichte so lange verschlossenen Länder, und eine völlige Umwandlung derselben steht in Aussicht.

Selbst rohe Gewalt, Völkerstürme und Ungerechtigkeit der Regierenden müssen dem göttlichen Plane dienen. Aber damit Asien und das östliche Europa christlich erleuchtet, zu neuem Leben gerufen werden, und die Segnungen der christlichen Gottesoffenbarungen für die Menschheit, die vom Morgenland ausgingen, zurückempfangen können, muß der Einfluß europäischer Kultur und Gesittung in jenen Ländern wachsen, herrschend werden, und eine Grundlage abgeben, auf welcher das Christenthum sich dort für den einen Theil abermals, für den andern Theil neu erbauen kann.

Die Weltreligion wurde und wird nur durch große Weltverhältnisse, durch Nationenverkehr in Krieg oder Frieden, durch große günstige Zeitereignisse zu massenhaftem Siege weiter geführt. Die Missionsthätigkeit durch Einzelne ist darum nicht zu verachten; aber sie bahnt nicht, sie erkundet nur die Wege, auf welchen das Christenthum vorschreiten und sich neue Völker zu Bekennern seines Glaubens erobernd machen kann.

Dazu sind gerade unsere Tage angethan, das Morgenland bis auf einen gewissen Grad europäisch zu kultiviren und durch diese Kultivirung die Vorbedingung zu erfüllen, ohne welche weder die muhamedanischen noch die götzendienerischen Völker in die christliche Kirche so, wie es seyn soll, eingehen können.

Eine beschränkte Geschichtsanschauung hat Jahrhunderte lang gehindert, den Plan der göttlichen Vorsehung zu begreifen, welchen sie, Völker erziehend, vorbereitend, und auf dem Wege der menschlichen Freiheit der Reife entgegenführend, in der Weltgeschichte uns vor Augen legt, und es ist ein erfreuliches Zeichen, daß in unseren Tagen Alle darüber einig sind, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, Alle, welche den Gang der Welt-

geschichte im höheren Lichte betrachten, sey es der philosophirenden Vernunft, oder der Offenbarung.

Man muß lernen, den Weltverlauf nach Jahrhunderten nicht bloß, sondern nach Jahrtausenden zu bemessen, und man wird nur um so ehrfurchtsvoller stille stehen vor dem wunderbaren Teppich der Weltgeschichte im großen Ganzen, und vor den Fäden, welche den Einschlag und Zettel dieses Teppichs bilden.

Muhamed war auch ein „Zuchtmeister auf Christus." Wenn man von ihm gesagt hat, „in ihm habe jeder Araber seine eigenen edleren Leidenschaften, die Schwingen der Seele mitempfunden," so ist das um so mehr wahr, als es ebenfalls wahr ist, daß im Muhamedanismus das Morgenland die seinem Wesen für dieses Zeitalter entsprechende religiöse Form seines Selbstbewußtseyns sich gegeben hat, und als es wahr ist, daß Muhamed auf ein ganzes Jahrtausend sein Volk nicht bloß fanatisirt, zur Verbreitung der Religion eines einheitlichen Gottes entflammt, sondern auch Bildung verbreitet hat, besonders in Spanien und von Spanien aus, welche von langem und großem Einfluß auf die christliche Welt sogar gewesen ist. Die Sarazenen in Spanien erhoben dieses Land zu einer Blüthe der Civilisation, wie sie damals kein anderes Land der Welt kannte, weder Italien noch Griechenland, noch das Reich der christlich-germanischen Völker. Niemals, sogar bis heute, hat Spanien jene Blüthe der Civilisation wieder erlangt, welche ihm die Sarazenen gegeben haben. Unter ihrer Herrschaft blühten Wissenschaft, Poesie, Baukunst, Handel und Gewerbe, und Jahrhunderte lang war kein Land in Europa in solchem Wohlstande, wie das sarazenische Spanien.

Von Spanien aus drangen die Strahlen *wissenschaftlicher* und feinerer *ritterlicher* Bildung erst in die Länder und Völker der germanischen Kirche hinein; selbst die Anfänge der romantischen Poesie der Deutschen kamen vom sarazenischen Spanien ins Frankenreich. Kein noch so eifriger, falscher Patriotismus kann die Thatsache auslöschen, daß die *poetische* und *ritterliche* Bildung, die Lieder des Heldenthums und der romantischen Liebe, vom sarazenischen Sizilien und Spanien aus zu der Christenheit des Abendlands gekommen sind; daß *Mau-*

ren, d. h. spanische Sarazenen, es waren, von welchen die Kenntniß der höheren Mathematik und des Aristoteles, des letzten großen griechischen Philosophen, zu den Deutschen des Mittelalters gebracht worden ist.

Neben der Philosophie war es namentlich die Arzneikunde, die sehr von ihnen angebaut wurde; in Beidem thaten sie es ihren christlichen Zeitgenossen weit zuvor. In Syrien war es wohl, wo die Araber die griechische Gelehrsamkeit zuerst sich angeeignet hatten; und man sieht an der sarazenischen Bildung, an der in Bagdad, wie an der in Granada, daß der Islam keineswegs Fortschritte des Geistes hinderte, daß er wenigstens nicht zur Unwissenheit nöthigte. Nur das Auslegen und das Denken über den Koran war durch Aussprüche des Koran selbst sehr beschränkt. Muhamed hat im Angesicht des Elendes, das die Grübeleien und dogmatischen Streitigkeiten in der morgenländischen Christenheit anrichteten, Aehnlichem unter seinen Gläubigen vorbeugen wollen.

Eben so hatte er unter den Seinen die strengste Enthaltsamkeit gerade von denjenigen Genüssen und Versuchungen durchgeführt, an denen er die morgenländische Christenheit zu Grunde gehen sah. Menschenfurcht und Weltehre, Geizen nach Reichthümern und Herrschsucht der Einzelnen, Kastenwesen und das Hängen des Herzens an Welteitelkeit, alles priesterschaftliche Wesen und dessen nachtheilige Folgen — hatten in den ersten Jahrhunderten des siegreichen Islam keinen Raum, sich vorzudrängen, sich massenhaft zu entwickeln und allgemein herrschend zu werden, wie das in der Christenheit der Fall war.

Aus dem ursprünglichen Christenthum heraus zog Muhamed diese seine sittlichen Gedanken und Lehren, welche der Christenheit in Masse längst abhanden gekommen waren. Den Willen des Vaters im Himmel thun, unter allen Umständen, im festen Glauben, daß ohne den Willen Gottes nichts geschieht, und daß der Menschen Leben und Sterben in seiner Hand ruht, das war urchristliche Lehre, aber lange schon lebte die Bischofskirche nicht mehr nach derselben.

Welch ein Gemälde der Charakterlosigkeit des Kopfes und

des Herzens ist an uns im vorigen Theile dieses Werkes vorübergegangen! welcher Abfall der Bischöfe und Priester vom Märtyrerthum der ersten Zeiten! Dort starben Jünglinge und Greise, zarte Jungfrauen und selbst Kinder mit Todesfreudigkeit für ihre Ueberzeugung: im Zeitalter der werdenden und jungen Bischofskirche sahen wir die Träger und Vertreter des Kirchenglaubens, neben seltenen Ausnahmen, das, was sie selbst ihre Ueberzeugung nannten, so oft und so schnell und so ungenirt, ja, was das Aergste ist, so ungerichtet von der öffentlichen Meinung, wechseln, wie man sonst ein Kleidungsstück wechselt. Und das alles geschah, um nicht Stelle und Einkommen, Weltehre und Weltfreuden zu verlieren.

Eben damit war die Bischofskirche weit zurückgesunken, nicht bloß hinter die Urideen des Christenthums, sondern hinter das Heidenthum der alten großen Zeit. In der alten großen Zeit des Heidenthums war es Religion, sich des Lebens zu freuen, und zugleich mit Todesverachtung für die Ideen des Lebens freudig in den Tod zu gehen. Diese hohe Sittlichkeit der antiken Welt war durch das Leben und das Thun der ersten christlichen Jahrhunderte noch verklärt und gesteigert worden, nicht bloß in den bekannt gewordenen Märtyrern, sondern auch in den vielen Hunderttausenden, welche handelnd und leidend an sich darstellten, wie erhaben und wie erhebend die ächte Christus-Religion sey.

An die Stelle der Todes*verachtung* war bei den byzantinischen Hofgeistlichen und bei der Masse der Priester und Bischöfe überhaupt — die Todes*furcht* getreten, ein Sichanklammern an das Erdenleben, ein Jagen nach Besitz und ein Hängen am Besitz. Die Kirchenträger wie die Kirchenmenge hatten verlernt, für die Ueberzeugung zu sterben, oder nur ihr Opfer zu bringen. Wo aber die Menschen so gesunken sind, daß sie nicht mehr die Kraft haben, für ihren Glauben, für ihr Vaterland, für ihre Freiheit in den Tod zu gehen, und wo ihre Glaubenslehre und ihr Glaubenskultus und dessen Priester unmächtig geworden sind, den Massen die Kraft dazu in Herz und Adern zu flößen, oder sie wenigstens auf Augenblicke anzuglühen, und sie über sich selbst

hinaufzuheben: da sterben solche Staaten und solche Formen; und solche Völker, welche nicht mehr freiwillig dafür zu sterben vermögen, sterben unfreiwillig unter der siegenden Macht neuer Ideen, neuer Formen und neuer Völker, welche die Kraft in sich haben zur Todesverachtung und zur Opferfähigkeit.

Das eben ist es, was die Hauptstärke des frischen Muhamedanismus ausmachte, und was man gewöhnlich ganz übersieht: das hatte der junge Islam auch gemein mit dem jungen Christenthum, daß er Todesverachtung lehrte und gab, und daß seine Gläubigen freudig starben für Alles, was ihnen hoch und theuer war. Die Todesmuthigkeit derselben war unendlich christlicher als die Todesfurcht der byzantinischen Christen mit all ihrer Rechtgläubigkeit, die nichts war, als in Buchstaben und Formeln Erstarrtes, Vertrocknetes, Todtes. Der Jugendgeist des Islam warf sich über das christliche Morgenland jener Zeit wie ein neuer Lebenshauch des Geistes der Weltgeschichte, wie ein Frühlingssturm über den Winterschlaf der Natur. Es regte sich wieder Leben, frisches Leben, wo lange Todtengebein gewesen war und Moder.

So wirkte der Muhamedanismus einerseits zerstörend auf das Abgelebte, andererseits vielfach anregend durch mancherlei wohlthätigen Gährungsstoff, in seiner Art bildend, und auf die christliche Bildung vorbereitend. Später blieb er stehen, sein Geist stagnirte, der Geist, der in seiner Jugendzeit so flüssig gewesen war, und so viel Stehendes flüssig gemacht hatte. Weil er verabsäumt hat, aus der reichen Quelle, aus welcher er ursprünglich geschöpft hatte, aus dem Christenthum, sich fortzunähren und sich immer wieder zu verjüngen, ist er in unsern Tagen nun da angelangt, wo er absterben muß, weil jeder Glaube todt wird und untergeht, welcher „die Freiheit des Geistes nicht zum Fortschritt entbindet, und das Göttliche im Menschen in die Bande der Unwissenheit und Knechtschaft schlagen will."

Alles ist jetzt dort morsch im Staate wie in der Religion, und da die so gewordene muhamedanische Religion völlig unfähig sich erwiesen hat, den früheren Fanatismus auch jetzt noch zu entzünden, unfähig, den Staat zu verjüngen und neu zu gestalten,

so werden, da bisher beide einander, die Religion den Staat und der Staat die Religion, zusammengewachsen hielten, auch beide mit einander fallen, rasch vollends, und nicht mehr wie bisher nach und nach, zersetzt durch die Einflüsse der Bildung des christlichen Abendlandes, wenn nicht gar noch rascher zusammenbrechend unter der Uebermacht der christlichen Diplomatie und Waffengewalt. Jedenfalls wird bald die christliche Kirche aufs Neue blühen in Konstantins Stadt und unter dem Himmel des heiligen Landes.

Während die Araber ihren Glauben über den größten Theil Asiens im Sturme verbreiteten, und im Laufe eines halben Jahrhunderts auf dem Boden Afrikas, Asiens und Europas ein muhamedanisches Weltreich errichteten, hatte das Abendland, aber nicht in der alten, sondern in neuer Gestalt, mit gewaltigen, frischen Kräften sich daran gemacht, das Christenthum zur Weltreligion weiter zu bilden.

Den Inhalt einer Idee erkennt man recht deutlich erst aus ihrer Entfaltung. So ist es auch mit dem Christenthum. So sehr es eine lebendige, fortschreitende Religion ist, so hat sich doch bereits so viel geschichtlich entfaltet, daß man seinen Inhalt wie sein Endziel fest umschreiben kann.

Das Reich Gottes, das durch das Christenthum auf der Erde gegründet, und über die ganze Erde hin verbreitet werden sollte, hatte in sich die Bestimmung, daß es alle Gebiete des Irdischen durchwirke, und dieser Bestimmung gemäß trat es zunächst, im Mittelalter, als ein dreifaches Reich Gottes hervor.

Joseph von Görres, welcher viel irrte, aber auch viel mit genialem und prophetischem Blicke sah, besonders, was die frühere Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes, die Anfänge des christlichen Mittelalters betrifft, hat die Gründung der christlich-germanischen Kirche, eben so schön als wahr, also eingeleitet:

„Es sollte ein heiliges Reich werden, d. h. eine Kirche im neuen Prinzip erbaut. Es sollte auch ein politisches Reich werden, d. h. ein Reich, das, die Gesammtheit begreifend, ohne der Freiheit des Einzelnen Eintrag zu thun, doch diese Gesammtheit zu einer höheren, überirdischen Einheit vereinigen sollte. Es

ſollte endlich drittens ein Reich des Lebens in den untern Lebenselementen ſeyn, damit auch dieſes ſeine volle Umgeſtaltung finde."

„Das Leben und ſein Haushalt, die bürgerliche Geſellſchaft und die religiöſe Geſellſchaft, bildeten die drei Abtheilungen des Reiches Gottes. Auf ſie mußten nun auf gleiche Weiſe auch die Grundideen gefunden werden, über denen ſich die Architektonik erbauen konnte. Die Grundidee des Reiches Gottes mußte in drei verſchiedene Ideen geſpalten werden, und aus dieſer Spaltung ſind die drei das geſammte Mittelalter begeiſtigenden Ideen hervorgegangen."

„Die erſte Idee, die Idee der Einheit des geſammten kirchlichen in ſich vollendeten Reiches wurde erfaßt unter der Einheit des Pabſtthums. Die zweite Idee, die Idee der politiſchen Ordnung in ihrer Entwicklung und Ausdehnung, wurde erfaßt in der Idee des Kaiſerthums. Die dritte Idee endlich hatte ihre Aufgabe bis in die untern Regionen des Lebens durchzuführen und daſſelbe chriſtlich zu geſtalten, indem ſie die irdiſchen Verhältniſſe nicht als das Bleibende und Vorwiegende auffaßte, ſondern als das Vorübergehende, als Vorſchule zum höheren Leben. Nicht das irdiſche Leben ſollte nach der Anſchauung des Mittelalters als weſentlich erſcheinen, ſondern jenes verborgene, höhere Leben ſollte das eigenthümliche, wahre Leben ſeyn."

„So und in dieſer Weiſe ſetzte das Mittelalter ſich dem Alterthum entgegen, welches das irdiſche Leben als Erſtes ſetzte, und das andere Leben nur als Schattenexiſtenz betrachtete."

Für dieſe Aufgabe des Chriſtenthums, ſo zu bilden, zu geſtalten und zu bauen innerhalb der Geſellſchaft und der ſocialen Formen, waren diejenigen Völker, zu welchen das Chriſtenthum zuerſt gekommen war, zu ſiech und welk, zu ſehr ſchon abgeſtorben oder abſterbend. Der Theil Arbeit, welcher ihnen zu ihrer Zeit zugewieſen war, war von ihnen gethan, und der nun auszuführende Theil der Arbeit für den Bau des Reiches Gottes auf der Erde war ſchon von der Vorſehung anderen Volksſtämmen zugewieſen, die jetzt in den Vordergrund traten, und die müden Völker der alten Welt ablösten.

Wunderbar schön hebt sich diese göttliche Fügung aus der fortschreitenden Weltgeschichte klar hervor für das Auge.

Es lag so Vieles eingeschlossen in den Uridеen der Christus-Religion auch für bürgerliches Wohl, wie für das Wohl im gesellschaftlichen Leben und im Haushalt, so Vieles, was sich erst aus diesen Ideen entfalten sollte. Es waren so viele Emancipationen, so mancherlei Befreiungen zu Gunsten der geistigen, sittlichen und leiblichen Armuth und Beladenheit in der Menschheit zu bewerkstelligen. Dazu bediente sich die Vorsehung der Barbaren des Nordens. Die Barbaren werden jetzt der Vordergrund, wie der Welt-, so der Kirchengeschichte. Hatte die Weltreligion Jesu Christi die Kraft in sich, dem Leben, der Sitte und dem Staat eine neue Grundlage zu geben; so hatten andererseits nur die germanischen Volksstämme die Kraft dazu in sich, unverdorbene Gefässe für diese Religion zu seyn und Vollführer der von der Vorsehung gestellten Aufgabe zu werden.

Diese Völker waren die einzige Nation, welche das Christenthum, als es zu ihr kam, noch in der Jugendfrische fand; in körperlicher wie geistiger Begabung vorzüglich, ein Urvolk, in jeder Beziehung noch ungeschwächt.

Die christliche Religion, welche sich diesen Germanen darbot, als die Völkerwanderung sie zu Herrschern in Europa machte, war dem germanischen Wesen eben so durchaus gemäß, als dieses germanische Wesen das einzige in der Welt war, das den Geist dieser Religion würdig in sich aufnehmen und fortbilden konnte. Das Eigenthümliche des Christenthums war das, was man in der philosophisch-religiösen Sprache „Idealität" nennt. So sehr die Idealität dem Christenthum eigen war, so groß war in der germanischen Natur die Anlage zur Idealität.

Das Christenthum war etwas Tiefinnerliches. Nicht dem Verstande, dem Herzen des Gläubigen wurde durch das Christenthum sein Gott geboren, und Jesus Christus hatte gesagt: „Das Himmelreich ist inwendig in euch." Diese Innerlichkeit der Christus-Religion entsprach ganz dem, was, wenn auch zuerst noch unter Hartem und Rauhem verdeckt, die Tiefe der germanischen Natur

ausmachte, und was in ganz besonderem Sinne von den Deutschen „Gemüth“ genannt wird. Weder die Morgenländer, noch weniger die Griechen und Römer hatten das, was sich im Laufe der Zeit unter allen Stämmen der germanischen Nation, in Deutschland, England und Scandinavien, und selbst noch in den germanisch durchzogenen romanischen Ländern, herausgebildet hat als die Vertiefung der Liebe und aller Gefühle der Menschenbrust, als Herzinnigkeit und Milde bei eiserner Kraft.

Es war eine der Forderungen des Christenthums, daß die Menschenwürde in jedem Einzelnen anerkannt werden müsse. Selbst noch in seinen Wäldern hatte der Germane es als einen Grundzug in sich, daß Alle als persönlich frei und als gleichberechtigt sich wußten. So ganz entsprachen hier die Forderung des Christenthums und die Grundanschauung der germanischen Nationalität einander.

Selbst in der Religionslehre der alten Germanen klang die Verehrung Eines, und zwar eines unsichtbaren, Gottes als das Vorwiegende durch und nach aus der Religion der arischen Völker, zu welchen die germanischen Stämme gehörten. „Mit Namen der Götter,“ sagte schon der Römer Tacitus, „bezeichnen die Germanen das Geheimnißvolle, das sie allein in Ehrfurcht schauen. Sie halten es des göttlichen Wesens unwürdig, es in Wände und Mauern einzuschließen.“ Noch in der Edda, einer Sammlung altnordischer Sagen und Lieder der Germanen, leuchtet die ursprüngliche Verehrung nur Eines Gottes klar hervor aus den vielen Göttern, in welche sich die älteste religiöse Wahrheit auch bei dem vor dem Christenthum vom Boden Deutschlands bis nach Island hinauf zurückgewichenen germanischen Heidenthum später aus einander legte.

Tiefer sittlicher Ernst, innige Religiosität und sogar etwas Prophetisches waren der germanischen Natur eigen, und sowohl das, als die eben genannte erhabene geistige Auffassung des göttlichen Wesens und der Glaube aller Germanen an eine persönliche Unsterblichkeit, mußten sie für das Christenthum vor allen anderen Völkern empfänglich und zu eigentlichen Trägern der christlichen Idee und Bildung machen.

So kam das Christenthum nicht als etwas Fremdartiges, wie an die Griechen und Römer, sondern als etwas mit ihrem Glauben und Wesen Verwandtes an die germanischen Völker heran. Das germanische Gemüth fand erst im Christenthum seine rechte Entfaltung, und durch Annahme des christlichen Glaubens wurden diese Völker erst dazu gekräftigt und befähigt, die Welt zu verjüngen und umzugestalten, nachdem sie durch ihr Freiheits- und Selbstgefühl, durch ihre Lebens- und Todesmuthigkeit, durch ihre unverdorbene sittliche Naturkraft die Unform des römischen Reiches zertrümmert, dem westlichen Kaiserthum zu Rom ein Ende gemacht hatten.

Aber auch das Christenthum selbst wurde erst in den christlichen Germanen und durch sie das, was es fähig machte, Weltreligion zu werden. Es wurde erst dazu fähig in dem sinnigen nordischen Gemüth, in dieser Luft der Freiheit, unter diesem Lebens- und Todesmuth. Der Geist des Christenthums löste sich ab von der Leiche der byzantinischen Welt, und nahm seine Wohnung in der jugendfrischen, keuschen Nation der Germanen. Unter Despotismus und unter Sclaven, wie im oströmischen Reiche, war für ihn keine lebendige Fortentwicklung möglich.

Sehr bedeutsam und wichtig war Eines auch, nämlich das, daß bei den germanischen Stämmen sich schon vorfand, was das Christenthum zu einer besseren Grundlage des Familienlebens für die neue Welt bedurfte. Das war einerseits die Heiligkeit der Ehe, andererseits die Achtung, ja Verehrung der Frauen.

Zweites Kapitel.

Die Marienverehrung im Mittelalter.

Als das Christenthum zu den Germanen kam, da war die Verehrung der Maria schon allgemein in der Kirche geworden. Bald nach seiner Ausbreitung in den ersten Jahrhunderten hatte das Christenthum ein weibliches Ideal den Gläubigen

vor die Seele gestellt. Eine reine Jungfrau war es, welche nach der Lehre und dem Glauben der christlichen Kirche das Göttliche empfangen und geboren hatte, und als die Mutter der Liebe den Heiland auf ihren Armen der Menschheit entgegentrug, nach welchem diese sich gesehnt hatte. Maria, die Mutter Jesu, wurde die neue Himmelskönigin und die Königin der christlichen Weltkirche. Alles Holdselige und Reine fand in der Idee des jungfräulich-lieblichen Bildes der Maria seine Verklärung: die christliche Kirche heiligte eben damit die Weiblichkeit überhaupt; das Weib trat mit ihr in eine höhere Stellung in der Welt, in eine höhere Weihe ein.

Es ist ein arges Verkommen der Entwicklung des christlichen Geistes, wenn man, wie es von protestantischer Seite schon so oft geschehen ist, die Marienverehrung im Mittelalter bloß und einzig aus dem alten Heidenthum erklären will.

Da liest man, die Verehrung der Maria sey nichts Anderes als die Uebertragung der phönizischen Himmelskönigin, von welcher der Prophet Jeremia im siebenten und vier und vierzigsten Kapitel spreche, dann der phrygischen Göttermutter, endlich der griechischen Aphrodite, in den christlichen Kultus. Diese drei heidnischen Kulte habe die christliche Kirche klüglich, um den Heiden zu genügen, die sie bekehren wollte oder die bekehrt waren, vergeistigt in sich herüber genommen und in ihren Kultus eingeschmolzen.

Die Marienverehrung aber war in der christlichen Kirche da, lange zuvor, ehe die Kirche solche berechnete Einräumungen an das Heidenthum machte; sie war da, als die Christenheit noch im schroffsten Gegensatz zu allem Heidnischen und im Kampfe dagegen sich befand. Nachdem die Marienverehrung im vierten und fünften Jahrhundert, nach dem völligen Untergang des antiken Heidenthums, zu den zuletzt bekehrten Heiden hindurchgedrungen war, unterliegt es keinem Zweifel, daß gerade die so eben zum Christenthum hinübergezwungenen Heiden, welchen ihre Aphrodite selbst in der stillen Kammer zu bekränzen bei Todesstrafe verboten war, ihre früheren Anschauungen und Gefühle auf die Maria übertrugen, und tiefere Seelen ihren früheren Kultus der Aphrodite in der Verehrung der Maria verklärt wiederfanden.

Ebenso lag Zweierlei ganz nahe. Einmal war es natürlich, daß geistigere Kirchenlehrer von dem heidnischen Symbol, das in der Aphrodite und in der kananitischen Himmelskönigin verehrt wurde, die Neubekehrten hinüberleiteten auf das christliche Symbol, das in der Marienverehrung vor die Seele gestellt war. Lag doch auch jenen alten heidnischen Kulten ursprünglich ein höherer Gedanke zu Grunde, eine tiefere Wahrheit, und es bedurfte ja dann nur, die getrübte Idee, wie sie im Heidenthum war, zurückzuführen auf die reine Schönheit der Idee, wie sie sich im Christenthum gab.

Zweitens ergab es sich von selbst, daß Hymnen der antiken Naturreligion, also auch Hymnen auf die Aphrodite, welche, klassisch schön, Nationaleigenthum waren, nach der Bekehrung zum Christenthum umgedichtet wurden auf Jesus Christus und die Maria. Hat man doch selbst von evangelischer Seite, zur Zeit der Reformation und später, sehr unheilige Volkslieder mit wenigen Strichen und Aenderungen in Kirchenlieder umgesetzt.

Der wunderbare alte Kirchenhymnus: „**Ave maris stella, Dei mater alma**“ (deutsch: „Sey gegrüßet, du Meeresstern, Gottes holdselige Mutter“) scheint allerdings an einen älteren Hymnus auf die aus dem Meer aufsteigende Königin alles Liebreizes, auf die Aphrodite-Anadyomene der griechischen Naturreligion, zu erinnern, aber nothwendig ist diese Annahme nicht. Der Dichter dieses Hymnus kann von Haus aus ein Christ gewesen seyn und braucht nur am Meere gewohnt zu haben, oder seefahrend gewesen zu seyn, so ergab sich es ihm von selbst, die Maria im Bilde eines glanzvollen und lieblichen, aus dem Meer aufsteigenden Sterns anzuschauen.

Die wenigen Züge, in welchen die evangelische Geschichte die Maria zeichnet, reichten hin, ihr in den Augen der Gläubigen eine Würde zu geben, wie außer ihr sie kein Weib hatte. Sie hatte nicht nur das Göttliche empfangen und *geboren*, Jesus Christus, „die Blume aller Menschheit“; sie hatte das Göttliche mit Liebe auch in ihre *Seele* aufgenommen, und dieses zeigte sich an ihrem ganzen Weben und Leben in Bescheidenheit, in kindlicher Demuth, in Seelenadel, Unschuld und lieblichem

Wesen, in innigem Glauben und tiefer Sinnigkeit, in liebevoller Ergebung, mit der sie, als eine Magd des Herrn, wie sie sich selbst nennt, sich von ihrem Gott führen ließ und litt, in Trübsal und Hoffnung, in tiefstem Schmerz und begeisterter Verklärung, in der sie von sich selbst geweissagt: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter." Diese sanftmüthige und starke, durch Leiden verklärte, eben so liebliche als erhabene Mutter Jesu trat ja vor jedem gläubigen Auge in ein höheres Licht, und hob sich hoch hinauf über alle irdischen Weiber, so oft gelesen wurde im Evangelium des Lucas: „Gegrüßet seyest du, Holdselige, der Herr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern."

Schon das zweite und dritte Jahrhundert brachte eine Reihe apokryphischer Schriften hervor, welche sich die Aufgabe gestellt hatten, die „Mutter des Herrn" zu verherrlichen. Die Hochschätzung der Jungfräulichkeit und der Ehelosigkeit, die seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts anschwoll, förderte auch noch mit Anderem die Verehrung der Maria, in welcher das Ideal der Jungfräulichkeit angeschaut wurde, und die Verehrung, welche die Kirche der Jungfräulichkeit an und für sich darbrachte, gipfelte in der Verehrung der Jungfrau Maria, der „Reinen und Unentweihten".

Seit dem vierten Jahrhunderte — so sehr war die Volksvorstellung von Einfluß auf die Kirche — wurde „die immerwährende Jungfräulichkeit der seligen Jungfrau Maria" zum Glaubensartikel; und diejenigen, welche in den Brüdern und Schwestern Jesu, von denen die Evangelien berichten, Kinder der Maria und des Joseph sahen, wurden von den Rechtgläubigen als Verruchte, als „Räuber am Heiligen" behandelt; so selbst von dem Mailänder Bischof Ambrosius. Basilius der Große und die athanasianisch-rechtgläubigen Kirchenlehrer, vorab Hieronymus, häuften Wunder auf Wunder. Die wunderbare Empfängniß bei Jungfräulichkeit des Leibes durch Geisteskraft genügte ihnen nicht; sie behaupteten ein neues Wunder: „auch durch die Geburt der Maria selbst habe sie das leibliche Merkmal der Jungfräulichkeit nicht verloren." Darein wurde jetzt schon der Kern des christlichen Glaubens gesetzt. Daß ein Glauben mit so einem Kern

nicht Stand hielt weder gegen den Islam, noch gegen die Schwerter der nordischen Barbaren, war eine sich von selbst ergebende Folge.

So sehr hatte sich seit einem Jahrhundert die christliche Anschauung der Vernunft abgewandt, und war aus der Wahrheit in die Mythologie zurückgesunken. Wie schön hatte noch Tertullian von der Maria gesagt: „Sie ist Jungfrau und ist nicht Jungfrau"!

Wie der große Kirchenlehrer Tertullian, so faßten auch alle geistigen Menschen in der Kirche, und sogar die alte katholische Kirche selbst, die Maria und ihre Verehrung viel geistiger als Basilius, Ambrosius und andere Dichter die Wunder an und über Maria. Der gesunde Sinn aller Zeiten, unter Katholiken wie unter Protestanten, hat es eingesehen, daß Maria, die Mutter Jesu, die Glorie nicht bedurfte, welche ihr von da und dort angedichtet wurde, und daß sie schöner und höher ist in demjenigen Lichte, welches sie wirklich hatte, welches sie für immer hat und in welchem sie für alle Zeiten leuchten wird.

Es war ein Rückfall in das Heidenthum und ein Anlaß zum Spott für Alle, welche philosophisch dachten in der Zeit und die Mißgriffe christlicher Priester das Christenthum entgelten ließen, daß im Jahre 608 das heitere Pantheon zu Rom, das Agrippa einst, der freigebige Beschützer der Kunst und Wissenschaft, dem Jupiter und allen Göttern geweiht hatte, „der Gottesmutter Maria und allen Märtyrern" geheiligt wurde. So hatte Maria einen Tempel, und zwar den heitersten der Welt in der Weltstadt Rom selbst.

Im fünften Jahrhundert nämlich wurde die Verehrung der Mutter Jesu zum „Marienkultus", zum „Muttergottesdienst". Einer erfand für Maria das Beiwort „Gottesgebärerin". Darüber entstand Streit, langer Streit. Nestorius, Großbischof von Konstantinopel, voll Eifer für die „Rechtgläubigkeit", griff den Einfall, die Maria nicht die „Mutter Jesu Christi", sondern „die Mutter Gottes" von nun an zu nennen, als „ein neues Heidenthum" an. Da bemächtigten sich die beiden großen Bisthümer des Morgenlandes, Konstantinopel und Ale-

zandria, und noch mehr die beiden theologischen Schulen Antiochia und Alexandria, dieser theologischen Frage, an welche sich der Streit über die „zwei Naturen“ in Jesus Christus anhing. Auch dieser lange traurige Streit gehört der traurigsten aller Geschichten, der Dogmengeschichte, an, und half das Erliegen des Christenthums unter den Islam befördern.

Das aber, was sich damals die Kirche nannte, entschied, daß Maria „die Mutter Gottes“ sey.

Dieses Wort wurde gehandhabt von den Theologen, als handelte es sich um den Besitz oder Verlust des höchsten Edelsteins des christlichen Glaubens; und sobald die Kirche jeden Zweifler als Ketzer erklärt und diesen Edelstein der Priesterschaft im Christenthum gesichert hatte, ging sie daran, diesen Edelstein, „die Gottesgebärerin“, so zu fassen, daß er recht leuchte vor den Augen der Gläubigen.

Erhaben über diese Ungeistigkeit der katholischen Priesterschaft einzelner Orte und Zeiten, sah dagegen die Geistigkeit in der katholischen Kirche von Anfang bis heute bei der Verehrung der Maria in ihr nur das Ideal ihres Geschlechtes, das Bild der vollendeten Weiblichkeit, ja das Ideal reiner, vollendeter Menschheit, soweit es der Mensch, mit göttlicher Gnade, von welcher Maria erfüllt gewesen, seyn könne. *)

Noch in neuester Zeit wurde darum von den geistigeren Vertretern der römisch-katholischen Kirche behauptet, dem Feste „Mariä Empfängniß“ liege ganz vorzüglich die Idee zu Grunde, „in der heiligen Jungfrau das Ideal reiner Menschheit zu verehren; was mit Liebe die Gottheit in sich aufnehme, und das Göttliche gebäre, das sey auch ewig aus dem Göttlichen, nicht aus dem Endlichen, an welchem die Sünde hafte. So müsse man die höhere Bedeutung und den tieferen Sinn dieses schönen Festes fassen, sonst entgehe einem Alles an demselben.“ **)

*) So sah es noch in unsern Tagen der liebe- und geistvolle Dr. Franz Anton Staudenmaier an, der unbefangenste und begabteste Vertreter der katholischen Kirche. Er ist jetzt todt und diese Anerkennung gewiß unzweideutig.

**) Staudenmaier, Geist des Christenthums I. 152.

Wie schon der Apostel Paulus Adam und Christus, den ersten Menschen der alten Welt, und den Erstling der neuen Welt, als die beiden Angelpunkte der Menschheitsgeschichte einander gegenüber stellte, so wurde schon Tertullian dadurch darauf geführt, eben so Eva und Maria einander gegenüber zu stellen. In die noch jungfräuliche Eva sey das Wort eingegangen, das der Menschheit den Tod baute. Darum habe auch wieder in eine Jungfrau das Wort Gottes eingehen müssen, welches der Menschheit das Leben baute, damit, wie durch die Weiblichkeit Verderben in die Welt gekommen sey, durch eben diese Weiblichkeit das Heil auch wieder in die Welt komme. Wie Eva der Schlange geglaubt habe, so habe Maria dem Boten vom Himmel geglaubt. Was jene durch ihr Glauben gesündigt habe, das habe diese durch ihr Glauben ausgelöscht. Und wie Eva den Brudermörder empfangen und geboren habe, so habe Maria den geboren, welcher der Erlöser der Menschheit sey, und dessen Erlöser auch seyn werde, welcher dem Fleische nach sein Bruder sey, und der da Israel heiße, jüdisches Volk.

Der Kirchenlehrer Augustinus folgte diesem Vorgang des Tertullian, aber auch der schon in seiner Zeit herrschend gewordenen Mariaverehrung.

„Der Tod," sagte er, „ist durch ein Weib in die Welt gekommen, und das Leben ist wiederum durch ein Weib erlangt worden. Eva war Ursache unseres Verderbens, Maria hat uns das Heil geboren. Jene hat der Verführer, dem sie folgte, in den Untergang gestürzt; diese blieb in ihrer Unschuld und gebar den Erlöser. Jene nahm das Gift, das ihr die Schlange darbot, und reichte es ihrem Manne, wodurch beide dem Tod unterworfen wurden. Diese wurde mit der Gnade des Himmels erfüllt, und brachte das Leben hervor, wodurch unser sterbliches Wesen wieder erhoben wird."

Gewiß sind diese wenigen Zeilen, in welchen Tertullian und Augustin über Dasselbe sprechen, kennzeichnend für den feineren Sinn des Ersteren und für den gröberen des Letzteren. So hoch steht der Montanist Tertullian über Augustin, dem Rechtgläubigen, in der zarten und geistigen Auffassung schöner Weib-

lichkeit. Wessen Anschauungs- und Ausdrucksweise dem Urchristenthum näher stehe, darüber kann kein Zweifel seyn. Nicht der spätbekehrte Heide Tertullian trug den zarten Hauch in das Christenthum hinein; sondern der zarte Hauch ging von dem Christenthum über auf den Heiden Tertullian, welcher Punier und Römer zugleich war. In solcher Schönheit und Zartheit wirkte der Geisteshauch des jugendlichen Christenthums auf Tertullian: wie roh erscheint dagegen Augustin, welcher, dem Frühlingshauch der Christus-Religion weitab ferner, bei seinem Uebertritt ins Christenthum allen Einflüssen der Bischofskirche und der in der Christenheit neu eingesessenen Priesterschaft verfiel!

Dennoch rang er sich zu dem höheren Gedanken empor, daß „die heilige Jungfrau, wie sie wahrhaft Mutter Jesu Christi nach dem Fleische sey, so im geistigen moralischen Sinne auch die Mutter aller Derer genannt werden müsse, welche Glieder des Leibes Christi seyen, Mutter folglich der Christenheit."

Der Kirchenlehrer Bernhard, der zwar erst im späteren Mittelalter lebte, hat noch anziehender die Vergleichung zwischen Adam und Christus, Eva und Maria durchgeführt. So spät der Zeit nach diese seine Anschauung ist, so gibt er doch nur die seit ältester Zeit in der Kirche lebendige Anschauung, nach welcher Adam der Stammvater des Fleisches und der Sünde, Christus aber der Stammvater des Geistes und des verklärten Lebens ist; und nach welcher die Menschheit eine zweifache Stammmutter hat, nämlich Eva als die Mutter des Fleisches, der Sünde und des Todes, und Maria als die Mutter Dessen, der die Wahrheit, das Licht und das Leben ist.

Darum schloß sich nach eben dieser altkirchlichen Ansicht, die ganz biblisch war, an den Fall der ersten Mutter sogleich die Verkündigung der zweiten reineren, größeren, jungfräulichen Mutter an, mit der Weissagung einerseits, daß des Weibes Same der Schlange den Kopf zertreten, und andererseits, daß eine Jungfrau denselben Feind, durch welchen die erste Mutter fiel, überwinden werde. Die altkirchliche Anschauung knüpfte die Verheißung 1 Mos. 3, 15. und die Weissagungen 4 Mos. 24, 17. Ps. 132, 11. Jes. 7, 14. und 11, 1. innig zusammen. Der

Stern, der aus Jakob hervortrat, das Scepter, welches aus Israel stieg, und die Jungfrau, welche den Sohn gebar, in welchem „Gott mit uns" (Immanuel) erschienen ist, — das war das Licht, worin Maria leuchtete.

Diese Marienverehrung trat in ihrer vollen weltgeschichtlichen Bedeutung erst hervor bei den Völkern, welche das Christenthum in die Erziehung zu nehmen hatte.

Gerade diese kirchliche Vorstellung von der Weihe der Weiblichkeit und von dem Ideal derselben, der Maria, fand in der Frauenverehrung der germanischen Naturvölker ein sich verwandtes reines Element. Das eine kam dem anderen entgegen, um sich innig zu vermählen, und dieses geweihte weibliche Ideal, in religiöser Glorie, hat auf die Bildung der germanischen Welt unberechenbaren Einfluß geübt, unendlich mehr, als die dürre Historik oder die von der Entartung des Marienkultus verletzte protestantische Gläubigkeit auch nur zu ahnen vermag.

Die Liebe zur himmlischen Jungfrau und die damit kirchlich zusammen gebrachte und geweihte Verehrung der irdischen Frauen thaten beide zusammen viel, die ungeheuerlich rohe Kraft der in der Völkerwanderung begriffenen Gothen, Franken und Sachsen, die Wildheit des mittelalterlichen Ritterthums, zu mildern, und sanftere Regungen zu wecken, eine menschlichere Gesinnung und edlere Sitte.

Das ist der tiefere Sinn der Marienverehrung im Mittelalter.

Drittes Kapitel.

Die ersten christlich-germanischen Völker.

Barbaren in Bezug auf Wissenschaft und Kunst waren diese wandernden Germanen, aber ohne Barbarei des Herzens. Sie standen auf der ersten Stufe der Bildung, aber sie waren großherzig und voll tiefen sittlichen Adels, dabei an Bildungsfähigkeit so reich, daß sie darin den alten Griechen, ihren Stammver-

wandten, glichen, ganz außerordentlich begabt mit Kräften des Leibes, des Geistes und des Gemüthes, wie sie nöthig waren, um durch Vermischung mit den gealterten Völkern des römischen Reiches diese neu zu beleben, und für Europa, ja für die Menschheit den Anbruch eines neuen Weltalters zu eröffnen. Sie haben in Staat und Religion, in Kunst und Wissenschaft, im häuslichen und gesellschaftlichen Leben Europas Alles in einen neuen Fluß gebracht, Ton und Farbe Allem gegeben, die Richtung des gesammten Völkerlebens bestimmt während des Mittelalters, und die neue Zeit eingeleitet, in deren Anfängen wir heute stehen, und welche weltumgestaltend fortschaffen und wirken wird im Geiste urchristlicher Freiheit.

Losgerissen durch die Stürme der Völkerwanderung von ihren bisherigen Sitzen und den Stätten ihrer alten Heiligthümer, waren diese germanischen Völkerschaften in einen großen vielverschlungenen Wanderzug gerathen, vorwärts gedrängt von anderen barbarischen Völkerhorden, namentlich von den Hunnen, welche wegen Uebervölkerung und in Folge religiöser Kämpfe im hintern Asien in Bewegung und auf dem Zuge waren, neue Sitze sich zu suchen. Aus dem Nordosten schoben sich die germanischen Völker nach Ost, Süd und West vor, größtentheils noch heidnisch, und ein ausgezeichneter Gelehrter*) hat von ihnen gesagt: „Sie waren Heiden von dem edelsten Stoff, und im größten welthistorischen Nachbilde haben sie die Geschichte der Wanderung der Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem wiederholt."

Zu viel gesagt ist es freilich, wenn derselbe hinzusetzt: „Wurden sie auch, namentlich von den Hunnen, geschoben und von der Hoffnung auf glänzende Beute gezogen, reizte auch die schöne Erde der südlichen Sonne ihr Auge, so war es doch auch eine tiefere Sehnsucht nach der christlichen Kultur des Südens, eine Ahnung ihrer künftigen großen christlichen Bestimmung, welche sie mit in Bewegung setzte."

Weder aus „Sehnsucht nach der christlichen Kultur", noch

*) Professor Dr. Lange, in Gelzers prot. Monatsblättern. Februar-Heft 1853.

weil sie eine „Ahnung ihrer großen christlichen Bestimmung“ hatten, wanderten sie; sondern nur ein völlig dunkler Instinkt war es, was sie unter Anderem in Bewegung brachte, sie, die schon von andern Völkern vorwärts Bewegten, daß sie weiter und weiter zogen bis ans Meer nach Süden, und bis ans Meer nach Westen, und hinüber übers Meer auf die Nordküste Afrikas.

Es war hier in einer Nation der „*geniale Instinkt*“, ganz so, wie dieser Instinkt in den einzelnen genialen Menschen wirkt. Unbewußt treten solche Menschen und solche Nationen in die Bahnen ein, in welchen zu wirken ihnen die Vorsehung voraus bestimmt hat: sie haben zwar den Drang dazu, aber nicht die Ahnung davon in sich, was aus ihnen werden soll. Nach Gottes Plan und Fügung kommen solche Menschen und solche Völker, im Anfang ohne irgend eine Bewußtheit dieser ihrer Bestimmung, den Bedürfnissen der Zeit und der Menschheit entgegen.

Mit Bewunderung dieser höheren Fügung steht man stille vor den Wegen, auf welchen das Christenthum als Arianismus zuerst zu demjenigen großen germanischen Völkerverein kam, welcher dem christlichen Byzanz zunächst, zwischen dem Dniester und der Theiß, saß: nämlich zu den *Ost- und West-Gothen*.

Viertes Kapitel.

Wulfila (Ulfilas).

Die ursprüngliche Lehre des *Arius* ging streng auf die heilige Schrift zurück, und so war es einfaches Schriftchristenthum, was zuerst zu den Germanen kam, und zwar zu den Gothen.

Die „Rechtgläubigkeit“, die Bischofs- und Priesterkirche, suchte den Laien die heilige Schrift aus den Händen zu spielen, und hatte den Kaiser Theodosius zu einem Gesetz veranlaßt, nach welchem bei schwerer Strafe kein Laie oder Geistlicher an öffentlichen Orten über streitige Glaubenslehren sprechen durfte. Und im Jahre 395 hatten die Priester der Rechtgläubigkeit dem Kaiser

Arkadius das Gesetz entlockt: „Ketzer sind die, welche, wäre es auch in geringen Dingen, von dem Urtheile der katholischen Religion und dem rechten Weg abweichen."

Arius und die Arianer hatten ihren Grund und Fuß gerade auf der heiligen Schrift; sie gaben die heilige Schrift in die Hand des Laien, und nichts als die heilige Schrift wollten die Arianer gelten lassen in jeder Art von Glaubensfragen.

Das ist der bisher so sehr übersehene Punkt in der Stellung des Arianismus zur katholischen Kirche.

Der Arianismus hält die Bibel in der Hand, und gibt die Bibel den Laien. Die Frage über die Wesensgleichheit oder die bloße Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, in welcher der Arianismus von der rechtgläubigen Kirche abwich, ist etwas ganz Untergeordnetes in der Weltgeschichte gegen die geschichtlichen Thatsachen, daß der Arianismus dem Volke die Bibel in die Hand gab, und daß schon, durch den Arianismus vermittelt, gleich nach der Mitte des vierten Jahrhunderts — eine deutsche Bibelübersetzung, und zwar eine Uebersetzung ausgezeichnetster Art, unter den gothischen Völkerschaften das Christenthum verbreiten half.

Dadurch geschah es, daß gothische Fürsten „vor den Schlachten beteten, und vom Gebet zur Schlacht aufstanden; daß ihr Volk auf seinen Zügen Zeltkirchen mit sich führte, und in den Schlachten die heilige Schrift sich vortragen ließ; daß sie den Besiegten Eide auf das Evangelium leisteten und um so treuer hielten."

Der Mann, welcher die heilige Schrift seinem Volk in dessen Muttersprache verdeutschte, war Wulfila, oder, wie diesen Namen die Griechen sprachen, Ulfilas.

Bei den Raubzügen, welche die Gothen nach der Mitte des dritten Jahrhunderts in die Gränzlande des römischen Reiches machten, wurden auch Christen und darunter namentlich mehrere Geistliche gefangen mit weggeführt. Ihre ehrwürdige Erscheinung soll auf die einfachen Gemüther dieser Söhne des Nordens einen tiefen Eindruck gemacht haben, und dieser außerordent-

lich geworden seyn, als diese christlichen Geistlichen bloß durch Nennung des Namens Christi Kranke geheilt und böse Geister ausgetrieben haben. Ein Nachkomme jener christlichen Gefangenen, welche das Christenthum unter die Gothen brachten und bei ihnen blieben, soll Wulfila gewesen seyn; als der Wohnsitz aber seiner Voreltern vor ihrer Wegführung wird der kappadocische Ort Sabagolthnia, in der Nähe der Stadt Parnassus, genannt.

War schon ein gothischer Bischof auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, so wuchs die Christenzahl unter den gothischen Völkerschaften, zu welchen auch die Vandalen, Gepiden und Heruler, die Burgunder und Longobarden gehörten, erst recht durch Wulfila.

Bis in sein dreißigstes Lebensjahr war der um das Jahr 318 jenseits der Donau geborene Wulfila Vorleser in einer christlichen Gemeinde; da weihten ihn, im Jahre 348, die Arianer zum Bischofe der gothischen Kirche. Wegen des Christenthums brach Zwiespalt unter den Gothen aus. Der Gothenfürst Athanarich, der selbst Heide blieb, warf sich mit den heidnischen Gothen feindselig auf die christlichen Gothen, welche der andere Fürst der Westgothen, Frithigern, noch ehe er selbst Christ wurde, beschützte.

Viele christliche Männer und Frauen starben in dieser Verfolgung den Märtyrertod. Eine große Zahl christlicher Westgothen führte Wulfila auf römischen Boden hinüber, wo sie von Kaiser Konstantius freundlich aufgenommen wurden und in den Gebirgsthälern des Hämus und um das heutige Nikobi herum sich ansiedelten. Während später die übrigen West- und Ostgothen ihren Wanderzug theils nach Italien, theils nach Frankreich und Spanien fortsetzten, blieben diese christlich-gothischen Thalleute am Fuße des Hämus sitzen, und lebten von Viehzucht und wenig Getraidebau, von Wald und Waide.

Hier am Fuße des Hämus war es auch, wo Wulfila seine Bibelverdeutschung vollendete. Er schrieb sie mit Buchstaben, welche meist aus dem römischen und griechischen Alphabet genommen waren. Nur der kleinere Theil der Buchstabenschrift, in welcher Wulfila's Bibelverdeutschung geschrieben ist, war der altgermanischen Buchstabenschrift, der Runenschrift, entnommen, in

deren Besitz die Gothen lange vor der Einführung des Christenthums waren. Durch diese Bibelverdeutschung des Wulfila wurde das Christenthum auch unter den Ostgothen heimisch, die zwischen dem Dniester und der Theiß saßen, und überhaupt dem Christenthum unter den Germanen die wahre, dauernde Grundlage gegeben.

Drei und dreißig Jahre noch lebte Wulfila unter seinen christlichen Landsleuten in den Hämusthälern. Im Jahre 360 hat er auf der Kirchenversammlung zu Konstantinopel das arianische Glaubensbekenntniß mit unterzeichnet. So wenig als Marcion und Arius, war Wulfila dem Sektenwesen hold; er wollte, wie diese, nur die eine untheilbare Kirche Christi, aber in dieser die Geistesfreiheit der auf der heiligen Schrift fußenden Ueberzeugung. Noch vor seinem Hingang hinterließ er seinen Gothen ein Glaubensbekenntniß.

Dieses Glaubensbekenntniß des Wulfila, an dessen Spitze er ausdrücklich sagt, daß er so sein ganzes Leben hindurch geglaubt habe, ist zugleich für uns ein Denkmal dessen, was die ächten Arianer geglaubt haben. Ganz im Geiste des Arius nennt Wulfila in diesem Glaubensbekenntniß Gott den Vater, den Einigen und Untheilbaren; und den heiligen Geist nennt er „die Kraft, welche erleuchtet und heiligt"; der heilige Geist sey „selbst weder Gott noch Herr, sondern ein Diener Christi und dem Sohn in Allem untergeben und gehorsam, wie der Sohn in Allem untergeben und gehorsam sey dem Vater, dem immerdar heiligen."

In den Jahren 370—372 kam durch die heidnischen Gothen eine abermalige Verfolgung über die christlichen Gothen. Viele der letztern flüchteten sich über die Donau, ja bis zum Euphrat. Viele aber auch fielen als Märtyrer: sie wurden in den Fluß versenkt, oder lebendig in ihren Zelthütten verbrannt. Athanarich, der heidnische Gothenfürst, verlangte Verehrung eines Götzenbildes, das er auf einem Wagen auch an den Zelten der christlichen, wie an denen der andern, der heidnischen Gothen, herumfahren ließ. Wer das Götzenbild nicht verehrte, wurde in seiner Zelthütte verbrannt. So sollen namentlich viele christliche Gothen, zusammen in einem großen Zelte, verbrannt worden seyn, dessen sie sich statt eines Gotteshauses zur Andacht bedienten, und ebenso

vierzig christliche gothische Jungfrauen bei Berôa als Opfer gefallen seyn.

Frithigern war inzwischen selbst Christ geworden. Die Hunnen brachen plötzlich über die Wolga hervor, drängten die Ostgothen nach dem Westen, die heidnischen Westgothen unter Athanarich in die Gebirge, die christlichen Westgothen unter Frithigern über die Donau nach Thracien und Dacien. Auch Wulfila war mit diesen christlichen Gothen und mit Frithigern hinüber gegangen. Die Habgier der römischen Statthalter reizte Frithigern und seine Gothen zu Raubzügen, Kaiser Valens trat ihnen mit einem römischen Heer entgegen, und bot ihnen bei Adrianopel die Schlacht. Frithigern sandte „seinen vertrautesten christlichen Priester", offenbar den Wulfila, zum Kaiser, um gegen ein ewiges Bündniß für seine Gothen feste Wohnsitze in Thracien zu erlangen.

Wulfila hatte als Verkünder des Evangeliums durch Leben und Lehre die Herzen seiner Gothen so für sich gewonnen, daß sie von ihm zu sagen pflegten: „Was Wulfila thut, ist gut und muß zum Heile ausschlagen. Wulfila kann nichts Böses thun." Eben so hoch hielt ihn Kaiser Valens. Der nannte Wulfila „den Moses der Gothen".

Darum ehrte Valens auch jetzt den Gothenbischof, der als Friedensfürst ins Kaiserlager kam, hoch, war aber voll Lust zum Schlagen, in der Einsicht, daß diese Barbaren dem Römerreich höchst gefährlich seyen. Darum eröffnete er, ohne die von Wulfila überbrachten Friedensanträge anzunehmen, in der Frühe des neunten Augusts im Jahre 378 die Schlacht. Zweimalhunderttausend waffenfähige Männer standen auf gothischer Seite dem Byzantiner gegenüber, zwar nicht alle hier in der Schlacht, aber ganz nahe beisammen, um ihre schlagenden Brüder abzulösen.

Frithigern, von Wulfila geleitet, bot während der Schlacht noch einmal Frieden an; umsonst. Mit der einbrechenden Nacht war die Niederlage der Byzantiner entschieden, der Kaiser lag tödtlich verwundet in einer Hütte, und ging darin mit seinem ganzen Gefolge in Flammen auf; von den Gothen verbrannt, weil er Blutvergießen statt zweimal gebotenen Sühnevertrags gewählt; von den rechtgläubigen Athanasianern verhöhnt, welche

dieſe Verbrennung ein Gottesgericht dafür nannten, daß er, der Arianer, ſo viele Seelen dem ewigen Feuer überliefert habe. Bis zu den Mauern Konſtantinopels ging damals das Strafgericht Gottes durch die Gothen über Rechtgläubige und Unrechtgläubige.

Siebenzig Jahre war Wulfila alt. Auf einer erſten und zweiten Kirchenverſammlung hatte er vergeblich das Kreuz Chriſti emporgehalten, um Frieden der arianiſchen Anſchauungsweiſe, Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit im Glauben zu erringen, gegen die Verfolgungs- und Verdammungsſucht der athanaſianiſchen Rechtgläubigen. Der Kaiſer Theodoſius ſagte ihm auch eine dritte Kirchenverſammlung zu, um neu zu unterſuchen, ob die Arianer aus allen bisher von ihnen innegehabten Kirchen durch Staatsgewalt vertrieben werden ſollten. Als Theodoſius die gegebene Zuſage zurücknahm, da brach dem Wulfila das Herz, er erkrankte und ſtarb in Konſtantinopel im Sommer 388. Alle verſammelten Biſchöfe, ohne Unterſchied der religiöſen Farbe, folgten ſeinem Leichenbegängniß und eine ungeheure Zahl von Laien.

Ein unvergängliches Denkmal ſeines Verdienſtes iſt bis auf unſere Tage gekommen, ſeine gothiſche Bibelüberſetzung. Und zwar war es die ganze heilige Schrift, die er ſeinen Landsleuten in der Mutterſprache in die Hand gegeben hatte. Die Sachkenner ziehen dieſe Bibelverdeutſchung des Wulfila den älteren egyptiſchen, ſyriſchen und lateiniſchen Ueberſetzungen vor und bewundern den treuen Anſchluß an den griechiſchen Urtext des *neuen* Teſtamentes. Von ihm hat man auch noch Bruchſtücke einer größeren arianiſchen Auslegung des Evangeliums des Johannes in gothiſcher Sprache.

Fünftes Kapitel.

Wunderkraft des Chriſtenthums an den Vandalen und andern Gothen.

Noch ehe Wulfila ſtarb, ſah er eine Reihe gothiſcher Völkerſchaften unter dem Kreuz Chriſti verſammelt. Die umbildende,

mildernde, sänftigende und vermenschlichende Gotteskraft des Evangeliums zeigte sich in schöner Weise als eine Wunderkraft selbst an den wilden Vandalen, den zuvor ungeschlachtesten unter allen Gothen. Zwar zeichneten von Haus aus die Germanen, und auch die ungebildetsten Stämme unter ihnen, sich löblich aus vor Hunnen und Slaven; es war ein großer Unterschied, obgleich alle drei Heiden waren. Das Wüste der Wildheit, das eigentlich Rohe, das Geist- und Seelenlose, und darum Unempfängliche, wie es Hunnen und Slaven zeigten, hatten die Germanen nicht, auch jene Germanen nicht, welche, vom Sturm der Völkerwanderung aufgewirbelt, über die civilisirte Welt sich warfen.

Weil sie empfänglich waren, übten Bildung und Heiliges, wo Beides ihnen entgegentrat, auf sie einen überwindenden Zauber aus. Noch im späteren Mittelalter zeigt derjenige Theil der Germanen, welcher den Bildungsmitteln ferner stand, eine Gewaltigkeit ungebrochener Naturkraft und Leidenschaft: wie muß diese erst in der Sturmzeit der Völkerwanderung gewesen seyn! Und doch liest man schönste Züge von Milde und Weichheit, von Empfänglichkeit für die Macht, welche Frauen und Heiligthümer auf die Gothen übten.

Kann der Kirchenlehrer Augustinus die Milde des Gothenkönigs Alarich, des Arianers, bei der Einnahme Roms rühmen, obgleich dieser durch einen hinterlistigen Angriff aufs Aeußerste gereizt war, so heben sich dabei einzelne Thatsachen noch besonders hervor.

Einer von Alarichs Gothen kam in ein Haus in Rom, um zu plündern. Da fand er eine Jungfrau, begehrte von ihr Gold und Silber, that ihr aber kein Leid. Die Jungfrau brachte ihm willig silberne und goldene Gefässe, herrlich anzuschauen. Ueberrascht durch die Schönheit der Gefässe, fragte der Kriegsmann, woher sie solche habe. Das benützte die Jungfrau mit weiblicher Klugheit, und sagte, diese Gefässe gehören dem heiligen Petrus. Ohne Weiteres eilte der Gothe zu Alarich und meldete ihm das. Alarich befahl auf der Stelle, diese Gefässe dem heiligen Petrus zurückzugeben. Gothen trugen, geschützt von einer Gothenabtheilung, die angeblichen Kirchenschätze zur Peterskirche. Unter

immer wachsendem Zuge von Gothen und Römern, von Loblieder singenden Christen und von Heiden wurden sie zur Kirche gebracht.

In die Kirche des heiligen Paulus, wie in die Peterskirche, wohin sich Heiden und Christen retteten, sah man bewaffnete Gothen Wittwen und Waisen schützend geleiten, in den ersten Stunden der Erstürmung der Stadt. Welche Gräuel kennt man, die von christlichen Offizieren und Soldaten in unserem Jahrhundert bei der Einnahme von Städten und Dörfern geschahen! und Niemand wird es wundern, daß es auch unter Alarichs Leuten wildere Gesellen gab. Ein solcher hatte einem schönen Weib in der erstürmten Stadt Gewalt anthun wollen, sie vertheidigte sich, und bot, entschlossen, lieber das Leben, als die Ehre, zu lassen, ihren schon verwundeten Nacken dem gereizten, wilden Krieger zum Todesstreiche dar. Dieser Seelenadel der *keuschen* Frau berührte den Gothen im Innersten plötzlich mit solchem Zauber, daß er sie verehrte, daß alle böse Lust in ihm wich, daß er sie selbst zur Peterskirche führte, sie den Hütern derselben übergab und noch sechs Goldstücke hinterlegte, damit sie wohl verpflegt werde.

Ja selbst heidnische Gothen, welche anderswo, früher, die Kirchenthüre „mit der Streitaxt einschlugen, und die Kirche selber zu plündern und da und dort zu wüsten anfingen, hörten damit auf, daß sie ihre Kniee beugten vor den mit Schutt umgebenen Altären."

So schöne Züge der Empfänglichkeit für das Heilige in den Frauen und in der Religion finden sich auch bei der Eroberung Frankreichs und Spaniens; bei der Eroberung von Bordeaux im Jahre 456 schonten die Westgothen der Gefangenen auf jede Weise. Als Totilas, der Heerführer und König der Ostgothen, im Jahre 546 Rom überrumpelte, erließ er vor Allem den Heerbefehl, der Frauen zu schonen. Zugleich ließ er die ganze Nacht die gothischen Kriegshörner blasen, damit die Bürger sich verborgen halten oder in die Kirchen retten konnten. So edel waren die Gefäße und so veredelnd wirkte in diesen Gefäßen das Christenthum, und zwar das arianische Christenthum.

Unter den Germanen gewann der Arianismus vorzüglich dadurch an Stärke, daß, im Gegensatz zu der romanischen Bevölkerung und zum römischen Wesen, das Festhalten an der arianischen Auffassung des Christenthums zugleich als ein Festhalten an der germanischen Nationalität sich herausstellte. Der Germane war Arianer, der Romane war katholisch, und so verschmolzen sich Religiöses und Nationales zu einer Einheit gegen das römisch-katholische Wesen.

Es war aber noch ein tieferer Grund, warum der Arianismus den reinen, vom Zauber der römischen Kultur noch nicht verführten und in das Joch der Priesterkirche noch nicht künstlich verlockten Germanen anzog, und das römisch-katholische Wesen abstieß; ein Grund, der bisher nicht beachtet wurde.

Bei den Germanen gab es keine Priesterkaste. Das priesterschaftliche Element war der germanischen Natur von Haus aus zuwider; und wäre zuerst gleich das Christenthum in Form und Gestalt des Kirchenfürstenthums, der Hierarchie, gekommen, so hätte außer allem Zweifel die jeder Priesterherrschaft feindliche Natur und Gewohnheit diesen ihnen widerwärtigen Stoff, nämlich eben die Priesterherrschaft, und damit zugleich das Christenthum selbst, mit energischem Widerwillen von sich gewiesen, zurück- und ausgestoßen.

Der Arianismus aber war in seinem ursprünglichen Geist dem „Kirchenfürstenthum" nicht bloß abhold, sondern Gegner desselben. Der Arianismus stützte sich auf den urevangelischen Grundsatz der Gleichheit und Brüderlichkeit Aller, auf das Volk. Die arianischen Geistlichen waren keine Priester der Bischofskirche, und die arianischen Bischöfe, d. h. die, welchen ihre Religion ein Ernst war, waren keine Kirchenfürsten, sondern Bischöfe im Sinne der apostolischen Zeit, Seelenhirten, die, obwohl führend und leitend, doch „gleichheitlich" mit allen ihren Glaubensgenossen sich fühlten und benahmen.

So war Wulfila, so, die neben und unmittelbar nach ihm wirkten. Darum konnte nur unter der Gestalt des Arianismus das Christenthum Eingang finden bei den Germanen. Und darum hat es Gott so geordnet, daß das Christenthum

arianiſch war, als die Germanen in Berührung mit ihm kamen und es annahmen.

Unter den vielen, durch Ueberlieferung fortgepflanzten, gelehrten „Schrullen“ iſt auch die bisher gäng und gäbe geweſen, der Arianismus „ſey unvermögend geweſen, die Keime zu befruchten, zeugungsunfähig, geiſtig impotent. Das Feſthalten des Arianismus ſey identiſch geweſen mit dem Fernhalten der Kultur.“

So etwas ſprach und ſchrieb man nach bis auf unſere Tage, im Angeſichte eines Wulfila, ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen und Erfolge; im Angeſichte des ſittlich-chriſtlichen Lebens, wodurch die arianiſch-chriſtlichen Germanen, ſo jung-chriſtlich ſie waren, die alt-chriſtlichen katholiſchen Romanen ſo unendlich beſchämten, ſelbſt diejenigen, in deren Mitte der große Chryſoſtomus und der heilige Auguſtinus lehrten und wirkten. Das ſpricht man und ſchreibt man ſo, einer dem andern, nach, gerade wie man es, einer dem andern, nachſpricht und nachſchreibt, und zwar im Angeſichte der die ganze gleichzeitige Chriſtenwelt beſchämenden Sarazenenbildung am Ebro und Euphrat, der Islam ſey geiſtig impotent, zeugungsunfähig, mit dem Fernhalten der Kultur identiſch geweſen.

Wahr iſt es, die arianiſche Auffaſſung des Chriſtenthums war nicht vermögend, die morgenländiſche Chriſtenheit zu einer Wiedergeburt zu führen; aber der Katholizismus hat das noch viel weniger vermocht, und, daß der Arianismus ſeine Kraft im Morgenlande nicht völlig geltend machen konnte, daran war eben Niemand ſchuld, als der Katholizismus, oder richtiger geſagt, die katholiſche Prieſterſchaft mit ihrer Verfolgungsſucht und ihrem Druck und ihrem ewigen Streit und Zwieſpalt.

Eben ſo wahr iſt es, der Arianismus war kein Boden für Theologen und Dogmatiker, für dogmatiſche Spitzfindigkeiten, welche man „Geiſtestiefe des Katholizismus“ genannt hat, und für theologiſche Klopffechtereien, welche man „Geiſteskraft“ genannt hat; aber er war ein Boden für ein ſittlich-chriſtliches Leben, für Einfachheit und Reinheit der Sitte, die freilich in ihrer ſchonungsloſen Strenge der Ueberverfeinerung der katholiſchen

Christen in Karthago als Ungeschlachtheit, Rohheit und Barbarei vorkam.

Die „Prediger" der arianisch-christlichen Germanen waren in Vielem unwissend, was die „Priester" der katholischen Kirche Wissenschaftlichkeit nannten. Aber unwidersprechliche Thatsache ist: die christlichen Gemeinden jener arianischen Prediger, die für ketzerisch galten, waren in einer ringsum lüderlichen Zeit ein wahres Muster eines sittenreinen Lebens, und wenigstens die Stadtgemeinden der katholischen Kirche waren traurigste Muster des äußersten Grades nicht bloß eines unchristlich, sondern eines unmenschlich sittenlosen Lebens. Und es war, wie es die Vorsehung ordnete, durchaus eine Nothwendigkeit, daß, nach dem Zurücktreten des Montanismus in der abendländischen Christenheit, der Arianismus in Gefässe germanischer Naturkraft kam, um Italien, Gallien, Spanien, Afrika „von Unflath zu säubern", wie ein redlicher katholischer Schriftsteller der Zeit es ausgedrückt hat.

Wo wirkten die Schriftsteller und Kirchenfürsten der katholischen Kirche, der heilige Augustin und seine Gesinnungsgenossen? In Afrika. Wo war das Sittenverderben in Stadt und Land fürchterlicher in den Jahrhunderten des vollen Sieges der Rechtgläubigkeit und der „nicänischen Tiefe und Geisteskraft", als eben in Afrika, wo der heilige Augustin als Bischof saß und völlig unvermögend war, auf die Wiedergeburt der katholischen Christenheit fruchtbar einzuwirken?

Wie sehr die germanischen Heiden, und vollends die germanisch-arianischen Christen, besser waren, dafür zeugt der fromme und strenge Salvianus, Aeltester an der Kirche zu Marseille, ein Zeitgenosse, in seinem Buche „von der Vorsehung".

„Wie im untersten Schiffsraum sich aller Unrath sammelt, so sind die Laster der ganzen Welt auf die Sitten der Afrikaner übergegangen. Ich kenne keine Schändlichkeit, welche nicht bei ihnen herrschte, während doch heidnische und rohe Völker neben heimischen Gebrechen auch lobenswerthe Eigenschaften besitzen. — Die Afrikaner dagegen haben fast nur Schlechtigkeiten an sich. Ich sehe Karthago, den Sitz der Regierung, erfüllt mit den

Lastern aller Städte, allen Schändlichkeiten dienstbar; ich sehe Menschen, welche an Unthaten mit einander wetteifern, die einen in der Habgier, die andern in der Völlerei und Unreinigkeit; jene mit Kränzen geschmückt, diese von Salben duftend, alle aber entnervt durch alle Arten von Ueppigkeiten. Man sollte die Menschen nicht für vernünftige, ihrer Sinne mächtige Wesen, sondern für tolle und besessene Knechte eines ununterbrochenen Sinnenrausches halten. Aber hier bleibt das Laster nicht stehen. Wer denkt nicht an die Beraubung der Waisen, den Druck der Wittwen und Armen, welche täglich zu Gott um das Ende ihrer Leiden flehen und bisweilen in der Bitterkeit ihres Herzens das Kommen der Feinde herbeiwünschen? — Auch hat Gott endlich gegönnt, daß Alle den Untergang durch die Heiden erlitten. Jedoch lassen wir das, weil Gleiches beinahe im ganzen römischen Reiche begegnet, und wenden uns nur an eine kurze Schilderung der örtlichen Uebel. Haben nicht Unkeuschheit und Laster allein für den Untergang Afrikas hingereicht? War nicht die Stadt voll von Schmutz, jede Straße und Gasse ein Bordell? Alle Wege und Stege hatte das Netz der Wollust umgarnt; selbst der Unschuldige mußte hineingerathen. Die ganze Bevölkerung Karthagos hatte den Kothgeruch ihrer unreinen Lüste an sich — —.*) Das alles sah die ganze Stadt, und blieb still; das Volk sah es, und klatschte; der Richter sah es, und ließ es geschehen."

So schildert Salvianus, der Augenzeuge, die sittlichen Zustände in der rechtgläubigen Hauptstadt eines Großbisthums, und schließt mit dem Zeugniß für die Vandalen. Diese Eroberer und sogenannten Verwüster Afrikas haben sich nicht nur nicht bei ihrem Eintritt in das Land in den Pfuhl dieser Laster gestürzt, sondern inmitten der Ueppigkeit und des Ueberflusses rings umher sey kein Vandale weichlich geworden; jeder habe geschauert vor dem unlautern Umgange mit Männern und vor der Leichtfertigkeit mit Weibern, vor den Schlupfwinkeln und Werkstätten der Wollüste; sie haben Stadt und Land gesäubert, und alle unver-

*) Hier unterdrücken wir die ärgsten Laster der rechtgläubigen Christen, die Salvianus nennt.

heiratheten Unzüchtigen genöthigt, zu heirathen, Männer wie Weiber.

Das thaten die arianiſch-chriſtlichen Germanen, und zwar die verſchrieenſten unter ihnen, die Vandalen, an den Chriſten und Chriſtinnen des tiefrechtgläubigen Karthago; und dieſen Letzteren dünkte das „grauſam und barbariſch".

Sechstes Kapitel.

Chryſoſtomus und ſeine Miſſion für den Katholizismus unter den Gothen.

So war es nicht ſowohl eine „Verfolgung", die der Arianismus gegen den Katholizismus übte, als vielmehr eine „Züchtigung" und „Säuberung", welche die wilden, aber ſittenſtrengen Vandalen ausführten, die noch aus Heiden und arianiſchen Chriſten gemiſcht waren, eine Verfolgung der Laſter in Stadt und Land der Katholiken, ein von Salvianus als ſolches anerkanntes Gottesgericht.

Ebenſo war es vorzugsweiſe der Despotismus, in welchem prieſterſchaftliche und fürſtliche Herrſchſucht zuſammenwirkten, was fortwährend den Freiheitsſinn der Germanen von ſich abſtieß.

Noch in den großen und langen Kämpfen zwiſchen Karl dem Großen und den Sachſen, ja noch im ſpäteren Mittelalter in den Vertheidigungskriegen der Slaven, war es nicht das Chriſtenthum an und für ſich, nicht die Religion Jeſu Chriſti, gegen was die heidniſchen Völker ſich ſträubten, ſondern das Joch der Knechtſchaft, welches ſie überall auflegen ſahen, wo das römiſch-katholiſche Prieſterthum bekehrend auftrat. Der Königsdespotismus, die Lehenherrſchaft des Königsgefolges, und die Prieſter- und Mönchsherrſchaft zeigten ſich in der römiſch-katholiſchen Kirche mit einander eng verbündet. Wohin das katholiſche Chriſtenthum getragen wurde, dahin kamen auch dieſe Drei.

Daher die Abneigung der germaniſchen Heiden gleich vornherein, und vollends der arianiſchen Chriſten unter den Germanen, welche durch Wulfila und ſeine begeiſterten Schüler und Glaubensboten ein Chriſtenthum kennen gelernt hatten, das auf die heiligen Schriften zurückgeführt, alſo urſprünglich, war. Wie mußte der byzantiniſche Despotismus, verbrämt mit dem katholiſchen Biſchofsthum, der römiſche Kaiſerthron mit ſeiner aſiatiſch-morgenländiſchen Knechtſchaft, und daneben, als deſſen Bundesgenoſſe, der rechtgläubige Prieſteraltar — die Weſtgothen anwidern, die ſo frei waren, daß ſie im Frieden nur Häuptlinge hatten, deren Stellung und Macht die byzantiniſchen Geſchichtſchreiber nur mit dem einfachen Ausdruck „Richter" zu bezeichnen wußten!

Nicht als ob die katholiſche Kirche keine Anſtrengungen gemacht hätte, das katholiſche Chriſtenthum unter den Gothen neu zu begründen. Von Konſtantinopel aus betrieb namentlich Chryſoſtomus die Ausſendung katholiſcher Glaubensboten unter die Gothen.

Chryſoſtomus war einer der wenigen Prieſter der katholiſchen Kirche, welcher an ſich das Muſter eines Prieſters darſtellte, wie er es in jugendlicher Begeiſterung in einer eigenen Schrift niedergelegt hatte. Chryſoſtomus iſt nicht ſein Taufname, ſondern ein Ehrenname, welchen ihm erſt eine ſpätere Zeit beigelegt hat. Dieſe nannte ihn Chryſoſtomus, d. h. Goldmund, wegen des Gedankengolds ſeiner Predigten und ſeiner herrlichen Rednergabe. Sein eigentlicher Name, unter welchem allein er ſeiner Zeit bekannt war, war Johannes.

Im Jahre 347 war Chryſoſtomus zu Antiochia von vornehmen chriſtlichen Eltern geboren. Bald nach ſeiner Geburt wurde er vaterlos. Aber ſeine Mutter Anthuſa war nicht nur fromm, ſondern von ſo ausgezeichneten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, daß ſie die Bewunderung der Heiden hatte. Sie war jene Frau, deren Vorzüge dem Großmeiſter des Neuheidenthums, dem Libanius, den Ausruf entriſſen: „Welche Frauen haben doch die Chriſten!" Selbſt hochgebildet, wußte ſie Werth und Bedürfniß wiſſenſchaftlicher Bildung zu würdigen: ſie gab ihren Sohn Johannes in die Schule des Libanius, trotz ſeines

Heidenthums, weil er der erſte Philoſoph und Redner ſeiner Zeit war. Hier legte er den Grund zu ſeinem Ruhm als chriſtlicher Redner, ohne daß die Beſchäftigung mit den altklaſſiſchen Werken ſeiner Liebe zur heiligen Schrift und ſeinem Chriſtenthum Eintrag gethan hätte. Nach ſeiner Mutter Tode lebte er ſechs Jahre in einem Kloſter bei Antiochia; und als er aus dieſer Zurückgezogenheit nach Antiochien zurückkehrte und zum Diakonus geweiht wurde, predigte er nicht ein Chriſtenthum der Worte und Formeln, ſondern das Chriſtenthum der That. Ihm war das Reich Gottes That und Leben, und das Weſentliche, daß der wahre chriſtliche Glaube im Wandel ſich ausprägе, in den häuslichen und in den öffentlichen Kreiſen, daß der Glaube gelebt werde; habe doch der Herr geſagt, den Baum müſſe man an den Früchten erkennen.

Darin unterſchied ſich Chryſoſtomus, obwohl er zur Kirche der Rechtgläubigkeit hielt, von der großen Maſſe ſeiner rechtgläubigen Zeitgenoſſen. Seit dem Jahre 386 erſt erhielt er das Recht zu predigen, ſo lange hatten ſie ihn warten laſſen; aber ſchnell wurde er der gefeiertſte Kanzelredner Antiochias, und ſein Ruf erſcholl durch die ganze Chriſtenheit. Ehe er ſelbſt predigen durfte, hatte er geſchrieben: „Nicht klingende Worte, ſondern Verſtand und Erfahrung in der Schrift und Kraft der Gedanken müſſen in einer guten Predigt ſeyn.“

So predigte er auch, ſo bald er durfte, der einzige wahrhaft große Kanzelredner dieſer Zeit, deſſen Predigten bis heute erhalten ſind. Faſt tauſend ſeiner Reden ſind auf unſere Tage gekommen, weil, während er predigte, Schnellſchreiber jedes Wort auffaßten und ſeine Predigten in der ganzen Chriſtenheit verbreiteten. Hatte er auch viel Redemittel aus der Schule des Libanius, ſo that das Meiſte doch, daß es ihm von Herzen ging, daß er für das Chriſtenthum begeiſtert war. Dadurch erſt erhielt ſeine Redekunſt die unwiderſtehliche Zauberkraft. Am größten iſt er, wo er gegen den ſittlichen Verfall der Chriſtenheit ſpricht. Der Mann des Volkes war er, weil er ſo rückſichtslos, wie einſt der Täufer Johannes, die Sünden der Großen der Welt mit Freimuth angriff, wie die Sünden des Volkes, und zwar als Großbiſchof zu Konſtantinopel, wie früher zu Antiochia. Er fürch-

tete die Feindſchaft nicht, welche ihm in hohen Kreiſen ſeine Freimüthigkeit zuzog.

Es war zu Anfang des vierten Jahrhunderts, als die rechtgläubige Kirche zu Alexandria und zu Rom alle Anhänger der chriſtlichen Auffaſſungsweiſe des Origenes für Ketzer erklärte, das Andenken des großen Kirchenlehrers ſelbſt verdammte, und Mönche und Laien, die wie Origenes dachten, mißhandelte und verfolgte. Da nahm ſich Chryſoſtomus der Verfolgten an; er, der Großbiſchof am Kaiſerhofe, der im Aeußeren erſchien und lebte wie ein Mönch, ſein Einkommen den Armen gab und ſelbſt weniger genoß als ein Armer; liebreich und herzlich mild gegen alle Menſchen, aber furchtbar ernſt und ſtreng gegen das unchriſtliche Hofleben, vorzugsweiſe gegen das böſe Beiſpiel von Oben, gegen die purpurbedeckte und gekrönte Schwelgerei, welche den Schweiß des Volkes in Sünden verpraßte.

Daß der Mann ſich der Origenes-Anhänger, der verfolgten „Ketzer", annahm, das war ein willkommener Anlaß für die Kaiſerin Eudoxia und die Freunde ihrer Freuden, welche, ſeltſamer Weiſe, jener Frau des Königs Ahab, der phöniziſchen Jeſabel, auch ſogar darin glich, daß ſie den in der Vorſtadt gelegenen Weinberg einer unglücklichen Wittwe gewaltſam ſich angeeignet und die Drohung mit göttlicher Strafe aus dem Munde des Chryſoſtomus gehört hatte.

Den Untergang des Chryſoſtomus herbeizuführen, ſollte der alte Biſchof Epiphanius, faſt hundertjährig, mißbraucht werden; der ſollte den Chryſoſtomus zum Ketzer ſtempeln. Er kam, und ging wieder, im Gefühl, wie man ihn hatte mißbrauchen wollen, mit den Worten: „So laſſe ich denn die Reſidenz, und den Hof und die Heuchelei."

Die Kaiſerin Eudoxia verſammelte eine Synode in einer Vorſtadt von Chalcedon, welche unter dem Namen „bei der Eiche" bekannt war, und wo eine Kirche war.

Die Akten dieſer Synode ſind aufbewahrt.

Die Lüderlichkeit der von der Kaiſerin Eudoxia verſammelten Biſchöfe nannte ſich zwar ſelbſt öffentlich „die heilige bei der Eiche verſammelte Synode", gründete aber ihre Anklage gegen

Chryſoſtomus hauptſächlich darauf: „daß er, weder, wenn er von Haus nach der Kirche gehe, noch vor dem Eintritt in die Kirche, zu beten pflege; daß man nicht wiſſe, wozu er ſeine Einkünfte verwende; daß er mit Leuten, die wie Origenes denken, Umgang habe; daß er allein ſpeiſe, um „cyklopiſcher Schwelgerei zu fröhnen"; daß er poetiſche Ausdrücke in der Kirche brauche, wie „ein Tiſch voll Erinnyen", und „ich bin außer mir"; daß er das Volk von Konſtantinopel aufwiegle; daß er die Mehrheit der Biſchöfe und der Geiſtlichen „ehrloſe, verdorbene, nichtswürdige Menſchen" geſcholten habe; daß er in ſeinen Predigten unpraktiſch ſey, und darin ungewöhnliche Ausdrücke und ſchwülſtige Redensarten gebrauche; daß er die Sünder zur Sicherheit verleite, indem er ſie nicht nur ein Mal, ſondern zu wiederholten Malen zur Buße auffordere."

In die Anklage aufgenommen und ganz beſonders allgemein verbreitet wurde, Chryſoſtomus ſey von Haus aus ein „Volksaufwiegler", und „er habe die Ehrfurcht gegen das kaiſerliche Haus aus den Augen geſetzt, und die Kaiſerin eine Jeſabel genannt."

Die Synode „an der Eiche" ſprach die Entſetzung und Verbannung des Chryſoſtomus aus; „er habe ſich in ſeinem Gewiſſen ſchuldig gefühlt", darum ſey er vor ſeinen Richtern nicht erſchienen.

Dieſe Synode beſtand nur aus ſechs und dreißig Biſchöfen: um Chryſoſtomus hatten ſich etlich und vierzig Biſchöfe aus allen Theilen des Reiches verſammelt, und erklärten, ſie ſeyen, nicht jene, die rechtmäßige Synode. Er wurde nichts deſto weniger von der Hofſynode als ein religiös Schuldiger verurtheilt, aber auch des Verbrechens „der Majeſtätsbeleidigung" ſchuldig erklärt, und die Vollziehung des Abſetzungsurtheils dem Kaiſer empfohlen. „Der fromme Kaiſer möge dafür ſorgen, daß der Verurtheilte, nöthigenfalls mit Gewalt, aus der Kirche entfernt, und wegen ſeines Majeſtätsverbrechens noch beſonders beſtraft werde; denn, ſagten die Heuchler, uns Biſchöfen iſt es nicht erlaubt, Majeſtätsverbrechen zu unterſuchen."

In einer bewundernswerthen, uns erhaltenen Rede wandte

ſich Chryſoſtomus an das Volk Konſtantinopels. Er verſuchte, auf die Maſſen ſich zu ſtützen, und ſo dem Hof und der Synode Achtung der Verhältniſſe einzuflößen. Tag und Nacht umwachte das Volk die Wohnung ſeines Verehrten. Entſchloſſen zuerſt, um der Gewalt zu weichen, entfernte und ergab er ſich der gegen ihn abgeſchickten Soldatenabtheilung, ſobald er ſah, daß ſeinetwegen ein Volksaufſtand und Blutvergießen zu fürchten ſey. Er wurde zu Schiff nach Bithynien hinüber in die Verbannung abgeführt. Das Weitere ſollte daſelbſt abgewartet werden. „Will mich die Kaiſerin zerſägen laſſen, wie Jeſaia; will ſie mich ins Feuer werfen laſſen, wie die drei Männer im Feuerofen; will ſie mich den wilden Thieren vorwerfen, wie den Daniel in der Löwengrube; will ſie mich ſteinigen laſſen, wie den Stephanus: ſie thue es. — Wenn ich noch Menſchen gefällig wäre, ſo wäre ich Chriſti Knecht nicht;“ ſagte Chryſoſtomus.

Ein Volksaufſtand ſchüchterte am Tage nach ſeiner Entfernung ſeine Feinde ein, welche triumphirend nach Konſtantinopel kamen. Es kam zum blutigen Zuſammenſtoß. Das erſchreckte Eudoxia; aber mehr noch das Erdbeben, welches in der nächſten Nacht Konſtantinopel erſchütterte. Zitternd vor dem Volk und „vor dem Gott in der Natur“ ſah ihr böſes Gewiſſen wenigſtens in dem Erdſtoß den Finger des Allmächtigen. Noch in derſelben Nacht drang ſie in den Kaiſer auf Zurückrufung des Verbannten. Ja ſie ſchrieb ſelbſt an ihn, demüthig: „Eure Heiligkeit glaube doch nicht, daß ich um das Geſchehene gewußt habe. Ich bin unſchuldig an Eurem Blute. Schlechte Menſchen haben dieſe Ränke geſchmiedet. Zeuge meiner Thränen iſt der Gott, dem ich ſie opfere. Ich kann es nicht vergeſſen, daß durch Eure Hände meine Kinder getauft wurden.“

So kehrte nach einigen Tagen der Verbannung Chryſoſtomus zurück. Seine Rückkehr war ein Triumphzug. Aber nach zwei Monaten ſchon ſetzte die Rachſucht der argliſtigen Eudoxia die abermalige Verbannung des ihr verhaßten Mannes durch, unter blutigen Unruhen der Stadt. Der Haß ſeiner Gegner ging ſo weit, daß ſie, als eine große Feuersbrunſt in der Hauptkirche ausbrach, keck verbreiteten, die Verehrer des Chryſoſtomus haben

das Feuer eingelegt. Nach ſchweren mehrjährigen Leiden der Verbannung unterlag der freimüthige Prediger, unterwegs, als er eben noch weiter geſchleppt wurde, an die äußerſte Gränze des Reiches am Oſtufer des ſchwarzen Meeres, am 14. September 406.

Das war der Mann, welcher die Ausbreitung des katholiſchen Glaubens unter den arianiſchen, wie unter den heidniſchen Gothen betrieb. Selbſt in ſeiner Verbannung ſandte er Glaubensboten unter die Gothen, ebenſo zu den heidniſchen Phöniziern und Perſern. Nach ſeinem Tod aber zerfiel die Miſſionsſchule zu Konſtantinopel, in welcher er Gothen für die Miſſion unter ihren Stammgenoſſen hatte heranbilden laſſen; und das katholiſche Chriſtenthum verlor ſich wieder ganz unter den Gothen; es gab nur noch heidniſche oder arianiſch-chriſtliche Gothen.

Siebentes Kapitel.

Zuſammenſtoß des Katholizismus und Arianismus in Afrika und Spanien. Die Franken und Chlodwigs Taufe.

Wie in Afrika in dem großen Vandalenreich, herrſchte der Arianismus in Italien, Gallien und Spanien. In Afrika ſuchte Geiſerichs Sohn, Hunerich, durch Vertreibung der katholiſchen Biſchöfe und durch harte Bedrückung der Katholiken, durch grauſame Mißhandlung katholiſcher Frauen, den Katholizismus auszurotten; die Kinder katholiſcher Eltern wurden gewaltſam arianiſch getauft. Erſt als nach hundertjährigem Beſtand das Vandalenreich in Afrika gegen die Mitte des ſechsten Jahrhunderts zuſammenbrach und die der Schlacht entronnenen Trümmer des Vandalenvolkes ſich verloren, angeſteckt von den Laſtern der römiſchen Bildung, kam das katholiſche Bekenntniß in Afrika wieder auf.

Auch in Spanien, wo die Weſtgothen ein großes Reich hatten, kam es am Ende des ſechsten Jahrhunderts zu einer heftigen Verfolgung der Katholiken. König Leuwigild, der

von 569 bis 586 kraftvoll regierte, hatte seinen Sohn Hermenegild mit der fränkischen Prinzessin Ingunda vermählt. Die war katholisch. Goswinde, Leuwigilds Gemahlin, wollte die katholische Schwiegertochter arianisch machen. Das gelang ihr nicht, aber Ingunda und der katholische Bischof Leander gewannen den Hermenegild für ihren Glauben. Hermenegild verband sich mit auswärtigen Katholiken und empörte sich gegen seinen Vater. Er wurde besiegt, und um der Empörung willen verfolgte Leuwigild die Katholiken; der Katholizismus erschien ihm als etwas seinem Thron Gefährliches.

Die Frauen spielen überhaupt in der religiösen Hof- und Völkergeschichte eine bedeutende Rolle, von Anfang an. Noch heidnische Fürsten heiratheten christliche Fürstentöchter. Diese bekehren ihre Gemahle zu ihrem Glauben, und die Bekehrung des Herzogs oder Königs hat überall bald die Bekehrung des Stamms oder Volkes im Geleite. Die germanischen Frauen zeigen und üben hier einen Einfluß und eine Macht zu Gunsten des Christenthums, wie sich das zuvor nirgends findet, in einem solchen Grade weder bei den Frauen der Griechen und Römer, noch bei denen in Egypten und Asien.

So hatte sich der Frankenkönig Chlodwig im Jahre 493 mit der burgundischen Fürstentochter Chlotilde vermählt. Chlotilde war nicht arianisch, sondern katholisch.

Die Franken, ein Name, der so viel als die „Freien" heißt und ein Gesammtname für diejenigen deutschen Männer war, die am Mittel- und Niederrhein saßen — diese Franken kamen erst gegen Ende des fünften Jahrhunderts durch Chlodwig zur Macht und zu einem großen Reiche, das von da an bis heute Frankreich heißt, das aber unter Chlodwig eine bei Weitem größere Ausdehnung hatte.

Trotz eines ein paar Jahrhunderte andauernden Verkehrs waren die Franken in Masse noch immer Heiden. Je näher die germanischen Völkerschaften dem Norden zu saßen, desto schwerer fand das Christenthum bei ihnen Eingang. Durch langes Sitzen auf einem und demselben Boden hatte ihr Heidenthum tiefere Wurzeln getrieben, und die Franken saßen ihren alten National-

heiligthümern noch ganz nahe, jenen heiligen Wäldern und Hainen Niederdeutschlands. Es macht einen großen Unterschied, ob ein Volk noch um seine Nationalheiligthümer herſitzt, oder ob es ſich davon losgeriſſen hat, und ohne Zuſammenhang mit denſelben in weite Fernen wandert, in täglicher Berührung mit einer andern Religion und Bildung. Die Gothen am ſchwarzen Meere waren nicht mehr die Gothen Scandinaviens, jene Nordlandsrecken, unbeleckt und ungeſchlacht.

Aber die Franken hatten unter Chlodwig noch die alte Reckenhaftigkeit und einen Schlachtengeiſt und ein Vertrauen auf die eigene Manneskraft bis zum Uebermuth, der ſich ſelbſt über die altheidniſchen Schlachtengötter erhob. Wie dieſen übermüthigen Nordlandsrecken, ſo kamen auch den rohen von Eroberungs- und Schlachtenluſt ſtrotzenden heidniſchen Frankendegen Chriſtus und ſeine Apoſtel, und vollends die chriſtlichen Mönche, als Leute vor, die nicht ihres Schlages und Werthes ſeyen, als „feige Leute“.

Daher kam es, daß ſpäter die chriſtliche Geiſtlichkeit „Legenden“ von ritterlichen Heiligen verbreitete; ſie waren für dieſe kriegeriſchen Männer des Nordens berechnet; und erſt, als ein Theil der chriſtlichen Geiſtlichkeit ſelbſt kriegeriſche Sitten annahm, hatten die kriegeriſchen Heidenvölker des Nordens mehr Reſpekt vor dieſen chriſtlichen Geiſtlichen und vor dem Glauben, den ſie brachten.

Eines jedoch war dem Chriſtenthum auch bei dieſen Völkern günſtig, die allgemeine germaniſche Anſchauung und Gewohnheit, andere Götter neben den ihrigen gelten zu laſſen. Kam ein chriſtlicher Gaſtfreund zu einem heidniſchen Germanen, ſo ließ der letztere dieſem ſeinen Chriſtus ohne Weiteres auch als einen Gott gelten. Ebenſo waren die Germanen gewohnt, ihre Götter Niemand, weder einem Einzelnen, noch einem Volk aufzudringen, und oſt- und weſtgothiſche Könige ſagten, die Religion laſſe ſich nicht befehlen; da die Gottheit verſchiedene Religionen dulde, ſo zieme es ihnen nicht, Eine Religion Allen aufzuzwingen.

So war auch in der Umgebung des Frankenkönigs Childerich eine Menge eifriger Chriſten, obgleich er Heide war; er achtete die chriſtlichen Biſchöfe ſehr, und für die heilige Genovefa von Paris hatte er eine ſolche Verehrung, daß er ihr keine Bitte

abzuschlagen wagte. Seine Töchter, Lantchild und Audofled, Chlodwigs Schwestern, waren arianische Christinnen, Lantchild im Hause ihres Vaters Childerich, Audofled war Gemahlin des ruhmreichen Ostgothenkönigs Dieterich (Theodorich) zu Verona.

Auch Chlodwig selbst, welcher so staatsklug als tapfer mit der Streitaxt war, benahm sich gegen die christlichen Bischöfe Galliens sehr gefällig, gleich in den ersten Jahren seines Königthums. Chlotilde war unablässig bemüht, ihren heidnischen Gemahl für ihr katholisches Christenthum zu gewinnen, drei Jahre ohne Erfolg. Nicht seine heidnischen Götter, sondern der Gott der Römer, der Christen Gott, schien ihm unmächtig. „Auf unserer Götter Wink wird Alles geschaffen und geht Alles hervor," sagte er zu Chlotilde; „daß aber euer Gott Christus unmächtig ist, zeigt sich offenbar; kann er doch den sichtlichen Untergang seines Reiches nicht aufhalten, und, was noch mehr ist, es wird versichert und stellt sich heraus, daß er gar nicht zum Geschlecht der Götter gehört."

Chlotilde vermochte aber so viel über ihn, daß er erlaubte, ihren und seinen ersten Sohn Ingomer zu taufen. Da starb der Knabe noch in den Taufkleidern, und Chlodwig sagte vorwurfsvoll zu Chlotilde: „Wäre der Knabe den Göttern meines Volkes geweiht worden, er wäre nicht gestorben." Aber die schöne geliebte Chlotilde gebar ihm einen zweiten Sohn Chlodomer, und er gab auch dießmal aus Liebe zu ihr ihren Bitten nach. Auch dieser Sohn wurde getauft; aber auch er erkrankte, Chlodwig ergrimmte und sah schon auch diesen als eine Beute des Todes. Da betete die Mutter inbrünstig über dem kranken Kind. Chlodwig stand dabei und sah es. Das Kind genas, und Chlodwig blieb nicht unberührt davon; er sah darin einen Beweis, daß der Christengott nicht so unmächtig sey, und daß das Gebet zu ihm auch die Rache seiner heidnischen Nationalgötter zurückzuhalten vermöge.

Es ist sehr bezeichnend, daß Gregor von Tours, der nicht lange nachher die Geschichte der Kirche schrieb, den Franken Chlodwig „den neuen Konstantin" nennt. Chlodwig war, häuslich und politisch, in einer sehr ähnlichen Lage wie Konstantin. Roh und staatsklug, mit einem durchaus berechnen-

den Verſtande, war Chlodwig mit einer an Verehrung gränzenden Huldigung und Liebe ſeinem ſchönen Weibe zugethan, wie Konſtantin ſeiner Mutter; dabei war er voll Achtung für die ihn umgebenden katholiſchen Biſchöfe; denn das römiſche Gallien war ja katholiſch geweſen, und noch; ſo weit darin nicht die Weſt- und Oſtgothen herrſchten, welche arianiſch waren, wie die Burgunder arianiſch waren; Chlotilde machte eine Ausnahme.

Die katholiſche Kirche ſuchte damals ſchon allenthalben, mit allen Kunſtmitteln, durch Pracht und Feierlichkeit des äußeren Gottesdienſtes, eine ergreifende Macht auf die Gemüther auszuüben. Einen noch mächtigeren Hebel fand ſie in den „Wundern". Was die arianiſche Ehrlichkeit ſich nicht erlaubte, das erlaubte ſich der katholiſche Eifer. Die germaniſchen Völker waren auf der Stufe der Kindheit, als das Chriſtenthum mit ſeiner Taufe an ſie herankam. Völker auf dieſer Stufe haben auch einen noch kindheitlichen Sinn. Der höheren geiſtigen Bildung iſt der „innige und wahre Verband des phyſiſchen und geiſtigen Kosmos, der durch alle Gebiete des Sichtbaren und Unſichtbaren greifende dynamiſche Weltzuſammenhang" kein verſchloſſenes Geheimniß. Aber Völker in der Kindheit faſſen eine höhere Welt des Geiſtes und ihr Hinübergreifen in die ſichtbare Welt nicht. Weil dieſe Völkerkinder das nicht begreifen, ſtaunen ſie es an, und Magie und Wunder üben auf den kindheitlichen Sinn barbariſcher Völker dieſelbe Zaubermacht, wie auf den Abhub gebildeter Nationen, der durch raffinirte Laſter, durch ein langes ausbündig ſündhaftes Leben, die Klarheit und Kraft des Geiſtes verloren hat und nervenſchwach geworden iſt.

Auf das hin wirkte berechnend die katholiſche Kirche, ohne Ahnung der römiſchen Biſchöfe von dem Tiefſinnigen in der germaniſchen Natur, von dem Ahnungsvollen, das die Germanen mit den Griechen gleich hatten, von ihrem Lauſchen auf Geiſtiges im Natürlichen.

Dieſe Saite im germaniſchen Gemüth, den Hang zum Wunderbaren, ſuchten auch die Katholiken den Arianern gegenüber für ſich anzuſchlagen. Bei einem Religionsgeſpräch, das der burgundiſche König Gundobald, der Oheim von Chlodwigs Gemahlin,

im letzten Jahre des fünften Jahrhunderts zwischen ihm und den Arianern gestattete, berief sich der gallische Bischof Avitus von Vienne, ein eifriger Bekehrer zur katholischen Kirche, plötzlich darauf, „Gott könne zur Begründung der katholischen Lehre auch ein Wunder thun".

Der Sprecher der Arianer, ein Mann von tieferer Einsicht in das wahre Christenthum, sagte einfach dagegen: „Wir brauchen keine Wunder. Wir haben die heilige Schrift, welche stärker ist als alle Wunder."

Dieser wahrhaft christlichen Anschauung der Arianer gegenüber waren die Katholiken bei den „Völkern mit kindheitlichem Sinne" in großem Vortheil. Da war ein Bemühen in Verbreitung von Wundergeschichten. Wo man hinhörte, waren Wunder geschehen, durch die katholischen Heiligen und durch deren Reliquien, d. h. durch deren Gebeine.

Als ein Wunder wurde natürlich auch nicht bloß von seiner Gemahlin, sondern von den katholischen Bischöfen die Genesung seines zweiten Sohnes dem Chlodwig dargestellt, als ein Wunder, erfolgt auf Gebet zu Christus; und daran und an die sogenannte Bekehrung Chlodwigs zum Christenthum knüpfte die christliche Kirchengeschichtschreibung des Mittelalters den Beweis für die Wunderthätigkeit des Christenthums.

Es hat den Gegnern des Christenthums zu vielem Spott Anlaß gegeben, weil weder Chlodwig, noch die ganze merwingische Familie, im Angesichte dessen, was evangelisches Christenthum heißt, dem Christenthum und der Christenheit zur Ehre gereichen.

Die Wunder des in der Weltgeschichte sich offenbarenden Gottes sind aber dennoch da, wenn auch in anderer Art, als „der kindische Sinn der Völker" und „der zweiflerische Verstand der Aufgeklärten" es nimmt. Die Ordnung und Führung ist wunderbar, wenn auch nicht die That und Sache des Augenblicks.

Die christlich-römischen Bischöfe mit ihrer Geistesbildung hatten Chlodwig so oft genützt und gut gerathen. Sie standen ihm mit der Ueberlegenheit ihrer geistigen Bildung auch zur Seite, als er im Kriege mit den Alemannen war.

Es war eine Politik ſeit mehreren Jahrhunderten auf Seiten der Fürſten der Franken, ſich näher zu halten an die romaniſchen Chriſten in Gallien, als an die germaniſchen Stammgenoſſen: ſie hatten die Erbſchaft des ſterbenden Römerreichs in Gallien abgewartet, und ſich fern gehalten von ihren Stammgenoſſen, um Oſt- und Weſtgothen nichts zufallen zu laſſen von der römiſchen Beute, ſondern ſich allein in die Erbſchaft zu ſetzen.

Die Alemannen, d. h. die Mannen der Almen, d. h. der Alpthäler — denn Alm heißt noch heute im Schwäbiſchen Alpwieſe — dieſe Bewohner der Gebirge des jetzigen öſtreichiſchen Kaiſerſtaats, ſo weit er Alpland iſt, und des jetzigen Schwabenlandes bis zur vorderen Schweiz und den Vogeſen, waren, wie die Gothen, Nebenbuhler der Franken in der römiſchen Erbſchaft. So war es zwiſchen Franken und Alemannen zum Kriege gekommen und zur Schlacht bei dem heutigen Zülpich zwiſchen Bonn und Aachen im Jahre 496. Chlodwig kam in die größte Gefahr: ſeine Franken unterlagen, wankten und wichen. In dieſem Augenblicke, wo ſeine Nationalgötter ihn verließen, erhob Chlodwig ſeine Hände und betete zu dem Gott ſeiner Chlotilde: „Jeſus Chriſtus, welchen Chlotilde als den Sohn des lebendigen Gottes preist, von dem man ſagt, daß du Hülfe denen in der Noth und Sieg den auf dich Vertrauenden gewährest, jetzt flehe ich dich an um die Verherrlichung deiner Macht. Schenkſt du mir den Sieg über dieſe meine Feinde, ſo lerne ich durch Erfahrung diejenige Macht an dir kennen, welche das Chriſtenvolk dir als oft erprobt zuſchreibt; ſo will ich an dich glauben und mich in deinem Namen taufen laſſen. Ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich erfahre, ſind ſie weit entfernt, mir zu helfen. Darum halte ich ſie für unmächtig, da ſie denen nicht zu Hülfe kommen, welche ihnen dienen. Dich rufe ich jetzt an und will an dich glauben, doch vorausgeſetzt, daß du mich reißeſt aus den Händen meiner Feinde.“

So betete Chlodwig laut im Angeſicht der um ihn ſtehenden Heiden. Der Frankenkönig war durch dieſes Gelübde neu gehoben; die Franken um ihn, durch ſeinen Muth wieder gekräftigt, folgten ihm zum Angriff; die Schlacht ſtellte ſich her, ja

das Glück wandte sich so auf Seite der Franken, daß der Alemannenkönig fiel und ein Theil seines Heeres floh. Nach dem Fall ihres Königs eilten einige Angesehene aus dem Alemannenheer zu Chlodwig heran. „Laß des Mordens genug seyn," sprachen sie, „wir wollen dir gehorsam seyn." Chlodwig ließ den Kampf stille stehen, und die Alemannen traten zu ihm über.

Chlodwigs Gebet und Gelübde und diese glückliche Wendung der Schlacht machten großen Eindruck auf das Frankenheer. Es wirkte als ein Wunder auf Chlodwig und die Seinen. Ein Schlachtenwunder — das war so recht im Geschmack dieser kriegerischen Barbaren, das wirkte auf ihre zu Wundern geneigte Natur. Chlodwig sagte seiner Chlotilde bei der Heimkehr, daß der Sieg ihn zum Dienstmann des Christengotts gemacht habe. Diese ließ sogleich den Bischof Remigius von Rheims kommen, um den König im Christenthum zu unterweisen. Remigius erzählte seinem königlichen Schüler die Leidensgeschichte Jesu. Wie Chlodwig hörte, was die Juden an Jesu gethan, ergrimmte er und rief: „Wär' ich mit meinen Franken dabei gewesen, die Juden hätten mir Christi Schmach büßen sollen!" Remigius sprach dem Könige zu, auch sein Volk zum Eintritt in die Kirche zu bewegen. „Gerne," sagte der König, „will ich, heiliger Vater, dich anhören; aber Eines steht noch entgegen, das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daß ich seine Götter verlasse, noch will es selbst sie verlassen." Doch ging der König, und besprach sich mit seinen Vertrauten. Diese gingen unter das Volk und bereiteten es vor. Es gelang, den größeren Theil der Franken für den Entschluß ihres Königs zu gewinnen. Als darauf der König selbst vor das Volk trat, riefen sie ihm, ehe er sprach, laut — „denn die Macht Gottes hatte ihm vorgearbeitet," sagt Gregor von Tours — zu Tausenden entgegen: „Fort mit den sterblichen Göttern! wir sind bereit, dem unsterblichen Gott zu folgen, welchen Remigius predigt."

Auf das machte Remigius Anstalten, den König und viele Große zu taufen. In der Marienkirche zu Rheims am Weihnachtsfeste wurde Chlodwig getauft. Straßen und Kirche waren auf das Herrlichste ausgeschmückt. Ein Weihrauchduft verbreitete sich weit um, und, sagt Gregor von Tours, „solche Gnade ließ

Gott den Anwesenden zufließen, daß sie glaubten, unter den Wohlgerüchen des Paradieses zu stehen." Wie Chlodwig in die Marienkirche eintrat, hinein in diesen Glanz und diesen Duft, fragte er erstaunt, ob das nun das Reich Christi sey? Als er in das Taufbecken hinabstieg, redete ihn der Bischof mit den Worten an: „Mild von nun an, beuge dein Haupt, du Sikamber; bete nun an, was du früher verbrannt hast, und verbrenne nun, was du früher angebetet hast." Das Erste galt dem Kreuz, das Zweite Chlodwigs Göttern.

Nach Chlodwig wurde seine dritte Schwester Albofleda getauft, dann 364 vornehme Franken, und eine Menge gemeiner Franken, bis an 3000.

Achtes Kapitel.

Chlodwigs Stellung zur Kirche.

Das war die Taufe der „ersten christlichen Majestät von Frankreich", wie man nachher sich auszudrücken pflegte. Und damit diese Taufgeschichte eine weitere priesterschaftlich-himmlische Verbrämung, und die Kirche wie das Königthum, Thron und Altar auch hier in den Augen der Menge eine geweihte Beziehung zu einander bekämen, dichtete nicht die Sage im Munde des Volkes, sondern die priesterschaftliche Bewußtheit und Berechnung die allbekannte Legende vom Salbölfläschchen. Im achten Jahrhundert war schon die Legende im Umlauf, der Kirchendiener habe bei Chlodwigs Taufe wegen des großen Menschengedränges mit dem Salböle nicht zur Stelle kommen können. Da habe auf das Gebet des Remigius eine weiße Taube vom Himmel herab das Fläschchen mit dem heiligen Oele herbeigebracht. So viele Könige Frankreichs wurden später aus diesem heiligen Oelfläschchen gesalbt. Das heilige Oel ist mit dem Gefäß erst in der neuesten Zeit zu Grunde gegangen; die französische Revolution zerschlug es im Jahre 1794.

In der ganzen katholischen Christenheit begriff man sogleich die Tragweite dieser Frankentaufe. Der römische Bischof Anastasius schrieb an Chlodwig: „Der Stuhl Petri kann bei einem so großen Anlaß nicht anders als frohlocken, wenn er die Fülle der Völker mit raschem Schritt zu ihm zusammenströmen sieht.“ Avitus von Vienne, das Haupt der Katholiken im arianischen Burgunderreiche, schrieb glückwünschend an Chlodwig, den rechtgläubigen Herrscher des Westens: „Euer Glauben ist unser Sieg. Auch auf uns erstreckt sich euer Glück. So oft ihr im Westen eine Schlacht schlaget, ist es ein Sieg der Kirche.“

Weder unter den Westgothen, noch unter den Burgundern dieser Zeit hatten die katholischen Bischöfe und Gläubigen irgend eine Art von Bedrückung von Seiten der herrschenden Arianer zu erfahren gehabt. Kaum aber hatten die Katholischen den großen Barbaren Chlodwig getauft, und ihn als den von Gott gesandten Beschützer und Retter des katholischen Glaubens laut begrüßt, so setzten sie alle Hebel an, ihn zu bewegen, daß er überall die katholische Kirche von der Oberhoheit der Arianer erlöse; er sey von Gott berufen, die wahre Kirche zu befreien, und einerseits die arianische Ketzerei, andererseits das Heidenthum auszurotten; er sey nicht bloß berechtigt, sondern es sey Gewissenssache für ihn, alles Volk und Land zu erobern und zu unterjochen, was noch der Ketzerei und dem Heidenthum gehöre.

Die katholische Kirche, nicht bloß die Galliens, erregte und leitete, wie selbst katholische Schriftsteller rühmen, „eine über alle Begriffe mächtige Bewegung“ gegen die Arianer, die immer nur auf die heilige Schrift sich beriefen, aller Tradition, allen neuzeitigen Wundern, und allem Kirchenfürstenthum abhold.

Er glühet hervor, überall, ohne sich nur verdecken zu wollen, der Haß der katholischen Kirche in dieser Zeit, gegen alle Andersgläubigen; und ganz eigenthümlich kontrastirt damit die schöne Duldung, welche die Arianer, in der Herrschaft und das Heft in der Hand, gegen die Katholiken bewährten, obgleich diese sie „Ketzer“ schalten.

So frühe markirte sich auch auf dem Boden, welchen die germanischen Völker einnahmen, das „priesterschaftliche“ Element

der katholischen Bischofskirche, der entarteten katholischen Kirche, durch Haß, Verfolgungs- und Ausrottungssucht, gleich als ob dieses Widerchristliche instinktmäßig und grundsätzlich zugleich in ihr wäre; in derselben Zeit, da sich der Arianismus, die Bibel in der Hand, durch Duldung auszeichnete; denn die Zeit Hunnerichs und der Vandalen war vorüber, und der Arianismus war kein politischer mehr, nur noch ein biblischer.

Nicht bloß herrschen, sondern Alles beherrschen wollte die katholische Kirche schon damals.

Die strengkatholische Angelika Arnauld hat später den Jesuiten gegenüber gesagt, deren ganzer Katechismus bestehe in drei Fragen und Antworten, nämlich erstens: „Was soll man glauben? Alles, was die Kirche glaubt. Zweitens: Was soll man thun? Alles, was die Vorgesetzten befehlen. Drittens: Wie viele Gebote gibt es? Nur Eines, und das heißt blinder Gehorsam gegen Pabst und Vorgesetzte. Alles Andere verwirrt nur."

Das waren die Grundgedanken der katholischen Priesterkirche schon zur Zeit der sogenannten Bekehrung Chlodwigs, des Franken.

Um Chlodwig zu beweisen, welche Macht thätiger Bundesgenossen in der katholischen Geistlichkeit ihm zugewachsen sey, machten die Bischöfe sogleich offen Propaganda im Interesse Chlodwigs Land auf und ab in Aquitanien — so hieß das Gebiet zwischen den Pyrenäen und der Loire — und bewegten die dort wohnenden katholischen „Romanen" gegen die arianische Regierung der „Westgothen". Deren Fürst, Alarich II., sah sich genöthigt, von diesen aufregenden, Chlodwig als den gottgesandten Retter predigenden Bischöfen vier abzusetzen und zu bestrafen. In den Bestraften sah die Kirche und das katholische Volk mit warmer Verehrung Märtyrer des katholischen Glaubens. Und als die Eroberungssucht Chlodwigs sich recht gut mit dem verstand, was die katholischen Bischöfe ihm zur Gewissenssache machten, nämlich mit seinem, ihm täglich in Erinnerung gebrachten, Gottesberuf zur Niederwerfung der Ketzer und der Heiden, und als es zum Kriege kam mit Aquitanien und mit

Burgund: da wünschten alle katholischen Unterthanen dieser Lande den Waffen Chlodwigs den Sieg, den arianischen Westgothen und Burgundern den Untergang. Welchen Schaden auch und welche Noth die Verheerungen der einbrechenden wilden Franken im Jahre 507 nach der Besiegung und dem Schlachtentod Alarichs II. unweit Poitiers ohne Unterschied über Katholiken wie über Arianer brachte, beteten die Katholiken dennoch für die Waffen Chlodwigs in diesen Landen, die den größten Theil des südlichen Galliens dem fränkischen Reich einverleibten, und deren Weitergreifen nur der mächtige Ostgothenkönig Theodorich von Verona Stillstand gebot, der als Schwiegervater des gefallenen Alarich das Westgothenreich in Gallien und Spanien für seinen Enkel besetzte. Er rettete ihm von Gallien zwar nur das heutige Languedoc und das Westgothenreich jenseits der Pyrenäen, für die Ostgothen aber mußte das Gebiet zwischen der Durance und dem Meere abgetreten werden, was die Franken bereits erobert hatten. Angouleme, Bordeaux, Toulouse, diese meist von rechtgläubigen Katholiken bewohnten Städte, hatten die Thore dem Frankenkönig freiwillig geöffnet, und diesen Verrath verglich Gregor von Tours mit dem Wunder der stürzenden Mauer von Jericho. „Der Herr," sagt er, „verlieh Chlodwig solche Gnade, daß bei seinem Anblick die Mauern von selbst zusammenstürzten."

So übermächtig war die Ansteckung des byzantinischen Priesterstyls, daß selbst ein Gregor von Tours, sonst ein Mann trefflicher Art und mit tüchtigem Charakter, die Wahrheit des wirklich Geschehenen so salbungsvoll zu verbrämen sich nicht entblödete.

Neuntes Kapitel.

Der christliche Staat des Arianers Theodorich, des Königs der Ostgothen.

Der enge Rahmen dieses Werkes erlaubt nur, sehr kurz die höchst merkwürdige Erscheinung dieses wahrhaft großen Königs

und der staatenbildenden Kraft, des bildungfördernden Geistes, anzudeuten, welcher von dem Arianer Theodorich ausging und von den um seinen Hof versammelten geistvollen und gebildeten Männern.*)

Kein größerer Irrthum, als der gäng und gäbe von der Unfähigkeit des Arianismus, geistig und staatlich und religiös zu bilden und zu gründen. Kein Bekenntniß an und für sich hat diese Kraft; und in jedem Bekenntniß kann eine solche Kraft hervortreten bei denen, in welche Gott die Kraft dazu und damit den Beruf dazu gelegt hat.

Welch ein Kontrast, der rohe, bis an sein Lebensende ungeschlachte Franke Chlodwig, der „rechtgläubige" Chlodwig, mit seinen rechtgläubigen katholischen Bischöfen und seiner altrechtgläubigen romanischen und seiner neurechtgläubigen fränkischen Reichsbevölkerung einerseits, — und andererseits der feine, edle, von römisch-katholischen Schriftstellern bewunderte, Wissenschaft, Kunst, Sitte pflegende, das Widerstrebende zu schönem Einklang bringende Theodorich, der „Arianer", mit seinen arianischen Ostgothen!

Wo wären ohne diesen Dietrich von Bern der Heldensage die großen Nationalerinnerungen der germanischen Völker dieser Zeit? Was wäre aus Italien geworden, dem Quell, aus welchem die Bildung des nachmaligen deutschen Reiches, die Bildung Europas, so Vieles schöpfte, wenn der rechtgläubige Chlodwig, der Franke, statt des Arianers Theodorich des Großen Italien damals erobert und beherrscht hätte?

In seiner drei und dreißigjährigen Regierung hat er nicht wie Chlodwig erobernd und vernichtend gewirkt, sondern schirmend, gesetzgebend und erhaltend. Sein Reich und seine Regierung sind ein Bild „eines geordneten, so viel möglich auf rechtlicher Grundlage ruhenden Gemeinwesens".

Dieses ostgothische Reich umschloß Sizilien und Italien und über den Alpen das heutige Graubündten, Ober- und Nieder-

*) Wer Näheres darüber lesen will, vergleiche Fr. Kortüm, Geschichte des Mittelalters I. 47—74.

östreich, Steiermark, Kärnthen, Tyrol, Bayern, Salzburg, Friaul, Dalmatien, Ungarn und Siebenbürgen; westlich noch die südliche Provence, den Landstrich zwischen den Alpen und der Rhone. Die hohe politische Bedeutung dieses von Theodorich geschaffenen Ostgothenreiches liegt außerhalb des Raums und Zwecks dieser Lebensgeschichte der Kirche. *)

Er war so weise, daß er Romanen und Germanen nicht mit einander verschmelzen, sondern neben einander entwickeln wollte. Er machte den Versuch, „durch Aufnahme von Einrichtungen und Bildungsstoffen der alten Kultur die ungleichartigsten Naturen und Zeiten in demselben Kreise zu einigen." Der arianische Christ Theodorich war es auch, der zuerst auf europäischem Boden daran dachte und den Gedanken auszuführen unternahm, die verschiedenen Volksbestandtheile seines Reiches durch das auszugleichen, was man eine freie konstitutionell-monarchische Verfassung heißt. Den Romanen gegenüber war er nämlich Landesherr; diese waren an den Despotismus gewöhnte Unterthanen. Seinen Gothen gegenüber war er nur das beschränkte Oberhaupt der Nation; diese waren durchaus und allzumal ein freier Wehrstand. Theodorich ließ die altgermanische Rechtspflege, die Geschworenen, und die berathende Beistimmung bei allen wichtigen Maaßnahmen in seiner Reichsverfassung bestehen. Sonst aber beschränkte er die alte gothische Volkshoheit (Volkssouveränität), und suchte und wußte „die tiefgesunkenen Eingebornen", die Romanen, zu derjenigen Freiheit heranzubilden, welche den jetzigen germanischen Verhältnissen die zuträglichste war. Die Romanen, deren in Italien die unendliche Mehrheit war, waren römisch-katholisch; die Gothen waren durchaus arianisch.

Auch diesen bedenklichen religiösen Verhältnissen gegenüber zeigte Theodorich eine schöne Weisheit und eine edle christliche Gesinnung. In der ganzen christlichen Welt außerhalb der Gränzen des ostgothischen Reiches und denen des westgothischen in

*) Scharf, bündig und überzeugend spricht darüber Kortüm a. a. O. S. 67 ff.

Spanien, das unter seiner Vormundschaft stand, regte sich, und wüthete oft genug, der Glaubenshaß der Christen gegen die Christen. Theodorich machte zum unverbrüchlichen Grundgesetz seines Reiches, das er bei jedem Anlaß mit Nachdruck handhabte, — die volle Gewissensfreiheit. Er selbst war keineswegs das, was man heutzutage „indifferent in Glaubenssachen" heißt; er war kein gleichgültiger Christ, aber, weil er Arianer war, welcher Bildung des Geistes mit dem Glauben verband, war ihm alle Glaubensschwärmerei und Unduldsamkeit fern.

In seines Königs Namen schrieb einst dessen Geheimschreiber Kassiodorus, ein gebildeter Romane, der Stadt Genua: „Dem Glauben können wir nicht gebieten, weil Niemand entgegen seiner Ueberzeugung glauben kann." So hatte unter ihm der Katholische wie der Arianer, der Jude wie der Christ vollen Schutz in seinen Rechten und Gütern. Er selbst mischte sich nicht nur nicht in Glaubensstreitigkeiten, sondern er duldete sie nicht in seinem Reiche, als etwas Unfruchtbares und Unheilbringendes. Der Priesterschaft ließ er keinerlei Eingriff zu in den Kreis der Rechtspflege und in die Befugnisse der weltlichen Macht. Bei jeder zwistigen Bischofswahl gab er, der König, die Entscheidung. War eine Kirchenversammlung nöthig, so wurde sie berufen und geleitet von dem König. Die Unsittlichkeit der Romanen, welche, trotz ihrer „Rechtgläubigkeit", sich gewöhnt hatten, die weibliche Ehre ohne Gewissen zu kränken, suchte er, der nicht rechtgläubige Arianer, zum rechten christlichen Leben und Glauben durch ein strenges Gesetz anzuhalten, das ausdrücklich von ihm gemacht wurde „zum Schutz der Ehre der Frauen".

Von Rom hatte Theodorich seinen Hof nach Ravenna verlegt. Sein einfaches arianisch-biblisches Christenthum erlaubte ihm nicht, einen Hofstaat und ein Hofleben zu führen, wie beide allenthalben mit der christlichen Rechtgläubigkeit verbunden waren. Der König dieses großen Reiches, der die Wagschalen von Europa in seiner Hand hielt, hatte einen ganz bürgerlichen Haushalt, und jeder seiner Tage war größtentheils ausgefüllt durch Arbeit; wenige Stunden gab er dem Vergnügen mit Freunden

und Freundinnen, Stunden, in welchen er sehr fröhlich war, bis in die ersten Stunden der Nacht hinein, bei einfachster Tafel, die er durch Sänger und theatralische Darstellungen gewürzt liebte, und wobei jeder Zwang für Alle entfernt war. So sehr er die Macht der Krone, um Germanen und Romanen an einerlei Ordnung zu binden, nach gewissen Seiten zu erweitern bemüht war, so fern war er jedem Streben nach Selbstherrlichkeit, und hielt die alte Selbstherrschaft der Nation aufrecht, das alte Recht und die alte Weise der Germanen, namentlich das, was man später ein „Parlament" geheißen hat; jenes altgothische Recht, daß kein altes Gesetz abgeschafft, kein neues eingeführt werden durfte, ohne Zustimmung der Aeltesten, des Ausschusses der Volksversammlung.

Dieser arianisch-christliche König war es auch, der, trotz des auch in seine Verwaltung durch Romanen hereingeschmuggelten altrömischen Bedrückungssystemes, die Gewerblichkeit in allen Zweigen hob, die unter der früheren rechtgläubigen Kaiserherrschaft überhohen Zölle für ein- und ausgehende Handelsgegenstände sehr ermäßigte, den äußeren Handelsverkehr durch zuvorkommende Aufnahme der Fremden belebte, dem inneren Handelsverkehr Vorschub that durch Sicherheit und gute Erhaltung der Straßen, durch Gleichheit des Maaßes, der Gewichte und der Münze, und namentlich auch dadurch, daß er die Postanstalten, die bisher nur zu Regierungszwecken bestimmt waren, von den Kaufleuten benützen ließ, zu schnellerer Förderung ihrer Geschäfte.

Der arianische Christ Theodorich auch war es, welcher den Feldbau in Italien und allen Theilen seines Reiches hob, diesen wichtigsten Zweig des Staatswohls, welcher unter dem altheidnischen Kaiserthum tief, unter dem christlich-rechtgläubigen Kaiserthum noch tiefer gesunken war.

Daß die Wissenschaft unter ihm nicht mehr leistete, war Schuld der Zeit, nicht Mangel an Sinn, Pflege und Freigebigkeit von seiner Seite.

Den Sinn für Kunst hatte Theodorich aus Konstantinopel mitgebracht. In seinem siebenten Jahre als Geißel nach Kon-

stantinopel gekommen, und in seinem achtzehnten Jahre heimgekehrt, hatte Theodorich Auge und Herz entzündet an der Wissenschaft und namentlich an der Kunst Konstantinopels.

So wunderbar führt die Vorsehung. Wie groß und schön muß die Seele des Jünglings, des Barbaren, gewesen seyn, an welcher in dieser empfänglichsten Zeit des Menschengemüthes von allem Wüsten der Hauptstadt nichts hängen blieb, und das Schöne und Große derselben sich so tief eindrückte, daß er, mitten in der Verkommenheit seiner Zeit, so weit sie romanisch war, und in der Rohheit seiner Zeit, so weit sie germanisch war, einen solchen Staat aufrichtete, welcher der erste Musterstaat in der christlich-germanischen Kirche genannt werden muß!

Die christliche Baukunst hatte an ihm, dem Barbaren, ihren ersten germanischen Pfleger, und der sachkundigste Kenner in Geschichtsfragen des Mittelalters, Friedrich Kortüm, sagt davon: „Die Bauwerke Theodorichs zeigten schon das Gepräge des im spätern Mittelalter ausgebildeten Styls. Scheint doch die merkwürdige Stelle Kassiodors das anzudeuten, in welcher der Augenzeuge sagt: Wozu soll ich jene schlanken Säulen und erhabenen Baumassen erwähnen, die gleichsam auf etlichen Speerschäften zu ruhen scheinen?“

Er schützte die vielen Kunstwerke, die noch von der alten Welt her da waren, gegen Verfall wie gegen Mißhandlung, und ließ in Verona und Ravenna großartige Kirchenbauten ausführen, auch sein eigenes Grabmal, eine Rotunde, deren Kuppel, aus einem einzigen Steine gewölbt, die Bildnisse der zwölf Apostel und den Marmorsarg mit den Gebeinen des Stifters tragen sollte.

Den Bürgerkriegen unter den germanischen Völkerschaften ein Ziel zu setzen, und den friedlichen und freundschaftlichen Verkehr der Völker unter einander zu fördern, nahm er die Stellung eines Protektors über alle germanischen Stämme an. „Es gab,“ sagt Jornandes, „kein Volk im Abendlande, welches dem Theodorich, so lang er lebte, nicht durch Freundschaft oder Unterthänigkeit gehuldigt hätte.“ Aus dem hohen Norden, aus Esth- und Liefland, aus Scandinavien kamen Gesandte, dem großen König, der zu Ravenna saß, Ehrengeschenke zu bringen.

Nur eine einzige Ungerechtigkeit melden die Geschichtsbücher von ihm. Da war er schon ein Greis, und die Ränke katholischer Glaubensschwärmerei, staatsgefährliche Umtriebe des byzantinischen Hofes in Italien, die Versuche, die Romanen im Reiche Theodorichs gegen die Germanen aufzuwiegeln, um die beginnenden Verfolgungen der Arianer durch die Katholiken überall da, wo die Katholischen in der Herrschaft waren, rissen den bisher leidenschaftslos gerechten Theodorich dazu fort, daß er zwei seiner Räthe einkerkern, foltern und ohne Ueberweisung oder Geständniß hinrichten ließ. Auch den Bischof zu Rom, Pabst Johannes, ließ er verhaften, da dieser sich sehr zweideutig benommen hatte.

Das war Willkür, nicht Rechtsverfahren in dem Sinn, in welchem er selbst das Gesetz als das Oberste im Reich aufgestellt hatte. Der arianische Ostgothe aber unterschied sich schön von *rechtgläubigen*, mit einem Heiligenschein durch die Kirche umgebenen Fürsten. Während diese der ersten Gewaltthat eine Reihe Gewaltthaten folgen ließen, versank er über der ersten gleich in die bitterste Reue, in Gram, daß er ein einziges Mal das von ihm aufgestellte Recht gekränkt. Und als er bald darauf starb, empfahl er auf dem Todtbette seiner Tochter und deren Sohn, seinem Nachfolger, stets sich unter das Gesetz zu stellen, und nicht zu vergessen, daß sie nicht bloß Fürsten, sondern Menschen und Bürger zu seyn die Pflicht haben.

Ein solcher Mensch und Fürst war der Barbare, der als Dietrich von Bern in den Heldenliedern fortlebte. Dazu hatte ihn das arianische Christenthum gemacht bei edeln Naturanlagen. Die ganze katholische Kirche hatte bis auf Karl den Großen keine Persönlichkeit, die sich ihm hätte an die Seite stellen können.

Zehntes Kapitel.

Sieg der katholischen Kirche über den Arianismus der Germanen.

Leuchtete der arianische Barbare Theodorich weitum in seine Zeit, als Einer, der nicht bloß getauft, sondern ein Christ war,

welcher die sittlichen Forderungen des Evangeliums erkannt hatte und danach that: so zeigte sich der von der katholischen Kirche getaufte Chlodwig in dieser Hinsicht sehr im Schatten.

Die katholische Kirche hatte damals bereits zu ihrem Grundsatz dasjenige Bekehrungsverfahren sich gemacht, welches die katholischen Missionäre, zumal die aus dem Jesuitenorden, in der neuen Zeit befolgten. Diese Bekehrungsweise ist zunächst eine bloß äußerliche.

Es wird getauft, und der Name Christ aufgedrückt, ohne Weiteres; ohne daß eine gründliche Belehrung, eine Erkenntniß der christlichen Wahrheiten und Forderungen auf Seiten des zu Taufenden vorausgeht und eine Umwandlung des Sinns und des Herzens sichtbar ist. Auch diese nicht evangelische Praxis hat die Vorsehung in Segen umgewandelt; und man muß die Schwierigkeiten nicht übersehen, welche es hat, wenn man ganz evangelisch bei der Bekehrung verfahren, d. h. erst nach gründlicher Unterweisung und Erkenntniß der zu Taufenden — taufen will, da, wo es sich um die Bekehrung ganzer Stämme oder ganzer Nationen handelt. Ausgedehnte Erfolge bei Fürsten- und Völker-Bekehrungen waren nur auf demjenigen Wege möglich, welcher zuerst taufte, dadurch dem Christenthum zuführte, und dann, die sittliche Umbildung und die gründlichere Erkenntniß in den Massen zu wirken, der Zeit und der dem Christenthum inwohnenden Kraft überließ.

Kann und muß sogar bei ganzen Nationen ein solches Verfahren in der Bekehrung als thunlich zugegeben werden, ja als das allein große Erfolge sichernde: so ist das denn doch anders, wo es nur eines Einzelnen Bekehrung gilt. Die Bekehrung Chlodwigs war denn doch eine gar zu sehr äußerliche; eine gar zu hastig vorgenommene Taufe war seine Taufe.

Man kann nur staunen, wenn man in einer allerneuesten Schrift liest: „Nirgends findet sich eine Spur in den geschichtlichen Zeugnissen oder in den Thatsachen selbst, daß sich ein Rest des alten Heidenthums in seiner bestimmt heidnischen Gestalt neben dem Christenthum und seinen religiösen Formen in

der Seele Chlodwigs erhalten habe. Er ist nach seinem eigenen Glauben ganz und vollkommen Christ."

Des neugetauften Chlodwigs Leben aber ist von Treulosigkeiten, Gewaltthätigkeiten und Gräueln geschändet, der zweite Konstantin, wie ihn die katholische Kirche nannte, leuchtet viel blutiger, als der erste Konstantin, trotz der Taufe als ein ganz gräulicher Heide. Das sind die Thatsachen. Und diese Thatsachen hat die Geschichte der Zeitgenossen bezeugt.

Seine blutgierige Selbstsucht und Herrschsucht ging ungescheut über die Leichen aller seiner Verwandten weg, um alle Franken unter seiner Herrschaft zu einen, und um von Keinem seines Geschlechtes etwas für seinen Thron zu fürchten zu haben. Das erste Mittel, das er dazu wählte, war Hinterlist. Einer seiner nächsten Verwandten war Siegbert, der Fürst derjenigen Franken, welche noch Heiden waren, und in den alten Sitzen an der Maaß, der Schelde und dem Niederrhein saßen. Diesem war er selbst früher zur Hülfe gezogen. Dem Sohne dieses seines Vetters, dem nach der Herrschaft gierigen Jünglinge Chloderich, ließ Chlodwig heimlich sagen, „der Alte, lahm und gebrechlich, lebe zu lange, man bedürfe eines frischen stärkeren Führers."

Damit verblendete er den leichtfertigen Sohn. Chloderich ließ seinen Vater, als er auf der Jagd Köln gegenüber in einem Buchwalde schlummerte, meuchlings erschlagen, und die Kunde davon durch Eilboten an Chlodwig in Paris bringen. Chlodwig ließ ihm durch einen seiner Vertrauten Glückwunsch und Gegengruß überbringen, diesem Vertrauten aber gab er zugleich Befehl und Vollmacht, als Hauptzweck seiner geheimen Sendung, den Mörder seines Vetters Siegbert, den Vatermörder Chloderich, zu erschlagen. Im Schatzgewölbe zeigte dem Abgesandten Chloderich seine Schätze, und wie er sich niederbückte, eine Kiste zu öffnen, zerschmetterte der Streitkolben des Pariser Franken Schädel und Leben des letzten Fürstenzweigs der Franken auf dieser Seite; das Volk erschrack, huldigte Chlodwig, und dieser betheuerte öffentlich seine Unschuld an dem Doppelmord.

Unabhängig herrschte in Flandern und Artois ein anderer

nächſter Verwandter Chlodwigs, Ragnachar. Zu dieſem Fürſten waren die vielen vornehmen Franken mit ihrem Gefolge gegangen, welche nach Chlodwigs Taufe deſſen Hof und Reich verließen, um dem Glauben ihrer Väter unter treuen Heiden leben zu können; denn auch die dortigen Franken waren alle noch Heiden. Chlodwig bekriegte unter nichtigem Vorwande ſeinen Oheim Ragnachar. Ragnachar und ſein Bruder Robert wurden gefangen und in Feſſeln vor den Sieger geführt. „Wie konnteſt du," ſprach Chlodwig zu Ragnachar, „unſern Stamm ſchänden und Feſſeln dulden? Beſſer wäre der Tod geweſen." Mit dieſem Worte ſchlug Chlodwig mit ſeiner Streitaxt den Oheim zu Boden, daß er ſtarb. Dann wandte er ſich zu dem gefeſſelten Robert. „Hätteſt du," ſchrie er dieſen an, „deinem Bruder männlich geholfen, ſo würde er keine Feſſel getragen haben!" und damit zerſchmetterte er ihm das Haupt.

Noch hatte er zwei andere nahe Verwandte aus Merwigs Geſchlecht, deſſen Enkel Chlodwig war: auch dieſe beiden „Merwinger", welche in Belgien wohnten, traf meuchlings der Mordſtahl Chlodwigs.

Nachdem er ſo alle ſeine Verwandten ermordet hatte, klagte er in großer Verſammlung ſeines Volkes: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin und keinen Sippen habe, der mich beſchirmete in der Noth!" Dieſes Wort wurde ihm als eine arge Liſt gedeutet, als eine Ausforſchung, ob noch irgend ein Glied aus ſeiner Verwandtſchaft lebe, um auch dieſes, falls es durch ſeine geheuchelte Klage aus dem Dunkel hervorzutreten ſich bewegen ließe, aus dem Wege räumen zu können.

Das waren denn doch nicht bloß „Reſte des Heidenthums" in Chlodwigs Seele und Thun, ſondern das war noch der ganze gräuliche Heide, ungebrochen und ungemildert. So blutbefleckt ſteht der bekehrte, katholiſche Chlodwig da, ſo blutbefleckt das neue chriſtliche Königthum der Franken, das einheitliche Reich, das, mit ungerecht vergoſſenem Blute zuſammen geleimt, wieder in ſeine Theile aus einander fiel gleich nach Chlodwigs Tode.

Alle dieſe Thatſachen erzählt ſein Lobredner Gregor von Tours, er gibt die Gräuel nackt und wahr, ſchließt aber, ganz

im byzantinischen Styl jenes Hofgeschichtschreibers Eusebius, seinen Bericht mit den Worten: „So schlug Gott mit jedem Tage Chlodwigs Feinde und mehrte das Reich; denn Chlodwig wandelte mit ganzem Herzen vor Gott, und that, was den Augen des Herrn wohlgefällig war."

Solche Worte eines katholischen Bischofs und Geschichtschreibers der Kirche sind sehr kennzeichnend, zumal da sie unmittelbar angeheftet sind an den missethäterischen Gewinn des Reiches und der Schätze der Ermordeten, an den Untergang des Hauses Siegbert und aller Merwinger. Diese Worte sind kennzeichnend für jenes Zeitalter, aber kennzeichnend auch ist es für die Geschichtschreibung unserer Tage, daß man diese Worte so drehen und bemänteln will, Bischof Gregor von Tours habe damit nichts Anderes sagen wollen, als: „er sehe trotz aller Verbrechen, mit denen Chlodwig seine Laufbahn befleckte, diese Laufbahn als eine providenzielle an. Eben, um es begreiflich zu machen, wie die göttliche Vorsehung ein durch so ungöttliche Mittel ausgeführtes Werk mit Gedeihen habe krönen können, sey von Bischof Gregor jenes Wort hinzugefügt worden, und der Sinn desselben sey: Weil das Ziel, welchem Chlodwig zustrebte, ein Gott wohlgefälliges und von dem göttlichen Rathschluß gewolltes war, ließ Gott es ihm gelingen, trotz der ungöttlichen Mittel, welche jener anwandte."

Gewiß ist, die Vorsehung weiß auch das Böse zum Guten zu verwandeln; aber den eben angeführten Sinn haben jene so oft aus Priestermund und Feder gekommenen Worte Gregors von Tours niemals gehabt, seit es eine Priesterschaft gab. Nie war etwas Anderes damit ausgedrückt worden, als daß der, von welchem sie gesagt wurden, den Interessen der Kirche gedient und die Geistlichkeit beschenkt habe.

Wie die katholische Priesterkirche es überall that, wo Fürsten das katholische Christenthum annahmen, so that sie auch bei Chlodwig: sie unterstützte und mehrte die Gewalt der Krone, sie förderte die Unumschränktheit des Fürstenthums. Dagegen mußten die Fürsten freigebig gegen die Priesterschaft und ihr gehorsam seyn.

So schmückten sie auch den Frankenhäuptling Chlodwig mit dem Purpurgewand und der Krone, und von Bischofshänden angethan mit diesem Schmuck, trat er aus der Kirche des heiligen Martin von Tours vor das erstaunte Volk: die Geistlichkeit hatte ihren Häuptling gleich gemacht dem Kaiser zu Konstantinopel. Chlodwig bestieg ein prächtig geschmücktes Pferd und warf, wie die oströmischen Kaiser thaten, Goldmünzen unter die Menge. Reiche Geschenke aber hatte für alles Das der so von der Kirche beförderte König zunächst an seinen Schutzheiligen, den heiligen Martin von Tours, zu geben, selbst sein Lieblingspferd. Dieses Pferd von dem heiligen Martin zurück zu kaufen, wurde dem Könige frei gelassen. Er bot hundert Goldgulden für den Rückkauf. Umsonst. Das Pferd stand so lange unbeweglich, bis Chlodwig die Summe verdoppelte und dadurch den Zauberbann löste. „Wahrhaftig," sagte Chlodwig ironisch, „Martin ist gut in der Noth, aber theuer im Geschäft."

Allen Aeußerlichkeiten des christlichen Gottesdienstes unterzog sich Chlodwig gewissenhaft, freigebig stattete er die Kirchen aus, Ehrerbietung zeigte er gegen die Bischöfe, unbedingt glaubte er, was die Kirche ihm zu glauben vorschrieb, und ließ gerne an sich von seinen Hofgeistlichen den Ketzerhaß nähren und schüren, den Haß gegen alle arianischen Christen. Das Letztere war ihm recht angenehm; denn die Länder, die er gerne erobert und einverleibt hätte, waren eben die Landschaften, in welchen die Arianer herrschten; und wenn er den Forderungen seiner katholischen Priester folgte, befriedigte er eben damit seine Eroberungssucht. Wenn er seiner Eroberungssucht alle Zügel ließ, bewies er eben damit zugleich Liebe und Eifer für den Katholizismus. Wo er für sich selbst ursprünglich nur politisch unterdrückt hätte, unterdrückte er zugleich für die katholische Kirche die Ketzerei.

Damit war die Kirche seiner Zeit zufrieden. Sonst ließ sie ihn, wie er war. Er blieb nach der Taufe, was er vor der Taufe gewesen war. Er hatte als Getaufter nichts geändert in Gewohnheiten, Neigungen und Absichten, in Grundsätzen, Mitteln und Wegen. Er hatte nur die Personen geändert, zu denen er betete, und die Namen und Formen des Gottesdienstes. Was

er früher Thor genannt hatte, nannte er jetzt Christus, und verstand darunter den Gott, der ihm Schutz in Gefahren, Sieg in den Schlachten und Gelingen in allen seinen Unternehmungen geben müsse, zum Lohne dafür, daß er die „alten Götter" verlassen habe, den Christengott als allmächtig anerkenne, und ganz und gar dessen Dienstmann geworden sey. Ganz naiv verschmolz er, was die Kirche und was seine Eroberungssucht wünschte, in den Worten, die er beim Aufbruch gegen die Westgothen sprach. „Ketzer," sagte er, „besitzen den schönsten Theil Galliens. Das grimmt mich sehr. Ziehen wir aus, unterjochen wir sie, und bringen wir mit Gottes Hülfe ihr Land unter unsere Herrschaft!" Die Franken um ihn gelobten, den Bart nicht zu scheeren, bis der Sieg gewonnen sey, und Chlodwig stieß seine Streitaxt in den Boden mit dem Ausruf: „An dem Orte, wo mein Schlachtbeil niederfallen wird, soll eine Kirche zu Ehren der Apostel stehen!"

Weil die katholischen Bischöfe nicht mehr von ihm forderten, als daß er sich im Dienst ihrer Kirche gebrauchen lasse gegen die Arianer und gegen die Heiden, darum hatte Chlodwig die Taufe angenommen, die er nicht angenommen hätte, wäre von ihm eine innere und äußere Umwandlung verlangt worden; und darum auch erreichten seine Bekehrer den Erfolg für ihre Kirche und für das Christenthum überhaupt, welchen sie erreichen wollten. Aber weil das Christenthum nur so äußerlich an die Franken herangebracht wurde, und auch nachher nichts geschah, Chlodwig auf die religiösen und sittlichen Forderungen des Evangeliums hinüber zu leiten, so blieb das ein böser Anfang dieses christlichen Königthums und Reiches der Westfranken; und der Fort- und Ausgang des Reiches der Merwinger konnte nicht anders kommen, als er kam, da es vornherein bei der Wassertaufe geblieben war, ohne daß die Geistestaufe nachfolgte.

Im Jahre 511 starb Chlodwig, ohne daß seine heidnische Barbarennatur durch das Christenthum gebrochen gewesen wäre, und ohne daß die getauften Franken unter ihm oder unmittelbar nachher sich aller heidnischen Gewohnheiten und heidnischen Thuns entledigt hätten. Auf dem Boden Westfrankens wurden nach

der Mitte des sechsten Jahrhunderts durch ein Strafgesetz Childeberts I. die Götzenbilder im Haus und auf dem Felde zerstört, und Zwangsgesetze und Zwangsmittel wurden im sechsten und siebenten Jahrhundert in Anwendung gebracht, Juden und Heiden gewaltsam zur Taufe herbei zu ziehen, Arianer zum Katholizismus.

Innere Uneinigkeit und Vormünderinnen einerseits und die Ränke der Romanen und der Katholischen andererseits schwächten die ostgothische und die westgothische Macht; die Streitäxte der rechtgläubigen Franken und die Thätigkeit der geschlossenen Phalanx, welche katholische Priesterschaft hieß, sowie die lockenden Vortheile des Uebertritts schwächten die ursprünglich-germanische Kirche, das arianische Christenthum, das so lange unter den christlichen Germanen Nationalreligion gewesen war. Spaniens, Galliens und Italiens Himmel und die Sitten und Laster der Romanen thaten das Ihre auch dazu. Der Arianismus hatte auf der Sitteneinfalt geruht, wie sie die Bibel von Christen haben will, und auf der Volksfreiheit, welche gleich abhold war der absoluten Königsherrschaft wie der Priesterherrschaft.

Von den einfachen Wohnsitzen im Süden des heutigen Rußlands aus waren so noch die Longobarden, mit altarianischer Sitteneinfalt, nach dem Fall des ostgothischen Reiches nach Italien gekommen, und sie, diese noch naturwüchsigen Söhne des großen Suevenstammes, hatten ein neues Reich gegründet.

Es verfiel mit der arianischen Sitte unter Italiens Himmel und Sitte auch dieses Reich nach kurzer Dauer, im achten Jahrhundert. Damit hörte das arianische Bekenntniß auf, Religion eines Volkes zu seyn. Der Sieg des Katholizismus war entschieden. Trümmer des arianischen Bekenntnisses werden wir wiederfinden im späteren Mittelalter und an der Schwelle der Reformation in den Gebirgsthälern der Schweiz, Frankreichs und Piemonts. Wir werden bei diesen auch finden — den Besitz und die Kenntniß der Bibel, nachdem diese ein halbes Jahrtausend lang aus dem Besitz und der Kenntniß der rechtgläubigen katholischen Gemeinden in der ganzen Welt verschwunden war.

Lasterhaft waren die arianischen Germanen in der täglichen Berührung mit den katholischen Romanen geworden, die Fürstenhöfe zuerst, dann das Volk.

Aber kein Königshaus und Hof zeigt einen solchen Pfuhl von sittlicher und geistiger Nichtswürdigkeit, mit Rechtgläubigkeit verbrämt, als das schnell untergehende Haus der Merwinger.

Innerlich und äußerlich vollzog sich das Gottesgericht an dem Bluthaus Chlodwigs wie an dem Bluthaus Konstantins des Großen. Der Blutgeruch seines Anfangs und die Rachegeister der Erschlagenen gingen durch dieses Haus, und da die sittliche Kraft des Evangeliums von Anfang fehlte und in keine Ader eines Enkels geleitet wurde, so fing die geistige und sittliche Fäulniß in diesem Haus frühe an.

Die Geschichte dieses merwingischen Westfrankenstaates ist nichts als Gewaltsamkeit und Verwilderung, schauderhafte Verbrechen, Empörungen der Großen, und erbärmliche Schwäche der letzten Könige, neben glücklichen Kriegen, welche Andere für diese Könige führten und dadurch das Reich erweiterten. Die germanischen Franken verschmolzen sich mit den früheren römisch-gälischen Bewohnern zu dem Mischlingsvolke der Franzosen.

Gerne liest man, wie in dem wüsten Waffen- und Fehdendurcheinander christliche Geistliche eifrig waren, den Frieden im schwachregierten Reiche herzustellen, und wie sie am Sterbebette der Adelichen und der Großen mit Wärme sprachen für Freilassung der Leibeigenen, als der durch Christus Befreiten.

Paris war schon die Residenz Chlodwigs. Das Geschlecht des Merwingers Chlodwig verging im Romanischen, und in dessen Lastern. Die reindeutschen Theile des Reiches entzogen sich dem entarteten Geschlecht. Aus diesen reindeutschen Theilen gingen die Karolinger hervor und aus deren Geschlecht das neue christliche Kaiserthum der Deutschen.

Eilftes Kapitel.

Das Christenthum in Britannien. Patrick.

Vom Morgenlande her war das nun durch die katholische Kirche überwundene arianisch-christliche Bekenntniß gekommen und durch die germanische Welt gegangen: vom äußersten Abendland Europas her, von Britannien, trat während des Unterliegens des arianischen Bekenntnisses ein neuer Kämpfer gegen die römisch-katholische Hierarchie auf den Kampfplatz, und zwar seit dem siebenten Jahrhunderte mit solcher Macht, daß es längere Zeit schwankte, ob die noch nicht katholische Hälfte der germanischen Völkerwelt nicht entschieden diesem Gegner der römischen Kirche zufalle. Dieser Gegner war — das altbritische Bekenntniß.

In den Landen der Gälen oder Kelten war die altheidnische Priesterhierarchie, die Macht der Druiden, schon durch die alten Römer gebrochen worden, ebenso die Macht des Kriegsadels. Druiden und Adel hatten auch hier das Volk Hand in Hand leibeigen gemacht, wie die Hierarchie überall that, auch die christliche, ehe sie in dem siebenten Gregor ihre große politische Verklärung fand, und das Pabstthum den Schirm der Volksfreiheit, das Tribunat der Völker gegen den Despotismus, übernahm. Als darum das Christenthum in die Lande der Gälen kam, hatte es zwar Druiden und Adeliche zu seinen bittersten Feinden, nicht aber den gemeinen Mann. Das Christenthum war auch hier von allen denen, welche durch dasselbe auf eine höhere Stufe gestellt wurden, gern angenommen worden. Kam es doch als ein Freiheit bringendes in die Hütten der Leibeigenen und in die Prunkgemächer der, von den Gälen nicht wie von den Germanen romantisch verehrten, Frauen.

Wie überall, brachte das Christenthum auch in den Gälenlanden das Meiste den Unterdrückten: den Frauen, den Sclaven, den Leibeigenen; und wo es nicht als Sache der Politik, sey es hierarchische oder fürstliche Politik, sondern als Sache des gemeinen Volkes und ebenso als Sache der Frauen auf-

und eintrat, da hat sich überall das Christenthum in seiner Grundkraft mächtig gezeigt, und es ist da, weil es die Herzen aufnahmen, ein ganz anderes geworden, als dort, wo es, wie bei Chlodwig und Konstantin dem Großen, weder an das Herz gebracht, noch von dem Herzen aufgenommen wurde, und Alles nur ein politischer Akt war, mit vorübergehender innerlicher Anregung, wie sie das Wunderbare hervorbringt, sowohl das, was wirklich ein Wunder ist, als das, was einerseits als Wunder genommen, andererseits zum Wunder gemacht wird.

Sie hatten, diese Gälen, ein tiefes Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, als das Christenthum an sie herankam; aber der Bedürftigkeit, von äußerlichen Banden erlöst zu werden, nicht von innerlichen. Aber eben darum, weil es äußerlich befreite, befreite das Christenthum das niedere Volk und die Frauen schnell auch innerlich; und namentlich auf der abgeschlossenen Inselwelt Britanniens gewann das Christenthum als Leben und Bekenntniß eine einfache, sittlich schöne, der apostolischen Zeit näher kommende Gestalt.

Gewiß ist, daß es seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts Christen in dem römischen Britannien gab, und daß es im vierten Jahrhundert ein christliches Land war. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts riefen die Briten, die christlichen Bewohner des heutigen Englands, den germanischen Stamm der Angelsachsen aus Jütland und der deutschen Küste, der Nordsee, herüber, um sich der Einfälle der Picten und Scoten zu erwehren. Nach dem Siege wurden diese heidnischen Ankömmlinge aus Bundesgenossen Feinde, drängten die Briten und die britische Kirche nach der Westküste der Insel zurück, nach Wales und in die Gebirge von Northumberland.

Der Haß zwischen Briten und Sachsen war jetzt zu groß und die Briten waren zu sehr die Ueberwundenen, als daß von ihnen aus die Sieger, die Sachsen, das Christenthum angenommen hätten. Die Angelsachsen bildeten nun die eigentlichen Herren des heutigen England, und das Heidenthum herrschte wieder mit dem Dienste Wodans an der Themse, wo das Kreuz Christi gestanden war.

Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts waren die ersten Missionäre nach Erin oder Irland gekommen, von Rom aus. Diese Sendung mißlang. Der eigentliche „Apostel der Irländer" ist der heilige Patricius, welcher mit vier und zwanzig Genossen an der Küste Irlands landete. Patrick, dessen ursprünglicher Name Sukkat hieß, war ein Brite. In seiner Jugend von irischen Seeräubern gefangen, nach Irland gebracht und als Sclave verkauft, wunderbar gerettet und in die Heimath zurückgeführt, fühlte er ein unwiderstehliches Verlangen, die Iren zu bekehren. Wie er dort als Sclave die Schweine eines irischen Häuptlings gehütet hatte, war ihm, der zuvor mehr nur dem Namen nach Christ gewesen war, der wahre Glauben aufgegangen, und er brannte nun, denselben dahin zu verbreiten, wo ihm sein innerer Mensch erweckt worden war. Ein nächtlicher Traum zeigte ihm die Heiden in Irland, unter denen er in seiner Jugend als Gefangener gelebt hatte, wie sie ihn herbei winkten und aus Einem Mund ihm zuriefen: „Heiliger Jüngling, komm und wandle wieder unter uns."

In seinem fünf und vierzigsten Jahre trat Patrick als Glaubensbote unter den Iren auf. Von seiner längeren früheren Gefangenschaft her kannte er die Sprache und die Sitten des Landes, sowie die heiligen Orte, Zeiten und Gebräuche des irischen Heidenthums. Mit der praktischen Weisheit eines ächten Missionärs ging Patrick, wie der Irländer Thomas Moore es ausdrückt, nicht daran, diese heiligen Orte, Zeiten und Gebräuche des Heidenthums mit zerstörendem Eifer anzugreifen, sondern sie, „wo es anging, in christliche umzusetzen."

Dieses Verfahren war bei Heidenbekehrungen im Morgenlande schon früher vielfach angewandt worden, namentlich auch bei Griechen und Römern; es wurde bald nach Patrick durch den römischen Bischof Gregor den Großen zum kirchlichen Grundsatz erhoben.

Nur diejenigen heidnischen Formen, Bräuche und Dinge vertilgte Patrick, welche durchaus widerchristlich waren, und in keiner Weise sich christlich umdeuten, umsetzen oder vergeistigen ließen. Ganz in der Landesart rief er das Heidenvolk mit einer Pauke

auf freiem Feld zuſammen, und predigte ihnen da das Evangelium. Er ſprach zu ihnen vorzugsweiſe von der Liebe Jeſu zu den Menſchen und von ſeinem Leiden für das Heil des ſündlichen Volkes. Auch er brachte das Evangelium als „Volksſache“ vor das Volk.

Das und ſeine gefällige, milde und doch ehrfurchtgebietende Perſönlichkeit mit dem beredten Mund und den begeiſterungsvollen Augen gaben ihm ſo viel Macht bei der Menge, daß die gäliſchen Druiden ihm nichts anzuhaben vermochten. Auf die Häuptlinge wirkte er durch Geſchenke, die er ihnen machte. Mehrere Söhne von Häuptlingen gewann er für das Chriſtenthum, und zog ſie zu ſeinen Mitarbeitern heran, namentlich darunter einen ſehr vornehmen Jüngling, dem er den Namen Benignus gab, und der ſein Nachfolger auf dem Arbeitsfeld der Heidenbekehrung in Irland wurde.

Patricks größter Erfolg aber war, daß er den gefeiertſten unter den Nationaldichtern Erins, den am Fürſtenhof einflußreichſten Barden, den Volksliebling, Dubrach Mac Valubair, für das Chriſtenthum gewann, und daß dieſer fortan ſeine große Kunſt in der Dichtung wie im Geſang und ſein wunderſames Harfenſpiel der Verherrlichung des Chriſtenthums widmete, und wie zuvor die Götter und Helden ſeiner heidniſchen Väter, ſo jetzt Chriſtus und die Helden des Glaubens verherrlichte.

Man muß wiſſen, welchen unwiderſtehlichen Zauber auf Sinne und Herz der, Lieder und Geſang und Inſtrumentalmuſik über Alles liebenden, Söhne und Töchter des grünen Erin noch heute die Volkspoeſie und die Muſik üben, um die volle Bedeutung und den Umfang der daran ſich knüpfenden Wirkungen zu ermeſſen, welche die Bekehrung dieſes Barden im Gefolge haben mußte.

Wird doch auch ſelbſt von dem ausgezeichnetſten Schüler Patricks, von jenem vornehmen Jüngling Benignus, ausdrücklich erzählt, das Mittel, wodurch er viele Seelen gewonnen habe, ſey die ſchöne Stimme geweſen, mit welcher er die Lieder ſang, die ihn ſein Meiſter gelehrt habe!

Von ſeinen Schülern begleitet, durchwanderte Patrick mit

der Verkündigung des Evangeliums die Insel, nicht wie ein katholischer Bischof, sondern einfach in apostolischer Art. Bald hatte er einen ganzen Theil der Insel für das Christenthum gewonnen. Damit es Dauer habe, erbaute er aus den Grundstücken, welche ihm bekehrte Häuptlinge schenkten, Kirchen und Klöster, die letzteren als Pflanzschulen für Lehrer und Hirten des Volkes. Er selbst hatte zwar durch Umgang mit gebildeten frommen Männern das an seiner Bildung Versäumte nachzuholen versucht, aber ein Gelehrter war er nicht. Dafür sorgte er für Bücher aus Britannien und Gallien, und verstand es, den Zöglingen seiner Pflanzschule warmen Eifer für die Wissenschaften einzuhauchen. Auch erfand er ein treffliches Mittel der Bildung für die Iren, nämlich ein Alphabet für die irische Sprache.

Während seine Haare immer silberner und weniger wurden, wuchs immer mächtiger die Zahl der Christen um ihn her, und der größte Theil Irlands war Christ geworden, als Patrick hinüber ging, gegen hundert, nach Andern hundert und zwanzig Jahre alt. In allen Theilen Irlands waren Kirchen und Pflanzschulen der Wissenschaft; die Erkenntniß der heiligen Schrift stand oben an und wurde gepflegt, wie nirgends sonst im Abendlande. Hieher kamen vom Festlande herüber Jahrhunderte lang solche, welche Wissenschaft suchten; von hier aus gingen Glaubensboten und Volkslehrer auf das Festland, namentlich auch ins innere Deutschland, bis zum Bodensee und in die Alpen der Alemannen.

Patrick hatte das Land in Diözesen eingetheilt. Er selbst stand an der Spitze aller geistlichen Anstalten, aber *ohne den Oberbischofstitel* sich zu geben oder zu führen. Er hatte nichts von einem Kirchenfürsten, und die Landessynoden, die er hielt, waren Versammlungen von Gleichen unter Gleichen. Er hatte seinen Sitz im Bezirk Macha. Hier hatte er eine Kirche erbaut, und schnell bildete sich um diese her eine Stadt, die Stadt Armagh. Sie wurde der Mittelpunkt des irländischen Staats- und Kirchenwesens. Besonders erfreut uns an dieser Durchführung des Christenthums in Irland, daß sie geschah, ohne daß ein Tropfen Märtyrerblut darüber vergossen ward. Wenn Patrick, sagt die Sage, drohend seinen Stab gegen ein Götzenbild erhob, sey es

zusammengestürzt; so namentlich der Hauptgötze Irlands, Cromcruach. Das war ein vergoldetes Götzenbild auf der sogenannten Blutebene, in der heutigen Grafschaft Leitrim. Diesem opferten die Iren ihre erstgeborenen Kinder, wie die Punier dem Moloch. Patrick kam auch in diese Gegend, warf den Götzen um und zerstörte ihn, und baute da, wo das Bild gestanden, eine große Kirche. Ueber britische Seeräuber, die trotz ihres christlichen Namens neubekehrte Christen aus Irland raubten und in das heidnische Schottland verkauften, sprach Patrick den Bann aus.

Bekenntniß und Brauch in Irland waren altbritisch; die irische Kirche hatte nichts mit Rom und dem römischen Katholizismus zu thun; sie blieb altbritisch noch über ein halbes Jahrhundert lang, als Rom, römisches Bekenntniß und Wesen bereits in Britannien selbst den Sieg errungen hatten.

Irland hieß später eine „Insel der Heiligen". Sie war es durch das stille praktische Christenthum, das hier lebte und gelehrt wurde, und durch das Licht, das von hier ausging.

Von hier aus wurde christlich gemacht, was noch von Picten und Scoten in Schottland heidnisch war. Einzelne Christen gab es schon im dritten Jahrhundert auch in Schottland. Größer wurde ihre Zahl durch den Briten Ninian im fünften Jahrhundert. Der eigentliche Apostel für Schottland aber wurde der Ire Kolumba, welcher mit zwölf Schülern bald nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts hinüber segelte, den Pictenkönig Brud und dessen Volk durch die Predigt des Evangeliums gewann, Kirchen und Klöster gründete, Bischöfe bestellte, und, obwohl er selbst nur Presbyter blieb, die ganze Kirche der schottischen Hochlande leitete, mit dem Ansehen eines Apostels. Die hartnäckigsten Druiden vertrieb er. Aus einem Theile der zu ihm übertretenden Druiden wurde von ihm wahrscheinlich der Orden der Kuldeer gegründet, ein priesterlicher Orden auf der Insel Hy, in welchem Reste des alten Druidenthums, so weit sie brauchbar waren zur Förderung des Christenthums im Volke, verschmolzen waren mit dem Christlichen.

Kuldeer oder Keldeer heißt entweder nach der keltischen

Sprache „Knechte Gottes", oder „Anwohner des Sprudels", nordanglisch des Keld. Ein solcher berühmter Keld befindet sich auf der Insel Hy, die auch Iona, Heiligeninsel, hieß, heutzutage Iholmkill, d. h. Insel der Zelle Kolumba's. Da ist eine Höhle, aus der das Wasser, welches während der Fluth hineindrang, unter donnerartigem Brausen durch den Druck der komprimirten Luft wieder herausgetrieben wird. Diese Hebrideninsel Hy oder Iona aber war der Sitz Kolumba's und des Mutterklosters der schottischen Volkslehrer und Glaubensboten.

Die Kuldeer, der nationale Priesterorden der Schotten, zeichneten sich durch Sitteneinfalt und Strenge vor den römisch-katholischen Priestern aus. Noch hart in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen die Kuldeer als Weltgeistliche, ohne Seelsorge, nur zum täglichen Gottesdienst verpflichtet, mit vom Pabst anerkannten Vorrechten vor den römisch-katholischen Geistlichen, obenan mit dem Rechte, sich zu verehelichen.

Die Freunde Kolumba's sind die Urheber dieses seines Namens. Eigentlich hieß er Crimthan, und war im Jahre 521 aus dem Geschlecht der irischen Könige geboren. Wegen seines sanften Sinnes und der Unschuld seines Lebens wurde er Kolumba, d. h. die Taube, genannt; wohl auch, weil er die rettende Taube war, welche den Frieden verkündete und Ruhe brachte nach den kriegerischen Stürmen, welche Schottland bewegt hatten. Das Recht der geistlichen Oberhoheit auch über die Bischöfe der ganzen Insel hatten von da an die Aebte von Hy, obgleich sie nur Presbyter, nicht Bischöfe waren; man ließ sie auch in diesem Recht in die Fußstapfen Kolumba's treten.

Sieben und siebzig Jahre alt, am 9. Juni 597, in der Nacht auf den Sonntag, war Kolumba gestorben, kniend am Altare. Wie er die heilige Schrift als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens betrachtet hatte, so galt sie als solche hier fort; und wie er das Christenthum nicht bloß lehrte, sondern lebte, so hinterließ er auch den Seinen das Christenthum als Leben und That, und wollte es eben so sehr durch lebendiges Vorbild im Wandel, als durch die Predigt, eben so sehr durch die bürgerlich-christlichen Einrichtungen, durch die Kultur-

anstalten des Christenthums, als durch gottesdienstliche Formen verbreitet wissen. Auch in Schottland hatte von Haus aus das Christenthum den hierarchischen Stempel und Charakter nicht.

Zwölftes Kapitel.

Die Bekehrung der Angelsachsen.

Anders war die Bekehrung der Angelsachsen. Diese ging von Rom aus, von Pabst Gregor dem Großen.

Gregor, von vornehmer Geburt und früher Prätor, hatte sich in ein von ihm selbst erbautes Kloster in Rom zurückgezogen und war dessen Abt geworden. Eines Tages ging er über den Markt in Rom, weil er gehört hatte, fremde Kaufleute seyen gekommen, um viel zu sehen und zu kaufen. Da sah er unter Anderem, was zum Kauf ausgestellt war, auch angelsächsische Jünglinge, die ein Sclavenhändler feil bot. Nicht das Feilbieten von Sclaven — das war im katholisch-christlichen Rom noch etwas Gewöhnliches — fiel ihm auf, wohl aber das Aeußere dieser Jünglinge, ihre blendend weiße Haut, ihre sie auszeichnenden hellblonden Haare, ihr schönes Gesicht, ihr edles keusches Aeußere.

Sie sah er kaum, als er fragte, von welcher Religion und aus welchem Lande sie seyen. Man sagte ihm, aus Britannien; so sey der dortige Menschenschlag. Er fragte weiter, ob diese Inselbewohner Christen seyen oder noch Heiden. Heiden, war die Antwort. Da seufzte er aus dem Grunde des Herzens tief und lang auf. „Wehe," rief er, „daß Menschen von so hellem leuchtendem Angesicht im Besitz des Fürsten der Finsterniß sind, und daß hinter so viel Anmuth solcher schönen Stirne ein aller innern Anmuth entleerter Geist wohnt!" Er fragte weiter nach dem Namen dieses Volkes. Angeln heiße das Volk, dem die Knaben angehören, war die Antwort. „Ja wohl," sagte Gregor, „Angeli (Engel); haben sie doch Engelsgesichter, und solche

sind werth, Miterben der Engel im Himmel zu werden." Er fragte nach dem Namen ihres Königs. Aella. In schnellem Wortspiel sagte Gregor: „Ja wohl, Alleluja, Gottes des Schöpfers Lob, muß auch in jenen Theilen der Welt gesungen werden."

So lautet, sagt Beda, der im achten Jahrhundert lebte, die Ueberlieferung, welche von unseren Vorfahren auf uns gekommen ist.

Von diesem Tag an war Gregor entschlossen, die Bekehrung der Angelsachsen zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Schon war er unterwegs dahin, als ein Befehl des Pabstes Pelagius ihn in sein Kloster zurückzukehren zwang; aber bald darauf bestieg er selbst den römischen Bischofsstuhl, im Jahre 590. Aber auch unter den großen Geschäften seiner neuen Stellung vergaß er der Angelsachsen nicht. Er ließ auf dem Sclavenmarkt in Marseille junge Angelsachsen aufkaufen, sie im Christenthum unterweisen, und sie zu Glaubensboten ausbilden, die ihre eigenen Volksgenossen bekehren sollten. Eine höhere Fügung arbeitete ihm vor. König Edelbert von Kent, der mächtigste der angelsächsischen Fürsten, hatte sich eben mit der fränkischen Prinzessin Bertha vermählt, und dieser ungehinderte Uebung ihrer Religion und die Mitnahme eines christlichen Bischofs zugesichert. Schnell sandte Gregor den Abt Augustin und vierzig Mönche aus Rom nach Kent unter die Angelsachsen, um Christus und dessen Stellvertreter, den Pabst zu Rom, den Angelsachsen zu verkünden. Der fränkische Königshof gab Dolmetscher und Empfehlungen mit.

König Edelbert, welcher Zauberei von ihnen fürchtete, empfing diese geistlichen Gesandten, um ihren Zauber unkräftig zu machen, im Freien unter einer Eiche sitzend, von seinen Edeln umgeben. Die Gesandtschaft näherte sich ihm unter Vortragung eines silbernen Kruzifixes und dem Gesang der Litaneien, in feierlicher Prozession. Augustin machte den Sprecher und sagte dem Könige, sie seyen gekommen, um ihn zu belehren, wie er nach seinem Tode noch glorreicher herrschen und die Krone der Unsterblichkeit erlangen könne, welche Jesus Christus den Gläubigen durch seinen Tod erworben habe.

Das nahm der König gut auf, er gab ihnen Wohnung und

Unterhalt in seiner Hauptstadt Canterbury, und die Königin wies ihnen eine alte, dem heiligen Martin geweihte, seit der Vertreibung der Briten verödete Kirche nahe bei der Stadt zum Gottesdienst an.

Die Königin hatte ihren Gemahl gestimmt, daß er sie ihren Glauben frei verkündigen ließ. Sie mögen taufen, wer es begehre, sagte er. Unter den Angelsachsen gab es nicht, wie unter den Gälen, eine Priesterkaste, keine Druiden. Daß die germanischen Völker überall, als das Christenthum an sie kam, priesterschaftlos waren, das hat bei ihnen dem Christenthum den Eingang so sehr erleichtert.

So konnte die Feierlichkeit ihres Gottesdienstes und ihr strenges enthaltsames Leben, das sich aufs Nothdürftigste beschränkte und Niemand zur Last fiel, unbeirrt wirken, und ihrer Predigt des Evangeliums den Weg zu den Herzen der Heiden bahnen. Schon wenige Monate nach ihrer Landung, um Pfingsten 597, ließ sich König Edelbert taufen. Auffallende Ereignisse, welche Augustin selbst für Wunder hielt und als solche bei seinen heidnischen Zuhörern geltend machte, waren von großem Eindruck zu Gunsten des Christenthums und seiner Verkündiger. Schon um Weihnachten desselben Jahres folgten zehntausend Angelsachsen dem Vorgang ihres Königs und ließen sich taufen, ohne allen Zwang. Nun stiegen Kirchen empor und Klöster. Gregor sandte aus Rom eine neue Sendung Mönche, und für die Kirchen heilige Geräthe, prächtige Kirchengewänder, Bücher, Reliquien und Anderes; für den König Edelbert reiche Geschenke, Lob und Weisungen für die Behandlung seines Volkes in Sachen der Bekehrung; für Augustin endlich das Pallium, d. h. den erzbischöflichen Mantel aus feiner Wolle, von nun an das Abzeichen der erzbischöflichen Würde und zugleich der Abhängigkeit vom römischen Stuhle. Denn nur in diesem Sinne sandten es die römischen Päbste an diejenigen Männer, welche sie auszeichnen und dadurch gewinnen oder festhalten und ermuntern wollten.

Sehr verschieden von dem christlichen Gottesdienst des altbritischen Bekenntnisses in Wales, Irland und Schottland wurde der Gottesdienst in diesen britischen Landen der

Angelsachsen eingeführt. Auf die Ceremonien und auf das Prächtige legte die römisch-katholische Kirche schon jetzt großen Werth, den Hauptwerth; die Erkenntniß und die Anbetung Gottes nahm die Form des Auftretens in Prachtgewanden an.

Die Prachtgewande spielen in der katholischen Kirche eine solche Rolle, daß man neuerdings eine eigene Geschichte darüber zu schreiben für nöthig hielt, eine „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters, der Entstehung und Entwicklung der kirchlichen Ornate und Paramente, in Rücksicht auf Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung, Schnitt und rituelle Bedeutung". Ja diese kirchlichen Prachtgewande geben die Hauptdenkmale und Markzeichen für die Geschichte der Seidenindustrie in Europa ab, und es kennzeichnet sich an ihnen das Zeitalter der orientalisch-byzantinischen Fabrikation, der maurisch-italienischen Seidenindustrie, und der romanisch-germanischen Industrie.

Gregor der Große legte viel, Augustin, der Angelnbekehrer, so großen Werth auf dieses Gepränge, daß es selbst dem Pabste Gregor allzuviel war. So sehr arbeitete Augustin, der neue Erzbischof von Canterbury, auf das Prunkvolle und der Sinnlichkeit Zusagende im Gottesdienst und in der priesterschaftlichen Erscheinung, in der auf angelsächsischen Boden übertragenen römischen Hierarchie. Und wie in dem kirchlichen Glanz des Morgenlandes, suchte Augustin ängstlich in andern äußerlichen Dingen sich ganz an den Brauch von Rom zu halten.

Da gab Gregor ihm die Weisung, nicht so an äußerlichen Dingen zu hängen, und wo er aus allen möglichen Kirchen der Welt etwas finde, das der Natur und dem Bedürfniß des angelsächsischen Volkes besser entspreche, als der römische Brauch, das solle er einführen, ohne Rücksicht darauf, was zu Rom üblich sey. Er drang entschieden überall darauf, daß das römische Christenthum nur in so weit und nur in der Art zunächst durchgeführt werde, als es für Ort, Zeit und Leute passe.

Gregor war ein weitschauender Kirchenfürst, und seine anfängliche Beschränktheit erweiterte sich mit jedem Monat auf dem Stuhl Petri zu einer großartigen Anschauung, wie die christ-

liche Kirche nach allen Weltgegenden hin auszubauen sey, durch eine freiere Auffassung christlicher Lehren und Bräuche, durch Schonung des Nationalen in bisheriger Religion und Sitte, und durch Zugeständnisse an die vorliegenden Zustände. Durch allmähliche Umwandlung sollte das Christenthum zu Sieg und vollem Leben unter den Heiden kommen.

Augustin hatte sich gleich unbehülflich und beschränkt den Angelsachsen und den gälischen Druidenresten gegenüber benommen, wie gegenüber den Klostergeistlichen des altbritischen Bekenntnisses, welche in dem uralten Kloster zu Bangor und selbst in den entlegenen Gebirgsgegenden saßen. Jene hatte er durch schroffes Auftreten und Zerstörungssucht abgestoßen und sie nur noch anhänglicher gemacht an Das, was er auf einmal zerstören wollte. Gegen die altbritischen Geistlichen hatte er sich mit der hochmüthigen Forderung gestellt, sich ihm unbedingt zu unterwerfen, und in Verfassung und Gottesdienst die Satzungen und Bräuche der römischen Kirche anzunehmen.

Dreizehntes Kapitel.

Bruch mit dem altbritischen Bekenntniß.

Pabst Gregor hatte sich zwar herausgenommen, ohne Weiteres seinem neuen Erzbischof auch die längst bestehenden, ganz selbstständigen altbritischen Kirchen und Bisthümer unterzuordnen, und ihm geschrieben: „Deine Brüderlichkeit soll alle Priester Britanniens zu Untergebenen haben.“ Das hatte aber Augustin weder recht verstanden, noch mit Gregors feinem Takt durchzuführen gewußt; und seinem schroffen und hochmüthigen Auftreten gegenüber erklärten die Klostergeistlichen von Bangor verletzt, daß sie nur unter ihrem eigenen Bischof stehen. Sie blieben bei ihrer Zeit der Osterfeier, bei ihren liturgischen Gebräuchen, worin sie mit der Kirche zu Rom nicht übereinstimmten. Sie blieben bei ihrer Verwerfung der Ehelosigkeit der Priester; sie blieben dabei,

weder die Oberhoheit des römischen Pabstes, noch die Lehre von der ununterbrochenen bischöflichen Nachfolge auf dem Stuhl Petri, noch die Verbindlichkeit der Beschlüsse der auswärtigen Kirchenversammlungen anzunehmen, vielmehr nach wie vor ihre Angelegenheiten durch eigene Synoden zu ordnen.

So war mit den altbritischen Geistlichen ein Bruch vornherein in Aussicht. Die Mittel und das Benehmen Augustins beschleunigten ihn und schadeten seiner Sache sehr. „Man bringe," sagte Augustin bei der ersten Zusammenkunft, „irgend einen Gebrechlichen her, und wessen Gebet ihn heilt, dessen Glaube und Brauch soll von Allen angenommen werden." Die Altbriten sträubten sich dagegen. Dennoch wurde ein Angelsachse herzu geführt, der des Augenlichts beraubt war, und den Briten zur Heilung übergeben. Da er von diesen das Augenlicht nicht empfing, kniete Augustin nieder und betete, Gott möge dem Blinden das Gesicht wieder geben, und indem das leibliche Auge eines Menschen Licht werde, in den Herzen vieler Tausende von Glaubigen sein geistiges Gnadenlicht anzünden. Alsbald wurde der Blinde sehend, und Augustin wurde allgemein als der wahre Verkünder des höchsten Lichtes gepriesen. Die anwesenden Altbriten aber erklärten, trotzdem können und werden sie nicht ihrem altkirchlichen Herkommen entsagen, ohne Zustimmung und Erlaubniß ihrer Glaubensgenossen.

Solche Art der Beweisführung durch Wunder, und ein solches für das Auge unserer Zeit so durchsichtiges Wunderthun, ist sehr kennzeichnend für Augustin und sein Bekehrungsverfahren, und es kennzeichnet die römisch-katholische Kirche bis auf unsere Tage. Diese Art des Verfahrens kam dem umsichtigen Pabste Gregor, den Altbriten gegenüber, als etwas sehr Bedenkliches und Gewagtes vor. Er warnte Augustin, „sich ja nicht durch den äußeren Schein blenden zu lassen, und namentlich die Wundergabe nicht zu überschätzen, welche man auch ihm zutraue."

Zur zweiten Besprechung mit Augustin erschienen sieben britische Bischöfe mit dem Abte Dinooth und den gelehrtesten Mönchen aus dem Kloster Bangor. Unterwegs besuchten sie einen altbritischen Einsiedler, der wegen seiner Heiligkeit und Weisheit

berühmt war. Die Altbriten liebten die Selbſtbetrachtung, und ſuchten gerne Ruhe dafür als Einſiedler hinter Felſenwänden und in der Waldeinſamkeit. Dieſen Einſiedler fragten ſie, ob ſie ſich mit Auguſtin über das, worin ſie von der römiſchen Kirche abweichen, vereinigen und mit ihm gemeinſam die Bekehrung der Angelſachſen betreiben ſollen. — „Wenn es ein Mann Gottes iſt," antwortete der Alte, „ſo thut das." — „Und woran," fragten jene, „können wir ihn als Mann Gottes erkennen?" — „Leicht," erwiederte der Greis; „ſagt doch der Herr: Nehmet mein Joch auf euch, und lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig. Iſt nun jener Auguſtin ſanftmüthig und von Herzen demüthig, ſo iſt zu glauben, daß er Chriſti Joch ſelbſt auf ſich genommen hat, und deſſen Annahme euch anbietet. Iſt er aber hart und ſtolz, ſo ſteht feſt, daß er nicht von Gott iſt, und wir uns um ſeine Rede nichts zu bekümmern haben." — „Und woran vermögen wir das zu unterſcheiden?" fragten jene weiter. — „Sorget dafür," ſagte der Einſiedler, „daß Auguſtin mit den Seinen am Ort der Zuſammenkunft vor euch anlangt. Steht er dann auf, euch zu begrüßen, wenn ihr eintretet, ſo wiſſet, daß es ein Knecht Chriſti iſt, und höret gefügſam auf ihn. Mißachtet er aber euch, und will er ſich nicht vor euch zum Gruß erheben, obgleich ihr die größere Zahl ſeyd, ſo ſollt auch ihr ihn mißachten."

Der Prälatenſtolz des neugeſchaffenen Erzbiſchofs Auguſtin erlag dieſer Probe des Einſiedlers. In erzbiſchöflicher Oberhoheit blieb er ſitzen, ſtatt ſich zur Begrüßung zu erheben. Die Altbriten rügten ſogleich dieſen ſeinen Stolz. Was er während der Verhandlung ſagte, fand ihren eifrigen Widerſpruch. Da wurde Auguſtin überaus nachgiebig. „Wiewohl ihr," ſagte er, „in Vielem von unſerem, ja von der geſammten Kirche Herkommen abweicht, und Entgegengeſetztes euch eigen iſt, ſo wollen wir doch dem allem, ſo ſehr es unſerem Brauch entgegen iſt, mit Gleichmuth Duldung gewähren, wofern ihr in dieſen drei Punkten mir folgen wollet: daß ihr zu gleicher Zeit mit uns Oſtern feiert; daß ihr die Taufhandlung ganz ſo vornehmet, wie die heilige, römiſche, apoſtoliſche Kirche; daß ihr gemeinſam mit uns das

Wort des Herrn den noch heidniſchen Angeln prediget.“ Trotz dieſer Herablaſſung wollten die Altbriten nichts mehr mit ihm zu ſchaffen haben. Sie wiederholten ihm, daß ſie ihn nicht als Oberbiſchof anerkennen.

Das urchriſtliche, brüderliche und gleichheitliche Bewußtſeyn hatte ſich, aus der römiſch-katholiſchen Kirche verdrängt, in den Bergen Britanniens erhalten. Lebendig zeichnet ſich, beſſer als in ausführlichſten Schilderungen, in dieſen von Beda, dem Manne des römiſch-katholiſchen Bekenntniſſes, uns aufbewahrten wenigen Thatſachen und Worten der ſittliche und geiſtige Unterſchied des damaligen altbritiſchen Bekenntniſſes und der römiſch-katholiſchen Kirche ſcharf ausgeprägt in den Vertretern der einen wie der andern Kirche.

Pabſt Gregor eilte, dem Bruch auch mit den Heiden im Angelſachſenreich vorzubeugen.

„Hartköpfig,“ ſchrieb er, „auf Einmal Alles an der Wurzel abſchneiden zu wollen, iſt rein unmöglich. Der, welcher auf den Gipfel kommen will, hebt ſich ſchritt- und abſatzweiſe, nicht ſprungweiſe, hinauf. Der Herr hat ſich dem iſraelitiſchen Volke in Egypten auch geoffenbart, und doch hat er ihnen das gewohnte Opfer, das ſie dem Teufel darzubringen pflegten, in ſeinem eigenen Kultus belaſſen, um ſie zu ſeinem reinen Opfer heranzuziehen.“ Einerſeits wollte Gregor nur die Götzenbilder, nicht aber die Götzentempel zerſtört haben; er empfahl die letzteren der wahren Gottheit zu weihen, und mit chriſtlichen Altären und Reliquien auszuſtatten, als altgewohnte Verſammlungsorte des Volkes, mit dem einzigen Unterſchied, daß ſie jetzt den wahren Gott darin finden, und bei ihrer Gewohnheit des Beſuchs dieſer Tempel um ſo leichter ſich bekehren. Andererſeits knüpfte er eben ſo klug und frei an die altgewohnten religiöſen Feſtlichkeiten der Heiden an. So ſchrieb er nach Britannien: „Weil ſie gewohnt ſind an die altheidniſchen Opferfeſte, und an das Schlachten vieler Stiere an denſelben, ſo ſoll ihnen auch darin die Feſtfeier bleiben, und zwar ſo: am Kirchweihtag oder an den Gedenktagen der heiligen Märtyrer, deren Reliquien die zu Kirchen gewordenen heidniſchen Tempel enthalten, ſoll das Volk

rings um diese Kirchen sich Laubhütten bauen, und durch ein kirchlich frohes Mahl das Fest fortfeiern; nur soll es nicht mehr dem Teufel die Stiere schlachten, sondern es soll sie schlachten zum Lobe Gottes für dieses Festmahl, und dem dabei danken, von welchem alle gute Gabe kommt. Man muß dem Volk einige von den gewohnten äußeren Freuden lassen, damit sie leichter fähig werden, an die inneren Freuden des Christenthums sich anzuschließen."

So machte Gregor es zum Kirchengrundsatz für die Bekehrung Andersgläubiger, daß das allmähliche Durchdringen und Umwandeln der Völker mit dem Sauerteige des Christenthums obenan stehe, und die Missionäre sich nach den Eigenthümlichkeiten der zu Bekehrenden zu richten haben. Gregors Verfassungsentwurf für die angelsächsische Kirche bleibt ein Muster für das, was geschehen muß, um die noch nicht christlichen Lande und Völker dem Christenthum zu gewinnen, durch Anschließung, Umdeutung und Umwandlung.

Merkwürdig bleibt, daß, als der Bruch offen lag, die Geistlichen des altbritischen Bekenntnisses sich für ihre Satzung und Lehre auf den Apostel Johannes und die kleinasiatische Kirche beriefen, Augustin gegenüber, der sich auf die Apostel Petrus und Paulus berief.

Augustin entließ die altbritischen Geistlichen mit der Drohung: „Wenn ihr den Frieden mit den Brüdern nicht annehmen wollet, so wird euch der Krieg von den Feinden werden. Wenn ihr dem Volke der Angelsachsen den Weg des Lebens nicht predigen wollet, so werdet ihr durch deren Hände den Weg des Todes gehen müssen."

Zwölf Jahre später überfiel der heidnische König Ethelfried von Northumberland die Briten mit großer Heeresmacht. Die britische Geistlichkeit und die Mönche von Bangor fasteten drei Tage und versammelten sich auf freiem Felde zum Gebet, den Waffen der Ihrigen Glück zu erflehen. „Wenn sie wider uns zu ihrem Gott schreien," sagte der Heide, „wahrlich, so kämpfen auch sie gegen uns; haut sie nieder!" Sie wurden alle niedergehauen, das britische Heer geschlagen, Bangor zerstört.

So erzählt Beda, mit dem Zusatz: „Also wurde Alles, wie Augustin geweissagt hatte, durch Gottes Gericht an ihnen erfüllt.“ Aber nach einer anderen, zwar späteren Quelle war es Edelbert von Kent, der von Augustin zur katholischen Kirche bekehrte Fürst, welcher das Blutbad unter den Briten anrichtete, und war es Augustin, welcher ihn aufforderte, die ihm von den Altbriten angethane Schmach zu rächen. Das Letztere ist sehr wahrscheinlich, Beda's Nachricht auch noch dadurch verdächtig, daß in dem lateinischen Text eine Zeile steht, welche in der angelsächsischen Uebersetzung Alfreds nicht enthalten ist, und sichtbar das Bestreben zeigt, das Andenken Augustins von dem Blutfleck reinigen zu wollen; nämlich die Worte, „das Alles sey geschehen, erst nachdem Augustin lange zuvor schon ins himmlische Reich aufgenommen worden sey.“

Eine Handlungsweise, wie die Augustins, und Abwälzung der Schuld durch falsche Erzählung der Thatsachen, sowie durch spätere Fälschung wahrer Berichte, wiederholen sich oft in der römisch-katholischen Kirche, bis auf unsere Tage, aber auch in der protestantischen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Bekehrung Nordenglands.

Wie in Kent, wurde auch in Essex (Ostsachsen) das Christenthum durch Vermittlung einiger königlichen Frauen eingeführt. Der König von Essex war ein Schwestersohn des Königs von Kent. Er ließ sich taufen im Jahre 604, und räumte den alten, aus der Römerzeit noch bestehenden Dianentempel in seiner Hauptstadt London zur christlichen Kathedrale ein, mit großem Grundbesitz. Auch in Rochester wurde ein Bischofssitz errichtet. Doch wich das Christenthum in Essex nach wenigen Jahren wieder dem Heidenthum, und erst nachdem das letztere wieder ein halbes Jahrhundert in der Herrschaft gewesen war, siegte hier das Christenthum wieder.

In Northumberland, im Norden Englands, fand das Christenthum durch die kentische Prinzessin Ethelberga Eingang. Sie war die Tochter jener Bertha aus Paris, an deren Vermählung mit Edelbert von Kent der Anfang der Einführung des Christenthums unter den Angelsachsen sich geknüpft hatte, und vermählte sich mit Edwin, dem Gründer Edinburgs, dem heidnischen Fürsten Northumberlands. Ihr Beichtvater Paulinus, köstliche Geschenke und schmeichelhafte Briefe des Pabstes Bonifazius V. verstärkten den Eifer Ethelberga's, ihren Gemahl für das Christenthum zu gewinnen. Klüglich wurde zu gleicher Zeit Alles bearbeitet, was am Hof und im Volke Einfluß hatte, Adel, Priester, Aelteste des Volks, und der Oberpriester Koifi bekannte sich zuerst vor Allen zu dem Glauben der Königin, in einer Versammlung der Reichsstände, ebenso der König, und Beiden nach folgten alle Anwesenden.

Das Volk aber meinte, Niemand werde wagen, an Wodans Altäre feindlich die erste Hand zu legen. Da legte Koifi sein heidnisches Priestergewand ab und eine kriegerische Rüstung an, bestieg ein Streitroß, ritt hin, den von ihm als unmächtig und nichtig erkannten Göttern seiner Väter Trotz zu bieten, und schleuderte, sein Volk von ihrer Unmacht zu überzeugen, kräftig den Speer in den nächsten Wodanstempel.

Das Volk sah es, glaubte, sein Oberpriester sey wahnsinnig geworden, zitterte und erwartete die Rache des Himmels an dem Frevler. Als diese ausblieb und Koifi unverletzt auf seinem Streitroß saß, glaubte es ihm, unterwarf sich ihm und folgte seinem Gebot und Vorgang. Er warf den ersten Feuerbrand in den Götzentempel, sie thaten es ihm nach, und während der Wodanstempel in Flammen unterging, zerstörten sie den heiligen Hain umher. Die Zerstörung der andern Tempel und Haine folgte. Am Osterfest 627 ließ sich der König taufen, ihm nach der Adel und das Volk. Edwin baute in seiner Hauptstadt York, der alten Römerstadt, eine prächtige Kathedrale für Paulinus, und der Pabst Honorius übersandte ihm den erzbischöflichen Mantel.

Die Segnungen des Christenthums zeigten sich in der Regierung Edwins, und bald gewann das Christenthum auch in

Ostangeln festen Boden. Hier hatte es schon früher Eingang gefunden, jedoch ohne das Heidenthum zu verdrängen: in einem und demselben Tempel ließ König Redwald, der bei einem Besuch in Kent getauft worden war, friedlich neben und mit einander, christlichen Gottesdienst halten und dem Wodan opfern. Sein Sohn und Nachfolger dagegen reizte durch zu großen Eifer für das Christenthum seine heidnischen Unterthanen. Er wurde ermordet und das Heidenthum setzte sich wieder in die Herrschaft.

Ein anderer Sohn Redwalds aber, Siegebert, der sich nach Gallien geflüchtet hatte, setzte nach drei Jahren, im Jahr 630, sich wieder in den Besitz des väterlichen Erbes. Aus Burgund hatte er den Bischof Felix mit sich gebracht. Mit diesem im Verein gewann er wieder dem Heidenthum den Sieg ab. Von da an behauptete sich auch hier der christliche Glaube.

In Northumberland führte Oswald, ein zweiter Sohn Ethelfrieds, der mit einem Haufen tapferer Genossen den heidnischen Eindringlingen sein väterliches Erbe wieder abgewann, das Christenthum aufs Neue durch. Die Mönche von Hy hatten ihn erzogen, und auf seine Bitten sandten sie ihm auch einen Glaubensboten aus ihrer Mitte, den Bruder Korman. Aergerlich aber kehrte Korman bald wieder in sein Kloster zurück und versicherte: diese Wilden, diese Sachsen, bekehren zu wollen, sey jede Bemühung vergebens; sie seyen zu unwissend und barbarisch.

Da trat aus den versammelten Brüdern des Klosters ein geringer Mönch vor und sagte: Bruder Korman habe in seinem Eifer zu strenge Forderungen an diese Sachsen gestellt. Der Apostel sage, man müsse den Unmündigen erst Milch reichen, und allmählich sie an strengere Kost gewöhnen. Dieser Mönch hieß Aidan. Den sandte jetzt das Kloster an König Oswald, und der König selbst diente ihm bei seinen Predigten als Dolmetscher, bis Aidan der sächsischen Sprache mächtig war. Aidans Wesen war so lieblich und mild, daß die wildesten Sachsen von ihm eingenommen wurden. Dabei verfuhr er so christlich weise, daß das ganze Land in wenigen Jahren für das Christenthum gewonnen war. Neue Glaubensboten, welche die Mönche von Hy sandten, unterstützten ihn dabei.

In ein paar Jahren war ganz Nordengland in die christliche Kirche eingeführt, aber in das altbritische Bekenntniß, nicht in das römisch-katholische. Alle diese Glaubensboten, die in Northumberland und Mercien thätig waren, folgten den Lehren Kolumba's, und der Schotte Aidan wurde schon bei Lebzeiten vom Volke völlig als Heiliger verehrt, wegen der sittlichen Schönheit seines christlichen Lebens und Wesens. Durch Bildung wie durch die Helle und Innigkeit seines Glaubens leuchtet dieser Mann, der so viel that für die Ausbreitung des Christenthums, weithin über die katholische Welt seines Zeitalters.

Mercien war das letzte der sieben angelsächsischen Fürstenthümer, welches christlich wurde. Hier hielt sich das Heidenthum durch das kriegerische Heldenthum des Fürstenhauses.

König Penda, ein kriegsgewaltiger Held, gefiel sich darin, von den Heiden der letzte unerschütterliche Hort des altväterlichen Glaubens genannt zu werden. Während seiner dreißigjährigen Regierung hatte dieser Fürst Mittelsachsens Allem aufgeboten, das Christenthum unter den Angelsachsen zu unterdrücken. Fünf angelsächsische Könige fielen auf dem Schlachtfeld im Kriege mit ihm, der fünfte darunter war der treue Christusfreund Oswald, im Jahre 642.

Aber dieser letzte Degen des Heidenthums mußte es noch bei Lebzeiten erfahren, daß das Christenthum, dessen Befehdung das Tagwerk seines Lebens gewesen war, ins Herz seiner eigenen Familie eindrang. Penda's Sohn Peada stand unter des Vaters Oberhoheit dem Fürstenthum Mittelangeln vor, er liebte und heirathete Alchfleda, eine Tochter Oswy's, des Königs von Northumberland, des Bruders und Nachfolgers Oswalds. Unter ihrem Einfluß ließ sich ihr Gemahl taufen, von Finan, dem Bischof von Lindisfarne. Auf der Insel Lindisfarne, bei der Mündung des, England und Schottland trennenden, Flusses Tweed, hatte der fromme König Oswald ein Bisthum für Aidan gegründet. Aidan war im Jahre 651 hinüber gegangen, mit gebrochenem Herzen über die Jugendthaten des christlichen Königs Oswy. Sein Nachfolger war Finan. Im Volke gingen die Erzählungen von unzähligen Wundern, die, als am Grabe Aidans und Os-

walds geſchehen, römiſch-katholiſche Geſchichtſchreiber uns berichten; ein Beweis, daß damals die katholiſche Kirche noch glaubte, es können Wunder geſchehen durch Männer und am Grabe von Männern, welche der katholiſchen Kirche nicht angehörten, und mit denen die katholiſche Kirche uneins und im Kampfe war.

Der alte Heide regte ſich aufs Neue, aber die chriſtliche Macht ſchloß ſich gegen ihn unter Oswy zuſammen, und in der Hauptſchlacht am Fluſſe Winwaer bei Leeds ſtand das Chriſtenthum und das Heidenthum zum letzten Entſcheidungskampf auf engliſchem Boden ſich gegenüber. Oswy gelobte vor der Schlacht, ſeine jüngſte einjährige Tochter Elfleda ewiger Jungfrauſchaft zu weihen, zwölf Klöſter zu errichten und ſie mit zwölfen von ſeinen Eigengütern auszuſtatten, wenn Gott ihm den Sieg verleihen werde. Der arge Chriſtusfeind Penda fiel, im mörderiſchen Kampfe, im Jahre 656, und ſeinem Sohn und Nachfolger Peada war es leicht, nach dem Fall dieſes gewaltigen Helden der alten Götter, das Chriſtenthum in ganz Mittelſachſen durchzuführen: denn der größere Theil des Volkes hatte längſt chriſtlich zu werden ſich geſehnt, im Angeſicht der Milde, mit welcher chriſtlich gewordene angelſächſiſche Fürſten herrſchten, und — herrſchen mußten, wo das altbritiſche Bekenntniß galt, wie der liebenswürdige, fromme und edle Oswin in Deira, aus dem Geſchlecht Edwins, der Zögling und Liebling Aidans.

Zu bemerken iſt, daß hier, im äußerſten Nordweſten Europas, auf demſelben Boden, das prieſterherrſchaftliche Element der katholiſchen Kirche und das prieſterherrſchaftfeindliche Element der von der römiſch-katholiſchen Kirche abweichenden, auf das Johannes-Evangelium und die kleinaſiatiſchen Gemeinden ſich berufenden Bekenntniſſe ganz verſchiedene Wirkungen auf Hof und Volksregierungen ausübten: die letztern der Volksfreiheit hold, und jedem Despotenübergriff entgegentretend; die erſtere der Unumſchränktheit zu jedem Vorſchub bereit, um für ſich ſelbſt Raum und die Herrſchaft herauszuſchlagen.

Fünfzehntes Kapitel.

Klosterliebhaberei der englischen Fürstenfamilien.

Oswy kam nach dem Siege treulich seinem Gelübde nach, sein Gelübde gab namentlich Anlaß zur Gründung des berühmten Frauenklosters Streaneshalch. Oswy gab seine Tochter Elflede zur Erziehung dem Kloster Heortea, dem damals die northumberländische Fürstentochter Hilda vorstand, und zugleich ließ er das Kloster Streaneshalch (jetzt Whitby), unweit York, bauen, und herangewachsen wurde Elflede dessen Aebtissin. Das Zusammenwirken des weiblichen und männlichen Geistes für das Christenthum, für welches in diesen Tagen in diesen Landen noch so viel zu thun war, war in diesem Kloster mit einander an Einem Ort vereinigt.

Das Kloster Streaneshalch hatte bei seiner Gründung die eigenthümliche Einrichtung, daß geweihte Priester neben den geweihten Nonnen in demselben Kloster beisammen wohnten, wiewohl in abgesonderter Wohnung. Solche Klöster heißen Doppelklöster. In England, wozu Streaneshalch den Anfang machte, war es Brauch, daß der Prior der männlichen Klostergeistlichen von der Aebtissin gewählt wurde und ihr untergeordnet war. Auch über dem Kanal, im fränkischen Reiche, gab es, aber viel später, Doppelklöster. Hier aber war die Aebtissin dem Prior untergeordnet. Beides hatte einfach seine Ursache darin, daß das Kloster Streaneshalch — gegründet wurde für die Prinzessin Elflede, die seine erste Aebtissin wurde, und daß die fränkischen Frauenklöster gegründet wurden von Männern, welche keine Fürstin an die Spitze zu stellen hatten, sondern unter männlicher Aufsicht die edle Kraft der Frauen für das Christenthum wirken lassen wollten.

Merkwürdig ist der Zug in den angelsächsischen Königsfamilien zu den Klöstern. Könige, Königstöchter und Königssöhne ziehen sich in die Klöster zurück und ihre beschauliche Ruhe: so der sieggewohnte Siegebert, der bald die Krone niederlegte;

ſo ſeines zweiten Nachfolgers Anna ſechs königliche Töchter; ſo Andere, wie Penda's Bruder, Wulfhere, welcher die chriſtliche Umgeſtaltung Mittelſachſens vollendete, Adelwalch, den König von Suſſex (Südſachſen), zur Taufe bewog und dann in das Kloſter ging.

Freilich waren, wenn die alten Nachrichten darüber ganz glaubwürdig ſind, in dieſer Zeit, da das Chriſtenthum unter den Angelſachſen keimte und trieb, auch die Wunder nicht ſelten, und das Ueberirdiſche griff, in die Gegenwart ſich ganz hereinſenkend, mit übermächtiger Hand in die Herzen der Menſchen hinein. Wunderthätige Kräfte traten hervor, und außerordentliche Gaben, wunderbare Zuſtände, wie in den erſten chriſtlichen Zeiten, wie aber immer und überall, wann und wo der chriſtliche Glaube bis zum Grade des Glühens ſich erhob, und das Außerordentliche der Zeitereigniſſe die irdiſchen Schlacken aus den Seelen herausſchmolz, und den Glauben darin mit voller freier Macht wirken ließ.

Als Anna's ſechs königliche Töchter ins Kloſter gingen, da war der irländiſche Mönch Furſeus der Einflußreichſte am Hofe. Dieſer Mönch war berühmt durch die Gabe der „Geſichte", die er hatte. Er fiel oft in „Verzückungen". In dieſem Zuſtande durchwanderte ſeine vom Körper gelöste Seele den Himmel und die Hölle, und ſchaute dort die Wonnen der Seligen, hier die Qualen der Verdammten. Seine Geſichte wurden ſchriftlich aufgezeichnet, und waren weitum und überall geglaubt und wirkſam. Sie ſind bis auf uns gekommen.

Wo der Himmel und die Hölle in ſolchen Farben ſich an die Seelen der Menſchen anlegten, da wird begreiflich, wie Fürſten und Fürſtentöchter der Pracht und dem Reiz der Welt entſagten und ins Kloſter gingen, um vor der Hölle bewahrt und des Himmels ſicher zu werden. Mehr als dreißig Könige und Königinnen vertauſchten während des ſiebenten und achten Jahrhunderts die Königswohnung mit der Kloſterzelle, und mehr engliſche Fürſtenſöhne begaben ſich in den Dienſt der Kirche, mehr engliſche Fürſtentöchter wurden Himmelsbräute ſtatt Erdenbräute, als das in irgend einem anderen Volk und Land vorkam.

Auch hier, unter den kriegeriſchen Angelſachſen, trat es mit Macht hervor, wie ſehr das „Tiefinnige“ Grundton der germaniſchen Natur war, und wie dem Chriſtenthum, als es dieſe Naturen berührte, Saiten des Herzens entgegenklangen, mit welchen anderswo die Natur der Völker nicht bezogen war; eben das, was man jetzt „Gemüth“ heißt, und wofür keine Sprache der Welt einen ſprachlichen Ausdruck hat, als die germaniſche in ihren verſchiedenen Mundarten.

Wie wunderbar in der Entwicklung der Weltgeſchichte! Dreierlei ging von dieſem äußerſten Winkel Europas, von England, aus: das Chriſtenthum in das Innere Deutſchlands, die bürgerliche Freiheit, und die Weltpoeſie, vertreten durch Shakſpeare, den Angelſachſen, den größten Dichter der chriſtlichen Welt.

Sechszehntes Kapitel.

Bedeutung des altbritiſchen Bekenntniſſes für die germaniſche Welt.

So war Britannien chriſtlich geworden. Man muß aber keineswegs ſich das ſo vorſtellen, als ob hier der Einzelne bekehrt worden ſey. Die Taufe geſchah in der Regel in Folge eines Beſchluſſes der Landesverſammlung; denn das Chriſtenthum fand hier überall die „Volksfreiheit“ vor, und der König konnte nichts thun ohne die Zuſtimmung der Reichsſtände, der drei Stände: Adel, Geiſtlichkeit und Aelteſte des Volkes.

So wunderbar iſt der Gang Gottes in der Geſchichte. Eine Spanne hatte das Chriſtenthum herüber von Griechenland nach dem inneren Deutſchland, nach den Alpenländern Oeſtreichs; eine noch kleinere Spanne hatte das chriſtliche Italien herüber an den Bodenſee, ins Herz der heidniſchen Völker, welche hier am Fuße der Alpen ſaßen und an den Almen weideten; eine eben ſo kleine Spanne war von Gallien und vom neubekehrten Frankenreiche herüber nach dem inneren Deutſchland.

Wenn aber von allen dieſen Seiten das Chriſtenthum nach Deutſchland gebracht wurde, ſo war es das byzantiniſche oder das römiſch-katholiſche Chriſtenthum, und eben damit das Chriſtenthum des Abſolutismus und der Knechtſchaft.

Den deutſchen Boden aber hatte die Vorſehung Gottes auserſehen zum großen Herde der freien Gedanken für die Welt, und in den thüringiſchen Bergen ſollte der Knabe aus Bauernblut geboren werden, von welchem die Reformation der Kirche und der Staaten ausgehen ſollte.

Darum waren es nicht römiſch-katholiſche Glaubensboten, welche, ſo nah ihnen der Weg war, die deutſchen Völker im innern Deutſchland bekehrten, ſondern der Gang Gottes machte einen weiten Kreis der Bewegung, und ſuchte im fernſten Nordweſten Europas, da, wo noch allein in der damaligen Welt bürgerliche Freiheit und Sitteneinfalt war, denjenigen Punkt, von welchem aus das innere Deutſchland zum Chriſtenthum hinauf gehoben wurde. Das Chriſtenthum der Freiheit war das erſte, das ins Innere von Deutſchland getragen ward; das Chriſtenthum des Abſolutismus kam erſt viel ſpäter, und eben damit das Zeichen zum großen Weltkampf zwiſchen beiden Richtungen, aus welchem Kampfe nach einander hervorgingen: die Reformation, die Freiheit Englands und Hollands, die Freiheit Nordamerikas, und die Zukunft der großen vor uns liegenden chriſtlichen Weltentwicklung.

England gab das Chriſtenthum durch ſeine Glaubensboten mit der bürgerlichen Freiheit an das heutige Deutſchland ab; und Deutſchland gab ein Jahrtauſend ſpäter das gereinigte Chriſtenthum und damit die bürgerliche Freiheit an Britannien zurück, und eben damit auch dieſem Britannien die große Weltſtellung, nach rechts und links im Ocean — die Bibel zu verbreiten und die chriſtlich-bürgerliche Freiheit, die ein Ausfluß des Chriſtenthums und eine erſte Forderung der heiligen Schriften iſt.

Beſchloß in Angelſachſen die Landesverſammlung die Annahme des Chriſtenthums, ſo erfolgte ohne Weiteres die Taufe der Maſſe. Der Einzelne war gewohnt, dem Willen der Geſammtheit ſich zu fügen. Mit Gewalt wurde der neue Glaube

nirgends hier zu Land aufgedrungen; eben so wenig hatten die zum neuen Glauben Uebergetretenen irgend eine Verfolgung von Seiten der dem alten Glauben Anhänglichen zu leiden. Auch das ist eine dem ursprünglichen Geiste des Christenthums verwandte Schönheit der ursprünglichen Germanennatur, daß sie Verfolgungssucht wegen des Glaubens nicht kannte.

Siebenzehntes Kapitel.

Sieg Roms in Britannien.

Im Verlaufe der Zeit näherten sich die altbritischen und die angelsächsischen Geistlichen. Nachdem sie sich Anfangs gegenseitig gehaßt, und die Katholischen lieber mit den Heiden Gemeinschaft gemacht hatten, als mit solchen Unchristen, brach sich nach und nach die Einsicht Bahn, daß eine religiöse Einheit so vortheilhaft sey als die politische, daß Spaltung und Zerrissenheit ein Unglück sey. Die Fürsten erkannten das zuerst, und sie kamen dem Eifer Roms entgegen, seine Oberhoheit über ganz Britannien auszudehnen, und die Kircheneinheit auch hier herzustellen. Durch Osswy's Gemahlin Eanflede, die Tochter Edwins, vermittelte die römische Staatsklugheit den vollständigen Sieg des römischen Glaubensbekenntnisses in Britannien. Die Königin war Gönnerin Wilfrids, der im britischen Kloster zu Lindisfarne erzogen wurde. Das war ein Jüngling, eben so ausgezeichnet durch Schönheit des Leibes, als durch Lebendigkeit und frühe Reife des Geistes.

Diesen britisch gebildeten Angelsachsen wußte die römisch-katholische Geistlichkeit nach Rom zu locken. Während eines zweijährigen Aufenthalts daselbst wurde er ganz für Roms Interessen gewonnen, zumal da ihm im Dienste des römischen Stuhles Aussichten auf die glänzendste Laufbahn sich öffneten. Zurückgekehrt, gewann er den Prinzen Alchfried für die römisch-katholische Kirche, darauf mit Hülfe der Königin den König Osswy, dann alle Fürsten der Angelsachsen.

Auf der Synode zu Streaneshalch in Yorkshire wurde von allen versammelten Würdenträgern des Staats und der Kirche der sieben angelsächsischen Königreiche die Form des römisch-katholischen Glaubens und Gottesdienstes für die Nationalreligion erklärt, und damit die kirchliche Einheit des Reichs und die Oberhoheit des römischen Pabstes anerkannt. Damit war die angelsächsische Kirche der katholischen Kirche des Abendlandes einverleibt, aus Bedürfniß nach religiöser Einheit des Reiches, welche die angelsächsischen Fürsten als die Grundlage der staatlichen Einheit und Eintracht erkannt hatten. Vom politischen Standpunkt aus entschied sich die Frage, ob, da Einheit des Glaubens und des Gottesdienstes als eine Nothwendigkeit anerkannt war, das altbritische oder das römisch-katholische Bekenntniß weichen sollte, sehr einfach und leicht. Wo nur die Wahl war, mit der unendlichen Mehrheit der christlichen Welt und den großen Reichen Europas einerlei Glauben zu haben, oder mit dem winzigen Rest der besiegten Altbriten, da gebot es die Politik wie der Nationalstolz der Angelsachsen, sich für das Erstere zu entscheiden. Altbriten und Angelsachsen hatten sich zwar schon verschmolzen zu Einem Volk, aber die Angelsachsen waren dennoch die Herrschenden, die Mehrheit der Herrschenden war römisch-katholisch, und daß die politisch Herrschenden sich nicht von der besiegten Minderheit kirchlich beherrschen lassen wollten, war natürlich. Diesen menschlichen Schwächen kam Rom ausbeutend entgegen. Die Wahrheit aber litt nur scheinbar darunter, auf einem kleinen Fleck; sie gewann dadurch auf einem großen Boden, welcher der weltgeschichtliche Boden für die Wahrheit werden sollte.

Der altbritischen Geistlichkeit wurde nur die Wahl gelassen, den römischen Brauch anzunehmen oder abzudanken. Der Bischof von Lindisfarne, Kolman, blieb mit wenigen Getreuen fest, verließ sein Bisthum mit den Gebeinen Aidans und ging in das Kloster Hy zurück, das letzte Bollwerk des altbritischen Glaubens.

In Irland war man den römisch-katholischen Einflüssen gegenüber im siebenten Jahrhundert der Wahrheit und Berechtigung seiner Ansicht noch ganz gewiß. Auf einer großen Kirchenversammlung im Jahre 630, welche unter römischem Antrieb zu

Stande kam, ſchlugen die proteſtirenden Irländer dreierlei vor: Beide Parteien ſollen ihre Liturgien ins Feuer werfen; oder beide einen Mönch von ihrer Richtung in ein Haus ſtecken und dieſes Haus verbrennen; welche Liturgie und welcher Mönch unverbrannt bleibe, die ſollen Recht haben; oder endlich Abgeordnete beider kirchlichen Parteien ſollen zum Grab eines Heiligen gehen, ihn auferwecken und ihn um die richtige Praxis befragen.

Die Vertreter der römiſch-katholiſchen Weiſe gingen auf keines dieſer Anſinnen ein; die Kirchenverſammlung ging ohne Endergebniß aus einander; aber die Römiſch-Katholiſchen wußten es bald zu machen, daß der Süden von Irland großentheils zur römiſch-katholiſchen Weiſe überging. Im erſten Viertel des achten Jahrhunderts war ganz Irland ſchon römiſch-katholiſch.

Zur ſelben Zeit gingen der Hof, die Würdenträger des Staats und der Kirche in Schottland zur römiſch-katholiſchen Weiſe über. Auf königlichen Befehl wurden durch eigene Sendboten alle Geiſtlichen der ſchottiſchen Kirche nach Art der römiſchen Tonſur geſchoren, zu gleicher Zeit, während Baumeiſter aus Rom thätig waren, Kirchen zu bauen im Kunſtſtyl der Schönheit römiſcher Bauten. Die Maſſe Schottlands bequemte ſich; darum ließen ſich in wenigen Wochen alle Geiſtlichen Schottlands, nur die von Hy nicht, tonſuriren. Das Scheermeſſer war es, äußerlich, was ſo ſchnell Schottland zur römiſch-katholiſchen Weiſe bekehrte; aber auch nur äußerlich bekehrte. Das Feuer des Proteſts gegen das Römiſch-Katholiſche glühte fort unter der Aſche. Das erklärt es, warum hier die Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts mit Blitzesſchnelle, wie nirgendwo, Land und Volk ſich entzünden ſah, und die Fahne der Geiſtesfreiheit und der politiſchen Freiheit von Schottland aus zwei Welttheilen vorangetragen wurde.

Aus Politik hatten die Fürſten Britanniens ſich für die römiſch-katholiſche Weiſe entſchieden; das Volk, wie Beda ſagt, weil es in der Wahl zwiſchen Kolumba und dem Apoſtel Petrus Bedenken hatte, denjenigen hintanzuſetzen, welcher an der Himmelspforte ſitze. Die römiſch-katholiſche Kirche ſiegte auch über das letzte Bollwerk des altbritiſchen Glaubens, über die Mönche zu

Hy, durch einen angelsächsischen Mönch, durch Egbert. Auch dieser hatte „Gesichte“ und „Verzückungen“, und seine schwärmerische Begeisterung führte die Mönche von Hy größtentheils zur römischen Weise hinüber.

Wilfrid baute in Sussex und Wessex Domkirchen und Klöster in römischem Styl, und auch der König von Wessex ging in das Kloster, nachdem er von Wilfrid getauft war. Es gab nicht mehr, wie bisher, Kirchen in Britannien, sondern nur noch eine Kirche. Die Gelehrsamkeit der altbritischen Schule ging befruchtend über in die römisch-katholische Kirche Britanniens.

Aber der Protest blieb dennoch auf diesem Boden: viele Geistliche und Mönche, und Viele im Volke wurden nicht römisch-katholisch. Sie ließen sich die altväterliche Sitte, ihre kirchliche Unabhängigkeit, nicht nehmen. „Niemals,“ sagt Kemble, der Geschichtschreiber seines Vaterlands, „ist es der römischen Hierarchie ganz gelungen, die angelsächsischen Nationaleigenthümlichkeiten völlig aus der Kirche zu vertilgen. Die angelsächsische Sprache blieb bis zur Besetzung des Landes durch die Normannen die Kirchensprache; die Tauformel war angelsächsisch; die Bücher des alten und neuen Testamentes waren in angelsächsischen Uebersetzungen unter dem Volke verbreitet; angelsächsische Homilien haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. In ihrer ganzen Macht wurde die Oberhoheit des Pabstes auch erst unter den Normannen begründet; das kanonische Recht fand keine Geltung, das Gesetz der geistlichen Ehelosigkeit konnte erst spät durchgeführt werden.“

Von denjenigen irländischen und schottischen Geistlichen, welche ihrer Weise des Glaubens treu blieben, gingen Einzelne hinüber auf das Festland, und suchten unter den heidnischen Deutschen für sich und für den Glauben ihrer Väter einen neuen Boden.

Achtzehntes Kapitel.

Die Bekehrung Deutschlands. Kolumban, Gallus und andere Glaubensboten.

Schon unter der Herrschaft des römischen Kaiserthums war das Christenthum längs des Rheins und der Donau herrschend gewesen, aber unter dem langen Sturm der Völkerwanderung war in den Donaugegenden das Christenthum mit seinen Stiftungen fast untergegangen; am obern und mittlern Rhein hatten sich zwar die Bischofsstühle der altrömischen Städte Basel, Konstanz, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Trier, Köln auch unter den Erschütterungen der Völkerwanderung erhalten, aber die Völkerstämme, die sich in den Rheingegenden gesetzt hatten, waren *nicht*, wie die Gothen, Christen, sondern Heiden; Heiden waren die Alemannen, wie die Bayern an der Donau, wie die Thüringer und Hessen; und das nordwestliche Deutschland, wo Friesen und Sachsen wohnten, hat man „einen undurchdringlichen Urwald des Heidenthums" genannt. Erst seit dem siebenten Jahrhundert war christliche Liebe eifrig, aber mehr noch die Politik fränkischer Herrschsucht und des römischen Pabstes bestrebt, diesen Urwald des Heidenthums zu lichten.

Zu den heidnischen Alemannen, die vom Fuße der Alpen bis zum Lech östlich und bis zu den Vogesen westlich saßen, in dem schönen Gebirgsland, das die Quellen der Donau und des Neckars in sich schließt, brachten das Christenthum nicht die Bischöfe von Konstanz oder Augsburg, von Worms oder Speyer, nicht Geistliche des Frankenreichs, sondern — Irländer und Schotten.

Diese Iren und Schotten kamen theilweise schon lange vor der Unterdrückung des altbritischen Bekenntnisses herüber, aus nationaler Wanderlust, aber auch aus Feuereifer für das Bekehrungswerk. Der Erste, welcher das Evangelium nach Alemannien brachte, war der Irländer Fridolin, im Anfang des sechsten Jahrhunderts. Auf einer ehemaligen Rheininsel oberhalb

Basels stiftete er das Kloster Seckingen. Sein Leben wie seine Wirksamkeit sind nur sagenhaft, nicht geschichtlich auf uns gekommen. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts aber zog aus dem irischen Kloster Bangor eine Zahl eifriger Glaubensboten aus, übers Meer nach den deutschen Heidenländern, im Jahre 589. An der Spitze dieser irländischen Mission nach Deutschland stand Kolumban, und der ausgezeichnetste seiner Gefährten war Gallus.

In altbritischem Geiste, nach dem Vorbilde von Bangor, gründeten sie Klöster als Pflanzstätten des Christenthums und der Bildung. Zuerst wählten sie die Thäler der Vogesen zu ihrer Arbeitsstätte, und gründeten da die Klöster Anagray, Luxeuville und Fontaine. Hier war zwar zuvor schon Christenthum, aber welcherlei Christenthum! Die burgundische Bevölkerung dieser Thäler war verwildert, am verwildertsten die alte Königin Brunhilde, welche mehr herrschte als ihr Enkel Theodorich II., der eigentlich König war. Ein sittenloses Weib war diese Brunhilde. Unter König Guntram, unter dessen Neffen Childebert II. und unter Theodorich II. wurden Kolumbans und seiner Gefährten Bemühungen vom Hof aus begünstigt; aber da Kolumban den Plänen und der Herrschsucht der Brunhilde entgegenwirkte, hetzte diese ihren Enkel Theodorich auf, als gegen Fremdlinge, welche das Volk aufwiegeln und ihm gefährlich seyen. Um nicht durch eine rechtmäßige Gemahlin an Einfluß auf ihren Enkel zu verlieren, hielt ihn Brunhilde davon ab, sich zu vermählen, und führte ihm selbst Buhlerinnen in die Arme. Die Sprossen dieser unkeuschen Umarmungen stellte Brunhilde eines Tags dem Kolumban vor, mit dem Ansinnen, daß er ihnen seinen Segen gebe. „Nein," sagte der strenge Glaubensbote; „Bastarden gebe ich den Segen nicht." Solche Beleidigung, ins Angesicht gesagt und vor Zeugen am Hofe, vergab Brunhilde nicht. Kolumban und die Seinen wurden verbannt, mit kriegerischem Geleit nach Nantes gebracht, um zu Schiff in ihre Heimath geführt zu werden. Widrige Winde verhinderten die Abfahrt, Theodorich erlaubte ihnen indessen nachträglich, sich außerhalb seines Reichs hinzubegeben, wohin sie wollen, und nach zwanzigjähriger

Wirkſamkeit auf burgundiſchem Boden verließ ihn Kolumban, ging über Metz nach Mainz, den Rhein hinauf, und ließ ſich zuletzt zu Tuggen am Züricher See nieder. Dieſe Heiden der Schweiz aber waren noch ſehr heidniſch. Und ließen ſich auch Viele von Kolumban und Gallus taufen, ſo wurde doch die Mehrheit durch den raſchen Eifer des Gallus abgeſtoßen und gereizt. Bei einem heidniſchen Feſte warf Gallus die Opfer ſammt den Götzen in den Züricher See und verbrannte den Götzentempel. Auf das wurden ſie von den Heiden vertrieben, und ſie ſchützte nur der königliche Schutz vor dem Tode, aber nicht vor Mißhandlung. Die britiſchen Glaubensboten wanderten nun nach Nordoſt weiter, nach dem Bodenſee zu. Hier trafen ſie auf chriſtliche Stiftungen aus der Römerzeit her, zu Arbon auf eine kleine chriſtliche Gemeinde, auf eine andere zu Grabs. Der Pfarrer der erſteren, Willimar, wie der Pfarrer der anderen, Johannes, nahm die Glaubensboten ſehr gaſtlich auf. Willimar empfahl ihnen auf ihre Frage die nahe, von den Alemannen zerſtörte Römerſtadt Bregenz zu ihrer Niederlaſſung. Da fanden ſie eine alte Aureliakirche, die noch nicht lange zuvor in einen Götzentempel verwandelt worden war. Sie warfen die heidniſchen Götzen heraus und weiheten den Bau wieder zu einer chriſtlichen Kirche; und das that Gallus abſichtlich und offen an einem heidniſchen Feſte, an welchem ſich eine große Menſchenmenge bei dieſem Tempel verſammelt hatte. Erſt an dieſem Tage begann Gallus ſeine evangeliſchen Vorträge. Am Schluß der Predigt bewies er den Heiden die Nichtigkeit ihrer Götter dadurch, daß er die drei allda aufgeſtellten thönernen Götzenbilder ergriff, ſie zerſchlug und die Scherben in den Bodenſee ſchleuderte. Viele der anweſenden Heiden erkannten die Nichtigkeit dieſer Götzen und ließen ſich taufen; viele Andere aber gingen grimmig hinweg. Die britiſchen Glaubensboten bauten ſich Hütten, legten Gärten an, pflanzten Fruchtbäume, unterwieſen die Umwohner im Fiſchfang und Gartenbau, waren ſehr gaſtfreundlich gegen ſie, und daneben eifrig in Predigt und Lehre. Das Chriſtenthum, mit dieſer Kultur im Gefolge, fand täglich mehr Eingang. Der Haß der zähen Heiden aber wurde nur noch mehr gereizt, ſie lagen dem

alemannischen Herzog Gonzo in den Ohren, die immer weiter gehende Ausreutung der Wildniß, womit die Kultur der Glaubensboten die Wälder bedrohe, verderbe ihm sein Jagdrevier, und Gonzo befahl den Letzteren, die Gegend zu verlassen. Zu gleicher Zeit war der burgundische König Theodorich II. auch Herr von Austrasien (Ostfranken), wozu Alemannien gehörte, geworden, und die Rache seiner Großmutter Brunhilde konnte den Arm nach dem verhaßten Kolumban jetzt bis Bregenz ausstrecken. Kolumban ging im Jahre 613 über die Alpen ins Reich der Longobarden, und gründete da das Kloster Bobbio, in einem Alpthale der Apenninen bei Pavia.

Gallus, Callehc im Irischen, war krank, dabei nicht des Willens, die Arbeit für den Glauben unter den Alemannen so leicht aufzugeben. So blieb er allein von Kolumbans Gefährten zurück. Kolumban, der an seine Krankheit nicht glaubte, verbot ihm jede priesterliche Handlung, so lang er, Kolumban, am Leben sey. Kolumban war energisch, aber auch derb und stolz, gewöhnt, zu gebieten, und unbedingten Gehorsam zu sehen. Der greise Glaubensbote starb aber schon dritthalb Jahre nachher, im Jahr 615. Nach seiner Genesung suchte Gallus mit einigen Anderen, darunter die beiden Diakone Willimars, Magnoald und Theodor, welche geborne Alemannen waren, in der Wildniß eine neue Stätte zur Niederlassung, und so kamen sie zum Flüßchen Steinach. Da fingen sie einige Fische. Während Magnoald sie briet, ging Gallus bei Seite und betete. Beim Aufstehen blieb er an einem Dornenstrauch hängen und fiel zu Boden. Das deutete er als eine göttliche Weisung, hier zu bleiben. Aus zwei Hölzern formte er ein Kreuz, steckte es in die Erde und hing die mitgebrachten Reliquien daran auf. So stand jetzt auch hier das Kreuz aufgerichtet im wilden Waldthale, zwischen hohen Bergen, in der Einsamkeit des Urwalds. Sagenhaft fügt sein Lebensbeschreiber hinzu, in der Nacht sey ein Bär gekommen, die Reste der Mahlzeit zu verzehren; Gallus habe ihm geboten, Holz zum Feuer herbei zu tragen, und der Bär habe gehorcht. Die Alemannen waren Bären, ehe sie das Christenthum zähmte und bildete. Gallus wurde mit einem Bären abgebildet, und aus der Ab-

bildung wurde diese Sage herausgesponnen. Gallus begann sofort mit seinen Gefährten, sich Mönchszellen zu bauen, und aus der Zelle des Gallus erwuchs das berühmte Kloster St. Gallen, aus einer einfachen Klause eine gewaltige Pflanzstätte der Wissenschaft, und bald eine fruchtbare Landschaft mit Tausenden von Bewohnern, wo Urwald gewesen war. Es gelang dem Einsiedler Gallus, Gleichgestimmte auf seine Kultur zu versammeln, und ebenso, die Tochter des Herzogs Gonzo zu heilen, und dadurch die Gunst und den Schutz desselben sich zu sichern. Das Bisthum Konstanz, das ihm angeboten wurde, lehnte er ab, um ganz allein als Glaubensbote und Bildner unter den heidnischen Alemannen hin und her wirken zu können. Als er um das Jahr 646 hochbetagt starb, sah er reiche Früchte seines Wirkens. Viel hatte ihn dabei unterstützt, daß er nicht, wie andere Glaubensboten, durch einen Dolmetscher sprach, sondern bald nach seiner Ankunft der Landessprache ganz mächtig geworden war. Magnoald gründete am obern Lech, an der Klause des nahen Vorarlberg, eine Zelle, und arbeitete hier für die Verbreitung des Christenthums, im Allgau, in Oberbayern und Vorarlberg. Aus der Magnoaldszelle erwuchs Kloster und Stadt Füssen; und zu gleicher Zeit hatte der Einsiedler Trudpert im Breisgau, am Fuße des Schwarzwaldes, in einem Felsenthale, am Flüßchen Neumage, ein Bethaus errichtet und da herum den Landbau gelehrt und geübt. Das war die Grundlage zu der berühmten Benediktinerabtei St. Trudpert.

Wo das altbritische oder das arianische Bekenntniß in das Herz des Heidenthums einschlug, da schlug es auch den Karst in die Wildniß, und Feld und Garten wurde daraus. So wurden, ohne irgend einen Zusammenhang mit dem römischen Stuhl und dem römischen Bekenntniß, die schönsten Gegenden des jetzigen Deutschlands, die am Neckar und Main, trotz des Urwalds der Natur und des Heidenthums, christlich gemacht.

Die Pflanzstätten des Christenthums und der Bildung bedurften für deren weitere Verbreitung materielle Mittel. Und die Urkunden zu Ende des siebenten Jahrhunderts enthalten schöne

Schenkungen von Grund und Boden an die Abtei St. Gallen; aber auch das schöne Schwabenland enthält eine schöne Reihe von Kirchen, welche um diese Zeit von St. Gallen aus gegründet worden sind.

Unter dem Schutz des Frankenherrschers Karl Martell wurde auch das Kloster Reichenau gegründet durch Pirmin, einen Franken. Aber auch der scheint nicht römisch-katholisch gewesen zu seyn. Er kam bald nach dem Anfang des achten Jahrhunderts. Wenige Jahre darauf wurde er vertrieben, in dem großen politischen Kampfe, welchen das alemannische Herzogthum mit dem fränkischen Königthum, die Volksfreiheit mit dem Absolutismus und der Lehenherrschaft, oder, wie es in gewöhnlichen Geschichtsbüchern heißt, der alemannische Herzog Theutbald mit dem fränkischen Königthum, führte.

Dieser politische Zusammenstoß drängte Pirmin an den Rhein zurück, und da gründete er auf beiden Seiten des Stromes die Klöster Murbach, Weissenburg, Maursmünster, Schwarzach, Gengenbach.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts war dieser schönste Theil Deutschlands ganz christlich, bei der Ankunft dessen, welchen man, von katholischer Seite absichtlich, von evangelischer Seite aus Unwissenheit, mit dem ausprägenden Namen „Apostel der Deutschen" bezeichnet hat.

Das war Bonifazius, gewiß eine bedeutende Persönlichkeit, von weit ausgreifender Thätigkeit; aber nur derjenige nicht, der die Deutschen erst zum Christenthum bekehrte.

Bonifaz fand Südostdeutschland, wie er kam, als ein vollständig christliches Volk und als ein durch kirchliche Anstalten geordnetes Land bereits vor.

Neunzehntes Kapitel.

Winfried (Bonifaz).

Leicht geben und leicht nehmen die Menschen Namen und Ehrentitel. So heißt Bonifaz „der Apostel der Deutschen"; und doch ist er nichts als der „Apostel der römischen Hierarchie an die Deutschen". Manche Geschichtschreiber und Lehrer der Kirchengeschichte haben das Bild dieses Mannes parteilich entstellt: die einen ihm zu viel aufgetragen; die anderen ihm sogar das wahre Verdienst abgezogen.

Bonifaz war ein angelsächsischer Mönch, und dieser Angelsachse hieß Winfried. Er war geboren zu Kirton in Devonshire. Er war einer derjenigen Angelsachsen, welche den altbritischen Glaubensboten nachzogen, um hinter ihnen drein die römisch-katholische Weise den christlichen wie den heidnischen Deutschen beizubringen.

Er gehörte zu der Zahl der römischen Sendlinge, derjenigen, welche von Rom aus den Auftrag hatten, das in altbritischer Art und apostolischem Sinn bekehrte Volk in Deutschland unter die „Oberhoheit des römischen Bischofs", wie das gesammte Abendland unter die einheitliche Form des Glaubens, des Gottesdienstes und der Grundsätze der römisch-katholischen Hierarchie zu bringen.

Völlig christlich war das südöstliche Deutschland beim Auftritt des Bonifazius. Schon Severin, der im Jahre 482 starb, hatte Christen und Heiden um sich, als er in den Donauländern für das Christenthum arbeitete. Von da kam das Christenthum zu den Bayern; in der Mitte des siebenten Jahrhunderts war der heilige Emmeran in Regensburg thätig, und Salzburg war Anfangs eine Niederlassung des Bischofs Rupert, der an der Salzach bekehrte, und, nachweisbar, mit dem römischen Bischofsstuhl in keinerlei Verbindung stand.

Damals, zu Anfang des achten Jahrhunderts, war es aber von Vortheil, den Beistand des römischen Stuhls für sich zu

haben, gegenüber der immer weiter greifenden Uebermacht des fränkischen Königthums.

Schon damals wurde es so angesehen, daß für das Abendland der Stuhl zu Rom, unter Umständen, der Volkstribun für die Fürsten werden könne. Das war des römischen Stuhles erste Stufe. Seine zweite Stufe war: der Volkstribun für die Völker zu werden, für den Uebergriff jedes Fürsten. Die Großheit des Pabstthums in dieser sittlichen Richtung entwickelt sich wunderbar schnell, eben so schnell, wie dessen gottesgerichtlicher Verfall.

Weil die römisch-katholische Kirche mit dem Königthum, weil der Altar mit dem Thron den Bund gemacht hatte in dem großen Frankenreich, fand Winfried (Bonifazius) dieses Reich so, daß er klagte, seit achtzig Jahren sey keine Kirchenversammlung mehr gehalten worden, und die bischöfliche Gerechtigkeitspflege haben die Bischöfe fast nur zu Gewaltthaten mißbraucht.

Das muß man bedenken, ehe man den großen Gedanken des römischen Pabstes verdammen will, welcher wußte, daß Ordnung in Sachen der Christenheit unmöglich war, ohne eine Ordnung, welcher die weltlichen Fürsten sich unterordneten.

Winfried war ein ausgezeichneter Mann. Den wußte man nach Rom zu locken, und dieser Angelsachse wurde das Werkzeug zu dem, was man katholischerseits die Bekehrung Deutschlands heißt.

Das römische Pabstthum hat den Angelsachsen Winfried für seine Zwecke gebraucht.

Winfried hatte nach seinem Auftrag von Rom aus nicht das Evangelium zu predigen, sondern die Herrschaft des römischen Pabstes, und alle die Ergebnisse aus diesem Vordersatz, zu verkünden.

Der thatkräftige und gewandte Winfried hatte seine erste Bekehrungsreise im Jahre 715 zu den heidnischen Friesen gemacht, ohne Erfolg. Im Jahre 718 reiste er nach Rom, und ließ sich feierlich dazu weihen und ausrüsten, „die deutsche Kirche römisch zu organisiren und der päbstlichen Hierarchie einzugliedern.“ Zu-

erst unterstützte er den Erzbischof Willebrord von Utrecht, einen Angelsachsen, welcher der Apostel der Friesen heißt, drei Jahre lang. Darauf wählte er im Jahre 722 Thüringen und Hessen sich zum Arbeitsfeld. Die Thüringer waren noch zu Ende des siebenten Jahrhunderts unberührt vom Christenthum, und der irische Glaubensbote Kyllena oder Kilian war der Erste, welcher, getrieben von der Liebe Christi, mit mehreren Gefährten die Heimath verließ, um das Christenthum ins Dunkel der Thüringer Wälder zu tragen. In der Gegend von Würzburg begann er seine Thätigkeit. Herzog Gozbert aber, der auf dem Schloß zu Würzburg Hof hielt, ließ Kilian und seine zwei Mitarbeiter, Koloman und Totnan, hinrichten. Ihr Märtyrertod ist von der späteren Sage schauerlich romantisch ausgeschmückt worden, aber an dieser Sage ist gar nichts Geschichtliches.

Bonifaz vollendete, was Kilian angefangen; er fand aber auch altbritische Glaubensboten hier thätig, und altbritisches Christenthum gepflanzt.

Der römische Pabst hatte ihn ausdrücklich nach Thüringen gewiesen. Seine Arbeit aber fing Bonifaz in Oberhessen an. Zwei hessische Fürsten fand er hier, welche sich Christen nannten, aber vom Christenthum fast nichts an sich hatten als die Taufe, sonst noch ganz heidnisch waren. Bonifaz unterwies sie im katholischen Christenthum, und, von ihnen unterstützt, gründete er Amöneburg, das erste Kloster in dieser Gegend, neben dem Städtchen gleiches Namens, welches das Hoflager der beiden fürstlichen Brüder war. Auf einem Berg unweit der Ohm erbaut, war dieses Kloster eine wohlgewählte Warte für die Eroberungen, welche Bonifaz für die römisch-katholische Kirche machen wollte. Von hier aus konnte Niederhessen, Sachsen und Thüringen in Angriff genommen werden, und in kurzer Zeit hatte er Tausende von Heiden getauft, Tausende, welche schon Christen hießen, besser unterrichtet. Denn wie die beiden Häuptlinge zu Amöneburg, hatten es bisher viele Deutsche da gehalten: sie hatten Christus verehrt, aber neben ihm auch die alten Götter.

Auf den Bericht dieser Erfolge wurde Winfried zu weiterer Besprechung nach Rom berufen. Der päbstliche Stuhl erkannte

den Werth dieſes Mannes für die Hierarchie: ſchon vor ſeiner Ankunft war darum beſchloſſen, Winfried zum Biſchof für Deutſchland zu ernennen.

Nach ſeiner Ankunft in Rom wurde ihm deutlich gemacht, daß die römiſch-katholiſche Kirche in Deutſchland zu gründen, Winfried vom römiſchen Stuhl ausgeſandt worden ſey, daß, was der Sendbote des Stuhles Petri im Namen und Auftrag des Letztern geſchaffen habe und noch ſchaffen werde, nicht ſeine eigene, ſondern eine Schöpfung dieſes Stuhles ſey, und daß der römiſche Stuhl dieſe Schöpfung in die unmittelbare Obhut ſeiner Oberhoheit nehme.

Winfried mußte ein Glaubensbekenntniß abgeben, und mit einem feierlichen Huldigungseid zur Treue gegen den römiſchen Stuhl ſich verpflichten.

Dieſer Verpflichtungseid unterſcheidet ſich von den bisherigen Biſchofseiden dadurch, daß der Verpflichtung zur Treue gegen die Kirche der Eid zur Treue gegen den Kaiſer oder den König darin nicht mehr voran ging, ſondern ganz ausgelaſſen wurde, und als Herr allein der römiſche Pabſt genannt war, und dieſem allein gehuldigt wurde.

Wenige Jahre zuvor erſt, nach dem Jeſuiten Johann Garnier um das Jahr 712, waren in dem geheimen Rathe des römiſchen Stuhles die Eidesformulare gefertigt worden, auf welche die Biſchöfe fortan beeidigt werden ſollten, je nachdem es thunlich wäre, mit Einfügung oder Weglaſſung der Eidestreue gegen die weltliche Macht.

Winfried ſchwur einzig und allein dem Apoſtelfürſten Petrus und deſſen Stellvertreter den Huldigungseid; er ſchwur ihn am Grabe des Apoſtels Petrus. Das Grab des Apoſtels Petrus aber war jetzt in der vatikaniſchen Baſilika, welche Kaiſer Konſtantin errichtet hatte. Gleich nach deren Ausbau wurde, in einem bronzenen Sarge verſchloſſen, derjenige Leichnam daſelbſt beigeſetzt, welcher als der Leichnam des Apoſtels Petrus galt, von welchem die Ueberlieferung ſagte, daß er zu Rom im Cirkus des Nero den Märtyrertod erlitten habe.

Der Eid lautete: „Ich Bonifazius, von Gottes Gnaden

Biſchof, ſchwöre dir, dem ſeligen Apoſtelfürſten Petrus, und deinem Stellvertreter, dem ſeligen Pabſt Gregor, und deſſen Nachfolgern, bei dem Vater, dem Sohne, dem heiligen Geiſte, der unzertrennlichen Dreieinigkeit, und bei dieſem deinem heiligſten Leichnam, daß ich allen Inhalt des Glaubens und die Reinheit der katholiſchen Lehre bewahren, auch in der Einheit dieſes Glaubens, auf welcher zweifelsohne alle Seligkeit der Chriſten beruht, mit Gottes Hülfe verharren werde. Ich ſchwöre, nie auf irgend Jemands Rath in irgend einer Weiſe mich gegen die Einheit der allgemeinen Kirche der Welt in etwas einlaſſen zu wollen, ſondern dir und den Intereſſen deiner Kirche, welcher von Gott dem Herrn die Macht, zu binden und zu löſen, verliehen iſt, ſowie deinem Stellvertreter und deſſen Nachfolgern meine unverbrüchliche Treue und Arbeit in Allem zu weihen; ich ſchwöre ferner, keine Verbindung und Gemeinſchaft mit Biſchöfen zu halten, von welchen mir bekannt geworden, daß ſie den alten Vorſchriften der heiligen Väter zuwider handeln, vielmehr, ſo viel ich kann, denſelben zu wehren, und wo ichs nicht vermag, davon ſogleich meinem apoſtoliſchen Herrn Anzeige zu machen. Sollte ich, was ferne ſey, irgend etwas, abſichtlich oder aus Verſehen, gegen dieſen meinen Eid thun, ſo möge mich die Pein des jüngſten Gerichtes oder die Strafe des Ananias und der Saphira treffen, welche ſich erkühnt haben, dich, o heiliger Petrus, mit That und Wort hintergehen zu wollen. Dieſen Eid habe ich, Bonifazius, geringer Biſchof, mit eigener Hand niedergeſchrieben und über dem Grabe des heiligen Petrus vor Gott, dem Zeugen und Richter, beſchworen, und gelobe, ihn zu halten."

Am 30. November 723 wurde nun Bonifazius zum Biſchof für Deutſchland geweiht und mit Empfehlungsſchreiben an den Frankenherrſcher im Weſten, an die deutſche Geiſtlichkeit und an die Fürſten der Oſtfranken, ſelbſt an die heidniſchen Altſachſen, wieder nach Deutſchland geſandt. Namentlich aber gab ihm der Pabſt eine Abſchrift des römiſchen Kirchenrechtes mit.

Um für ſeine Beſtrebungen einen kräftigen Schutz zu haben, ſuchte er möglichſt ſchnell mit dem Beherrſcher des weſtfränkiſchen Reiches in Verbindung zu treten.

Dieſer war zu der Zeit Karl Martell.

Das Großkönigthum Chlodwigs, welches verbrecheriſch, durch grauſe Sündenthaten, gegründet war, und deſſen dunkle Blutflecke durch die Kirchlichkeit Chlodwigs durchſchlugen, hatte keinen Beſtand. Die ſo erzwungene Einheit zerging gleich nach ſeinem Tode in vier Reichsbruchſtücke, in welche ſeine vier Söhne ſich theilten. Dazu kam, daß das Chriſtenthum hier nicht zu einem geiſtigen Einheitsband durch wachſende Bildung und Erkenntniß wurde, als das es jenſeits des Kanals auf Großbritanniens Boden ſich zeigte.

Es hebt ſich von ſelbſt hervor: Als drüben die altbritiſche Kirche mit den Angelſachſen in die römiſch-katholiſche Kirche überging, hat ſich die Letztere durch dieſe Einſchmelzung nicht nur auf britiſchem Boden vergeiſtigt, ſondern auch verſittlicht. Das mächtige, in die katholiſche Kirche einverleibte altbritiſche Element der Sitte wirkte darin fort, und nirgends ſonſt in der Welt zeigte ſich um dieſe Zeit die rechtgläubige Kirche in ſo edler Geſtalt; die Unduldſamkeit war vor dem ſittlich-religiöſen Auge auch des rechtgläubigen Briten etwas Verwerfliches, das Prunken mit äußerlicher Pracht beim Gottesdienſt wurde ſofort beſchränkt, und nicht Feuer und Schwert, ſondern Lehre und Unterricht galten fortan auch dem rechtgläubigen Briten als die einzigen evangeliſchen Mittel zu Verbreitung des Chriſtenthums.

Um dieſe Zeit war Britannien der Altar, auf welchem das Chriſtenthum in römiſch-katholiſcher Geſtalt als eine helle, ſchöne Flamme brannte; darum, weil in der Bevölkerung vom Romaniſchen nichts mehr da war, und die germaniſche Natur, in ihrer Friſche, zu geſund war, als daß byzantiniſche und italieniſche Auswüchſe ſie nicht abgeſtoßen hätten.

Das war im Weſtfrankenreich ganz anders. Da waren die Grundſtoffe verſchieden und einander feindlich; und Chlodwigs Großkönigthum mußte, ſobald die Fauſt todt war, welche das Ganze zuſammenpreßte, ſich zertheilen, weil dieſe Art Chriſtenthum und Kirche, wie ſie in dieſem Reiche ſich breit machten, von ganz anderen Grundſätzen ausgingen, als das Chriſtenthum in Britannien; und ſo gingen Romanen (oder Welſche) und Deutſche, die ehemaligen

römiſchen Reichsſaßen mit dem Miſchlingsvolk, und das reine germaniſche Blut, aus einander. Dieſe beiden Grundſtoffe waren für einander zerſetzende Kräfte. So lang dieſe Kräfte gleich waren, konnte das Reich eins ſeyn; Chlodwig ſelbſt hatte das romaniſche Element in Frankreich und das romaniſche Element von Außen herein ſo mächtig werden laſſen, daß die Zerſetzung der Einheit des Reichs daraus folgen mußte.

Die Söhne und Enkel Chlodwigs waren ſchwach, unmächtig, von Weibern beherrſcht und von Hofgeiſtlichen. Aber nicht bloß das war hier ſo, wie am byzantiniſchen Hofe, ſondern auch noch etwas Anderes.

Chlodwig ſchon war als „geſalbter König" ganz in die Grundſätze und Anſchauungen des oſtrömiſchen Kaiſerthums eingegangen, nach welchen der Alleinherrſcher der Gott auf Erden, und deſſen Unumſchänktheit — religiös begründet war. Die Hofgeiſtlichkeit der Nachfolger Chlodwigs, wie der Stuhl von Rom, wiegten das merwingiſche Königshaus tief und tiefer hinein in dieſen Wahn; und von Chlodwig an geht ein vierhundertjähriger Kampf durch die fränkiſch-deutſche Geſchichte, der Kampf des nach morgenländiſcher Unumſchränktheit ringenden Königthums gegen die altgermaniſche Freiheit, der romaniſchen gegen die deutſche Sitte.

Man überſehe das ja nicht. Viele Kirchengeſchichten haben das überſehen, was doch die politiſchen Geſchichtbücher ſo ſcharf ausgeprägt vor Augen ſtellen.

Das vorzüglich auch wurde die Quelle des Untergangs des merwingiſchen Königshauſes; und das vorzüglich iſt die Quelle des Krankſeyns oder des Untergangs ſo vieler Fürſtenhäuſer in Europa geworden, welche die römiſch-katholiſche Prieſterſchaft in den gleichen Wahn hineinlullte, und welche untergegangen ſind oder untergehen werden.

So ſehr erweiſt ſich in der Weltgeſchichte das chriſtliche Element als das erhaltende und immer wieder verjüngende, das unevangeliſch-prieſterliche Element als das auflöſende, dem Untergang zuführende; und darum ringen in unſeren Tagen einerſeits ebenſo die zahlreichen gebildeten evangeliſchen Prieſter

der katholiſchen Kirche, als andererſeits die Einſichtigen unter den Rathgebern katholiſcher Kronen und dieſe katholiſchen Kronen ſelbſt von dieſem Abgrund ſich los, welchem auch ſie die ſeit Chlodwigs Tagen übliche prieſterliche Praxis zuzuführen im Zuge war.

Des geſalbten Chlodwigs Geſchlecht, deſſen Taufe mit Wundern ausgeſchmückt, und der von der Kirche ſo gefeiert wurde, war eine an Leib und Seele abgeſchwächte Sippſchaft. Von der Geiſtlichkeit den Reichsgeſchäften fern gehalten, ſo dem Müſſiggange zugewieſen, der Wolluſt und der Schwelgerei zugeführt, mit Spielereien, welche der Eitelkeit des Hofes ſchmeichelten, unterhalten, zeigte ſich der Schattenkönig des Weſtfrankenreichs jährlich einmal der Volksgemeinde, mit prachtvollem Gefolge und den byzantiniſchen Abzeichen der Hoheit. An dieſem Tage war das und die Annahme der üblichen Geſchenke Alles, was er für das Volk that. Am Abend fuhr er auf einem von Stieren gezogenen Wagen in den Palaſt, und lebte hier nicht den Staatsgeſchäften und dem Volkswohl, ſondern einzig der Sinnenluſt, ihren ſtillen und rauſchenden Freuden, ſo lange, bis das Jahr wieder um war, und er wieder im Prachtaufzug öffentlich ſich zu zeigen hatte.

Welch ein frühes Urbild des Hofes und Weſens der Bourbonen aller Zweige bis zur franzöſiſchen Revolution!

Mit den Miniſtern dieſes merwingiſchen Hofes war der römiſche Stuhl in ununterbrochener, bald offener, bald geheimer, Verbindung.

Das reindeutſche Geſchlecht der Pipine, welches ſpäter die „Karolinger“ genannt wurde, war es, durch welches die deutſche Ehre und Macht gerettet wurde.

Im Angeſicht des entarteten Königshauſes übertrugen die Reindeutſchen des Frankenhauſes an Pipin von Landen in Niederland an der Maas die Hausmajerſtelle als erbliche Würde. Der Hausmajer war zunächſt der Finanzminiſter des merwingiſchen Königshauſes. Er hatte die Krongüter und die Vertheilung der Einkünfte daraus an das königliche Gefolge, d. h. an alle Beamte des Hofes und Staates, unter ſich. Darin lag ſeine Macht; er war der Herr, nach dem man ſich zu richten hatte.

Pipin II. machte aus der Hausmajerſtelle ſchon mehr: er machte ſich zugleich zum oberſten Heerführer im ganzen Reich, und war und hieß Reichsverweſer. Karl Martell, ſein Sohn, ein glorreicher Held, hatte die Leitung des Reiches ſchon ganz allein.

Karl Martell, oder der Hammer, war ein herrlicher Kriegsheld. Er hatte raſch die bisher getrennten fränkiſchen Völker durch ſein ſiegreiches Schwert zur Einigung gebracht, und die heidniſchen Alemannen, Bayern und Frieſen unter die fränkiſche Oberherrlichkeit, etliche Gaue der Altſachſen zur Zinspflicht gezwungen. Durch das Letztere war das Bekehrungswerk im Lande der Frieſen und der Sachſen viel leichter geworden; denn es wurde jetzt betrieben unter dem ſchützenden Schwerte des Siegers „Karl Martell, des glorreichen Herzogs der Franken, deſſen Waffen der Allmächtige geſegnet hatte", wie es in der Beſchreibung des Lebens Winfrieds heißt. Das war nun auch der Mann, an welchen Winfried für ſeine weitere Arbeit mit dem Empfehlungsbriefe des Pabſtes ſich wandte.

Wie aber Winfried den Hof Karl Martells näher betrachtete, ſchrieb er an ſeinen vertrauteſten Freund: „Das Wort des Apoſtels paßt auf mich, allenthalben Trübſal, nach Außen Kampf, nach Innen Beängſtigung. — Ohne den Beiſtand des Herzogs der Franken kann ich weder das Volk regieren, noch meine Presbyter, Diakone, Mönche und Mägde Gottes beſchützen, noch vermag ich ohne ſein Machtgebot und die Furcht vor ihm die heidniſchen Gebräuche und den Gräuel des Götzendienſtes in Deutſchland zu unterdrücken. Gehe ich aber, um den Schutz des Fürſten zu ſuchen, an den Hof, ſo komme ich mit den verdorbenſten Menſchen in Berührung." —

Die Biſchöfe, welche den Hof zu Paris umgaben, waren ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten großentheils ſehr verdorben, diejenigen, welche Romanen, wie diejenigen, welche Franken waren. Die Franken brachten oft ſehr heidniſch-nationale Sitten und Anſchauungen auf den biſchöflichen Stuhl; denn Biſchof zu werden, ſuchte ein großer Theil des fränkiſchen Adels, und, wenn er es geworden war, trieb er ſeine adeliche Lebensart fort. So war die fränkiſche Geiſtlichkeit in Rohheit und Verwilderung hinab-

gesunken, lange vor Karl Martell; unter diesem aber wurde es noch schlimmer. Dieser unaufhörlich in Kriegen und Schlachten sich bewegende Kriegsfürst gab, um seine Kriegsobersten zu belohnen, an diese die Bisthümer und Abteien, obgleich sie Laien waren. War Krieg, so zogen sie darein; war Ruhe, so lebten sie als Kriegsleute, schmausten und jagten, ohne an Kirchenzucht, Seelsorge und irgend eine geistliche Beschäftigung zu denken.

Ihr Lebensverbrauch hatte zur Folge — Raub an den Kirchengütern und Bedrückung der niedern Geistlichkeit.

Karl Martell selbst gab darin ein böses Beispiel. Er schaltete willkürlich über die Kirche und ihr Gut, weil er viel Sold für seine Kriegsleute nöthig hatte. Denn er war der Erste, der sein Heer nicht bloß aus dem freien Heerbann zusammensetzte, sondern Haufen besoldeter Kriegsleute hielt. Der geistliche Charakter der fränkischen Kirche verschwand ganz vor dem Feldlagergeist, welcher durch ihn und seine zuchtlosen Waffengefährten eingedrungen war, welche Bischöfe und Aebte waren an der Stelle derer, die er abgesetzt oder in den Bann gethan hatte, er, der Laie, weil sie ihm mißliebig waren, so ganz mit der Willkür jener früheren byzantinischen Despoten.

Wie es mit dem Christenthum in diesem römisch-katholischen Frankenreich aussah, nachdem die Romanen größtentheils den von ihnen verdorbenen Germanen in den höheren Kirchenstellen hatten weichen müssen — dafür sprechen klarer und stärker, als alles Andere, die geschichtlich, in naiver Nacktheit, auf uns gekommenen Thatsachen.

Nicht Feinde der katholischen Kirche, nicht „Ketzer", sondern Schwärmer für die katholische Kirche haben uns diese Thatsachen erhalten. Das muß man, so wenig man es gewöhnlich thut, im Sagen und Glauben von Dingen auf dem religiösen Gebiete der Gegenwart, und noch viel mehr auf dem der Vergangenheit, vor Allem festhalten, ob es Andersgläubige sind, oder ob es Gleichgläubige sind, welche Dieses oder Jenes berichten.

Man muß nicht Alles auf Rechnung fränkischer Rohheit schieben. Gregor von Tours erzählt von romanischen Bischöfen: „Einer trank sich die fallende Sucht zu, Cautinus. Und

dieſen beherrſchte zugleich die Habſucht ſo ſehr, daß er auf alle erſinnliche Weiſe die Nachbarn ſeines Gebietes beſtahl, betrog und um das Ihrige brachte. Einem Geiſtlichen war eine königliche Schenkung für ſeine Kirche geworden. Der Biſchof verlangte von ihm die Auslieferung dieſer Urkunde. Auf die Weigerung ließ der Biſchof ihn in einen Sarkophag, zu einem halb verweſten Leichnam einſperren, damit er dort Hungers ſterbe. Er entkam aber noch durch die Geſpenſterangſt und Nachläſſigkeit der Wächter." —

„Die Biſchöfe Paladius und Bertram ſtießen an der Tafel des fränkiſchen Königs Guntram zu Ende des ſechsten Jahrhunderts im Wortwechſel und Zorn Worte gegen einander aus, welche den Anweſenden bewieſen, daß jeder vom andern gröbſte Sünden und Miſſethaten kannte. Raub, Mord, Gewaltthat an Frauen und Jungfrauen, und viele andere Verbrechen wurden den beiden Brüdern, dem Biſchof Salonius von Embrun und dem Biſchof Sagittarius von Gap, auf einer Synode erwieſen, und dieſe ſetzte ſie ab, zu Trier. Der König rieth ihnen, nach Rom zu reiſen, und Berufung an den Pabſt Johann III. einzulegen. Auf deſſen Befehl wurden dieſe Biſchöfe wieder eingeſetzt."

Etwas zum Raub am Kirchengut Reizendes war nicht die Ehe, in welcher natürlich die Kriegsoberſten lebten, welche die Frankenfürſten in die Bisthümer und Abteien ſetzten, ſondern ihre und ihrer Frauen Ruchloſigkeit. Die Unchriſtlichkeit des Biſchofs, welcher Laie und Kriegsmann war, nicht ſeine Ehe, war Schuld daran; obgleich klar iſt, daß ein verheiratheter Biſchof weniger für das Kirchenvermögen des römiſchen Pabſtthums eifrig ſeyn mußte, als für die Ausſtattung ſeiner Familie.

Wie wenig evangeliſch auch Biſchöfe fränkiſchen Stammes den Jubel des römiſchen Stuhles über die ſchnelle Bekehrung der Franken rechtfertigten, dafür ſpricht, was Gregor von Tours von Biſchof Badegiſil von Mans und ſeiner Frau Magnatrude erzählt. „Des Mannes Verruchtheit war groß, des Weibes Verruchtheit größer. Nach ihres Mannes Tod eignete ſich des Biſchofs Frau die Kirchengüter zu, als wären ſie ihr rechtmäßiges Erbtheil, wie ſie ſagte. Sie mußten ihr mit Gewalt abgenommen

werden." Aber während ihres Mannes Leben war diese Kirchenfürstin so verrucht, daß Gregor von Tours sagt, es sey besser, von ihren Verruchtheiten zu schweigen, als davon zu reden; denn die seyen grauenhafter, als das, daß sie öfters Männern den Unterleib verschnitt und Weibern langsam die geheimen Theile ihrer Reize mit glühenden Metallplatten verbrannte.

So sagt der katholische Bischof Gregor von Tours über die, welche seines Glaubens waren. Unter denen, welche Winfried als verruchte Umgebungen des Pariser Hofes im Auge hatte, waren namentlich Bischof Milo von Trier und der Bischof Gerold von Mainz. Gerold war ganz und gar Kriegsmann, verheirathet und Familienvater. Er blieb Bischof, bis er als einer der Kriegsobersten im Feldzug gegen die Sachsen im Jahr 743 im Gefecht erschlagen wurde. Milo war ein Lieblingswaffengenosse Karl Martells. Den Bischofsstuhl von Trier eignete er sich selbst zu, weil — sein Vater daselbst Bischof gewesen sey, der Stuhl gehöre zu seinem väterlichen Erbe. Bei Karl Martell war er so in Gunst, daß er auch noch daneben den Bischofsstuhl von Rheims in Besitz nehmen durfte. Kriegsoberster aber blieb er nach wie vor, und lebte ganz nach Kriegsmannsart; sämmtliche Einkünfte der Kirchengüter zog er für sich ein, so daß die niedere Geistlichkeit seines Sprengels hungern mußte; ja er nahm aus den Kirchen die kostbaren Gefäße derselben, zu Bestreitung seines Luxus, und mehr als einmal mußte der Gottesdienst eingestellt werden, weil die Kirchengefäße vom Bischof geraubt waren. Vierzig Jahre lang trieb Bischof Milo dieses Unwesen. Winfried, der vom Pabst ernannte Großbischof Deutschlands, wollte gegen ihn einschreiten, aber der politische, vorsichtige Pabst Zacharias hielt jeden Angriff auf diesen allmächtigen Günstling des Hofes für ein Wagniß, das für die Kirche sehr nachtheilig ausschlagen könnte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Kampf des katholiſchen mit dem altbritiſchen und arianiſch-chriſtlichen Element in Deutſchland.

Für Winfried wäre es das Nächſte, das, was ihm am meiſten am Herzen lag, geweſen, dieſes Heidenthum unter chriſtlichem Ueberwurf am fränkiſchen Hofe zu bekehren und dem Rückfall des von hoher und niederer Geiſtlichkeit vielfach verwahrlosten chriſtlichen Volkes in heidniſchen Aberglauben und Wandel entgegen zu treten. Er fand aber die Stimmung der Hofgeiſtlichkeit, der Laienbiſchöfe wie der eigentlichen ordnungsmäßigen Biſchöfe und geiſtlichen Räthe, ſo feindſelig gegen ſich, daß er jeden Verſuch aufgab, dieſe Chriſten chriſtlich zu machen; und er mußte ſich begnügen, von Karl Martell einen eigenhändig unterſchriebenen und geſiegelten Schutzbrief zur Verbreitung des Chriſtenthums in den noch unbekehrten Theilen des Reiches zu erhalten. Mit dieſem eilte er in ſein früheres Arbeitsfeld Heſſen, wo die große Maſſe der Bevölkerung noch immer heidniſch war, und Mancher der von ihm Bekehrten den altnationalen Opfern wieder anwohnte, und dem alten Götterdienſt und „Zauberkünſten“ heimlich anhing.

Bald erkannte er, daß das bloße Predigen nicht zum Ziele führe, und daß die Gegenſtände der heidniſchen Verehrung, die Nationalheiligthümer, vor Allem zerſtört werden müſſen. In dem Dorfe Geismar an der Eder, in der Nähe von Gudensberg, in Unterheſſen, ſtand auf hohem Berg eine alte, dem Donnergott Thor geweihte Eiche, prachtvoll, von merkwürdiger Größe. Er hatte von chriſtlichen Heſſen erfahren, daß dieſe uralte Eiche ein Mittelpunkt des alten Götterdienſtes ſey, und daß der Platz um ſie her zu den großen Opferfeſten und Verſammlungen diene. Winfried wartete das nächſte Opferfeſt ab. Dann begab er ſich mit ſeinen geiſtlichen Begleitern unter dem Schutz der ihm ergebenen Fürſten und anderer Vornehmen mitten unter das heidniſche Volk, das die heilige Eiche umwogte, redete von der Un-

macht ihrer Götter und von ihrem Irrthum, und zum Beweise wolle er die Donnereiche umstürzen. Mit handhafter That ergriff er die mitgebrachte Axt, und that die ersten Schläge an die Zaubereiche. Lautlos standen die Heiden umher, Männer und Frauen, gewiß, daß der Donnergott beim ersten Axtschlag auf dieses sein Heiligthum den Frevler mit dem Blitzstrahl niederschmettern werde. Als aber der gewaltige Angelsachse ungestraft mit seinen Axtschlägen fortfuhr, und alle seine Begleiter mit ihren Fällwerkzeugen an der Donnereiche arbeiteten, war alles heidnische Volk sehr betroffen. Ihr Glaube an die Macht der alten Götter wankte. Als aber der Riesenbaum sogar, nach kurzer Arbeit schon, krachend zusammenstürzte, da war ihr Glauben an die Macht ihrer Götter gebrochen und zusammengestürzt. Dieser handgreifliche Beweis von deren Unmacht wirkte mehr als alle Predigt; wenn auch nicht ein wirkliches Wunder dabei stattfand, wie Willibald, der älteste Berichterstatter dieses Auftrittes, ein solches uns vormalt. „Kaum war," sagt dieser, „der Baum mäßig mit den Fällwerkzeugen in Angriff genommen, so wurde plötzlich der unermeßliche Eichstamm von oben herab durch ein göttliches Rauschen aufgeregt, aus den Wurzeln getrieben, und stürzte mit zusammenkrachenden Aesten und gebrochenem Wipfel zu Boden, zerbarst wie auf einen Wink von oben sogar in vier Stücke, und da lagen sie, vier Eichtrümmer von ungeheurer Größe, gleich lang, ohne daß die in der Nähe stehenden christlichen Brüder daran gearbeitet hatten."

Auch das ist kennzeichnend: entweder wurde dieses Wunder nachher gedichtet und geglaubt, oder war die heilige Eiche von den Christen zuvor an der Wurzel tief angesägt, und sogar oben herab, im Wipfel, fast durchsägt, und der übrige Stamm in vier Theile zersägt. Das war sehr leicht, da bekanntlich der Zaubereiche nirgends in Deutschland ein Heide sich nur entfernt näherte, und wenn am Morgen des Opferfestes die Christen, die Fürsten und ihr Gefolge, ohne Scheu vor der heiligen Donnereiche, vor den Heiden den Platz um die Eiche einnahmen, so war das Ansägen oben und unten und das vierfache Durchsägen der Mitte für die fernstehenden Heiden unmöglich sichtbar, zumal da

beim ersten Axtschlag Winfrieds die christlichen Hessenfürsten das Heidenvolk weit genug zurückgedrängt haben werden, um nicht ihre eigenen Unterthanen erschlagen zu lassen von dem Baume, dessen Sturz sie als gewiß voraussahen.

Ueberaus glaublich ist der Bericht des ohnedieß sehr naiven Willibald wegen des plötzlichen Uebertritts dieser Heiden zum Christenthum. Es muß also fast ein Wunder geschehen seyn, das im Vorhergehenden seine Auflösung findet.

Aus dem Holze der gefällten, uralten, heiligen Donnereiche ließ Winfried sofort eine christliche Kapelle zimmern, zu Ehren des heiligen Petrus. Da die Fürsten schon Christen waren, so legte nach solchem Wunder, bei der für das Wunderbare von Gott schon zuvor außerordentlich gestimmten deutschen Natur, das Volk in Masse das römisch-katholische Glaubensbekenntniß ab, das ihm vorgesprochen wurde, und zu dem seine Fürsten sich schon früher bekannt hatten.

Irrthümlich hat man bisher oft diese Wirksamkeit Winfrieds, welcher erwiesenermaaßen vom Pabste zu Rom für die Alleinherrschaft der römischen Kirche in Deutschland herüber geschickt wurde, idealisirt, und geglaubt, seine und seines Lebensbeschreibers Berichte geben die reine Wahrheit. Nicht bloß die Einseitigkeit, sondern die römische Staatsklugheit und Fälschung springt aber dabei in die Augen.

Wenn Bonifazius klagt „über Ketzer", welche ihm ungemein viel zu schaffen machen, und deren er trotz aller Anstrengungen, sie unschädlich zu machen, sich nicht erwehren könne: so waren das keine Anderen, als die „Glaubensboten" des altbritischen Bekenntnisses. Diese traten ihm, weil sie in großer Zahl über ganz Deutschland verbreitet waren, überall entgegen, und diese nannte er „falsche Lehrer". Winfried war ganz Fanatiker für die römische Hierarchie. In seiner Heimath hatte er, unter den früher geschilderten Verhältnissen, diese hierarchische Ordnung, unter dem Schutz und der Aufsicht des Stuhls Petri, als etwas Wohlthätiges kennen lernen, als einen Zaum für die Staatsgewalt, für die Volksrohheit, für die Sitten, und als ein Band für die Einheit. Daran dachte er nicht, daß die

Verhältnisse diesseits des Kanals ganz anders waren; denn diese hatte er auf seinem flüchtigen Berühren Roms und Frankreichs nicht durchschaut.

Nur der Sieg des Kreuzes schwebte dem fanatischen Winfried immer vor; aber des Kreuzes in römisch-katholischer Gestalt. Denn es ist nicht zu übersehen: für das arianische, für das altbritische und für das neuzeitig protestantische Bekenntniß, wie für alle Protestanten des Mittelalters, hat das Kreuz Jesu Christi nur eine innerliche Bedeutung. Für alle Römisch-Katholischen ist das Aeußerliche die Hauptsache, und wo das Kreuz Christi außen steht, da ist für sie christlicher Boden, ohne zu fragen, ob es innen, in den Herzen, aufgerichtet ist. Diejenigen Römisch-Katholischen, welche anders darüber denken, sind nicht mehr römisch, sondern Protestanten.

Groß war die Macht des „arianischen" Bekenntnisses, welche Winfried in Ostfranken gefunden, und welche ihn da zurückgeschreckt hatte; groß die Macht der Altbriten, Iren und Schotten, der „Irrlehrer", wie er sie nennt, eben daselbst und im ganzen Norden Deutschlands.

Alle diese Geistlichen bekehrten deutsch-national, und der deutsche Geist war eben durchaus aller Hierarchie, also auch der römischen, abhold und entgegen. Der römische Priester sprach lateinisch, lateinisch war die Kirchensprache: die Deutschen aber waren, so weit sie arianische Christen waren, von Anfang im Besitz deutschen Gottesdienstes und einer deutschen Bibel, aus welcher das Evangelium deutsch vorgelesen wurde; und die Heiden unter den Deutschen wollten auch nichts wissen von einem Glauben und Gottesdienst, welche beide in einer ihnen fremden Sprache gehalten werden sollten. Im Grunde des Herzens widerwärtig waren ohnedieß dem natürlichen Gefühle der Deutschen die bereits in der katholischen Kirche eingeführte „Ohrenbeichte", die „Heiligenverehrung" und — das „Verbot der Priesterehe": im letzteren Punkte hatten sie viele tausend Beispiele vor Augen, welche ihnen die Nachtheile der Ehelosigkeit der christlichen Priester in einem recht abschreckenden Lichte zeigten.

Arianer wie Altbriten bekämpften die Ehelosigkeit der Priester,

und obgleich, im Dienste der Verbreitung des Evangeliums, die altbritischen Glaubensboten größtentheils unverehelicht waren, vertheidigten sie auf Grund der heiligen Schrift den Grundsatz der Ehe auch für die Geistlichkeit.

Der Glaubenseifer Winfrieds, des Großbischofs der römischen Hierarchie für Deutschland, war nicht wählig in seinen Mitteln. Er hatte viel schon von jenem Geist in sich, welcher den römischen Stuhl und die Inquisition nachmals beherrschte, und welcher aller konsequenten Hierarchie als Dämon innewohnt.

Dieses Deutsch-Christliche und seine Vertreter mußten um jeden Preis beseitigt werden, die Priesterehe fallen, wenn die Hierarchie weltherrschend werden sollte. Winfried war nicht der Apostel des Evangeliums, sondern der Apostel der römischen Kirche, und es galt für ihn, die Grundsätze der letztern durchzuführen, seinem Eide gemäß, ohne Untersuchung, wie weit diese Grundsätze mit den Grundlehren Jesu und der Apostel zusammenstimmen.

Sein Schüler Willibald erzählt mit kurzen Worten, Winfried, der Mann Gottes, sey Meister geworden über seine Gegner, die Altbriten und Arianer; sie „sehen den Beweisen der Wahrheit, die er geführt habe, erlegen, und haben den gebührenden Lohn empfangen." Ob er sie, unterstützt von der Waffengewalt seiner Beschützer und Anhänger, bloß aus dem Lande vertrieben, oder ob ihnen noch Schlimmeres widerfahren sey, muß dahin gestellt bleiben. Aus Winfrieds späterer Zeit aber weiß man, daß er den gelehrten, aber schwärmerischen Adelbert, der ihm entgegen trat, als Ketzer in einen Kerker zu Fulda warf, seines Bisthums entsetzte, und der, weil er seine Ueberzeugung nicht abschwören wollte, im Thurm verfaulen sollte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Sieg des Katholizismus in Deutschland.

Mit Hülfe vieler angelsächsischer Mönche und Nonnen führte Winfried nun die römisch-katholische Bekehrung in Thüringen

durch. In Hessen gründete er das Kloster Frizlar, in Thüringen die erste Kirche für diesen Theil Deutschlands bei Altenberg, und das Kloster Ohrdruf bei Arnstadt, im heutigen Gothaischen. Dann wandte er sich in die Gegend von Würzburg, und kam heraus bis an den Neckar. Nahe gränzt das württembergische Zabergäu an den Odenwald; von jeder Höhe des Zabergäus kann man dieses Waldgebirge ganz nahe sehen. So findet die alte Sage ihre natürliche Bestätigung in der Lage der Gegenden. Pabst Zacharias wies Winfried unter andern Völkerschaften auch die Bewohner des Odenwaldes zum Besuche an. Die alte Sage lautet, Bonifaz sey in das Zabergäu gekommen, um auch hier das Christenthum einzuführen, in diesem Thal altrömischer Niederlassungen, wo aber jetzt die Alemannen saßen. Der Teufel aber legte ihm Hindernisse in den Weg, und so kam es zu einem förmlichen Kampf zwischen Bonifaz und dem Teufel, in welchem der erstere mit Hülfe des Erzengels Michael obsiegte. Zum Andenken an diesen Sieg verwandelte Bonifaz das heidnische Heiligthum der Gegend in eine christliche Kirche, und weihte diese dem Erzengel Michael. Dieses heidnische Heiligthum stand auf einem am Auslauf des Strombergs fast isolirt, wie der Hohenstaufen, in das Blau aufragenden Berge, der heute noch, wie seit jenen Zeiten, Michaelsberg heißt. Es war ein Dianen- (oder Luna-) Tempel. Dieser Tempel hieß von nun an Michaelskirche.

Die genauesten neuzeitigen geschichtlichen Untersuchungen*) haben diese Sage bestätigt, und wie Luna das die Nacht erleuchtende göttliche Wesen den alten Römern, die in dieser Gegend saßen, gewesen war, so wurde jetzt Christus das Licht, das von diesem herrlichen Berg aus weithin in die umliegende Landschaft leuchtete.

Hieher scheint jedenfalls Winfried zuerst das Christenthum getragen zu haben, und die altbritischen Glaubensboten scheinen bis hieher nicht vorgedrungen zu seyn, in diesen Mittelpunkt der Alemannenwohnsitze, obgleich dieser schon lange Kammerland, der

*) Namentlich durch Chr. Fr. Stälin.

fränkischen Könige war. Im Gegentheil sieht man auf dem Michaelsberg an den Namen des Berges die drei auf einander folgenden Gottesdienste: bei den Römern hieß er der Berg der Luna-Diana; bei den heidnischen Alemannen die Runenburg, ein Beweis, daß der altrömische Tempel auch von den Alemannen gottesdienstlich benützt wurde; seit Bonifaz hieß er St. Michaelsberg.

Wie leicht man aber der Ausbreitung des Christenthums zu viel zuweist, wenn man ihr allein und zuerst die Kultur des Bodens zuschreibt, dafür spricht eben das Zabergäu.

Da geschichtlich, durch lautredende Denkmale, das Zabergäu alte römische Ansiedlung war, so wird wohl Niemand, der die Geschichte kennt, glauben, daß die Bodenkultur durch die Angelsachsen in dieses schöne Thal gekommen sey, und daß der Wein, welcher urkundlich aus diesem Thale zu Anfang des neunten Jahrhunderts in das Kloster Fulda, in welchem Bonifaz begraben liegt, und im achten Jahrhundert schon in das Kloster Lorsch an der Bergstraße geliefert werden mußte, Wein war, welcher erst von den durch Winfried bekehrten Alemannen gebaut wurde; eben so wenig, daß die Städtchen und Dörfer dieses Thales erst jetzt entstanden seyen; denn sechszehn Orte, die jetzt noch bestehen, sind schon im achten Jahrhundert in den Klosterurkunden als solche aufgeführt, welche Wein- und Obstbau haben. Das war Ueberlieferung altrömischer Kultur an die christliche Zeit.

Aus der Sage aber vom Kampfe des Bonifaz mit dem Satan in diesen Gegenden springt die dichterisch eingekleidete Wahrheit des Kampfes des Christenthums mit dem Heidenthum in die Augen. Der Erzengel Michael war urkundlich der Schutzheilige Winfrieds, und die Michaelskirche zu Heilbronn, der Michaelsberg bei dem nahen Bottwar und ein Michaelsberg vier Stunden unter Heilbronn, dem Odenwald zu, zeugen von der Thätigkeit Winfrieds in dieser Gegend und von seinem Sieg über das Heidenthum.

Seine Gehülfen beförderte Bonifaz an die deutschen Bisthümer, und seine Freundinnen, Freundinnen im edelsten Sinne, die Nonnen Chunehild und deren Tochter Berathgit, die gelehrten Lehrerinnen Chunitrud, Thekla, Lioba und Waltburg, die

Schwester seines Lieblingsschülers Willibald, machte er theils zu Aebtissinnen, theils zu Vorsteherinnen an den Bildungsanstalten für die weibliche Jugend in Deutschland.

So sehr Bonifaz mit eiserner Kette an das römische Pabstthum gebunden war, so war er doch nicht ein Römling in demjenigen Sinn und Grad, in welchem die Ungerechtigkeit mancher Protestanten ihn nimmt: sein Vaterland und sein erster Bildungsgang bewahrten ihn davor, und so groß die Versuchung von Rom aus für ihn war, so groß war der Schutz dagegen, welchen ihm Gott gab in seinen britischen Landsleuten andersgläubiger Ansicht, und in dem geistigen Kampfe, zu dem er mit ihnen genöthigt war, und durch den er, willig oder unwillig, zu einem gewissen Maaße zurückgeführt wurde.

Im Jahre 739 hatte Bonifaz schon die römisch-katholische Hierarchie auch in Bayern durchgeführt, die Altbriten verjagt, den Widerstand der unrömisch gesinnten Klöster mit Gewalt gebrochen, und die bayrische Kirche in vier Bisthümer eingetheilt, Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau, welche fortan unmittelbar dem römischen Stuhl untergeordnet waren; die mitteldeutsche Kirche theilte er ebenfalls in vier Bisthümer ein, Würzburg für Franken, Büraburg für Hessen, Erfurt für Thüringen, Eichstädt an der Altmühl für den Nordgau, im Jahre 741.

In diesem Jahre starb Karl Martell, der gewaltige Held. Der Islam hatte von Spanien aus, wo die Sarazenen das westgothische Reich zerstört und alles Land sich unterthan gemacht hatten, seine Eroberungen schon bis an die Loire vorgerückt, und Karl Martell war der Retter der christlich-germanischen Bildung geworden durch die Entscheidungsschlacht bei Poitiers im Jahre 732. Von da an blieben die Araber bis hinter die Pyrenäen zurückgeworfen, die Christen blieben zum Theil Christen, als geduldete Sekte unter den Arabern; viele Christen aber verzweifelten an Christi Macht und gingen hier im Abendland, wie vordem im Morgenland, über zum Islam, viele auch der irdischen Vortheile wegen; in den Gebirgen Nordspaniens aber sammelte sich die Heldenkraft dieses Landes, und es begann aus diesen

Bergen hervor der Jahrhunderte lange, durch Heldenthaten verherrlichte Kampf der christlich-germanischen Kraft Spaniens mit den sarazenischen Siegern: ein Kampf zugleich für die Unabhängigkeit des Landes von der Fremdherrschaft der Araber, und für den christlichen Glauben.

Obgleich aber Karl Martell die Kirche des Frankenreichs gerettet hatte, so wurde von der Kirche aus doch der Glaube verbreitet, derselbe sey wegen seiner Eingriffe in das Kirchengut — zur Hölle gefahren. Aehnlich war dreißig Jahre früher der Umsturz des westgothischen Throns und Reichs in Spanien durch die Araber als eine Strafe des Himmels von der römischen Kirche hingestellt worden, als ein Gottesgericht dafür, daß der letzte westgothische König Spaniens seinen Bischöfen verboten habe, die Oberhoheit des Pabstes anzuerkennen.

Karl Martells Nachfolger in der Reichsverweſung, Karlmann und Pipin, waren zwar gegen Rom geschmeidiger, als ihr Vater, aber so wenig der Hierarchie unterthänig, daß sie das übergroß angewachsene Kirchengut geradezu durch einen Gewaltstreich um seinen Ueberfluß erleichterten. Zu Ende des siebenten Jahrhunderts nämlich war ein volles Drittheil des gesammten Grundbesitzes in Frankreich — Kirchen- oder Klostergut geworden, theils durch freie Schenkungen, theils durch die schlechtesten Mittel und Ränke. Von Karl Martells Söhnen nun wurde der größte Theil dieses kirchlichen Grundbesitzes eingezogen (säkularisirt). Beide Fürsten sprachen sich selbst das unbedingte Verfügungsrecht über alles im Frankenreich gelegene Kirchengut zu. Bonifaz schwieg dazu, wahrscheinlich eben so wohl, weil er es nicht hindern konnte, und weil ihm der Ueberreichthum der Kirche in seinen Nachtheilen vor Augen stand, als auch, weil ihm dafür die beiden Fürsten in anderen, ihm zunächst wichtigeren Stücken nach Wunsch entgegen kamen. Unter ihrem Schutz konnte er Synoden auf germanischem Boden halten, die Hierarchie in Gesetzesform bringen, die Synodalbeschlüsse der Staatsgewalt zur Durchführung und Aufrechthaltung übergeben, sie zu Reichsgesetzen machen.

Er that das auf mehreren Synoden, machte Alles römisch, nahm allen versammelten Bischöfen eine förmliche Verpflichtung

zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl ab, und vernichtete mit Hülfe der Staatsgewalt alles Andersgläubige, so weit es offen auftrat, in Ost- und Westfranken; so den Schotten Clemens, so jenen Bischof Adelbert, der Wallfahrten und Ohrenbeichten, den Heiligen- und Reliquiendienst verwarf, den letzteren sogar lächerlich zu machen suchte, indem er seine abgeschnittenen Nägel und Haare von ihm selbst herumtragen ließ und sagte, das sey gerade so viel werth, als die des Apostels Petrus. Karlmann mußte dem Bonifaz seinen Arm leihen und beide verhaften. Da Adelbert nicht im Kerker des Klosters zu Fulda verfaulen wollte, brach er aus, irrte lang um, und wurde zuletzt von fanatischen Viehhirten gefunden und todtgeschlagen. Ein bayrischer Priester hatte aus Unkenntniß der lateinischen Sprache bei der lateinischen Taufformel ein Wort falsch ausgesprochen. Bonifaz erklärte dessen Taufhandlungen für ungültig. Der Irländer Virgilius, Bischof zu Salzburg, wies die Neutaufe der Getauften zurück. Auf das gab Bonifaz den Virgilius beim Pabst als Ketzer an, der lehre, es gebe noch einen anderen Welttheil, die Erde sey rund und auf der entgegengesetzten Hälfte von Antipoden bewohnt. Diese Wahrheit, welche jetzt jedes Kind weiß, hatten schon die alten Kirchenlehrer Laktantius und Augustin für Unsinn erklärt; Bonifaz erklärte sie an dem Manne, der seiner erzbischöflichen Autorität sich nicht fügen wollte, für eine Ketzerei.

So sehr markirte sich auch in Bonifaz die Verfolgungssucht, die Unduldsamkeit, und der Hang, zu verketzern, und durch Angeberei zu Grunde zu richten, dabei die Leidenschaftlichkeit der Privatrache mit dem Eifer für Religion und Kirche zu bemänteln. Es sind starke Schatten, mit sehr dunkeln Flecken, im Lichtbild des Bonifazius; er ist abergläubisch, beschränkt, ohne alle höhere Geistigkeit, engherzig, in Aeußerlichkeiten kleinlich, herrisch und hart gegen Untergebene, demüthig gegen den römischen Stuhl, aber auch gegen diesen geradaus, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, wo er Mißbräuche vom römischen Stuhle geschützt sah. Die Lichter aber in seinem Charakter überwiegen weit die Schatten; er ist durch und durch ein Charakter, mit in seiner Umgebung unter Römern und Franken selten gewordenen Tugenden,

dieser Angelsachse Winfried; eine Gestalt, die einen großen Zweck verfolgt, und große Ergebnisse erzielt, bei allem Kleinlichen, was sich ihm in seinem Arbeitsgang ansetzt, oder von Haus aus sich ihm anhängt, eine mächtige Erscheinung und Wirksamkeit auf dem Boden der kirchlichen und politischen Entwicklungen Deutschlands und Frankreichs.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Rom zettelt einen Völkeraufstand gegen die Karolinger Reichsverweser an.

Das gewaltige Säkularisiren eines so großen Theils des Kirchenguts, welches vorzugsweise durch Karlmann geschehen war, war ein so böser Vorgang in den Augen Roms, daß man nur staunen muß, wie die nächsten Folgen davon nicht Jedermann in die Augen sprangen, und wie auch die allerneueste Kirchengeschichte den nothwendigen Zusammenhang dieser Säkularisationen nicht in ihren Begriff und darum auch nicht in ihre Darstellung aufnahm, und sich blenden ließ durch die römischen Berichte; hat aber doch auch die politische Geschichtschreibung bis heute sich davon blenden lassen.

Thatsachen sind: Das Kirchengut wurde großentheils säkularisirt, und unter dem Druck der Anwesenheit Karlmanns und seines kriegerischen Volkes diese Säkularisation durchgesetzt und von der Synode anerkannt, im Jahre 743. Noch im Sommer dieses selben Jahres brach ein weit verzweigter Aufstand der Bayern und der Alemannen aus, in Verbindung mit den Altsachsen und den Slaven. Der Aufstand hatte den Zweck, der Herrschaft des Frankenreichs diesseits des Rheins für immer ein Ende zu machen, und, bei glücklichem Erfolg, die Herrschaft der Reichsverweser des Westfrankenreichs zu stürzen.

Die ganze bayrische und alemannische Geistlichkeit, wohl auch die der östreichischen Alpen, war nicht bloß eingeweiht in diesen

Plan, sondern vorzugsweise wirksam für denselben. Der Stuhl zu Rom hatte sogar einen eigenen Legaten im Lager der verbündeten Völkerschaften, der bekehrten und unbekehrten Alemannen, Bayern, Sachsen und Slaven. Dieser Legat hieß Sergius.

Es galt für den römischen Stuhl den Versuch, das kirchenguteinziehende Geschlecht, diese fränkische Reichsverweserfamilie, wo nicht zu vernichten, doch zu beschränken.

Der von dem päbstlichen Legaten geleitete Völkeraufstand wurde, ehe die Kräfte sich sammelten, unterdrückt durch Karlmann. Nachrichten lassen es unzweifelhaft, daß Bonifaz von dem Bayernherzog eingeladen war; von selber versteht sich, daß Bonifaz seine Befehle von Rom aus hatte. Bonifaz aber scheint seine Mitwirkung verweigert, in dieser Reichsverwesersfamilie eine bessere Grundlage für die römisch-katholische Hierarchie, durch Personenkenntniß und Erfahrung, erkannt, und dieser sogar Winke gegeben zu haben. Denn vor dem Ausbruch wurde dieser Völkeraufstand durch Karlmann überrascht, der päbstliche Legat Sergius, der im Lager der Aufständischen war, nach der Schlacht am Lech gefangen, und mit bitterem Hohn empfing diesen Legaten des heiligen Petrus Pipin.

Der Pabst Zacharias „desavouirte", wie man es im heutigen diplomatischen Sprachgebrauch bezeichnen würde, das Benehmen seines Legaten, als die Niederlage der Verbündeten vor Augen lag. Pipin aber blieb über die Einmischung des römischen Stuhles in die Sache der Verbündeten sehr verstimmt. Plötzlich zeigte die westfränkische Geistlichkeit einen Geist des Widerstands gegen die früher beabsichtigte Unterwerfung unter den römischen Stuhl, welche Pipin eingeleitet hatte, und — Pipin stellte sich jetzt auf die Seite seiner Geistlichkeit. Bonifaz aber hatte von da eben so viel Gunst bei Pipin und Karlmann, als Ungunst und Widerstand zu erfahren von der Kirche und Geistlichkeit der besiegten, mit einander verbündet gewesenen Völker, zunächst der Bayern und Alemannen. Bitter beklagte sich Bonifaz über geistlichen Aemterhandel (über „Simonie") der römischen

Kanzlei, welche nicht bloß die erzbischöflichen Mäntel sandte, sondern auch große Geldsummen für deren Uebertragung forderte.

Eben so freimüthig und streng setzte Bonifaz des Bischofs Gewilib von Mainz Amtsentsetzung durch. Das war der Sohn jenes Kriegsmanns und Bischofs Gerold, der das Bisthum als ein Erbstück an sich genommen, und den Sachsen, durch welchen sein Vater in der Schlacht gefallen war, tückisch feig, zum Vollzug der altheidnischen Blutrache, zu einer Besprechung verlockt und meuchlings ermordet hatte. Der Pabst gab den Stuhl von Mainz nun an Bonifaz selbst; dieser aber hätte den Stuhl von Köln, der für seine Beziehungen zur deutschen Kirche besser lag, vorgezogen.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Sturz des merwingischen Königshauses durch Rom. Schenkungen Pipins an den römischen Stuhl.

Blutschuld schwerster Art trieb Karlmann in die Einsamkeit. Er wurde Mönch im Kloster zu Monte Cassino, und Pipin herrschte allein. Noch saß der Schattenkönig Childerich III. aus Chlodwigs Stamm auf dem Thron; der lebte aber unter den Weibern in seinem Palast. Der Pabst erklärte im Jahre 751, um Pipin wieder für sich zu gewinnen, öffentlich, „demjenigen, der Königsgewalt habe, gebühre auch der Königsname". So wurde durch Uebereinkunft des Pabstes und Pipins der letzte Merwinger, ganz geräuschlos, ohne einen Blutstropfen zu vergießen, zur Abtretung des Thrones gezwungen und ins Kloster gebracht, um aus einem schlechten Fürsten ein guter Mönch zu werden. Die fränkische Geistlichkeit salbte Pipin zum König mit dem Willen aller fränkischen Großen im März 752. Diesen Umtrieben stand, wie es scheint, Bonifaz mit Sinn und Hand ferne.

Die Bedrängniß durch die Longobarden hatte, außer dem Früheren, dem päbstlichen Stuhle die Nothwendigkeit auf-

gelegt, Pipin und seine Franken zum Danke sich zu verpflichten. Der Longobardenkönig Aistulf fuhr aber trotzdem fort, den Pabst zu bedrängen. Schon hatte er im Jahr 753 das Gebiet des römischen Stuhls erobert, von jedem Bewohner Roms die jährliche Abgabe eines Goldstücks gefordert, Rom selbst umlagert und gedroht, Alles in Rom mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen, wenn man ihm nicht bald sich unterwerfe. Der Pabst Stephan II. — Zacharias war im März 752 gestorben — ging selbst über den schneebedeckten St. Bernhard mit wenig Gefolge zu Pipin. Dieser war darauf bestanden, der Pabst müsse selbst nach Frankreich kommen, um seiner und seines Hauses neuer Krone die volle Weihe und Berechtigung in den Augen der Franken und der Welt zu geben. Auf einem Gut der fränkischen Krone zu Perrois befand sich, als wäre es zufällig, Pipin, der Frankenkönig, als, den Leib in ein härenes Kleid gehüllt, und Asche auf dem Haupt, gleich einem büßenden Pilger, der Pabst sich vor ihm zu Boden warf, die Bedrängnisse der rechtgläubigen Kirche schilderte und um schleunige Hülfe flehte. Pipin hob, als wäre er ganz bestürzt, den knienden Pabst auf, und führte ihn in das Kloster St. Denis bei Paris, um daselbst zu überwintern. Der Pabst salbte nun mit eigener Hand Pipin und dessen Söhne Karl und Karlmann, ebenso die Königin Bertrada. Er erklärte das „Haus der Karolinger" als das rechtmäßige Fürstenhaus der Franken, sprach dieses Haus frei von jedem Vorwurf eines an den Merwingern begangenen Unrechts, und drohete den Völkern mit geistlichem Fluche, wenn sie jemals aus anderem Land und Geschlecht ein Oberhaupt wählen würden.

Zum Danke dafür führte Pipin im Frühling 754 eine starke Kriegsmacht nach Italien, und zwang den Longobardenkönig zur Rückgabe aller Besitzungen des römischen Stuhles. Noch einmal zeigte sich die Abneigung der Deutschen und der Westfranken gegen das römische Wesen und die Abhängigkeit in Glaubenssachen vom römischen Stuhl. Pipin mußte mit ihnen Italien schnell wieder verlassen; denn diese Heerfahrt für den Pabst und die Römer gegen Stammverwandte mißfiel seinen Franken und den Deutschen vom Rhein und Alemannien sehr.

Kaum waren sie fort, so bedrängte der Longobardenkönig den Pabst in Rom so sehr, daß dieser Briefe über Briefe nach Frankreich schickte, zuletzt sogar einen selbsteigenen Brief des heiligen Petrus. In diesem Briefe beschwor der Apostel Petrus selbst in seinem Namen, im Namen der Mutter Gottes und aller Heiligen den König und seine Söhne um schleunige Hülfe; und bedrohte sie, wenn sie zögern, mit Qual und Pein an Leib und Seele in dem ewigen und unauslöschlichen Feuer der Hölle.

Pipin wäre im eigenen Interesse schon auf die erste Kunde gekommen, wenn der Winter einen Heerzug über die Alpen erlaubt hätte. Er kam im Frühling 755, demüthigte den Longobardenkönig gründlich, machte ihn zinsbar, und schenkte alle Eroberungen, die er ihm abnahm, dem heiligen Petrus.

Diese Eroberungen bestanden in dem, was der griechische Kaiser bisher noch in Italien besessen hatte. Es waren die Hauptstadt Ravenna, wo zuvor der Statthalter des oströmischen Kaisers (der „Exarch") seinen Sitz hatte, nebst drei und zwanzig anderen Städten und Schlössern.

Diese Schenkung Pipins bildet den Anfang zu der „Territorialherrschaft" des Pabstes. Von da an war der Stuhl Petri nicht bloß mehr Grundbesitzer, wie bisher, sondern Herr eines weltlichen Fürstenthums. Die Schlüssel aller dieser Städte wurden auf das Grabmal des heiligen Petrus niedergelegt. Den Gesandten des oströmischen Kaisers, welche das verschenkte Gebiet als Eigenthum ihres Herrn zurückforderten, entgegnete Pipin, seine Franken sagen, sie haben ihr Blut nicht für die Griechen, sondern für den Apostel Petrus vergossen, und er, Pipin, sey durch ein Versprechen gebunden, das er früher gegeben, nämlich dem heiligen Petrus alle Eroberungen in Italien zu schenken.

Der Pabst machte sogleich den thatsächlichen Gebrauch von seiner Selbstständigkeit als weltlicher Fürst von Rom: er verlieh an Pipin und seine Söhne die Insignien des römischen Patriziates. Die Ernennung zum römischen Patrizius war bisher ein alleiniges Recht der Kaiser von Konstantinopel. Die Hauptinsignien waren ein golddurchwirkter Purpurmantel und ein

Diadem. Den germanischen Heerfürsten waren für wichtige Dienste diese Auszeichnungen vom byzantinischen Hofe verliehen worden, wie dem Odoaker, dem Theodorich, dem Chlodwig. Es verband sich damit der Begriff eines Schirmherrn Roms und der römischen Kirche. Damit, daß jetzt der Pabst diese Würde aus seiner Hand vergab, sprach er aus, daß er jetzt die höchste Autorität auch im Weltlichen in Italien, das Pabstthum in Rom eine politische Macht sey. Rom war losgerissen von Byzanz, und der Stuhl Petri stellte sich auf die Stufe der politischen Mächte Europas, so sehr dieses Denken und Thun des römischen Stuhles sich vorerst einhüllte in die Anerkennung der Oberhoheit des Frankenkönigs in den an diesen abgesandten Schreiben.

Als Pipin Land und Leute an den römischen Stuhl schenkte, dachte er gewiß nicht daran, den Pabst zu einem weltlichen Souverän zu machen. Aber der römische Stuhl dachte daran, bei Zeiten, durch Verbreitung von Urkunden und Kundgaben in der Vorstellung der Menschen jetzt schon die Anschauung zu begründen, daß der eigentliche Landesherr in Rom und dessen Gebiet, der Souverän des eben gegründeten Kirchenstaates, der Pabst sey, und der Frankenkönig nur der Schutz- und Schirmherr. Die Römer selbst wollten das gar nicht anders angesehen wissen. Senat und Volk von Rom schrieben an Pipin: „Du bist unser Schirmer und Helfer"; und gleich weiter unten nennen sie den Pabst „ihren Herrn, den ihnen Gott gesetzt".

Thatsächlich kümmerte sich Pipin wenig um diese Souveränitätsansprüche des Pabstes, und bestritt darum mit keiner Sylbe solche Kundgaben. Er hatte keine Ahnung von der Macht, welche darin liegt, etwas in die Vorstellung der Menschen hinein zu schieben, und das im Laufe der Zeit, ruhig und still, unter kluger Nachhülfe im rechten Augenblick, mit dieser Vorstellung zusammenwachsen, und zum Glauben der Völker, zuletzt der Welt, werden zu lassen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Winfrieds Tod.

Der Pabst, der zum weltlichen Souverän sich geworden fühlte, Stephan II., schrieb an den Frankenkönig: „Durch Gottes Kraft sahen wir in unsern Tagen Wunder geschehen, weil durch deine Herrlichkeit die Mutter und Vorsteherin aller Kirchen Gottes, die Thürangel des Glaubens, die römische Kirche, — Heil erlangt hat. Mit den Engeln darf ich ausrufen: Ehre sey Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — Wie anders soll ich dich nennen, als einen neuen Moses, einen hellleuchtenden König David? — Gesegnet seyest du, o herrlicher Sohn, von dem Höchsten, welcher Himmel und Erde gemacht hat. Gelobet sey auch der Herr, durch dessen Schutz du deine Gegner überwandest. Der Herr segne dich und deine geliebtesten Söhne, meine geistlichen Kinder, Karl und Karlmann, die von Gott eingesegneten Könige der Franken und Patrizier der Römer, sammt ihrer allerchristlichsten Mutter, der vortrefflichsten Königin, deiner süßesten Gemahlin, der getreuen Verehrerin Gottes."

Mit all dem hatte Bonifaz nichts zu thun.

Im Frühling 754 hatte er sein Erzbisthum Mainz in die Hände seines Lieblingsschülers, des Angelsachsen Lull, als seines von ihm erwählten Nachfolgers, gelegt, und er, der Großbischof Germaniens (der Primas), bereiste noch einmal die von ihm gegründeten christlichen Kreise, und stieg dann zu Schiff und fuhr den Rhein hinab nach Friesland, um am Schluß seines Lebens die Bekehrung dieser Gegenden wieder aufzunehmen, die einst dem Jüngling mißglückt war. Er ahnte, daß er am Schlusse seines Wirkens stand; außer einer Kiste mit Büchern nahm er auch sein Todtenhemd mit. An dem kleinen Flusse in der Nähe des heutigen Dockum ließ er die Seinen ihre Zelte aufschlagen, durchzog von hier aus das friesische Land, taufte Tausende von Heiden, und lud alle Getauften auf den 5. Juni 755 zu sich ein, um von ihm die Firmelung zu empfangen. Ehe aber die Bekehrten

kamen, überfiel, in der Frühe des Morgens schon, ihn und die andern Glaubensboten eine wüthende Schaar friesischer Heiden, die sich verschworen hatten, ihre vaterländischen alten Götter an Winfried, dem Verächter und Todfeind derselben, blutig zu rächen.

Die bewaffneten Laien, die bei ihm waren, wollten sich gegen die ungeheure Uebermacht zur Wehre setzen. „Nicht doch," sagte Bonifaz; „vergießet kein Menschenblut!" So empfing er, der fünf und siebenzigjährige Greis, ruhig das von Gott Verhängte zu ertragen entschlossen, den Todesstreich: das Evangelienbuch hielt er sich über das Haupt, als der Feinde Wuth auf ihn eindrang; das Evangelienbuch machte er sich zum Ruhekissen seines Hauptes, als er, ein Märtyrer, zum Tode getroffen niedersank. Von seinen Gefährten starben mit ihm zwei und fünfzig unter den Streichen der Heiden. Seine Leiche wurde nach seinem Lieblingskloster Fulda gebracht. So hatte er es selbst vorher bestimmt.

„Diesen Ort," hatte er vier Jahre vor seinem Märtyrertode gesagt, „habe ich von frommen Männern rechtmäßig erworben und dem Erlöser geweiht. Hier will ich einst, wenn auch nur für wenige Tage, meinen müden Körper pflegen und nach dem Tode ruhen. Denn die vier Stämme (er meinte die Ostfranken, Hessen, Thüringer und Sachsen), denen ich durch die Gnade Gottes das Evangelium verkündet habe, wohnen in der Umgegend. Eben denselben will ich, so lang ich lebe und Geisteskraft behalte, nützlich seyn, getreu der römischen Kirche und unter demjenigen Volke, zu welchem ich gesendet wurde, bis zum Tode beharrend."

So ging Winfried hinüber; und wäre sein Leben auch nicht überwiegend ein lichtes, dieser thatkräftige Lebensschluß und dieser schöne Tod wären für sich allein schon hinreichend, einen so hellen Glanz über sein ganzes Daseyn und Wirken hinzuwerfen, daß die Schatten und dunkeln Partieen darin vor diesem Glanze völlig zurückträten.

Er hat christlich gemacht ein großes weites Feld: kann das dadurch verdunkelt werden, daß er dabei auch engherzig und beschränkt war, und beim Pabste zu Rom anfragte, ob und nach

wie langer Zeit roher Speck gegessen werden dürfe? Sittigen wollte Winfried seine germanischen Landsleute, und wenn das Verbot des Essens von Raben- und wildem Pferdefleisch gewiß zur Gesittung der Deutschen beitrug, so fällt das weitere Verbot, welches das Fleisch nicht bloß von Störchen und Bibern, sondern sogar von Hasen und Hühnern für „unrein und verflucht" erklärte, nicht auf Winfried, sondern auf den römischen Stuhl, von welchem es ausging, welcher die Störche und Raben, als der Landwirthschaft nützlich, leben lassen, die Biber und Hasen in ihren Fellen, wie die Rebhühner, in die Klöster eingeliefert haben wollte.

Ist es auch unläugbar, daß Winfried „die deutsche Kirche von den Päbsten abhängig gemacht und ihre nationale Entwicklung unterbrochen hat"; ist es sogar gewiß, daß er „der deutschen Kirche den Geist und die Formen eines unter dem Einfluß fremder Nationalität ausgebildeten, zum Theil auch schon verbildeten Kirchenthums aufgezwungen hat": so hat doch Bonifaz, gewiß nicht bewußt, sondern unbewußt, ein Werkzeug in der Hand Gottes, nicht bloß ein Werkzeug des römischen Stuhles, gerade so gehandelt, wie es im Gange der göttlichen Weltordnung nothwendig lag.

Noch war es nicht an der Zeit, daß der freiere christliche Geist unter den damaligen Deutschen so mächtig werden konnte, sie zur Einheit und zu einer großartigen Gestaltung des kirchlichen Lebens heran zu ziehen und hinauf zu heben. Es gehörte das Ansehen und die Zucht der römischen Hierarchie im Bunde mit dem fränkischen Königthum dazu, um die überall aus einander strebenden Elemente zusammen zu fassen, den Widerstand zu überwinden, und die Deutschen als deutsche Kirche in die Einheit der allgemeinen Kirche einzufügen. Dadurch allein auch war es zunächst möglich, den Geist der Wissenschaft und Kunst auf den deutschen Boden hinüber zu retten und dort neu zu pflanzen. Beide kamen in römischen Formen, aber nachdem der deutsche Geist mit dem antiken Geiste sich verschmolzen hatte und groß und stark geworden war durch die Kraft, welche ihm von dem letzteren zufloß, zerbrach er die fremden Formen, und schuf seine

ewigen nationalen Geisteswerke. Bonifaz gab zwar zunächst den Deutschen nur eine äußere kirchliche Einheit und kirchliche Satzungen; aber gerade das war zunächst das eigentliche Bedürfniß, um das deutsche Leben zu regeln und zu sittigen. Mit sicherem Instinkt und praktischem Geschick hat er so am deutschen Volke gebaut, organisirt und gestaltet; aber auch zugleich den deutschen Boden mit Pflanzschulen bedeckt, aus welchen der Jugendunterricht genährt und das ganze deutsche Leben mit christlichem Geist nach und nach durchzogen und befruchtet wurde.

Seine Schüler fuhren fort, in seinem Geiste zu bauen, zu gestalten, zu wirken und zu schaffen. Darunter war namentlich auch Abt Gregor von Utrecht. Winfried war eines Tages bei Adela, der Aebtissin eines Klosters bei Trier. Adela war eine Tochter des Königs Dagobert II. Sie war früher verheirathet, und Gregor war ihr Enkel. Dieser war als vierzehnjähriger Knabe bei seiner Großmutter Adela zugegen beim Besuche Winfrieds. Gregor las eine Schriftstelle vor, Winfried legte sie aus, und der Knabe wurde von dieser Auslegung so ergriffen, daß er von da an den Winfried auf allen seinen Missionsreisen begleitete, und nach dessen Tod in einem Kloster zu Utrecht Knaben aus England und allen germanischen Stämmen zu Glaubensboten bildete. Ein anderer Schüler von Winfried war der Abt Sturmi von Fulda, Sprößling eines vornehmen bayrischen Geschlechtes. Dieser gründete in dem ungeheuren Buchenwalde, der einen großen Theil Hessens bedeckte, das Kloster Hörsfeld, und war später Abt des Klosters Fulda; von Fulda aus leitete er viele Jahre lang die Kräfte von viertausend Mönchen zu Urbarmachung der Wildniß.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Bekehrung der Sachsen.

Noch immer aber waren die Sachsen Heiden. Die Bekehrung dieser war das Werk Kaiser Karls des Großen.

Karl der Große hat in seiner Jugend als Mensch Schatten, daß er sich des kaiserlichen Mantels bedienen muß, damit diese Schatten seiner vollendeten Größe nicht Eintrag thun; und doch ist Karl eine so wunderbare geniale Persönlichkeit, wie keine mehr auf einem christlichen Throne saß, gleich groß als Feldherr und Staatsmann, als Kaiser und als Mensch. Seine Geschichte muß im Einzelnen gelesen werden: hier kann nur Raum finden, was er gethan hat für die neue Ordnung des Abendlandes und die christliche Bildung Europas.

Mit Karl beginnt ein neuer großer Abschnitt in der Geschichte der Menschheit. Im Kriegslager aufgewachsen, war er dennoch so römisch-gläubig, daß man ihn in Rom die fünf und dreißig Stufen der damaligen Peterskirche knieend emporklimmen und jede einzelne Stufe küssen sah. Dieser sein religiöser Sinn machte ihn von selbst zum Glaubenshelden, daß er das Schwert führte zum Schutze der Christenheit vor den Sarazenen, aber auch zur gewaltsamen Bekehrung der Sachsen und Slaven.

Nicht das Wort, sondern das Schwert, das vom Blute schrecklicher drei und dreißig Kriegsjahre gesättigte Schwert, hat die Sachsen bekehrt. Alkuin, Karls weisester Rath, hatte freimüthig seinem königlichen Freunde jede Art von Zwang bei der Verbreitung des Evangeliums als etwas ganz Unevangelisches mit großer Entschiedenheit wiederholt vorgestellt.

Aber Dreierlei in Karl war mächtiger: einmal sein wirklich tiefkirchlicher Sinn, der um jeden Preis den Segen des Evangeliums allen Völkern bringen wollte; dann der Drang nach dem Ruhm, alle deutschen Völker vollends zum Christenthum bekehrt zu haben, der Drang nach der Glorie des Glaubenshelden, verbunden mit dem gewaltigen Gefühl, daß er dazu eine Sendung vom Himmel habe; und drittens die Politik; aber nicht, wie man es oft liest, die Eroberungssucht, — für diese hätte Karl andere Bahnen beschreiten können, als die Wälder Sachsens —, sondern die politische Nothwendigkeit, die Gränzen des Frankenreiches, und namentlich die jungen Anstalten für Verbreitung christlicher Bildung in dem neubekehrten Hessen, Thüringen und Friesland, so hart an der Gränze der heidnischen Sachsenlande,

ſicher zu ſtellen vor den Ueberfällen der Heiden. Sicher aber waren ſie nur, wenn die Sachſen Chriſten waren, und Chriſten, hat man geſagt, wurden ſie nur durch Unterwerfung mit dem Schwert. Das Letztere iſt, wie vieles Andere, völlig grundlos. Wenn Karl Alkuins weiſem Rathe folgte, ſo wurde oder blieb Frieden zwiſchen Sachſen und Franken; und auf friedlichem Wege vermittelte ſich der Uebergang der heidniſchen Sachſen zum Chriſtenthum.

Alkuin nämlich hatte dem Könige ans Herz gelegt, daß es bei dieſen immer frei geweſenen Völkern mit dem Chriſtenthum innerlich nicht vorwärts gehen könne, und daß es ſich bei Niemand empfehle, wenn mit der Taufe zugleich „das Joch des Zehenten" aufgelegt werde. Alkuin hielt das für eben ſo unevangeliſch, als für unpolitiſch. Noch nach der Unterwerfung der Sachſen ſchrieb der edle Angelſachſe Alkuin an den durch Siege und Jahre weniger zugänglich gewordenen, vorſichtiger zu behandelnden König Karl, „er möge wohl erwägen, ob es beſſer ſey, dieſen rohen Völkern gleich auf der Schwelle des Eintritts in die chriſtliche Kirche das Joch des Zehenten aufzulegen, und ihn ſtrenge von Haus zu Haus eintreiben zu laſſen. Ob wohl auch die Apoſtel, des Heilandes Schüler, und in die Welt geſandt von Gott, allen Völkern das Evangelium zu predigen, gewaltſame Zehenteintreibungen veranſtaltet haben, oder ob irgend wo eine apoſtoliſche Vorſchrift zu leſen ſey, daß der Zehenten gegeben werden müſſe? Das möge der König in Ueberlegung ziehen." — „Wir wiſſen wohl," ſchloß der ehrliche Mann, „daß der Zehenten unſerer Unterhaltung ſehr gut iſt; aber beſſer iſt es, den Zehenten von der Hand zu laſſen, als daß der Glauben Schaden nehme."

Dann geht der freie Britte freimüthig auf den Unterſchied ein, der im Frankenreiche bei der Zehentabreichung ſtattfinde. Der Adel zehntete nicht; das Krongut auch nicht. „Wir," ſagt er, „die wir doch im katholiſchen Glauben geboren, erzogen und unterwieſen ſind, haben doch nicht die Anſicht und den Willen, uns durchweg verzehenten zu laſſen. Wie natürlich iſt es demnach, daß der noch zarte Glaube, der noch auf der Kindheitsſtufe ſtehende Geiſt und das am Beſitz hängende Herz dieſer

Sachsen noch nicht geneigt ist, reichlich der Kirche zu geben? Das auch ist mit größter Sorgfalt ins Auge zu fassen, daß die Belehrung der Taufe vorangehe, und daß das heilige Taufbad am Leibe nutzlos ist, wenn in einer im Gebrauch der Vernunft stehenden Seele die Anerkenntniß des katholischen Glaubens nicht vorausgegangen ist innen im Herzen."

So sprach Alkuin, als die Sachsen blutig niedergedrückt waren, und als der königliche Freund dieses „großen Gelehrten seiner Zeit mit der schönen Menschenseele" bereits etwas stark in den byzantinischen Hofgeschmack und Ton ausgeartet war, und die Freunde seiner Jugend, wie dieser Alkuin, früher Kanonikus und Vorsteher der Klosterschule zu York, und jetzt Abt zu Tours, sich Mühe geben mußten, die zuvor unumwunden gesagte Wahrheit ihm in jener süßen Weise beizubringen, mit welcher die Schmeichler des großen Königs an seinem eigenen Hofe, und von Rom und Byzanz aus, ihm die Unwahrheit beizubringen wußten. Karl der Große ist verdorben worden in späteren Jahren, viel weniger durch die eigene Ueberhebung, wie sie dem glücklichen Sieger so leicht sich ansetzt, als vielmehr — durch die Kanzlei des römischen Hofes, durch deren Schreiben und Gesandte.

Wenn aber der schlichte Alkuin so spät an den König so schrieb, wie mag er erst früher, zu Anfang des Kampfes mit den Sachsen, zu dem, damals ihn mit Jugendgluth verehrenden, auf jedes Wort von ihm lauschenden König Karl, als Freund zum Freunde, gesprochen haben!

Nicht die Taufe haßten die Sachsen, sondern die Zehentpflichtigkeit, das Opfer ihrer bisherigen Selbstständigkeit, Freiheit und Nationalität, das Karl zugleich von ihnen forderte: denn christlich werden und fränkisch werden, war für Karl eins und dasselbe; und in der Taufe sah der freie Sachse das Zeichen der Knechtschaft, der Unterwerfung unter die übermüthigen Franken. Unter der Religion ihrer alten Götter waren die sächsischen Männer und Frauen frei gewesen, ganz frei; auf ihrem Boden war Priesterherrschaft etwas Unbekanntes, und sie hatten bisher nichts gezahlt, weder an eine Priesterschaft, noch an einen auswärtigen oder eigenen Fürstenhof; keines

Hofes Kriegsmannen und Steuerbeamte hatten bisher auf Haus und Hof des freien Sachsen gedrückt. Jetzt aber sollte mit der Taufe den Sachsen zugleich mit einander aufgezwungen werden: der Zehenten an die Kirche, Steuern zur Unterhaltung des kriegerischen Schutzgefolges der im Lande sich setzenden christlichen Geistlichkeit, der Klöster, Mönche und Nonnen, der fränkischen Beamten und Steuereintreiber, fränkische Oberhoheit, Regierung durch Franken statt der bisherigen Führung und Regierung durch Sachsen, christlich-fränkische Regierungsweise durch Priester und Lehenadel, und fränkische Sitte und Brauch, fränkisches Recht statt ihrer altväterlichen sächsischen Sitten, Bräuche und Rechte.

Der Kampf der Sachsen gegen Karl war kein Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum, sondern gegen das, was ihnen mit dem Christenthum gebracht werden wollte; ein großartiger Heldenkampf der Nothwehr für Alles, was dem Menschen heilig und theuer ist. Mit ihrer alten Religion war ihre Freiheit, ihre Sitte und ihr Leben nicht verwachsen, sondern nur Hand in Hand damit gegangen. Die alten Götter hätten sie sich nehmen lassen, wie die Franken und andere germanische Stämme, auf dem Wege der christlichen Belehrung und Unterweisung oder nach dem Vorgange ihrer geliebten Stammfürsten, wenn diese den neuen Gott als den wahren erkannt und den Vorgang in der Taufe gemacht hätten; aber Freiheit, Selbstständigkeit und nationale Sitte konnten und wollten sie sich nicht nehmen lassen, ohne den Kampf auf Tod und Leben dafür versucht und durchgekämpft zu haben.

Folgte Karl dem weisen Alkuin, dann wurde den Sachsen das Christenthum gebracht auf dem Wege der apostolischen Bekehrung; nur das Christenthum, und nichts sonst. Dann waren die christlichen Anstalten auf der Scheide Frankens und Sachsens durchaus sicher; denn das germanische Heidenthum hat sich nirgends fanatisch gegen das Christenthum gezeigt, als wo es zuvor schwer gereizt wurde.

Es ist nicht wahr, was man zur Entschuldigung Karls anführt, daß die blutige Unterwerfung und die blutige Bekehrung der Sachsen eine unabweisliche Forderung der fränkischen Politik

gewesen sey. Das zeigt das Vorstehende klar. Es ist eben so unwahr, daß Karl „keine anderen Mittel und Wege zur Unterhaltung der christlichen Stiftungen in Sachsen" habe sehen und finden können, als den Zehenten und was darum und daran hing: die Welt ist bekehrt worden, nicht bloß manches Land und Volk, ohne daß die Weise nöthig war, welche Karls Politik in Sachsen zur Richtschnur nahm, und aus dem Boden wuchsen mit der Zeit christliche Kirchen und Schulen, überall weitum in der Welt, ohne einen zwangsweise aufgelegten Zehenten, ohne das stets gezückte Schwert eines ins Land geführten rohen Lehenadels und Steuerkollegiums.

Die nöthigen christlichen Anstalten konnten durch ganz andere Mittel und Wege eben so wohl unterhalten als gegründet werden; und es bleibt ein furchtbarer Fleck in Karls Sachsenbekehrung, erstens, daß er zum Gesetz machte, und das Gesetz mit dem Schwert durchführte, es müsse jeder Sachse mit der Taufe die Verpflichtung zur Einzahlung des Zehenten übernehmen; zweitens, daß Karl das Sachsenland mit Blut und Feuer taufte, und nach der Schlacht viele tausend Sachsen mit dem Schwerte zur Taufe in die Flüsse trieb, die immer noch Widerspenstigen theils tausendweise niederhauen ließ, wie 4500 Sachsen zu Werden an der Aller, weil sie sämmtliche christliche Priester im ganzen Sachsenland verjagt oder ermordet, alle Kirchen zerstört hatten, theils tausendweise von Haus und Hof vertrieb, wie 10,000 Familien vom jenseitigen Elbufer, sie in andere Länder, in Provinzen des Frankenreichs vertheilte, und das ihnen abgenommene Land an seine Franken und an die Slaven verschenkte.

Ein dritter furchtbarer Fleck sind die blutig strengen Gesetze, womit er von heidnischer Sitte abzuschrecken, wie die Vergünstigungen, womit er zum Christenthum anzulocken suchte. Jeder Verbrecher, selbst der Mörder, der zu einem Priester fliehe und ihm beichte, oder seine Zuflucht in einer Kirche suche, solle damit der Todesstrafe entgehen, und es sollen ihm Leben und alle Glieder gesichert seyn. Wer aber in der vierzigtägigen Fastenzeit Fleisch esse, solle, als Verächter des Christenthums, des Todes

sterben. Wenn Jemand die Leiche eines Verstorbenen nach heidnischem Brauch verbrenne und die Gebeine in Asche verwandle, solle er enthauptet werden. Wenn eine Person vom Blute der Sachsen, die noch nicht getauft und bis jetzt versteckt sey, sich von der Bekanntmachung dieses Gesetzes an noch länger verborgen halte, zur Taufe zu kommen verschmähe und im Heidenthum verharren wolle, solle sie des Todes sterben.

Fränkische Grafen mit ihren Kriegsmannen saßen in den sächsischen Gauen, und handhabten diese blutigen Gesetze mit blutiger Hand; seit dem Jahre 785: kaum niedergedrückt und zur Taufe genothzüchtigt, waren sie bei der ersten Gelegenheit wieder aufgestanden, für die alte Freiheit und den alten Glauben in die Waffen getreten. „Darum," schrieb Alkuin an seinen Freund Arno, den Bischof von Salzburg, „darum hat das unglückselige Sachsenvolk so oft seinen Taufeid gebrochen, weil es niemals des Glaubens Grund im Herzen hatte. Und doch muß man wissen, daß der Glaube nach des heiligen Augustins Wort aus freiem Willen kommt, nicht durch Zwang. Wie kann ein Mensch mit Gewalt gezwungen werden, daß er glaube, was er nicht glaubt? Hineintreiben kann man einen Menschen in das Taufbad, aber nicht in den Glauben hinein. Fahre du fort in Gottes Werk, die Avaren zu bekehren, und sey ein Prediger der Religion, nicht ein Zehenteintreiber. Der Zehenten ist es, der in den Sachsen den Grund des Glaubens zerstört hat."

An den königlichen Kämmerer Meyenfrid in Sachsen schrieb Alkuin: „Wenn mit eben so großem Eifer Christi sanftes Joch und leichte Last dem harten Volke der Sachsen gepredigt würde, als die Zehenteintreibung geschieht, und für jede kleinste Verfehlung die Strafe des Gesetzes unerbittlich verhängt wird, so würden die Sachsen wohl nicht solchen Abscheu vor der heiligen Taufe zeigen." Dem Könige Karl selbst schrieb er unter Anderem, „der Widerstand des unglücklichen Sachsenvolkes scheine darauf zu weisen, daß es noch nicht von Gott für das Christenthum erwählt sey."

Aber alle diese evangelische Weisheit Alkuins vermochte nicht, König Karl zu hemmen in der Unterjochung und Christ-

lichmachung der Sachsen, durch den furchtbarsten Zwang, welchen jemals die Gewalt des Siegers geübt hat. Wo Ueberredung und Geschenke nichts fruchteten, wurde die Gewalt angewandt, um das Christenthum und die fränkische Oberhoheit durchzuführen. Wer sich nicht der Taufe unterwerfen wollte, gegen den gebrauchte Karl ohne Scheu Gütereinziehung, Herabdrückung aus dem Stand des Freien in Leibeigenschaft, Deportation, körperliche Züchtigung, Verstümmelung, Todesstrafe.

Daß das nicht in dem Geiste der Zeit lag, dafür spricht der evangelische Sinn Alkuins und anderer Räthe des Königs. Auch Bestechung und Verrath nahm Karl zu Hülfe. Das alles erlaubte sich Karl „für die Verbreitung des Namens Christi", wie er sagte. Gewiß ist, daß nicht die Herrschsucht, sondern Fanatismus für das Christenthum und das Bewußtseyn, daß er eine höhere Sendung dafür habe, eine große religiöse Idee, zusammenwirkend mit der großen Idee der Nationaleinheit aller germanischen Stämme und der nur durch diese Einheit möglichen Weltherrschaft des germanischen Geistes und Glaubens, den großen König Karl so weit gehen ließen, welcher einen wundersam christlich-milden Sinn bis zum Kindlichen hatte, neben dem schrecklichen Sinn und der furchtbaren Kraft, welche Alles niederdrückten, was der Verwirklichung seiner Ideen Widerstand entgegensetzte, und neben der Staatsklugheit, welche das ihn täglich bearbeitende Romanenthum ihn lehrte, und welche die germanische Ehrlichkeit sogar im Herzen eines so großen Menschen wie Karl, wenigstens in etwas, vergiftet hatte, so daß er sich selbst der Bestechung und des Verraths als brauchbarer Mittel zum Zweck bediente.

Es ist durchaus ein Unverstand in der geschichtlichen Betrachtung, wenn man übersieht, wie bei sich entspinnenden Kämpfen zwischen Nationalitäten und Religionen, diesseits und jenseits des Lagers, edle Charaktere und großartige Triebfedern in Thätigkeit seyn können, und wie der Fortgang des Kampfes hüben und drüben zu Uebergriffen, zu Ausschweifungen und Ausartungen führen kann. Stets ist der Geist zu erkennen und zu achten, aus welchem der Kampf hervorging, und welcher der bleibende ist in-

mitten des Kampfes, so sehr auch dieser Geist vom Staubgewölke, das in Folge des Kampfes sich erhebt, verhüllt ist und zurücktritt.

Aber wo, um einen Gedanken, und wär's der höchste, in der Welt durchzuführen, Mittel gebraucht werden, welche Gottes Geboten widersprechen: da rächt sich das, weil jede Schuld sich rächt an denen, welche diese Mittel sich erlaubt haben, oder wenigstens an ihrem Geschlecht, das in diesem sündigen Wege fortgeht. Sünden an Völkern haben ihre göttlichen Strafgerichte tief eingeätzt in die Tafeln der Geschichte; und laut redet das Gottesgericht, das über das Werk und das Geschlecht des großen Kaisers Karl ergangen ist, von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der ewigen Ideen Vaterland, Freiheit und Glauben, Treue, Redlichkeit und Gerechtigkeit. Der Strom der Weltgeschichte geht vorwärts; aber diejenigen, welche die Strömung, Gottes Gebot zuwider, in Richtungen treiben, welche nicht naturgemäß sind, zergehen entweder selbst, oder in ihren Söhnen und Enkeln, an den Folgen dieses sündigen Treibens.

So waren die Sachsen nach drei und dreißigjährigem Kampfe unterjocht und äußerlich zu Christen gemacht, durch Zwang; was Predigt und Belehrung bis dahin dabei mitwirkte, kann gegen die Zwangsmittel kaum in Betracht kommen. Jetzt erst stiegen Kirchen, Schulen und Bisthümer empor in den Sachsenlanden. Diese Bisthümer waren Osnabrück, Münster, Minden, Paderborn, Verden, Bremen, Hildesheim und Halberstadt. Was von Sachsenlanden den Bisthümern Köln und Mainz zunächst lag, wurde diesen zugetheilt.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Bekehrung der Slaven. Ansgar, der Apostel des Nordens.

So waren die Sachsen mit dem Jahre 804 in die Kirche und in den großgermanischen Kaiserstaat des Frankenreichs eingereiht. So wenig gemäß den Grundsätzen der Christus-Religion

dabei verfahren worden war, so war doch die neue christliche Grundlage auch hier jetzt gelegt, und das Christenthum mit allem Segen seiner Bildung trieb und wuchs jetzt schnell an vielen Orten des großen Landes: die Sachsenvölker und alle gesellschaftlichen Verhältnisse wurden neu. Auch hier waren zwei Menschengeschlechter, eine ganze waffenfähige Gegenwart, in fast ununterbrochenem Kampfe blutend untergesunken, um, nach des Dichters Ausdruck, „die Perlen zu fischen, womit die Zukunft des Volkes sich schmücken sollte". Wie sehr die sächsische Volksthümlichkeit innerlich der christlichen Religion entgegen kam, dafür spricht die Innigkeit und Wärme, die Herzlichkeit und lebendige Frische, womit die dichterische Einbildungskraft des Sachsenstammes den religiösen Stoff des Christenthums in sein eigenes Fleisch und Blut verwandelte, zumal „der Heliand", ein großartiges episches Gedicht, welches ein neubekehrter Sachse verfaßte, und welches man das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum genannt hat.

Wie den Sachsenlanden, so wurde auch einem Theile der slavischen Völker, bis zur Oder, die von Rußland her, hinter dem Böhmerwald und in den östreichischen Alpen sich gesetzt hatten, und ebenso den Dänen, bis zur Eider, das Christenthum theils durch die Predigt, vorzugsweise aber mit dem Schwert des Eroberers zugeführt. Zwar dauerte es noch ein ganzes Jahrhundert, bis die slavischen Völker, die Czechen in Böhmen, die Mähren an der obersten Elbe und March, die Polen an der Weichsel, die Pommern an der Ostsee, auch nur zum größeren Theile bekehrt waren. Die Wenden an der Niederelbe wurden erst im späteren Mittelalter bekehrt. Die slavischen Serben aber an der Saale, am obern Main und der Regnitz gingen theils schon früher, theils jetzt in die Kirche ein.

Als „Apostel des Nordens" machte sich in den Jahren 826 bis 865 Ansgar aus dem Kloster Neu-Corvey an der Weser berühmt. Sohn fränkischer Eltern, im sechsten Jahre seines Alters von seinem Vater nach dem Tode der Mutter in die Klosterschule Alt-Corvey untergebracht, hatte er schon in zarter Jugend Verzückungen und Gesichte.

So schaute er einmal im Traume die Himmelskönigin Maria inmitten eines Chors glänzender Frauen, und unter diesen Frauen erkannte er seine Mutter und sein Ohr vernahm: „Willst du an unserer Gesellschaft Theil nehmen, so mußt du alle Eitelkeit fliehen, die Spiele der Knaben lassen und achtsam auf dich selbst dich im Ernste des Lebens erhalten." Ein andermal sah er sich im Traum von den Aposteln Johannes und Petrus durch Hölle und Fegfeuer hindurchgeführt zu den Quellen des ewigen Lichtes. Da schaute er den Herrn, umgeben von den Engeln und Heiligen. „Gehe hin," sprach der Herr zu ihm, „und mit der Märtyrerkrone wirst du zu mir wiederkommen." Später hatte er noch ein ähnliches Gesicht. Auf die Frage: „Herr, was willst du, daß ich thun solle?" antwortete dieser: „Gehe hin und verkünde den Heiden das Wort Gottes!"

Im vierzehnten Jahre legte er das Mönchsgelübde ab, und im fünf und zwanzigsten Jahre stieg er mit dem Dänenfürsten Harald, der mit Weib und Kind und vielem Gefolge zu Mainz sich hatte taufen lassen, voll freudiger Begeisterung als Glaubensbote zu Schiff, wirkte an der jütischen Gränze, dann in Schweden, wurde Erzbischof des neugegründeten Erzbisthums Hamburg an der Gränze des dänischen Landes, war, unter einer Reihe äußerster Mißgeschicke von Seiten der heidnischen räuberischen Normannen und Dänen, aber auch von christlicher Seite, mit ungebrochenem Muth unermüdlich thätig für das Christenthum in Schleswig, Dänemark und Schweden, wurde so der Begründer der Kirche des Nordens, entschlief im Frieden im vier und sechszigsten Lebensjahre zu Bremen, das mit Hamburg vereinigt worden war, zwar ohne die Märtyrerkrone, aber ein Heiliger in den Augen aller Zeitgenossen durch die Treue und Leidensgeduld, mit der er die Dornenkrone seines Lebens getragen hatte. Sein Lieblingsschüler Rimbart führte sein Werk fort, das nicht mehr unterging, so sehr auch zeitweise an einzelnen Orten Christen und Kirchen des Nordens durch die wilden normannischen Seeräuber zu leiden hatten.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Das chriſtliche Kaiſerthum bei den Germanen. Karl der Große, der zweite Gründer der Hierarchie.

Seit Konſtantin dem Großen verdankte die katholiſche Hierarchie Niemand ſo viel als Karl dem Großen. Er befreite für immer den römiſchen Stuhl von der Furcht vor den Longobarden, vermehrte die Schenkung ſeines Vaters an St. Peter mit eroberten Städten im obern und untern Italien, behielt ſich aber alle landesherrlichen Hoheitsrechte über den Kirchenſtaat vor, und der Pabſt ſelbſt, ſowie alle Bürger des Kirchenſtaats, mußten ihm den Eid der Treue ſchwören. Der Pabſt als Vaſall der Frankenkrone hatte nur die niedere bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit, ernannte die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden in den geſchenkten Gebieten, im Kirchenſtaat; aber dieſe ſtanden unter der Oberaufſicht fränkiſcher Sendboten, welche als Vertreter der königlichen Oberhoheit in Rom ihren Sitz hatten und Klagen und Berufungen jeder Art entgegennahmen.

Noch unter Karls Nachfolgern wurden die Hoheitsrechte der fränkiſchen Krone im Kirchenſtaat ohne Widerſpruch ausgeübt. Aber auch in die Kirche ſelbſt hinein erſtreckten ſich die landesherrlichen Hoheitsrechte Karls. Dieſſeits der Alpen war der fränkiſche König für kirchliche Geſetzgebung und Kirchenregiment als die höchſte Autorität anerkannt: der König ernannte die Biſchöfe, der König berief die Synoden, der König verlieh ihren Beſchlüſſen Geſetzeskraft. Kraft ſeiner landesherrlichen Oberhoheit in Italien hatte der Frankenkönig auch auf dieſem Boden die gleichen Rechte.

Die römiſche Kanzlei aber fing ſchon jetzt an, die Schenkungen Pipins und Karls des Großen als eine bloße Wiedereinſetzung in einen alten Beſitz hinzuſtellen, welcher dem römiſchen Stuhle ſchon durch Konſtantin den Großen geſchenkt worden, aber durch die räuberiſchen Longobarden auf längere Zeit an dieſe verloren geweſen ſey.

Konstantin der Große, so verbreitete die römische Geistlichkeit, habe den Pabst Sylvester mit Italien beschenkt, und darum seinen Sitz nach Konstantinopel verlegt. Die römischen Bischöfe hatten allerdings dadurch politisch mächtig zu werden angefangen, daß der Kaisersitz von Rom weg war; dem Bischof von Rom aber zu politischer Macht verhelfen zu wollen, war dem Kaiser Konstantin nie eingefallen.

Bald nachdem diese Sage von der Schenkung Konstantins in Umlauf gesetzt war, wurde zu deren Unterstützung eine Schenkungsurkunde, die Konstantin ausgestellt haben sollte, zum Vorschein gebracht. Diese markirt sich dadurch, daß darin der Kaiser dem Pabste nicht nur den kaiserlichen „Lateranpalast" schenkt und „alle kaiserlichen Insignien" verleiht, sondern auch „die Stadt Rom und ganz Italien und alles an Provinzen, Plätzen und Städten im Westen" dem Bischofe Sylvester, dem „allgemeinen Pabste der Christenheit", schenkt; und dadurch, daß es darin heißt, das geschehe, damit der römische Stuhl, das Bisthum der Bisthümer, in welchem das christliche Priesterthum gipfle, nicht verkomme, sondern in höherer Ehre dastehe, als Würde, Ruhm und Macht des weltlichen Herrn, des Kaisers.

Trotz dieser dicken Auftragung fand diese erdichtete Urkunde Glauben bei den Gläubigen. Zwar dem großen Karl gegenüber sprach man freilich noch bescheiden von solcher Schenkung und Schenkungsurkunde Konstantins; aber wie mag erst im Volke und Karls Nachfolgern gegenüber davon gesprochen worden seyn. Karls Freund, Pabst Hadrian I., selbst suchte in einem Schreiben diesem begreiflich zu machen, daß seine und seines Vaters Schenkungen eigentlich nur Wiedereinsetzungen in das seyen, was die Päbste vordem schon seit mehr als vierhundert Jahren besessen haben. Von da an schreibt sich jene „fromme Industrie", Schenkungsurkunden zu machen, für das, was die Kirche für ihr Recht hielt oder als Recht sich anmaaßte, Rechtsbelege zu erdichten, als wären sie aus uralter Zeit, und auf unterschobene oder gefälschte Pergamente die Vergrößerung ihres Besitzes oder ihrer Macht zu gründen.

Die katholische Kirche selbst hat längst die Unächtheit der

Schenkungsurkunde Konstantins zugestanden; aber selbst, wenn sie wahr gewesen wäre, so blieben doch thatsächlich Pipin und Karl die Begründer der weltlichen Macht des Pabstthums, und die Markgräfin Mathilde von Tuscien war diejenige, welche, was die Frankenkönige schon sehr hoch gebaut hatten, durch ihre Freigebigkeit an den Stuhl Petri nur noch höher und vollends ausbaute.

Mit Pabst Hadrian stand Karl der Große jedenfalls in solchem Verhältniß, daß der Letztere für Erweiterung und Bildung seines Reiches dem Ersteren eben so viel zu danken hatte und dankte, als der Pabst dem Kaiser. Zu Rom zunächst hatte Karl Rath und Beistand gesucht für die geistige Hebung seines Volkes; und auf dem Rückweg von Rom in sein Frankenreich hatte er Alkuin kennen gelernt, zu Parma, ganz zufällig, gerade so, wie nachmals Kaiser Friedrich II. dem Jüngling Peter von Vinea begegnete — Begegnungen, welche weltgeschichtlich geworden sind.

Mehr als Vieles redet für das Verhältniß des Königs Karl zu Pabst Hadrian die Grabschrift, welche Karl der Große durch Alkuin seinem Freunde Hadrian setzen ließ, und worin gesagt ist, diese Verse habe Karl niedergeschrieben unter Thränen um den Hingang des Vaters, der ihn im Leben geliebt und im Tode von ihm beklagt sey; derselbe möge drüben seiner gedenken, wie er, der Lebende, im Geiste beständig dem Hingegangenen folgen werde. Darum verschlinge er auch in dieser Grabschrift ihrer beider Namen und Titel in Eins, die Namen Hadrian und Karl, König und Vater. Hadrian sey ein Mann gewesen, welchem Gott das Leben, die Gottesfurcht das Gesetz und Christus der einzige Ruhm war, ein apostolischer Hirte, fertig zu allem Guten.

Diese bewegte Grabschrift ist noch jetzt zu lesen auf einer Marmorplatte in der Vorhalle der heutigen St. Peterskirche als eines der ältesten Denkmale des Pabstthums.

Hadrians Nachfolger, Leo III., war schon am Tage nach dem Tode desselben Pabst geworden; es war bei der Wahl nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen, im Jahre 795, und er hatte eilig den Schutz und die Gnade des Königs Karl durch Uebersendung der Schlüssel zum Grabe Petri und des Banners

der Stadt Rom für sich gesucht. Im Frühling 799 von seinen Gegnern vertrieben und vor Karl angeklagt, fand er in diesem dennoch, trotz der Wahrheit der Anklagen, einen Beschützer, der ihn auf seinen Stuhl zurückführte. Im folgenden Jahre, 800, kam Karl selbst nach Rom, um nicht selbst, als Richter, sondern durch seine Synode den Streit zwischen Volk und Pabst in der Peterskirche entscheiden zu lassen. Aber die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und andere Geistliche, welche in der Peterskirche neben König und Pabst sich setzten, während die fränkischen und römischen Großen standen, gaben die Erklärung ab, es sey von Alters her Brauch gewesen, daß der Statthalter Gottes, der Verweser des Stuhls Petri, das Haupt aller Kirchen, von Niemand gerichtet werden könne; sie wagen nicht, über ihn zu richten, denn über sie alle sey der Stuhl Petri und sein Verweser Richter. Wie der Pabst sie weise, so werden sie ihm gehorchen; das sey kirchliche Pflicht. Der Pabst aber stieg vor der Versammlung, das Evangelienbuch in der Hand, auf eine Kanzel, rief die Dreieinigkeit an, und schwur mit heller Stimme, daß er die ihm angeschuldigten Verbrechen nicht begangen habe. Darauf sang die Priesterschaft Loblieder zu Ehren Gottes und der Heiligen.

Karl und Alkuin wußten aus dem geheim vorgenommenen Zeugenverhör, daß Leo III. nicht schuldlos war; aber Alkuin wollte zu Vermeidung „des Skandals" die Untersuchung niedergeschlagen wissen. Alkuin selbst sprach die Ansicht aus, er habe in alten Kanones gelesen, der „apostolische Stuhl sey ein Stuhl, der zu richten habe, und der nicht gerichtet werden könne." So ließ Karl und die Versammlung den beklagten Pabst sich durch einen einseitigen Eid reinigen, und doch war unter anderen Anklagen ausdrücklich auch die, Leo habe einen Meineid begangen. Leo aber schwur nicht, er habe das Angeschuldigte nicht gethan, sondern der Pabst Leo sey schuldlos; er beschwor also bloß, seit er Pabst sey, habe er nichts dergleichen gethan. Die „Autorität des heiligen Stuhles" und die seiner Ansicht nach damit zusammenhängende „Unantastbarkeit des katholischen Glaubens" war es vor Allem, was Alkuin im Auge hatte, und was Karl leitete: nach Alkuins Anschauung und für Karls nächste

Zwecke durfte das Haupt der Kirche nicht als ein Verbrecher bloßgestellt werden. Alkuin wollte des Pabstes Gegnern zugerufen wissen: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf ihn.“

Leo war ganz Italiener: er suchte sogar dem Könige Karl, der in seinen Augen ein leichtgläubiger Barbar war, nicht nur dem Volke, als eine wirkliche Thatsache vorzuspiegeln, von den Verschworenen, die ihn im Jahre 799 bei einer Prozession überfielen, seyen ihm Augen und Zunge ausgerissen, aber schon in der folgenden Nacht durch den heiligen Petrus wieder völlig hergestellt worden. Der wirkliche Thatbestand war, im Tumult war dem Pabst ein Auge etwas verletzt worden; die Verschworenen hatten die Absicht gehabt, ihn der Augen und der Zunge zu berauben, aber die von den Führern dazu Abgeschickten hatten ihren Auftrag schlecht vollzogen, und der Pabst war ihnen im Gedränge ohne gefährliche Verletzung entkommen; die Beauftragten jedoch hatten gemeldet, sie haben ihn blind und stumm mitten auf der Straße liegen lassen. Daraus setzte der Pabst frisch und kühn die Wundergeschichte zusammen, die durch den Apostelfürsten an ihm geschehen seyn sollte.

Karl fragte bei Alkuin brieflich an, was er von dieser ganzen Sache halte. Alkuin, der die ihn versuchende Schlauheit des Königs durchschaute, wich der Antwort geschickt aus mit der allgemeinen Redensart, aus der Feder, was er wollte, machen konnte: „Es steht allem christlichen Volke wohl an, über diese Gnade göttlichen Schutzes sich zu freuen und Gottes heiligen Namen zu preisen, der niemals die, welche auf ihn vertrauen, verläßt, der die ruchlosen Hände band, und die Verwirklichung ihrer bösen Absicht vereitelte, die Absicht derer, die mit blind gewordenen Sinnen auslöschen wollten, was ihr Licht war, und sich selbst mit ruchlosem Anschlag ihres eigenen Hauptes zu berauben gedachten.“

Leo's Mährchen aber von der durch den heiligen Petrus an ihm über Nacht geschehenen Wiedereinsetzung seiner „ausgerissenen“ Augen und seiner ihm „bis auf die Wurzel abgeschnittenen“ Zunge ging nicht nur in den Glauben der Masse über, sondern sogar in die Geschichtbücher der Zeitgenossen und

der nächsten Jahrhunderte, als eine der vielen Wundergeschichten, welche unter dem Namen Legenden, d. h. heilige Sagen, im Mittelalter immer häufiger vorkamen und den Geist dieser Jahrhunderte kennzeichnen.

Kennzeichnend ist aber auch das, daß am Schluß jener Synode in der Peterskirche, auf den bloßen Reinigungseid des wegen Meineids angeklagten Pabstes hin, — die Ankläger zum Tode verurtheilt wurden; trotz dem, daß die geheimen Zeugenverhöre die Schuld Leo's in mehr als einem Punkt dargethan hatten, so sehr, daß Alkuin das Aktenstück, in welchem der königliche Verhörrichter, Bischof Arno von Salzburg, das Ergebniß der Untersuchung an Alkuin berichtet hatte, sogleich dem Feuer übergab, damit „es in keines andern Menschen Hand komme"; trotz dem, daß Karl vornherein kein volles Vertrauen zur Rechtlichkeit und Geistlichkeit Leo's hatte, und dem Abt Angelbert, seinem Gesandten in Rom, die geheime Weisung gab, „den Pabst fleißig zu erinnern, daß er ein ehrbares Leben führe, die Kirchengesetze beobachte, und vor Allem dem Wucher mit der Besetzung der geistlichen Aemter fern bleibe." Ja Karl hatte Sachen auf dem Herzen, die er nicht in die „Instruktion" schrieb, sondern wegen der er seinen Gesandten aufgab, sich an das zu erinnern, „was oft ihre Klagen in mündlichen Unterredungen gewesen seyen".

Bei solchem Sachverhalt wurden dennoch die Ankläger Leo's, Pabst Hadrians einflußreiche Vettern an der Spitze, zum Tode verurtheilt, damit der Pabst in den Glorienschein eines rechten Jüngers Christi eintreten könne; denn Leo — legte jetzt wärmste Fürbitte für die Verurtheilten ein, König Karl begnadigte sie, unter der Bedingung, daß sie den Boden Italiens verlassen; und gleich darauf, am Weihnachtsfeste, als Karl im Schmuck eines Schirmherrn Roms gegenüber dem Hauptaltar der Peterskirche Platz genommen hatte, trat der Pabst vor, setzte dem noch im Gebete knieenden König eine goldene Krone auf, und das versammelte Volk rief mit lautem Jubel: „Leben und Sieg dem großen Karl, dem Augustus, dem friedestiftenden Kaiser der Römer!"

Der Pabst that, als geschehe das in plötzlicher Begeisterung, auf unmittelbare Eingebung Gottes; König Karl that, wie ganz überrascht. Volk und Welt glaubte das. Die eingeweihten Zeitgenossen aber, die darüber schrieben, melden, es sey geschehen „mit Beirath aller Bischöfe und Priester, des Senats der Franken und der Römer". Von den Franken jedoch waren nur Wenige ins Geheimniß eingeweiht.

Wurde, was längst zwischen dem fränkischen Hof und der römischen Kanzlei verhandelt und verabredet, reiflich berathen und endlich beschlossen war, vom Pabst als eine plötzliche, unmittelbare Eingebung des heiligen Geistes vorgespiegelt, so war auch die Symbolik der Krönungshandlung, als ob dabei etwas Magisches mit unterliefe, auf den Glauben der Zeit berechnet. Denn der Pabst hielt, nach dem dreimal wiederholten Jubelruf der Versammlung, die eine Hand an den Mund, berührte mit der andern den Saum des fürstlichen Kleides und salbte so den noch immer Knieenden zum Kaiser.

Ohne Zweifel hatte Alkuin zuerst den Gedanken des Kaiserthums in Karls Seele geworfen. Ein uns erhaltener Brief an den König weist darauf hin. Auch schon Pabst Hadrian hatte Karl einen „neuen allerchristlichsten Konstantin" genannt. Ihn aber wirklich zum Kaiser zu machen, daran dachte Hadrian nicht, weil kein Pabst daran denken konnte, ungezwungen das römische Kaiserthum herzustellen und dem gefährlichsten aller Nachbarn und Nebenbuhler den Stuhl unmittelbar neben und über sich mit eigener Hand hinzustellen. Aber der aus Rom flüchtige, verklagte und schwerer Dinge überführte Leo war ganz in der Hand Karls. Für die Freisprechung Leo's wurde die Kaiserkrönung bedungen, und wochenlang vor dem Weihnachtstage sandte Alkuin aus Tours ein kostbares Exemplar der heiligen Schrift und einen „Glückwunsch zur Kaiserwürde" an einen Freund in Rom, um Beides an diesem Feste „dem Kaiser" zu überreichen. So genau wußte Alkuin im fernen Frankenlande voraus, was am Weihnachtsfeste in Rom vorgehen würde. Nach Johannes Diakonus, der sich über diesen Zeitabschnitt überall genau unterrichtet zeigt, war es Leo selbst, der als

Flüchtling Karl das Kaiserdiadem antrug, für seine Rückführung auf den römischen Stuhl.

Diese Verhandlungen waren vom Pabst und von Karl gleich geheim gehalten worden. Auch für Karl war es von Belang, in den Augen der Welt und seiner Franken den Schein zu haben, als sey ihm die Kaiserkrone ohne sein Zuthun geworden, einzig durch höhere Fügung, durch ein Wunder des Augenblicks, in welchem es der heilige Geist dem Pabst eingegeben habe.

Gegen sein nicht eingeweihtes Gefolge stellte sich der staatskluge Karl so überrascht, ja unzufrieden über die Kaiserkrönung, daß er in allem Ernst versicherte, hätte er die Absicht des Pabstes voraussehen können, so hätte er an diesem Tage, trotz des hohen Festes, die Peterskirche nicht betreten; und in einer öffentlichen Urkunde nannte er sich selbst „den auf Gottes Wink zum Kaiser Gekrönten".

Die Wahrheit des Hergangs hätte, wie dem Pabstthum, so dem neuen Kaiserthum geschadet, zumal in den Augen der Franken und der andern germanischen Stämme.

Für die germanischen Barbaren war der Name „römischer Kaiser" ein geheimnißvoller vieldeutiger Titel, und der Kaiserkrone auf des Frankenkönigs Haupt wuchs viel an Kraft zu durch das Geheimnißvolle, womit ihre Uebertragung auf Karls Haupt umgeben ward und blieb.

Das Kaiserthum brachte eine neue Form des Staates mit sich. Eben um diese neue Form des Staates leichter einführen zu können, bedurfte Karl der Kaiserkrone; er bedurfte ihr, um alle seiner Herrschaft unterworfenen Völker nicht nur unter gleiche Gesetze zu bringen, sondern auch gleichen Rechten und Pflichten zuführen zu können; er bedurfte des Glaubens bei seinen Franken, daß er auf göttliche Eingebung hin Kaiser geworden, und er bedurfte bei ihnen eben so sehr der geheimnißvollen und vieldeutigen Macht der Kaiserkrone, damit seine Franken in den neuen Huldigungseid und dessen Folgen sich fügen, welche ihre altvolksthümlichen Ueberlieferungen in manchem Punkte beschränkten und fremdartig berührten.

Daß der neue römische Kaiser seinen Sitz nicht in Rom

nehme, scheint der Pabst sich ausbedungen zu haben; was leicht zugestanden werden mußte, da das Frankenvolk die Verlegung des Schwerpunktes des Reiches nie zugegeben hätte.

Daß Karl an etwas Magisches bei der Kaiserkrönung nicht glaubte, dafür spricht laut, daß er dreizehn Jahre nachher zu Aachen seinen Sohn Ludwig nicht durch den Pabst zu seinem Nachfolger krönen ließ, sondern seinem Sohne befahl, die Kaiserkrone vom Altare zu nehmen und mit eigenen Händen sich aufzusetzen, eingedenk der Lehren, die er, Karl, ihm gegeben habe.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der christliche Kaiser Karl der Große und seine Thätigkeit für christliche Bildung.

So war das neue christliche Kaiserthum der Germanen da, drei hundert vier und zwanzig Jahre nachdem das weströmische Kaiserthum morsch zusammengebrochen war unter der Berührung der barbarischen Hand der germanischen Völkerwanderung.

König Karl, der Glaubensheld und Christenheitsretter, der Eroberer für das Kreuz und christliche Bildung, stellte längst thatsächlich das in seiner Persönlichkeit dar, was man nur von einem christlichen Kaiser, wie dessen Bild in der Idee der Menschen lebte, erwarten konnte. In seiner Seele und in seinem Geiste, in seiner Gesinnung und in seinen Anschauungen und Gedanken, lag das christliche Kaiserthum reiner und fertiger da, und in seinem bisherigen Wirken war es schöner ins Leben herausgetreten, als bei irgend einem seiner Nachfolger auf dem Kaiserstuhl, geschweige bei einem seiner Vorgänger seit Konstantin dem Großen, seit der Begründung der christlichen Weltmonarchie.

Ein Lebensgedanke des großen Karl war es, alle germanischen Völker und alle Völker, welche als Ueberbleibsel des alten römischen Reiches dessen Untergang überlebt hatten, unter seiner Herrschaft zu Einem großen christlichen Staate zu vereinen,

und die Romanen durch die Einflüsse des germanischen Elementes zu veredeln, die Germanen durch die Einflüsse des romanischen Elementes zu civilisiren.

Dieser große Zweck konnte gar nicht anders erreicht werden, als auf dem Wege, welchen er ging. Für Neugestaltungen, welche einen Weltumfang haben, müssen immer Einzelne, Gemeinden, ja ganze Völker und Länder — Opfer bringen, aufopfernd von dem, was sie bisher hatten, um durch Einfügung in ein neugestaltetes großes Ganze, um von der Einheit zu empfangen, was ihnen bisher gebrach. Das, was sie empfangen, ist werthvoller, als was sie zum Opfer bringen. So wehe auch diese Opfer thun, die Opfernden gehen reicher vom Opferaltar weg; wiewohl sie vorerst nur das Schmerzgefühl des Verlustes, noch nicht das Wohlgefühl des Gewinnes haben; am allerwenigsten durchgängig die Einsicht der geschichtlichen Nothwendigkeit dieser Opfer. Erst wenn die Früchte da sind, die aus den Opfern kommen, erkennt, dankbar oder einsichtsvoll, das spätere Geschlecht den wunderbaren Gang Gottes in der Entwicklung der Menschheit, die Bereicherung der fortgeschrittenen Gegenwart, die nicht möglich war, wenn nicht die Vergangenheit aufgab oder zum Aufgeben gezwungen wurde, und die tausendfach ersetzt, was vordem geopfert oder verloren ward.

So glaubten der große Karl und seine Freunde und Berather zum festen Kitt des neuen romanisch-germanischen christlichen Weltstaates, durchaus für ihre Zeitlage — eine Begünstigung erstens der Adelsvorrechte, zweitens der Priestervorrechte, auf Kosten der Gemeinfreien, nöthig zu haben. Wie freiheitliebend auch man seyn mag, die geschichtliche Durchführung der Umbildung der germanischen Barbaren, vorzugsweise der Sachsen, für die weltgeschichtliche Aufgabe, welche diese Völker erfüllt haben und zu erfüllen hatten, bis auf diesen Tag, war, so scheint es, ohne das rein unmöglich.

Nicht Karls Vorgehen für die Idee, sondern das rasche und gewaltsame Zuweitgehen für die Idee hat das Gottesgericht über Karls Geschlecht herbei geführt, in Verbindung mit seines Hauses eigener Sündenschuld.

Aber nur scheinbar zerbröckelt sich und fällt unter seinen Nachkommen, was er begeistert in der Idee ergriffen und gewaltsam eingeführt hat. Diese seine Idee, die er ins Leben eingeführt hat, ist der Herzschlag des Mittelalters bis zum Anbruch der neuen Zeit geblieben.

Wie viel auch durch die neuen staatsbürgerlichen und kirchlichen Ordnungen auf Kosten der gemeinen Freiheit geschah, „diese dunkeln Schatten," wie einer der freiesten Geister unserer Zeit sagt, „treten zum Theil in den Hintergrund, wenn man die für Bildung und Gesittung der Völker getroffenen Anstalten überblickt, und in ihnen ohne Mühe ein eben so folgerechtes, als weises Streben für die geistigen Fortschritte der Zeitgenossen entdeckt. Selten haben Ehrgeiz und Herrschsucht auf eine ähnliche Weise, wie bei Karl, schreiende Gewaltthaten vergütet und persönliche Leidenschaften während und nach ihrer Befriedigung dem öffentlichen Besten zugewandt. Der Kaiser nämlich, von reiner Liebe zu den Wissenschaften getrieben und des Glaubens, daß die auf ihrem Gebiet errungenen Siege allein dauerhaft sind und die fernsten Geschlechter mit der Gegenwart unsichtbar verknüpfen, suchte gleichzeitig, obschon auf verschiedenen Wegen, alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft, Adel, Geistlichkeit und Volk, für die höchsten Lebenszwecke zu gewinnen und zu bethätigen." *)

Die christliche Akademie Karls des Großen rettete mitten in der Barbarei der Jahrhunderte, wo selbst in Rom die Wissenschaft und die Kunst erlosch, den „Sinn für das Schöne und Wahre, erhob manche nützliche Kenntnisse zum Gemeingut der Menschheit, bekämpfte, bisweilen wider Willen, den starren Kirchenglauben, und entzündete selbst in den Klöstern eine Flamme geistigen Wetteifers." **) Diese Akademie war theils aus Franken, theils aus Fremden gebildet, und Aachen, wo Karl am liebsten Hof hielt, wurde „das christliche Athen" dieser Zeit. Neben Alkuin waren die ausgezeichnetsten Glieder dieses Vereins Einhard (Eginhard), der Geschichtschreiber, Engelbert, der Dichter,

*) Friedrich Kortüm, die Geschichte des Mittelalters I. 168.
**) Ebendaselbst.

beide, obgleich nicht adelich, Schwiegersöhne des Kaisers; der Westgothe Theodulf, der Erzbischof Rikulf von Mainz, der Abt Abälard von Corvey, Paul Warnefried, der Lombarde, der Geschichtschreiber seines unglücklichen Volkes, dem er am Hofe Karls treu blieb, und seines Volkes Geschichte mit größtem Freimuth schrieb. Karl selbst war Mitglied dieser Akademie.

Reich ausgestattet wurden von Karl die Hauptkirchen und Klöster, aber an sie knüpfte er Schulen an, zur Ausbildung für junge Geistliche und für Volkslehrer. In einem Kreisschreiben an die Bischöfe und Aebte sagte Karl: „Bisthümer und Klöster sind zwar den Zöglingen eines frommen beschaulichen Lebens gewidmet, sollen aber gleichzeitig denjenigen, welche sich mit der Gnade Gottes in den Wissenschaften üben wollen, zum Aufenthalte dienen. Gut handeln ist freilich besser als Wissen; aber je reicher der Mensch an Wissenschaft ist, desto leichter und tüchtiger mag er gut handeln. Wer dem Höchsten durch seinen Wandel zu gefallen sucht, muß ihm nicht minder durch eine richtige Darstellung seiner Gedanken zu gefallen trachten. Oft haben wir Briefe aus den Klöstern erhalten, welche zwar nicht schlechte Gedanken verriethen, aber eine ungehobelte Sprache führten. Männer, welche sich so wenig um das Schreiben bekümmerten, sind wahrscheinlich auch zum Verständniß der heiligen Schrift wenig geschickt. Also ermahnen wir euch, die Wissenschaften nicht nur nicht nachlässig, sondern vielmehr mit Wetteifer zu betreiben."

So etwas wirkte, nicht sowohl weil es vom Kaiser kam, sondern weil diejenigen Klöster, die solchen kaiserlichen Ermahnungen nachkamen, besonderer Schenkungen und Ausstattungen sich zu erfreuen hatten. Mit hinlänglichen Einkünften, nicht bloß mit den Zehenten, wurden diejenigen Klosterschulen ausgestattet, welche Karl in seiner Richtung neu stiftete, und das Gleiche gab er überall hin, wo die alten Schulen verbessert wurden.

Gesang, Lesen, Schreiben, deutsche Sprache und Kenntniß des in alter deutscher Sprache Hervorgebrachten, lateinische Sprache, Zahlenlehre und Größenlehre waren in dem Lehrplan, welcher von Karls Akademie für die Klosterschulen verfaßt war. In diesen Schulen sollten, nach Karls ausdrücklichem Willen, nicht bloß

künftige Geistliche und Volkslehrer, sondern auch Laien unterrichtet werden, welche niemals Priester oder Volkslehrer zu werden sich verpflichten: Volkslehrer im weitesten Sinne wollte er bilden, Menschen, welche in alle Adern der Gesellschaft, wie er sagte, „gute Sitten und nützliche Kenntnisse zum Gemeingut des bürgerlichen Wesens" einzuströmen befähigt würden.

Wo Klöster durch Karls freigebige Unterstützungen neu entstanden, da waren sie, neben ihrer wissenschaftlichen Bestimmung, auch zugleich Musteranstalten für Landwirthschaft, Musteranstalten für Handwerke, für Kunst, wie für feinere Gewerbsamkeit. Alles war so geordnet, daß wissenschaftliche Arbeiten und Unterricht in allen diesen Zweigen, neben dem Gottesdienste, Raum und Muße fanden.

Lange nicht genug ist anerkannt, was die Akademie Karls, Westgothen und Lombarden, welche Arianer waren, Angelsachsen, welche keine Römlinge im eigentlichen Sinne des Worts waren, gethan haben für den Bau des Geistes und des Bodens, für Wissenschaft und Landwirthschaft. Der sehr unrömische Eginhard war Karls Geheimschreiber, Oberbaumeister, erster Mathematiker der Zeit, und nicht bloß Liebhaber, sondern Ausüber der Tonkunst.

So fruchtbar war der Boden der germanischen Nationalität, als das „Licht der Welt" darauf schien, und so schnell wogten die Früchte reichst umher, wie bei keinem Volke und Lande sonst. Auf Weilern und in Dörfern entstanden Volksschulen, in welchen die Kinder der Armen und der Begüterten, der Adelichen und der Gemeinfreien in voller Gleichheit mit einander unterrichtet wurden, und nicht nur Lesen und Singen, Rechnen und Schreiben lernten, sondern auch Unterricht erhielten in Hausarzneimitteln und allerlei landwirthschaftlichen Kenntnissen; jedes Kind mußte Namen und Behandlungsweise der nützlichsten Bäume, Pflanzen und Kräuter für den künftigen Hausbrauch sich einprägen. Ein besonders tüchtiger Pfarrer leitete so eine Dorfschule; und oft sah man den Kaiser diese Dorfschulen, welche seine Lieblingsanstalten waren, besuchen, Prüfungen anstellen, die Fleißigen loben, die Trägen tadeln, die Adelichen beschämen, den

Trotz auf Geburt beugen und einzig und allein das Verdienst der Tüchtigkeit hervorziehen.

Während in Rom die Kunst verrohte oder nichts mehr schuf, und, nach Gregorovius schönem Ausdruck: „die marmorne Stadt des Augustus und des Trajan wie ein gespenstiges Grab aussah“: *) war Karl, ergriffen von der Anschauung der alterthümlichen Bauten Italiens, voll Eifer, mit ähnlichen Denkmalen der kirchlichen und weltlichen Baukunst den deutschen Boden zu schmücken, aber nicht mit höfischen Bauten, sondern mit Bauwerken für großartige öffentliche Zwecke.

So ließ er zu Aachen den ersten Dom in deutschen Landen bauen, der seines Zweckes würdig war, gleich ausgezeichnet durch Umfang, Pracht und Erhabenheit. Sein Geheimschreiber Eginhard leitete den Bau, und er wurde „der heiligen und holdseligen Jungfrau Maria“ geweiht. „Thüren und Gitter waren von reinem Erz, Geräthe und Leuchter von Silber oder Gold, Fußboden und Wände waren mit Marmor geschmückt und mit Musivarbeiten aus dem alten Palast von Ravenna; auf acht reichverzierten Säulen ruhte die vergoldete Kuppel.“

Während er hier die Liebfrauenkirche baute, war er eben so eifrig, rings umher in seinem weiten Reiche Bischöfe und Grafen zu ermahnen, die Gotteshäuser, die ihnen anvertraut waren, sorglich zu erhalten. Er ließ sich von ihnen über den Zustand des Dachs, des Fußbodens, der Mauern und der Gemälde der ihm bekannten Gotteshäuser von Zeit zu Zeit genaue Berichte einsenden; und selbst nach dem fernen Jerusalem sandte er große Geldsummen zu Hospitälern für die Pilgrime und zu neuen Kirchen, da die Sarazenen den Christen ihre alten weggenommen hatten.

Schmückte die durch das Christenthum in Deutschland geweckte Baukunst den Boden mit Kirchen und das Christenthum selbst mit vielen seiner würdigen Gotteshäusern, so war es auch dieselbe durchs Christenthum verpflanzte Baukunst, durch

*) Ferdinand Gregorovius, die Grabmäler der römischen Päbste. 1857. S. 22.

welche auf deutschem Boden die Pfalzen entstanden, jene großartigen weltlichen Bauten für die Reichsversammlungen. Die bewundertsten darunter waren die Pfalz zu Aachen mit ihren geräumigen Sälen für die geistlichen und weltlichen Großen, mit ihrem kunstreichen Söller und ihren vielen Hallen und Lauben, und die zu Ingelheim bei Mainz. Italiener bewunderten zu Ingelheim das auf hundert Marmor- und Granitsäulen ruhende Dach; und die Wandgemälde staunten die Franken an; denn sie waren damals die einzigen in dieser Zeit auf germanischem Boden. Diese Wandgemälde stellten dar die Thaten des Cyrus, Romulus, Hannibal, Alexander, Konstantin, Theodosius, und die Kriegsthaten Karls des Hammers, Pipins und Karls des Großen.

War auch diese Kunst der Malerei noch roh, und hatte sie keinen Vorzug, als das „Kraftvolle, von dem wilden Ernst der Zeit Durchdrungene", so waren es doch die ersten Anfänge der Malerei auf deutschem Boden, und das Christenthum war es, durch welches auch diese Kunst auf diesen Boden zuerst verpflanzt wurde.

In des ersten christlich-deutschen Kaisers Haupt entsprang auch der Plan, die ganze christliche Welt zu Wasser zu verbinden, nicht am Saume herum, sondern mitten durch: Karl versuchte das schwarze Meer und die Nordsee zu verbinden durch einen Kanal, der die Donau mit dem Main verbände; ein Gedanke, der in den Tagen Karls des Großen von ganz anderer Bedeutung war und mit gewaltigeren Mitteln ausgeführt worden wäre, als in unsern Tagen; ein Gedanke von unberechenbarer Tragweite für die Weltentwicklung, wenn er ausgeführt worden wäre; und ist auch dieser Plan in der Ausführung an der Unkunde des Zeitalters gescheitert, so bleibt er doch ein ewiges Denkmal für die Gedanken der Kultur, welche dem Christenthum auf dem Fuße folgten und folgen in die Barbarei, in die Einsamkeit der Urwälder und in die Wüste. Welt umbildende, Wüsten fruchtbar machende, entlegenste Lande und Völker verknüpfende Gedanken und Arbeiten sind das Gefolge des Christenthums, wo es einkehrt. Auch darin zeigt es sich als die Weltreligion.

In Metz und Soissons ließ Karl durch deutsche und römische

Meister der Musik Singschulen errichten, den Gehalt und die Weisen der Kirchenlieder veredeln, die heilige Schrift ins Fränkische übertragen und deutsche Auszüge aus den Predigten der Kirchenväter für Erbauung in Kirche und Familie durch Paul Warnefried fertigen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Karls Thätigkeit für christliche Bildung. (Fortsetzung.)

Dem Aberglauben trat Karl, so weit er und seine Räthe selbst darüber erhaben waren, mit strengen Verordnungen entgegen: er verbot die Ausübung sowohl rein heidnischen Aberglaubens, als auch solchen Aberglaubens, welcher sich aus dem Heidnischen ins Christliche übersetzt hatte. Der Aberglauben stand mitten unter den christlich gemachten Germanen in voller Blüthe, und zwar eben so sehr, weil das Christenthum stark versetzt mit morgenländischem, griechischem Aberglauben der alten Welt zu den germanischen Stämmen gekommen war, als weil Franken und Sachsen zuvor schon ihren eigenen Aberglauben hatten. Karl verbot, aus dem Vogelflug und Roßgewieher oder aus dem Psalter und Evangelienbuch die Zukunft zu deuten; er verbot, auf Altrune und Amulete (Zauberbänder), als auf Mittel gegen mancherlei Uebel und Böses, zu halten; er verbot, die Geister im Walde und an den Felsen und Quellen zu rufen, oder aus Abgötterei Feuer und geweihte Kerzen anzuzünden, zu dem Mond, als könne er die Herzen der Menschen bewegen, bei der Zu- und Abnahme gläubig empor zu schauen; er verbot, die Glocken zu taufen, oder Zettel an Stangen zu befestigen, im Wahn, damit den Hagel abzuhalten; er verbot die Todtenessen, wie sie bei den Sachsen gefeiert wurden, altheidnische Todtenfeste zu Ehren ihrer Abgeschiedenen.

Er verbot aber auch durch seine Kirchenversammlungen der Priesterschaft die stark hervortretende Sucht, „gutmüthige Menschen

zur Verschenkung oder zum Vermächtniß ihres Erbtheils an die Klöster auszubeuten". Er fragte die Bischöfe, „ob derjenige das Zeitliche aufgegeben und die Welt verlassen habe, welcher Tag und Nacht durch allerlei Künste seine Besitzungen zu mehren trachte, und darum bald durch Androhung höllischer Strafen, bald durch Verheißen himmlischen Lohns einfältige, ungelehrte und unvorsichtige Leute, Reiche wie Arme, berede, sich selbst und ihre rechtmäßigen Erben des gesetzlichen Guts zu berauben? ob derjenige die Welt verlassen habe, der aus Begierde nach fremdem Eigenthum falsche, meineidige Zeugen erkaufe, und sich an einen gewissenlosen Richter wende, um durch desselben Ausspruch zu erwerben, was ihm nach dem Rechte nicht gehöre?"

Zugleich gebot er, bei Strafe der Absetzung solle kein Geistlicher für Messe, Taufe und andere kirchliche Handlungen Geschenke nehmen; kein Bischof, der sich häufig oder über drei Wochen von seinem Amtssitz entferne, solle sein Bisthum, kein Pfarrer, der faul sey und nichts lernen wolle, seine Pfründe behalten, kein Geistlicher das Jagd- und Waffenwerk treiben, mehrere Aemter zugleich haben, oder in doppelter Ehe leben; keiner als Soldat Heiden- oder Christenblut vergießen, keine Possenreißer halten, auch die Aebtissinnen nicht. Kurz vor ihm noch waren die Pfarrer heerbannpflichtig gewesen, aber Mancher war aus den rohen Sitten des Feldlagers so zurückgekehrt, wie es der Seelsorge und dem Volksunterricht nicht zuträglich war.

Wegen der Strenge, mit welcher Karl gegen die Prunk- und Jagdliebe, die Schwelgerei und Habgier der Geistlichkeit vorging, wurde er ein Bischof der Bischöfe genannt, und diese seine Gesetze lassen auf die Mehrheit der Priesterschaft seiner Zeit schließen, mehr noch der wehmüthige Ausruf, der ihm eines Tages wegen ihres Mangels an Zucht und Wissenschaft entschlüpfte: „Hätt' ich doch zwölf gelehrte und treffliche Pfaffen, wie der heilige Hieronymus und Augustin waren!" Und doch hatten die christliche Kirche, ihre Beamten, Güter und Anstalten sich seiner höchsten Freigebigkeit zu erfreuen, und er erweiterte die Freiheiten der Priesterschaft.

Er gab dieser und den Gemeinden die Bischofswahl zurück

und gewährleistete durch förmliche Reichsbeschlüsse ihre bereits ausgedehnte Gerichtsbarkeit. Aecht christlich aber gebot er jedem Kirchspiel die Verpflegung seiner Armen und verbot streng den Straßenbettel; ein Viertheil des Zehenten bestimmte er den Dürftigen; den Wittwen, Waisen und Bedrängten verlieh er den besonderen Schutz des Gesetzes, und die Gastfreiheit gebot er als allgemeine christliche Tugend. Niemand, sagte sein für Handel und Wandel wohlberechnetes Gesetz, soll in unserem Reiche Wanderern Herberge und Herd verweigern oder ihrem Vieh Futter vorenthalten. Der christliche Kaiser aber hatte auch seine Rückfälle, nicht bloß in heidnische Anwandlungen roher Gewaltthätigkeit, sondern geradezu in byzantinischen Despotismus, wenn er zum Beispiel gebot, wer unter den Alemannen Sonntags die Kirche nicht besuche, solle durch Stockstreiche, bei der dritten strafbaren Versäumniß des Kirchenbesuchs durch Verlust der Freiheit büßen.

Dieser Zwang zur Sonntagskirche durch Androhung des Stocks und gar der Herabdrückung in die Leibeigenschaft, die an und für sich der Christus-Religion entgegen war, ist auch einer der schwarzen Flecke in dem sonst so weißen, über die Welt und die Jahrtausende hin leuchtenden Mantel des ersten germanisch-christlichen Kaisers. Aber groß war die Begeisterung, mit welcher Karl, sobald er Kaiser war, vollends alle seine Kraft daran setzte, den großen Gedanken einer christlichen Weltmonarchie zu verwirklichen. Bedurfte auch er selbst nicht erst der priesterlichen Weihe dazu, so kam doch ein höherer und freierer Schwung über ihn, dadurch, daß er in den Augen aller Christen des Abendlandes jetzt als der durch göttliche Weihung an die Spitze der Christenheit Gestellte sich wußte.

Die Kaiserweihe hatte auf die Vorstellungen der Menschen einen so zauberhaften Einfluß, daß seitdem selbst die angelsächsischen Königreiche in Britannien und die Christen in Spanien ihn als das weltliche Haupt der ganzen Christenheit anerkannten, ehrfurchtsvoll.

So waltete der erste germanisch-christliche Kaiser, um die Aufgabe des Kaiserthums zu lösen, das Reich Gottes, soweit es

in der politischen Gesellschaft sich darstellen sollte, einzuführen in das Leben und die Wirklichkeit.

Für jetzt war in der Person des christlichen Kaisers für den Glauben der Christenheit des Abendlandes die einheitliche Spitze der gesammten Christenheit. Der Träger der Kaiserkrone, Karl, stand auch an der Spitze der Kirche, trotz dem, daß das byzantinische Kaiserthum noch bestand, aber so winzig, daß es Null war an Macht in der Zeit, und darum etwas völlig Unbekanntes der Christenheit des Westens.

Karl selbst sah seine Kaiserstellung nicht anders an, als daß er sey „der gehorsame Sohn und Knecht der Kirche Jesu Christi, sofern diese vom Sohne Gottes gegründet und vom heiligen Geiste beseelt sey", aber auch, wie der Schirmherr, so auch der Inhaber des höchsten irdischen Regiments derselben, sofern sie Kirche auf Erden geworden sey und eines Schutzes und einer Oberleitung auf Erden bedürfe. Lehre und Kultus zog er unter seine Obhut, wenn auch mit Beiziehung der Bischöfe und der Kirchenversammlungen.

Wie Konstantin und seine Nachfolger, glaubte auch er, die Macht zu haben, Kirchenversammlungsbeschlüssen erst durch seine Zustimmung Geltung zu geben, sie zu ergänzen, zu erweitern, abzuändern, zu bestätigen oder zu verwerfen. Karl, der Kaiser, setzte Bischöfe ein und ab, führte Reformen in der Geistlichkeit durch, wie er sie für gut fand, ganz für sich, und gab für sich die Vorschriften strenger Zucht für die Geistlichkeit in seinem ganzen Reiche.

Nirgends findet sich eine Spur, daß Karl, der Kaiser, dem Pabste, der ihn zum Kaiser geweiht hatte, dem päbstlichen Stuhle, darum in seiner Stellung etwas Besonderes zuerkannt hat. Der Franke Karl war in diesem Punkt und Augenblick staatsklüger, als der Römer Leo: Karl setzte sich darauf fest, daß Leo, der Pabst, ihn aus unmittelbarem, ganz besonderem göttlichem Antrieb und Auftrag zum Kaiser geweiht habe; und davon, als hätte der Pabst das aus eigener, dem Pabstthum als solchem innewohnender Machtvollkommenheit gethan, war zu Karls Zeiten gar nicht die Rede, geschweige, daß so etwas anerkannt worden

wäre. Karl nahm die Weihung zum Kaiser an als zu einer fortan in seinem Geschlecht erblichen Würde; erblich ohne alles Zuthun des römischen Stuhls; als eine einmalige Thatsache, durch welche das christliche Kaiserthum an die Germanen übertragen war, durch unmittelbare göttliche Eingebung, auf außerordentlichem Wege, als höchste Macht auf Erden in Staat und Kirche, aber so, daß von nun an das Werden eines Kaisers ganz außerhalb der Mitwirkung eines Pabstes stehe.

So lang die große Persönlichkeit Karls dastand, schuf und wirkte, so lange trat der Pabst hinter den Kaiser zurück. Wie ein Schwächerer kam, war es nicht schwer, glauben zu machen, daß es eben doch der Pabst sey, der den Kaiser zum Kaiser gemacht habe und allein mache.

Dreizehn Jahre arbeitete noch Karl seit seiner Krönung, den Gedanken des christlichen Kaiserthums zu verwirklichen, und einen Gottesstaat auf Erden herzustellen, in welchem Staat und Kirche sich gegenseitig tragen und fördern, alle Stände in einander greifen und zusammenwirken, Ein Herr auf Erden, der von Gott berufene Kaiser, aber über ihm Gottes Gesetz und Offenbarung seyn sollten. So groß auch die Kraft seines Geistes war, so ausgedehnt namentlich durch die Kaiserkrönung er die Herrschergewalt hätte machen können, und so sehr er mit seiner Charakterstärke Alles durchzusetzen vermochte: so dachte er doch nicht daran, unumschränkt herrschen zu wollen. Für den Absolutismus des Thrones war Karl nicht, dazu war er zu weise und zu christlich. Er stellte vielmehr die alten abgekommenen Versammlungen wieder her, unter dem Namen „Parlament“: er theilte die höchste Staatsgewalt mit der Nationalvertretung.

Noch war die germanische Natur nicht durch das Mißchristenthum so verdorben, daß sie jetzt schon die Entziehung der Freiheit ertragen hätte; und Karl selbst hätte keine andere Religion ertragen, als eine solche, welche sich mit der Freiheit vereinte, und welche die Freiheit zu ihrem natürlichen Ausfluß hatte. Die beiden großen Grundkräfte des Mittelalters, Kaiserthum und Pabstthum, waren zu Karls Zeiten noch einträchtig neben einander, Staat und Kirche, Politik und Religion durchdrangen sich lebendig

und hoben eines das andere: das prägt ſich klar und ſchön in der Perſönlichkeit Karls des Großen und in ſeinem politiſchen und kirchlichen Walten aus. Zu Aachen beſchloß er am 28. Januar 814 ſein Daſeyn, das für die Erweckung der Deutſchen aus bloß ſinnlicher Thätigkeit zur Thätigkeit des Geiſtes und für ihre Veredlung durch Chriſtenthum und Geſetze raſtlos gearbeitet hatte.

Dreißigſtes Kapitel.

Ueberhebung der Geiſtlichkeit unter Ludwig dem Frommen.

Bald nach Karls Tode löste ſich das große Frankenreich auf, nach den Nationalitäten, in Deutſchland, Frankreich und Italien. Glanzlos endete das Geſchlecht des großen Karl an geiſtiger und ſittlicher Unfähigkeit, und es ſtarb aus mit Ludwig dem Kinde. Die Geiſtlichkeit erhob übermächtig ihr Haupt ſchon unter Karls Sohn, Ludwig dem Frommen, welcher ſchwach, wiewohl gutmüthig, ſich ganz beherrſchen ließ von ſeinen Hofgeiſtlichen, ſeinen Frauen und den weltlichen Großen. Die Biſchöfe des Reiches unterſtützten die Empörung der Söhne Ludwigs gegen den Vater; ebenſo der Pabſt Gregor IV. Die Biſchöfe und ſeine Söhne zwangen Ludwig, öffentlich Kirchenbuße zu thun. Vor dem Altar der Medarduskirche zu Soiſſons mußte der alte Kaiſer auf ein härenes Bußgewand knieen, und ein langes Sündenverzeichniß, das ihn als Wortbrüchigen und Meineidigen, als Urheber ungerechter Todesurtheile, als Veranlaſſer grauſam-blutiger Bürgerkriege, als Kirchenräuber und Gotteslästerer u. ſ. w. bezeichnete, vor allem Volk ableſen. Er that es, unter Strömen von Thränen. Dann ſtand er auf, ſchnallte ſein Wehrgehäng ab und legte es auf den Altar. Biſchof Ebbo von Rheims zog ihm nun ſein Fürſtenkleid aus und bekleidete ihn mit dem groben Büßergewande. Dann ſprach der Biſchof, wer auf ſolche Weiſe Buße gethan habe, dürfe nie mehr die Waffen und die

Krone tragen, sondern müsse sich im Kloster dem Dienste Gottes und dem Gebete weihen.

Zwar vermochten keine Drohungen und keine Schmeicheleien, keine Lügen, keine Ränke, keine satanischen Blendwerke der Mönche den alten Kaiser zur Annahme des Klostergelübdes und zum unbedingten Verzicht auf den Thron, und aus der strengen Haft seines ältesten Sohnes Lothar und der ihm verbündeten Priester befreiten ihn mit den Waffen die durch solches Gebahren der Kirchenwürdenträger empörten Bessergesinnten der Nation und krönten ihn aufs Neue in Metz. Er verzieh seinen Feinden, und die Bischöfe schrieben in die Krönungsurkunde, er sey „durch die wiedererlangte Gnade Gottes" wieder in alle Gewalt eines Oberhauptes der Franken eingesetzt; aber Ludwig blieb gleich schwach, ein Sclave der gehaltlosesten Frömmelei und der Frauen am Hofe, ein willenloses Werkzeug der Priester- und Weiberränke, und als ihn über gehäufte Schmach auf der Rheininsel Ingelheim gegenüber der Tod hinwegrückte, wähnte er in seinen letzten Augenblicken den Teufel leibhaftig zu sehen.

Dazu hatten Geistliche und Mönche den Sohn Karls des Großen gemacht. Karl hatte, als er seinen Sohn als solchen Mönchsfreund sah, die Nachfolge an seinen Enkel Bernhard übergeben wollen, und sich nur durch die Einhelligkeit der Geistlichen überstimmen lassen, welche das Recht der Erbfolge, „das Prinzip der Legitimität", für den so von ihnen erzogenen Ludwig eifrigst geltend gemacht hatten.

Ludwig war von Natur ein weiches Gemüth, lenksam und mild. Die Erzieher hatten ihm Mißtrauen in die eigenen Fähigkeiten beigebracht. Das war ein Fürst, neben dem der römische Stuhl über die Kaiserkrone hinaufwachsen konnte. Des großen Karls Regierung hatte sich auf die Geistesbildung gestützt: Ludwig war, hinter dem Rücken des so viel in der Ferne und weit umher beschäftigten Vaters, zum Frömmler erzogen worden, der nachher „mit ängstlicher Genauigkeit den Schnitt und die Farbe der Mönchskutten, die Stärke und Zahl der Glockenschläge in den Klöstern bestimmte", und die weltliche Wissenschaft und Kunst als Prinz für Heidenthum hielt, und

als Kaiser ächtete. Unter Ludwigs Regierung reichte sich Geistlichkeit und Adel die Hand, selbstherrlich das Reich zu verwalten und das Krongut für sich auszubeuten.

Schon war die Zeit angebrochen, wo das Pabstthum zunächst nur dafür arbeitete, seine Herrschaft in demjenigen Reiche, welches das Hauptreich Europas war, in den Landen der germanischen Völker, durchzusetzen.

Unter Ludwig dem Frommen, der als schwach bekannt war, zeigten sich Pabst und Geistlichkeit als Eiferer für die Einheit des Reiches, aber nicht um der Einheit der Kirche willen, sondern weil sie erkannt hatten, daß der eine Sohn Ludwigs leichter kirchlich zu beherrschen war als die andern, und weil die Karolinger geleitet werden sollten wie die Merwinger. Weiter ab war der römische Stuhl und die römisch-katholische Geistlichkeit keineswegs mehr für die Einheit des Reiches, sondern ihre berechnete Arbeit ging darauf, nicht bloß das bis dahin große Reich zu theilen und dadurch die Reichsmacht zu schmälern, sondern auch nach dem Auseinanderfall des Reiches die großen Bruchtheile desselben dadurch zu schwächen, daß in jedem einzelnen Theile die Einheit von Reich und Volk unterwühlt wurde: von Rom aus und im eigenen Lande gruben die Maulwürfe der Hierarchie, die kleinen Fürsten jedes Reiches wurden bestochen oder aufgereizt zur Stellung gegen die Reichsgewalt, und aus der Selbstsucht der kleinen Großen zogen Rom und Geistlichkeit den Gewinn, daß sie, wo es thunlich war, dem Reichsoberhaupt offen oder in der Stille möglich viel an seiner Macht abnahmen und möglich viel Einkünfte den priesterschaftlichen Zwecken zuwandten.

Selbst unter dem schwachen Ludwig dem Frommen hatte der römische Stuhl zwar die kaiserliche Oberherrlichkeit manchmal zu umgehen, aber nicht sich ihr zu entziehen vermocht. Jeder Pabst mußte vor seiner Weihe erst die kaiserliche Bestätigung seiner Wahl nachsuchen. Pabst Eugenius II. hatte sogar zu der „römischen Konstitution" sich verstehen müssen, d. h. zu einer Reihe Artikeln, wodurch die Pabstwahl ausschließlich der römischen Geistlichkeit und dem römischen Adel, der größtentheils zum

Kaiſerhofe hielt, vorbehalten, die Weihe des Pabſts von der Anerkennung des Kaiſers und von der Leiſtung des Eides, womit der neugewählte Pabſt dem Kaiſer zu huldigen hatte, abhängig gemacht wurde, und das ganze römiſche Volk den Eid der Treue gegen den Kaiſer ſchwören mußte. Leo III., Paſchalis und andere Päbſte hatten ihre Wahl durch die große Maſſe des Volkes durchgeſetzt; die Maſſe war durch die Konſtitution von der Mitwirkung bei der Pabſtwahl jetzt ausgeſchloſſen.

Erſt die Schwächung der Kaiſermacht durch Theilung des Reichs und durch innere Wirren, in die der Pabſt ſich einmiſchte, die er öfters anzettelte, öfters wenigſtens nährte, gab dem Stuhl Petri Raum und Luft, ſich von der weltlichen Gewalt frei zu machen und dem Ziele, das man zu Rom ſeit lange im Auge hatte, raſch entgegen zu ſtreben.

Dieſes Ziel war ein doppeltes: die höchſte Autorität auf Erden zu werden, erſtens in der Kirche, zweitens auch im Weltlichen, Autorität über Fürſten und Völker.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Das Pabſtthum als Weltmacht.

Bei großen Dingen in der Weltgeſchichte, und ſogar bei kleinen, muß man genau unterſcheiden, was der Himmel damit wollte und was die Menſchen: ſo beſonders bei dem Pabſtthum und ſeiner weltgeſchichtlichen Entwicklung.

Nicht nur einſeitige Proteſtanten, ſondern aufgeklärte Katholiken haben das Pabſtthum an und für ſich, und zu allen Zeiten ſeines Daſeyns und Wirkens, als eine „Macht der Finſterniß“ angeſehen.

Dieſer Irrthum iſt eben ſo groß, als wenn man den Proteſtantismus und die proteſtantiſche Geiſtlichkeit zu allen Zeiten ihres Daſeyns und Wirkens als die „Macht des Lichtes“ anſehen wollte.

Finſterniß und Gewalt, welche das jugendliche Europa zum Greis machen wollte, iſt allerdings vom Stuhl Petri ausgegangen, zu gewiſſen Zeiten, und von gewiſſen Perſönlichkeiten, die darauf und darum ſaßen. Aber von demſelben Stuhl iſt auch Licht und Jugend in Geiſt und Adern der Völker ausgegangen, und von dieſem ſelben Stuhl hat ſich mehr als einmal ein Arm ausgereckt, welcher nicht nur alte Freiheit der Großen und Kleinen ſchirmte, ſondern die Keime neuer Freiheit pflegte und hegte, deckte und ſchützte gegenüber der Gewalt des königlichen und fürſtlichen Despotismus: die Wiege der bürgerlichen Freiheit ſtand jenſeits der Alpen, und der Stuhl Petri war ihr Vormund und Pfleger; es kommt dabei nicht darauf an, was der einzelne Pabſt zur Triebfeder hatte, ſondern einzig auf das Pabſtthum, als die von Gottes Hand in die Entwicklung der Menſchheit hineingeſtellte Anſtalt; und über die Alpen herüber ſtieg die Geiſtesfreiheit zu Thal ins deutſche Land, um von da über den Kanal und über das Weltmeer zu gehen.

Wie in dieſem Buche ſchon oft geſagt worden iſt, die Kirche hat keine für alle Zeiten geltenden, unwandelbaren Verfaſſungsformen, ſondern dieſe ſind wandelbar, und gehen, nach dem Plane des Allweiſen, Hand in Hand mit den jedesmaligen Bedürfniſſen der Zeiten und Völker. Und ſo hat das mittelalterliche Pabſtthum ſeine Stellung in der Entwicklung der Menſchheit als eine nothwendige und vornherein berechtigte.

Dafür zeugt ſchon, wenn es auch nichts Anderes für ſich hätte, das, daß es ſeine Gewalt nicht in äußeren Mitteln hatte, ſondern in dem mächtigſten aller Gründe, in der Uebereinſtimmung der chriſtlichen Menſchheit, welche viele Jahrhunderte lang ihm dieſe Gewalt zuerkannte.

Das Pabſtthum wurde für nahezu ein Jahrtauſend der Mittelpunkt alles kirchlichen Lebens, das Haupt der Weltkirche; und wirkten auch ſündige Leidenſchaften und Zwecke der Menſchen dazu mit, ſo ging das Pabſtthum doch aus den Verhältniſſen der damaligen Chriſtenheit nach und nach ganz von ſelbſt hervor, als eine große Erſcheinung, welche die noch nicht mündig gewordenen Völker unter ihr Geſetz und ihre Zucht nahm, und

große Ideen in die Zeit und ganze Schichten der Geſellſchaft einſtrömen ließ, welche die Welt bewegten, und in welchen das Mittelalter lebte und ſich ausprägte.

Unter der wilden Bewegung der Völkerwanderung und ihren Nachwehen noch mehr, als zuvor unter den kirchlichen Streitfragen, war es dem Biſchof von Rom gelungen, nach und nach zum Geſammtbiſchof der chriſtlichen Völker des Abendlandes ſich hinauf zu heben. Die Macht der Verhältniſſe hat dabei das Meiſte gethan, viel aber auch deren Benützung; endlich die große Perſönlichkeit einzelner Biſchöfe Roms ſeit Leo I.

Leo I. ſah ſchon in der römiſchen Kirche den Felſen, auf welchem die katholiſche Kirche ruhe, und in ſich den römiſchen Biſchof, das Haupt, von Gott geſetzt, für die geſammte Kirche zu ſorgen. Die Kirchenverſammlungen hatten an Anſehen verloren, ſeit auf einer zu Epheſus im Jahre 449 mit den Fäuſten und Schwertern von Mönchen, Schiffern und Soldaten die Beweiſe geführt worden waren, und welche Leo I. darum „die Räuberſynode“ nannte. Als Attila, der Hunnenkönig, mit ſeinen furchtbaren Heeren der Stadt Rom ſich näherte, ging Leo I. im biſchöflichen Schmuck ihm entgegen, und ſeine Bitten und Warnungen und der Eindruck ſeiner ganzen prieſterlichen und perſönlichen Erſcheinung bewogen den Welteroberer, ſein Heer, ohne Schaden zu thun, zurück zu führen. Gewiß ſchon daraus begreift ſich, daß Leo I. auch der Große genannt wurde. Weil aber die Rettung Italiens in dieſer natürlichen Erklärung von den Völkern nicht begriffen wurde, ſo erzählte die Sage das Wunder, als Leo vor Attila geſprochen, ſey der Apoſtel Petrus mit blitzendem Schwert ſeinem Nachfolger zur Seite geſtanden.

Seit dem ſechsten Jahrhundert wurde der Name „Pabſt“ für den römiſchen Biſchof der ſtehende. Gregor I., der von 590 bis 604 Pabſt war, und der ebenfalls den Beinamen der Große hat, gehört auch zu den ausgezeichnetſten und edelſten Charakteren, die auf dem römiſchen Stuhle ſaßen, ein geborener Römer, aus dem uralten Patriziergeſchlecht der Anicier. Dieſer große Biſchof galt dem römiſchen Volke ſchon als ein eingeborener Herr, und er regierte die Stadt wie eine Republik. Noch heute ſieht man in

einer Kapelle zu Rom die Marmorfigur Gregors über dem Altar, und eine Taube neigt ſich gegen das Ohr des Pabſtes. Das iſt nach der Volksſage gearbeitet, welche den heiligen Geiſt ihm in der Geſtalt einer Taube Offenbarungen einflüſtern ließ.

Gregor I. iſt es auch, welcher dem römiſchen Gottesdienſte die geheimnißvolle Pracht, insbeſondere der Abendmahlsfeier ihre jetzige Geſtalt als Meßopfer gab. Ebenſo war er es, welcher die Vorſtellung des Fegfeuers in der Einbildungskraft der Gläubigen begründete. Er war voll Eifer für das Reich Chriſti, aber dieſes war ſchon in ſeiner Vorſtellung eins und daſſelbe mit dem Reiche des Pabſtes.

Bei dem Aufkommen des Chriſtenthums unter den Germanen, und damit dem Wiederaufkommen des Arianismus, bedurften die Gläubigen der katholiſchen Kirche von ſelbſt eines Mittelpunkts gegen „Arianer und Barbaren". Wie die Päbſte die Franken und ſogar die Weſtgothen gewannen, und den Gehorſam der ganzen deutſchen Geiſtlichkeit ſich ſicherten, iſt erzählt worden; ebenſo wie der päbſtliche Stuhl eine breite materielle Unterlage ſich gewann.

Von da an führte das Pabſtthum je nach den Zeitumſtänden, bald geheim, bald offen, den Kampf gegen die weltliche Macht des Kaiſerthums, den Kampf um die Freiheit und Herrſchaft der Kirche, um die Weltherrſchaft.

Schon war der Pabſt als das Eine ſichtbare Oberhaupt nicht nur anerkannt von der Geiſtlichkeit, ſondern wirklich das Haupt der katholiſchen Kirche, und die Biſchöfe und die übrige Prieſterſchaft waren nur die Glieder, thatſächlich. Ehe die monarchiſche Gliederung der Hierarchie völlig durch Geſetze auf dem Papiere bereinigt war, ſah man ſie ſich wie von ſelbſt machen und in Thätigkeit. Es gab keine örtlichen, keine nationalen, keine Kirchen in der Kirche mehr; es gab nur noch eine Weltkirche, die allgemeine, die katholiſche, und dieſe empfing von da an ihr Leben und ihre Bewegung von dem Pabſte zu Rom, der ihr Haupt war.

Daß zwiſchen Pabſt Leo IV. und Benedikt III., zwiſchen 854 und 856, unter dem Namen Johannes VIII. zwei Jahre

lang eine Frau Pabſt geweſen ſey, die Päbſtin Johanna, gehört der Sage an. Die wiſſenſchaftliche Unterſuchung darüber hat dieſen Punkt bis heute als ein ungelöstes Räthſel uns gelaſſen, ſo viel auch dafür und dawider geſchrieben worden iſt. Allgemein geglaubt wurde dieſe Sage ſeit dem dreizehnten Jahrhundert. Nach der Sage ſollte dieſer verkleidete Pabſt eine geiſtvolle Jungfrau aus Mainz, nach einer anderen Wendung der Sage aus England geweſen ſeyn, nach Griechenland in Mannskleidern ſich begeben, dort in Athen ſtudirt, nach Rom ſich gewandt, da gelehrt und durch ihren Geiſt, ihre Kenntniſſe und ihre Frömmigkeit ſich ſo ausgezeichnet haben, daß ſie zum Pabſt erwählt wurde. Hypatia wurde zu ihrer Zeit als ein Stern der Wiſſenſchaft und des Geiſtes von den gebildetſten Heiden gefeiert: was wäre Entwürdigendes daran, wenn der Geiſt, die Kenntniſſe und die Frömmigkeit einer Jungfrau zwei Jahre an der Spitze der Kirche den Ton angegeben hätten? — Denn der Ausgang des Pabſtthums dieſer Johanna, wie ihn die Sage enthält, iſt jedenfalls eine eben ſo dumme als plumpe Erfindung eines Spötters, ein handgreifliches Mährchen. Iſt auch „der Pabſt Johanna“ ohne Zweifel eine Erfindung, ſo dürfte doch eben ſo unzweifelhaft ſeyn, daß dem päbſtlichen Stuhle und der Partei Leo's IV. eine Frau oder Jungfrau voll Geiſt und Thatkraft in jenen Jahren zur Seite ſtand, und in den Parteibewegungen Roms eine Rolle ſpielte. Denn es gab damals ſchon Päbſte und Gegenpäbſte und blutige Parteikämpfe um den Stuhl Petri.

Benedikts III. Nachfolger war es, welcher die Macht dieſes Stuhls in kurzer Zeit um mehrere Stufen hinauf hob. Das war Nikolaus I., in welchem ſich die höhere Macht des Geiſtes über die weltliche Macht, den Völkern weithin wahrnehmbar, offenbarte, jene Geiſtesmacht, welche das Pabſtthum überall im Siege hielt, ſo lange ſie auf Seiten des Pabſtthums ſtand, und welcher das Pabſtthum unterlag, ſobald dieſe Geiſtesmacht im andern Lager, abgewandt von Rom, zu finden war.

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Pabſt Nikolaus I.

An dem Eindruck, welchen die Kaiſerkrönung Karls des Großen auf die Völker machte, hatten Schärferbeobachtende zu Rom nicht bloß erkannt, welche zauberhafte Macht eine ſolche geweihte Krone auf die Vorſtellungen und auf den Gehorſam der Menſchen übe, ſondern auch daran abgeſehen, daß eine Pabſtkrönung von wunderbarer Wirkung auf die Gedanken der Menſchen ſeyn müſſe, auf die noch unmündigen, in der Erziehung begriffenen Völker.

Pabſt Nikolaus I., mit klarer Bewußtheit deſſen, was er für die Kirche wollte, ordnete ſeine eigene Krönung an. Noch war kein Pabſt gekrönt worden: Nikolaus I. ließ ſich feierlich mit dem Diadem ſchmücken, zum Zeichen, daß das Prieſterthum auf dem Stuhle Petri eine Weltmacht ſey, wie das Kaiſerthum. Aber Nikolaus that nicht bloß das; er that es in Gegenwart Kaiſer Ludwigs II. in Rom, und dieſer, der Kaiſer, hielt, als der Pabſt, der gekrönte Pabſt, zum Umzuge das Pferd vor der Kirche beſtieg, dem Pabſte den Steigbügel, und als er dem Kaiſer draußen vor der Stadt im Lager einen Beſuch machte, ging ihm Ludwig entgegen, und führte dann eigenhändig, zu Fuß, das Pferd des Pabſtes durch das Menſchengewühl nach ſeinem Zelte, „eine Bogenſchußweite“. In dieſer Handlung ſpiegelt ſich die Kurzſichtigkeit und Gutmüthigkeit des Franken ab, welcher, ganz ahnungslos in Betreff der Tragweite ſeines Thuns, handelt, in voreilendem Entgegenkommen, welches der Romane, der „Welſche“, nicht bloß ausbeutet, ſondern welches die Argliſt des Letztern, mit italieniſcher Berechnung, täuſchend und unmerklich herausgelockt und auf die Vorſtellungen der Menſchen ſein berechnet hat.

So kurzſichtig und gutmüthig iſt noch heute nur zu oft der Deutſche, zumal der deutſche Fürſt, der welſchen Argliſt des römiſchen Hofes gegenüber.

Ueberwältigt von den Artigkeiten des Pabſtes und ſeiner Umgebungen, von den Zuthunlichkeiten der Italiener, mit welchen ſie den hohen Gaſt überhäuften, that Kaiſer Ludwig dem Pabſte, gedankenlos in fränkiſcher Gutmüthigkeit, eine Gefälligkeit, indem er ihm, dem Greis, aufs Pferd, und, nachher bei ſeinem Beſuch im Lager, aus den Menſchenwogen hinaus half, — aber die römiſche Kanzlei regiſtrirte das ein als eine Huldigung, und nach Jahrhunderten trat ſie mit der Forderung hervor, daß das ein Kaiſer dem Pabſt thun müſſe; es ſey ein altes Recht.

Allerdings, wie viel lag darin, daß das Volk den Kaiſer dem Pabſte den Steigbügel halten, ihn zu Fuß, die Hand am Zügel ſeines Pferdes, neben dem heiligen Vater hergehen ſah, für die gemeine Vorſtellung, und wie viel konnte prieſterliche Schlauheit erſt noch hineinlegen!

Zudem war Pabſt Nikolaus eine gewaltige Perſönlichkeit, ein Mann unbeugſam feſten Willens, durchdringenden Scharfblicks, und von einer Kühnheit der Gedanken und des Strebens, wie kein Pabſt vor ihm. Dabei begünſtigten ſein Trachten, den römiſchen Stuhl über Kirche und Könige zu ſtellen, die Zeitumſtände ſehr, ſo daß er nur die unterdrückte Unſchuld zu rächen, für Recht und Sittlichkeit zu kämpfen, die Wahrheit zu vertheidigen ſchien. Aber der Eifer für Recht, Wahrheit und Schirm der Unterdrückten war bei Nikolaus nicht bloß Schein und Mittel, er war in der That in ihm; Nikolaus war ein Elias-Charakter, und mit Recht wurde er von einem jüngeren Zeitgenoſſen ein zweiter Elias genannt. Die Höhe, auf welche er ſich ſelbſt und das Anſehen des römiſchen Stuhles hob, hatte ihre Grundlage in den Tugenden und Geiſtesgaben des Nikolaus, in dem großen Sinne, in welchem er ſeine Stellung auffaßte, eben ſo ſehr, als in der Gunſt der Zeitumſtände, die er mit ſcharfem Auge erkannte und ſofort benützte.

Dieſe Gunſt der Zeit beſtand darin, daß geiſtliche und weltliche Große ſchreiender Gewaltthat, ſchwerer Mißhandlungen gegen die Sittlichkeit und offenbarer Unterdrückung der Unſchuld ſich ſchuldig gemacht hatten, und dadurch dem Pabſte Gelegenheit gaben, die Unſchuld und das Recht zu vertheidigen, und eben

damit sich und das Pabstthum in der schönsten Glorie erscheinen zu lassen. So hatte er überall, wo er der Königsmacht oder Bischöfen entgegentrat, und als zürnernder und strafender Statthalter Gottes auf Erden sprach und handelte, die öffentliche Meinung der ganzen Christenheit für sich.

In Rom selbst stützte er sich von Anfang an auf das Volk: er war „gegen die Armen freigebig, den Waisen ein Versorger, den Wittwen ein Beistand, dem ganzen Volk ein Anwalt und Beschützer". Was arbeitsunfähig in der Stadt war, ernährte er täglich auf seine Kosten; was bloß bedürftig war, empfing an bestimmten Wochentagen von ihm Unterstützung. So hieß er der Freund Christi und des Volkes, und wie er in Rom auf das Volk sich stützte, so suchte er außerhalb Roms auf den Beifall und die Zuneigung des ganzen christlichen Volkes sich und seine Maaßregeln zu stützen.

Aber auch darin begünstigte ihn die Zeit, daß jenseits der Alpen die weltlichen Zustände in Unordnung und Schwäche lagen, das Weltreich Karls des Großen nicht nur unter fünf Herrscher getheilt, sondern jeder derselben ein schwacher Fürst war, der eine im Zwiespalt mit dem andern lag, und das so beschaffene Königthum eben so sehr verdiente, von dem Pabstthum beherrscht zu werden, als die Zwietracht der Fürsten und ihre unsittliche Aufführung es dem Pabste erleichterten, eine Oberhoheit über sie geltend zu machen, und als oberster Richter der Christenheit über sie zu sprechen. Die Christenheit stimmte mit dem überein, was der Pabst sprach und that. Darin lag der Zauber seiner Macht.

Seit lange strebten manche Erzbischöfe, sich selbstherrlich in ihrem Kreise zu machen, und dem römischen Stuhle sich zu entziehen; so namentlich Johannes von Ravenna, ein Prälat, der sehr ungeistlich lebte, und zum Unterhalt seines Luxus gewaltthätig und räuberisch eingriff in das Eigenthum der Einwohner. Ihn schützte der Kaiser, aber Pabst Nikolaus hörte die Klagen der Beraubten, und der Kaiser mußte seinen Schützling aufgeben, Johannes sich demüthigen; und wie fein, so war aller Anderen Streben nach Selbstherrlichkeit bald gebrochen.

Alles Volk pries Nikolaus darum als Schutzwehr wider Gewaltthätigkeit und als Rächer der Unterdrückten. Von Konſtantinopel ſelbſt wurde Pabſt Nikolaus angerufen, den Mittler und Schiedsrichter zu machen, gleich darauf.

In Konſtantinopel hatte der griechiſche Kaiſer Michael III. auf Verlangen ſeines laſterhaften und mit Blut der Unſchuld befleckten Günſtlings Bardas den Patriarchen Ignatius, einen frommen und freimüthigen Mann, abgeſetzt, eigenmächtig, und den gelehrten, feinen und ſchlauen Höfling Photius auf den Stuhl Konſtantinopels erhoben. Das hatte einen großen Zwieſpalt in der Hauptſtadt und in den Landſchaften zur Folge. Die Parteien des Abgeſetzten und des Eingeſetzten verketzerten einander, und zuletzt wurde Pabſt Nikolaus als Schiedsrichter angerufen.

Schnell benützte dieſer die Gelegenheit und ſchickte Bevollmächtigte zur Unterſuchung ab. Seine Geſandten aber verdarb das Gold, die Schmeichelei und die Luſt des byzantiniſchen Hofes; ſie beſtätigten, was der Kaiſer und ſein Günſtling gethan. Nikolaus, auf die Kunde des Hergangs, entbrannte in heiligem Elias-Zorn, rief Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte nach Rom, legte ihnen die auf den Streit bezüglichen Urkunden vor, und die große Verſammlung ſprach einmüthig, daß der abgeſetzte Ignatius der rechtmäßige Patriarch, und Photius mit ſeinem Anhang im Banne ſey, wofern er nicht ſogleich abtrete.

Die Hofpartei zu Konſtantinopel und ihr gelehrter Patriarch, der durch ein Schreiben voll von heuchleriſcher Demuth, Nachgiebigkeit und allen feinſten Windungen byzantiniſcher Diplomatie an dem Rechtsſinn des Nikolaus geſcheitert war, beriefen zu Anfang des Jahres 867 eine Kirchenverſammlung nach Konſtantinopel. In dem Rundſchreiben an die Patriarchen des Morgenlandes, das dazu einlud, klagte Photius die römiſche Kirche an, ſie lehre und übe die verderblichſten Ketzereien, ſie gebiete, am Sonnabend zu faſten, erlaube in der erſten Woche der Faſtenzeit Milch, Butter und Käſe zu eſſen, anerkenne verheirathete Presbyter nicht, behalte das Chrisma den Biſchöfen vor, erkläre die durch Presbyter verrichtete Salbung für ungültig, und verfälſche das Glaubensbekenntniß durch die Behauptung, der heilige Geiſt gehe vom

Vater und vom Sohne aus; dadurch ſey ſie dem „Dualismus“ verfallen, da ſie zwei Prinzipien aufſtelle. Der heilige Geiſt müſſe alſo, nach dieſer Ketzerei, „weil von Zweien ausgehend, ein Zuſammengeſetztes ſeyn“. Die römiſche Kirche leide an „Ketzereien Marcions und der Manichäer“, und ſie habe nun auch die Bulgaren, oder vielmehr Satan habe durch römiſche Miſſionäre dieſes eben von Konſtantinopel aus bekehrte Volk zu ſolchen abſcheulichen Ketzereien verführt. —

Der Bulgarenkönig Michael war nämlich gerade zuvor in den Verband der abendländiſchen Kirche übergetreten, weil er fürchtete, die kirchliche Unterordnung unter den Stuhl von Konſtantinopel dürfte zur weltlichen Oberhoheit des byzantiniſchen Kaiſers über das bulgariſche Reich werden. Das war für den römiſchen Stuhl ein großer Gewinn, für den byzantiniſchen Kaiſer ein großer Verluſt: der Pabſt hatte jetzt an der Schwelle des byzantiniſchen Reichs einen mächtigen Glaubens- und Bundesgenoſſen, und der byzantiniſche Kaiſer in dem Römling einen um ſo gefährlicheren Nachbar.

Zu Ende des Jahres 867 kam eine Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel zuſammen unter dem Vorſitz des Photius: über Pabſt Nikolaus und Alle, die mit ihm noch ferner Kirchengemeinſchaft hielten, wurde der Bannfluch ausgeſprochen und Nikolaus als „fluchwürdiger Ketzer und Tyrann“ vor der chriſtlichen Welt erklärt. Dieſer Blitz aber gleitete unmächtig ab an dem großen Pabſte, weil er die öffentliche Meinung des ganzen Abendlandes, und eines großen Theils des Morgenlandes, für ſich hatte; denn auch in den Augen der Griechen ſtand der römiſche Pabſt jetzt da als der geiſtliche Oberrichter, an den man ſich freiwillig gewandt hatte, und als der Vertheidiger der Unſchuld. Ueberdieß hatte der Pabſt kurz vorher einen Sieg über einen König gewonnen, der ihn in höchſter Glorie in den Augen der Völker leuchten ließ.

König Lothar II. von Lothringen, ein ſchwacher und ausſchweifender Tyrann, hatte ſeine tugendhafte Gemahlin Dietberga, eine burgundiſche Prinzeſſin, bald nach ihres Vaters Tode öffentlich der abſcheulichſten Laſter angeklagt, um ſie verſtoßen und eine

frühere Geliebte, Waldrada, die als Buhlerin sein Bett theilte, und Königin werden wollte, zu heirathen. Seine Helfershelfer dabei waren zwei Metropoliten, Erzbischof Günther von Köln und Dietgaud von Trier, und viele Geistlichen, die des Königs Gold bestach. Lothar peinigte die unglückliche Königin so, und der niederträchtige Erzbischof Günther verstrickte das verlassene, unschuldige Weib durch listige Reden dermaaßen, daß sie sich täuschen ließ, und, um von ihrem Peiniger los zu werden, ein schriftliches Verzeichniß nie begangener Missethaten in des bestochenen Priesters Hand gab.

Günther brachte dieses Papier vor die Kirchenversammlung zu Aachen, und Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte sprachen die Ehescheidung feierlich aus, verurtheilten die Königin zu lebenslänglicher Buße in einem Kloster, und führten die Beischläferin Waldrada dem Tyrannen als rechtmäßige Gemahlin zu. Die Königin entfloh und wandte sich mit Bitten und Klagen an den Pabst. Erzbischof Hinkmar von Mainz wies in einem öffentlichen Gutachten die Nichtigkeit der Ehescheidungsgründe nach, und erklärte eine allgemeine Kirchenversammlung aller fränkischen Reiche für das allein zuständige Gericht in dieser Sache. Lothar selbst war erschreckt durch den Ausbruch des allgemeinen Unwillens. Er und die Aachener Versammlung hatten das sittliche Gefühl des Volkes tief verletzt; auch er wandte sich nach Rom, und suchte den Pabst dadurch zu gewinnen, daß er erklärte, nur einer unter der Leitung päbstlicher Bevollmächtigten stehenden Kirchenversammlung unterwerfe er sich. Eine solche wurde zu Metz 863 gehalten. Das Gold des Königs und andere Verführungen spielten auch hier; die päbstlichen Bevollmächtigten ließen sich bestechen, die Unschuld blieb unterdrückt, und die beiden Metropoliten von Köln und Trier gingen selbst nach Rom, um mit lothringischem Gold und andern Künsten am römischen Hofe selbst die Bestätigung zu erlangen.

Da brach der Pabst wie ein Gewitter Gottes über die Schuldigen aus, Nikolaus hatte nicht bloß offene Gesandte, sondern neben diesen auch geheime Berichterstatter auf der Kirchenversammlung gehabt. Er lud die gesammte höhere Priesterschaft

Italiens nach Rom, ſchloß auf dieſer Verſammlung ſeine eigenen Bevollmächtigten von der Kirchengemeinſchaft aus, als treuloſe Verbrecher, ſetzte die Erzbiſchöfe von Köln und Trier ab, bedrohte alle Theilnehmer an den Metzer Beſchlüſſen mit der Abſetzung und dem Bann, erklärte die Beſchlüſſe von Aachen und Metz für nichtig, und drohte dem Könige Lothar mit der Kirchenacht, wenn er nicht ſofort Waldrada verſtoße und Dietberga zurückrufe.

So war Nikolaus der erſte Pabſt, der es wagte, als allgemeiner Biſchof der katholiſchen Kirche oberrichterliche Entſcheidungen zu geben über Könige und Biſchöfe, und Metropoliten, bisher für unabhängig gehaltene Prälaten fremder Reiche, ohne Weiteres abzuſetzen, ohne Einwilligung des Landesherrn, ſogar ohne Zuziehung der Biſchöfe des Reiches, deſſen Metropoliten jene waren.

Kaiſer Ludwig II. ließ ſich von den abgeſetzten Erzbiſchöfen, die zu ihm nach Benevent, ſeiner Reſidenz, geflohen waren, zu einem Angriff auf Rom hinreißen: in ſeinem Bruder Lothar, ſagten ſie ihm, ſeyen alle Fürſten beſchimpft, bevorab der Kaiſer, der Bruder des beſchimpften Königs; Gefahr ſey für alle weltlichen Fürſten, wenn man nicht jetzt gleich ſolch herriſcher Anmaaßung des Pabſtes in ihrem erſten Verſuch entgegentrete und dieſelbe breche.

Schon hatte Kaiſer Ludwig mit einem Heere in der Nähe der Peterskirche zu Rom ſich gelagert. In feierlichem Kirchgang aber, mit Kreuzen und Kreuzesfahnen unter Pſalmengeſang, zogen Volk und Geiſtlichkeit nach der Peterskirche, den Schutz und die Hülfe des Apoſtelfürſten zu erflehen. Kaiſerliche Kriegsleute fielen hinein in die heranziehende ſingende Menge und jagten ſie aus einander und zurück; Viele wurden getödtet, aber was in den Augen der Chriſtenheit ſchwerer wog, als das vergoſſene Blut der wehrlos zur Kirche Wallenden, — in den Koth getreten wurde von Kaiſerlichen ein Banner, das Banner mit dem „ächten Kreuzesholz“, das, wie alle Gläubigen mit Ehrfurcht von Kindesbeinen an wußten, die heilige Helena dem Stuhle Petri geſchenkt hatte.

Doch der Frevler wurde von einem ſchnellen Tod ereilt, der

Kaiſer fieberkrank. Die Kaiſerin vermittelte zwiſchen ihm und dem Pabſte, der Kaiſer ließ die abgeſetzten Erzbiſchöfe fallen, von den lothringiſchen Biſchöfen, die zu Lothar gehalten hatten, unterwarf ſich der eine ſchneller als der andere dem Pabſte, Lothar ſah ſich von ſeinen eigenen Unterthanen verabſcheut, und ſeine beiden Oheime, Ludwig den Deutſchen und Karl den Kahlen, im Bund und Begriff, ihn mit Waffengewalt zum Gehorſam gegen die Entſcheidung des Pabſtes zu zwingen. — Denn dieſe Oheime waren in dieſer Eheſache beſonders betheiligt: Dietberga war kinderlos, und ſie oder ihr Haus waren die Erben Lothars; die Ehe mit der ſchönen Waldrada drohte ſie um dieſes Erbe zu bringen; denn dieſe hatte von Lothar ſchon Söhne.

So beugte ſich Lothar, feig, wie gewöhnlich die Tyrannen in den Tagen der Noth, unter den Pabſt; er opferte Günther von Köln und alle Andern, flehte in knechtiſch-demüthigem Schreiben den Pabſt um Gnade an, und um Schutz gegen den Ueberzug ſeiner königlichen Oheime, die ſeine Länder beſetzen wollten.

Pabſt Nikolaus hatte erreicht, was er wollte: er war als Richter eines Königs nicht bloß von den anderen Königen, ſondern von dem Gerichteten ſelbſt anerkannt, dieſer hatte ſich ihm unterworfen. Und jetzt erwuchs ihm aus den Folgen der Anerkennung ſeines Oberrichteramtes von ſelbſt Anlaß und Gelegenheit, auf Bitte des Gerichteten, die Oberhoheit des römiſchen Stuhles nun auch von ihrer anderen Seite vor den Völkern zu zeigen: der Richter über Könige trat nun auch auf als der Beſchützer der Könige. Lothar, der Bußethuende, erfreute ſich des erfolgreichen „Schutzes von Rom".

Arſenius, ſein Bevollmächtigter, trug des Pabſtes Gebote über die Alpen an die Könige und an die Biſchöfe, ſtille zu ſtehen und ſich jeder Einmiſchung in die Angelegenheiten Lothringens zu enthalten. Die Könige ſtanden ſtill, widerſtrebende Biſchöfe ſetzte Arſenius ab und andere ein, Dietberga führte er in das Haus Lothars zurück, Lothar mußte, die Finger auf das Evangelienbuch und einen Splitter des ächten Kreuzes legend, einen furchtbaren Eid ſchwören, der Verſtoßenen eheliche Liebe und Treue zu halten, und zwölf Grafen und Lehenträger des Königreichs Loth-

ringen mußten als Eideshelfer diesen Eid mit ihm schwören; ja Lothar mußte Waldrada in die Hände des päbstlichen Bevollmächtigten ausliefern, um sie zur weiteren Entscheidung über ihr Schicksal nach Rom zu führen.

Alle drei Reiche, Frankreich, Deutschland und Lothringen, beugten sich unter den Gesandten des Pabstes, der Pabst gebot durch ihn unbeschränkt, in einer Sprache, von der die Zeitgenossen sagten, eine solche Sprache habe nie ein Pabst wider fränkische Herrscher zu führen gewagt. Aber Bischöfe und Fürsten zitterten vor dieser Sprache, einmal, weil hinter dieser Sprache seines Gesandten der große Mann mit dem unbeugsamen Willen stand, Nikolaus, der die Christenheit, Könige und Völker, beherrschte, als der, welcher zu herrschen würdig war; und zweitens, weil er die Stimme der ganzen Christenheit, des unverdorbenen Volkes nicht bloß, sondern aller sittlichen Menschen in allen Kreisen der Gesellschaft, für sich hatte.

Es ist etwas Erhebendes, die Macht, die im Sittengesetz einerseits und in der Geisteskraft andererseits liegt, in dieser Stellung eines einzigen Menschen, Königen und ihren Heeren gegenüber, zu sehen; eines einzigen Menschen, der keine andern Waffen für sich hat als geistige; und dem selbst im gegebenen Falle diejenigen Bundesgenossen abgingen, welche sonst, in anderen Fällen, dem römischen Stuhle zu Gebote standen, nämlich die gesammte Geistlichkeit des lothringischen Reiches, die Priester und die Mönche; denn das alles schwamm mit dem Strome, der vom Hofe Lothars ausfloß.

Das ist aber nicht, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, die Macht des großen Geistes allein; nein, es ist die göttliche Sendung, welche der einzelne, bald hoch-, bald niedergestellte, Mensch in sich hat und vollzieht, indem er ermahnend und warnend, richtend und strafend, oder schützend und rettend Gott vertritt auf Erden, den Urheber und Hüter des Sittengesetzes. Als solcher stand der Pabst da, und er wußte, daß er den Gott über sich und in sich dabei für sich hatte, und eine Welt hinter sich, die ihm zustimmte, voran alle Frauen der Christenheit.

Lothars Hof war nach solchen Vorgängen ein Sammelplatz und eine Zuflucht des Lasters geworden. In des Pabstes Namen griff sein Bevollmächtigter auch nach Ingiltrude, der Tochter eines fränkischen Großen, und führte sie mit sich weg, Rom zu. Ingiltrud war keine Verstoßene, sondern sie hatte ihrem Gemahl, dem Grafen Boso, sich entführen lassen und war auf ihres Gemahles Klage von dem Pabste in den Bann gethan worden. Sie aber hatte, unbekümmert um Gemahl und Bann, mit ihrem Buhlen fröhlich am lothringischen Hofe gelebt und durch Waldrada jeden Schutz gefunden. Der Pabst durchschnitt die bösen Folgen solcher Vorgänge für die deutsche Sitte durch Gefangennahme derer, von welchen diese Sitte beleidigt worden. Mit den beiden Schönen reiste der päbstliche Gesandte nach Italien zurück. Die Könige hatten sich vor ihm gebeugt, die Prälaten sich seiner Vollmacht unterworfen: die beiden Weiber aber waren ihm überlegen.

Schon in Bayern ging ihm beim Uebersetzen über die Donau die listige Ingiltrud durch, und eilte wieder in die Arme ihres Buhlen, und der geistliche Herr schickte ihr vergebens Steckbriefe nach, an alle Bischöfe, auf sie zu fahnden und sie als Gebannte einzuliefern. Jenseits der Alpen fand Waldrada geheime Briefe und Boten von König Lothar, und, ehe sichs Arsenius versah, war auch sie entflohen.

Aber am Feste Mariä Reinigung schleuderte der Pabst Waldrada den Bannstrahl nach, und an alle Bischöfe der Christenheit ging sein Gebot, in allen Kirchen ihre Verfluchung zu verkünden. Mit ihrer Rückkehr nach Lothringen begann wieder die Mißhandlung der Königin Dietberga. Weil sie selbst für ihr Leben fürchten mußte, entfloh sie abermals nach Frankreich, und bat den Pabst dringend, ihre Ehe zu lösen: sie wollte sich in die Ruhe eines Klosters zurückziehen. Der Pabst wies die Ehescheidung entschieden zurück, es sey denn, daß Lothar Ehelosigkeit angelobe. Aber der Tod nahm ihn weg, im November 867, und ihm folgte der fünf und siebenzigjährige Hadrian II.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Pabſt Hadrian II. Sittlichende Kraft des Pabſtthums.

Waren es doch meiſt Greiſe, die auf den päbſtlichen Stuhl gebracht wurden; aber dieſe Greiſe glichen den heutigen greiſen Staatsmännern Englands, und den noch größeren Nordamerikas in der Jugendfriſche dieſes Freiſtaats, darin, daß unter den greiſen Locken der Geiſt voll Kraft geblieben war, und das Herz das Feuer nicht verlor für große Gedanken und begeiſtert blieb für ihre Ausführung, bis der Tod es ſtille ſtehen hieß.

Doch hatte Hadrian II. weniger Großheit der Willensſtärke, als Nikolaus, wenn er auch auf den gleichen Wegen fortging; er hatte auch nicht die gleiche Gunſt der Umſtände, — denn er war durch die kaiſerliche Partei in Rom auf den Stuhl erhoben worden und hatte Rückſichten zu nehmen auf Kaiſer Ludwigs Verwendung für ſeinen Bruder Lothar, als der Letztere ſich in einem demüthigen Schreiben um Gnade an den Pabſt wandte.

Hadrian löste Waldrada vom Bann. Kaiſer Ludwig II. habe ſich für ſie verbürgt, ſchrieb er ihr ſelbſt, daß ſie von ihrer früheren Unkeuſchheit abgelaſſen habe, und auf dieſes Zeugniß ertheile er ihr die Erlaubniß, die Kirchen zu beſuchen und mit andern Chriſten umzugehen. Zugleich mahnte er die beiden Oheime von der Beſetzung Lothringens ab, Lothar reiste nach Italien, gewann ſeine Schwägerin, die Kaiſerin Engelberga, in Benevent für ſich und Waldrada, und die Kaiſerin bot ihren ganzen Einfluß am römiſchen Hofe für ihn auf, um die Vermählung Waldrada's durchzuſetzen.

Auf die Bitte König Lothars nämlich, der heilige Vater möge ihn menſchlicher behandeln als ſein Vorgänger Nikolaus, hatte Hadrian geantwortet, „der Stuhl des heiligen Petrus ſey ſtets bereit, eine würdige Genugthuung anzunehmen. Wenn ſich der König von den Vergehen, deren ihn die Welt bezüchtige, frei wiſſe, ſo möge er mit vollem Vertrauen nach Rom kommen und den Segen empfangen. Sogar, wenn er ſich ſchuldig fühle, möge

er zur Schwelle Petri eilen und seine Missethat durch Kirchenbuße sühnen."

Nur bedroht, nicht belegt mit dem Banne der Kirche war Lothar von Nikolaus: die Staatsklugheit hatte den Bannstrahl in des großen Pabstes Hand zurückgehalten. Aber in des Volkes, in der Welt Augen war der König, weil er mit der in allen Kirchen der Christenheit verfluchten Waldrada umgegangen war, selbst ein Fluchbeladener, und die Königin Dietberga eine Märtyrin. Das drückte, so wie der Glaube der Zeit war, schwer auf Lothar.

Die Kaiserin ging selbst mit ihrem Schwager nach Monte Cassino zum Pabst. Der König schwur, und mit ihm schwuren, als Eideshelfer, lothringische Große seines Gefolges, daß er, seit Waldrada von Nikolaus gebannt worden sey, niemals mit ihr verbotener Liebe gepflogen habe. Dieser Eid war von Hadrian verlangt, ohne Weiteres geleistet, und vom Pabste dem Könige das Abendmahl eigenhändig gereicht worden. König Lothar ging mit dem Pabste nach Rom, die Erfüllung des höchsten Wunsches, den Waldrada und er hatten, zu erlangen.

Da zeigte sich die ungeheure Macht der öffentlichen Meinung, des unbestechlichen Rechtssinns der sittlichen Welt. Auf diesem Grunde feststehend, war der große Nikolaus unüberwindlich gewesen, weil sein Thun und das Gefühl dieser Welt zusammenstimmten. Von diesem Grunde hatte Hadrian sich hinweggestellt, und war mit den Königen und den Königinnen gegangen. Aber die öffentliche Meinung der sittlichen Welt war mächtiger als das Sakrament in des Pabstes Hand und Wort und Schrift des Pabstes, sobald dieser nicht mehr die Zustimmung der sittlichen Welt hatte.

Alle Welt wußte oder glaubte, daß der Eid des Königs Lothar zu Monte Cassino ein Meineid sey. Wo der König in einer Kirche sich zeigte, erhob sich alles Volk mit Abscheu, der Gottesdienst mußte abgebrochen werden; der Fluch der sittlichen Welt lag auf dem Könige, von welchem der Pabst den Schein des Fluches weggenommen hatte. Der christliche Geist zeigte sich siegreich und sittlicher in der Masse der Christenheit, als in deren sichtbarem Haupt: eine große Lehre für den päbstlichen Stuhl,

aber auch ein Denkmal, daß mit Eiden zu spielen zwar leicht genommen wurde in der Hochschicht der Diplomatie, aber noch nicht in den tieferen Lagen der christlichen Gesellschaft.

Auf der Rückreise überfiel den König zu Piacenza ein böses Fieber; nach zwei Tagen war er todt. Dasselbe Fieber tödtete eben so schnell die meisten Großen in seinem Gefolge. „Das ist Gottes Strafgericht wegen der Meineide von Monte Cassino!" sagte das Volk.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Die Dekretale des falschen Isidor.

Thatsächlich hatte der römische Stuhl die richterliche Oberherrlichkeit über Könige und Metropoliten in Ausübung gebracht, und der Welt gezeigt, daß über diejenigen, welche sonst kein Gesetz über sich anerkennen, und über ihre Gewaltthaten und Aergernisse doch ein Richter auf Erden sey, welcher sie im Namen Gottes vor Gericht ziehe. Zugleich aber beriefen sich Nikolaus und Hadrian dafür auf ein Kirchengesetzbuch, welches die Grundlage für diese Ansprüche schriftlich enthielt, und gerade um diese Zeit sich verbreitete. Das war die berüchtigte und folgenreiche Sammlung der „Beschlüsse des falschen Isidor" (pseudoisidorische Dekretale).

Die kirchliche Gesetzgebung bestand in Kirchengesetzen, welche theils von den Kirchenversammlungen, theils von römischen und anderen Bischöfen, theils von den Kaisern ausgegangen waren. Die erste vollständige Bearbeitung der Kirchengesetze des kanonischen Rechts, unternahm der Scythe Dionysius, ein Mönch in Rom zu Anfang des sechsten Jahrhunderts. Dieses „Rechtsbuch des Dionysius" erhielt in der römischen Kirche, bald im ganzen Abendlande, gesetzliches Ansehen, und spätere Beschlüsse (Dekretalien) wurden nach und nach zur Vervollständigung beigefügt. Ein anderes Rechtsbuch wurde in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, wahrscheinlich durch Isidor von His-

palis, für die spanische Kirche zusammengestellt, und fortwährend vermehrt.

An die Stelle der Sprüche der Kirchenversammlungen waren nach dem Verfall der Synoden die königlichen Verordnungen (Kapitularien) für die Fortbildung der kirchlichen Gesetzgebung getreten.

Im neunten Jahrhundert kam die Sammlung des heiligen Isidor auch zu den Franken und mußte hier, in Mainz, den Grundstock und den Namen für die keckste Fälschung hergeben, welche je in der Welt geschah, nämlich für die später von Freund und Feind des Pabstthums als unterschoben erkannte Dekretaliensammlung, welche als pseudo-isidorische gebrandmarkt ist.

Aus ächten und unächten Sprüchen der Kirchenversammlungen, aus wirklichen und erdichteten Gutachten der römischen Bischöfe stellte ein Unbekannter ein Machwerk zusammen, welches der Stellung des Pabstes über die ganze christliche Gesellschaft, der geistlichen Oberherrlichkeit des römischen Stuhles und der Unabhängigkeit desselben von jeder weltlichen Gewalt einen erdichteten, angeblich uralten Rechtsboden unterschob, durch welchen die bestehende Kirchenverfassung, wie sie sich durch die Ideen Karls des Großen gebildet hatte, geradezu aufgelöst wurde, indem dadurch alle kirchliche Gewaltfülle an Einen übertragen wurde, allein an den Pabst.

Wahrscheinlich ist Mainz der Ort, wo diese Sammlung des falschen Isidor entstand; wahrscheinlich das erste Viertel des neunten Jahrhunderts die Zeit ihrer Abfassung, denn auf der Synode zu Aachen 836 wurde sie schon angeführt; wahrscheinlich ist Erzbischof Otgar von Mainz ihr Verfasser. Natürlich ist, daß sich später den ursprünglichen Fälschungen noch Erweiterungen und Steigerungen ansetzten, bis die Sammlung in derjenigen Gestalt hervortrat, welche sie hatte, als Pabst Nikolaus I. sich auf sie berief im Jahre 864.

Der Verfasser nimmt in der Vorrede dazu den Namen des berühmten spanischen Bischofs Isidor an, und nennt sich, aus geistlicher Demuth, Isidor der Sünder. Erst im vierzehnten Jahrhunderte fingen Gegner des Pabstthums an, den mit diesen

Dekretalien gespielten Betrug zu argwohnen; im sechszehnten Jahrhundert deckte ihn die Gelehrsamkeit der Reformatoren vollständig auf; heute geben alle Päbstlichen die Unächtheit dieser Dekretalienſammlung zu, und vertheidigen die Fälschung nur als eine „gutgemeinte", als „einen frommen Betrug" zum Besten der Kirche.

Gewiß ist: der falsche Isidor, wer er auch seyn mag, hat in diesen unterschobenen Urkunden nur ausgesprochen, was in der Strömung des Zeitgeistes lag; er hat dem, was das Pabstthum thatsächlich übte, und was es zu üben *vermochte*, weil dessen Ausübung jetzt und in der nächsten Folgezeit eine sittliche *Nothwendigkeit* war, nur eine Unterlage und damit einen Vorschub gegeben, indem er das hinstellte, als wäre es so in der Christenheit von *jeher* gehalten worden; als wäre, was jetzt das Pabstthum that und ansprach, ein allgemein anerkanntes göttliches Amt und Recht, erwiesen durch alte und älteste Urkunden.

Eben so gewiß ist, daß diese unter dem erborgten Namen Isidors unterschobenen Dekretalien von ihrer Zeit ganz gläubig als ächt angenommen, und ohne Weiteres den mittelalterlichen Sammlungen des kanonischen Rechtes eingereiht wurden. Das kam nicht aus dem „unkritischen und unhistorischen Geist der Zeit" her, sondern aus dem allgemeinen Gefühl, daß das dem Zeitgeist gemäß und Zeitbedürfniß sey, oder aus dem Glauben, welchen die thatsächliche Uebung des in den Dekretalien enthaltenen Richteramts des päbstlichen Stuhles in den Gemüthern erzeugt und bereits befestigt hatte; aus der Zeitanschauung der Christenheit von der nothwendig gewordenen Stellung des Pabstthums.

Sehr leicht gehen die Menschen in Das ein, was großen allgemein anerkannten Gebrechen der Zeit abhilft, und wäre das auch Etwas, das den bestehenden Zustand durchaus änderte. Rechtgültig ist den Menschen, was den Unterdrückten zum Rechte hilft, wie das in den „Beschlüssen des falschen Isidor", auf welche Nikolaus sich berief, für alle Völker augenscheinlich war. Der Pabst hatte das *ewige* Recht für sich, aber keine schriftliche Urkunde, außer den falschen Dekretalien des Isidor; er wußte aber und erfuhr es, welche Macht in einem Pergament oder Papier

nicht bloß für die Masse, sondern für die Gebildeten liegt: wo das ewige in jede Menschenbrust geschriebene Recht vor solchen nicht Recht gibt, da überzeugt und geschweigt ein Stück Papier, von welchem geglaubt wird, daß es von Alters her sey.

Wie sehr als zeitgemäß von den Mitgliedern der Hierarchie, welche einsichtsvoll diese Sache ansahen, die neuen Dekretalien erkannt wurden, dafür zeugt: Der Erzbischof Hinkmar von Rheims war der letzte thatkräftige Verfechter der Gedanken, welche Karl der Große in der Kirchenverfassung und im Kirchenleben der germanischen Völker zur Geltung gebracht hatte.

Vom römischen Stuhl aus wurden gegen Hinkmar selbst die falschen Dekretalien zur Anwendung gebracht, soweit diese dahin gingen, die Metropolitangewalt zu brechen, und Alles der Allgewalt des Pabstes zu unterwerfen; und dennoch berief sich dieser selbe Hinkmar den Weltlichen gegenüber auf eben diese Urkunden des falschen Isidor, als auf Rechtsquellen; gewiß nicht, weil er sie für ächt hielt, sondern weil ihm klar war, daß es für die Hierarchie äußerst gefährlich seyn mußte, die Unächtheit derselben öffentlich darzulegen, nachdem zwei Päbste das Ansehen des höchsten Stuhls der Christenheit für die Aechtheit und Rechtsgültigkeit derselben, mit so großem Erfolge für die Zwecke der Kirche, in die Wagschale gelegt hatten.

Und eben der große Erfolg, mit welchem auf Grund dieser untergeschobenen Urkunden die Hierarchie den Kampf mit den weltlichen Mächten führte und fortan führen konnte, mußte für jeden Freund der Priesterherrschaft der zweite Grund seyn, die Unächtheit der Urkunden zu bezweifeln.

Durch diese Fälschung wurde die Geistlichkeit vom Staate völlig los und frei gemacht, und damit angeklagte Bischöfe ein Rechtsmittel hätten, der Verurtheilung und Bestrafung durch die landeskirchlichen Synoden sich zu entziehen, wurden durch diese erdichteten Urkunden die Rechte der Metropoliten und Synoden als unkirchliche Maaßregeln aufgelöst, und die höchste gesetzgebende, richterliche, aufsehende und vollziehende Gewalt in dem Pabste vereinigt. Laien waren darin für unfähig erklärt, als Ankläger oder Zeugen gegen einen Bischof aufzutreten.

Das war ganz neu, wenigſtens im fränkiſchen Reiche, der Heimath deſſen, der dieſe falſchen Urkunden ſchmiedete; der Grundgedanke dieſer Urkunden aber iſt: „Das Prieſterthum iſt als eine von Chriſtus zum Regierer, Ordner und Richter der Welt eingeſetzte und darum über die weltliche Macht unendlich erhabene Gewalt. Bei dieſer Erhabenheit des Prieſterthums über die weltliche Macht ſteht dem Staat und dem weltlichen Gericht keinerlei Macht, Einfluß und Recht über die Kirche und ihre Vertreter zu; vielmehr iſt das Prieſterthum Richter über Alles, und hat die unbeſchränkte Macht zu binden und zu löſen. Zwiſchen Prieſtern und Laien beſteht eine ſolche Verſchiedenheit, wie zwiſchen zwei verſchiedenen Gattungsarten.“

„Die Prieſter ſind die Vertrauten Gottes, die Söhne des Geiſtes; die Laien ſind die Fleiſchlichen, die Kinder der Welt, die Söhne und Töchter der Sünde. Darum kann kein Geiſtlicher, geſchweige ein Biſchof, vor ein weltliches Gericht gezogen werden. Alle Klagen über Geiſtliche gehören vor das geiſtliche Gericht, vor welchem kein Laie als Kläger aufzutreten wagen, oder als ſolcher angenommen werden darf. Sind Biſchöfe zu Fall gekommen, ſo ſollen die Gläubigen ihnen aufhelfen und ſie tragen.“

„Haben ſie Sünden begangen, ſo ſollen ſie von den übrigen Prieſtern gerügt, von dem Pabſte gemaaßregelt werden, aber nicht von Weltlichen und von Leuten böſen Lebenswandels. Laien, die als Kläger oder Zeugen gegen Biſchöfe auftreten, erweiſen ſich eben damit als verworfene, böſe Leute. Denn die Schafe treten nicht tadelnd auf gegen ihren Hirten, und das Volk ſoll nicht Kläger ſeyn gegen ſeinen Biſchof, noch der Pöbel ſich hören laſſen gegen ihn, weil der Schüler nicht iſt über den Meiſter und der Knecht nicht über den Herrn. Die Biſchöfe haben über ſich keinen Richter als Gott und das geiſtliche Gericht. Auf das geiſtliche Gericht aber dürfen Könige und Große keinerlei Einfluß üben, ſonſt iſt das Urtheil deſſelben nichtig.“

„Das nächſte zuſtändige Gericht für Anklagen gegen Geiſtliche iſt die Provinzialſynode unter Leitung des Metropoliten. Der Metropolit aber kann gar nichts verfügen ohne Gegenwart

oder Rath aller zur Provinz gehörigen Geistlichen, ohne die Synode. Die Synode aber ist nur dann zuständig, wenn sie auf Berufung und unter Leitung des apostolischen Stuhles beisammen ist, sonst ist jeder ihrer Sprüche nichtig. Niedere Geistliche dürfen so wenig als Laien gegen Bischöfe anklagend auftreten, sonst trifft sie unabweislich die Strafe der Ausschließung von der Kirchengemeinschaft und der Ehrloserklärung. Selbst der Kläger aus der höheren Geistlichkeit ist mit keiner Klage gegen den Bischof zuzulassen, wenn er nicht beweist, daß er zuvor erst oft und vielmals mit Güte und in vertraulicher Weise an den Bischof sich gewendet habe; sey dieß versäumt worden, so solle der Kläger vom Beklagten und den andern Bischöfen als Verächter der Apostel von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden. Die Berufung aber an den Pabst bleibt dem Angeklagten noch in jedem Augenblick während der Verhandlung der Synode offen; ja, wäre schon das Urtheil gefällt, so bedarf es, um gültig zu seyn, der päbstlichen Bestätigung; denn nur die Prozesse niederer Geistlichen können endgültig durch eine Synode abgeurtheilt werden. Die Bischöfe haben das unbedingte und unbeschränkte Recht der Berufung nach Rom, vor, während und nach dem Prozeß, damit sie am apostolischen Stuhle, wie das immer gewesen, einen christlichen Halt, Vertheidiger und Befreier haben."

Die nächste Absicht dessen, der diese falschen Kirchenrechtsurkunden abfaßte, springt aus diesen angeführten Hauptsätzen unverkenntlich hervor; es ist die Absicht, jede Anklage gegen die Bischöfe und jede Verurtheilung so gut wie unmöglich zu machen, und die Bischöfe unter allen Umständen im Besitz von Bisthum und Einkommen unantastbar zu erhalten.

Das ist die nächste Absicht des Fälschers gewesen, welchem wie seinen Amtsgenossen eine solche Anklage und Verurtheilung offenbar im Anzuge war; und treffend ist gesagt worden, alles Andere in den Dekretalien des falschen Isidor sey „gleichsam nur das weite lange Gewand, das den Pferdefuß verdecken solle."

Aus dieser nächsten Absicht aber folgte von selbst die Erhebung des päbstlichen Stuhles über Alles; denn die erste Absicht

war allein erreichbar durch dieſe Erhebung; und daß, nach der Bekanntſchaft mit dieſen falſchen Urkunden, ſogleich die römiſche Kanzlei daran ging, für die Erhebung des päbſtlichen Stuhles zur Allgewalt in Kirche und Staat das etwa noch Nöthige einzufügen und nachzutragen, das ergab ſich von ſelbſt.

Darum heißt es auch darin, „die Einheit und Fülle der geiſtlichen Gewalt ruhe in dem römiſchen Stuhle; der ſey der Erbe aller Vollmacht des Apoſtelfürſten Petrus; und mit dem römiſchen Stuhle müſſen alle Biſchöfe durch die Einheit des Glaubens und der Kirchenzucht verbunden ſeyn, als Gehülfen des Pabſtes.“

Sechs und dreißigſtes Kapitel.

Traurige Lage Roms und des Pabſtthums vor Gregor VII.

So ſtand die Kirche nun auch im Bewußtſeyn der germaniſchen Völker losgeriſſen vom Staate, frei, unter Einem Haupte vereinigt, ſo ſtand die monarchiſche Gliederung der Hierarchie in ihren Haupttheilen vollendet da. Dieſe gefälſchten Pergamente haben das nicht gemacht; kein Papier macht für ſich allein oder nur vorzugsweiſe eine Weltumwandlung, eine neue Geſtaltung über dem überwundenen Alten. Aber erleichtert und beſchleunigt hat dieſer Urkundenbetrug, was von ſelbſt nothwendig ſo gekommen wäre, erleichtert dadurch, daß die Päbſte und die ganze Kirche mit größerer Sicherheit, Kühnheit und Folgerichtigkeit vorgehen konnten, indem ſie ſich auf dieſe Urkunden ſtellten, und daß die Fürſten und Völker Jahrhunderte lang ohne kräftigen Widerſtand gegen das Vorgehen des Pabſtthums und der Kirche daſtanden, weil der Glaube beigebracht war, daß das ſo von älteſten chriſtlichen Zeiten her geweſen, nicht neue Anmaaßung, ſondern uraltes Recht der Kirche ſey. Die ſpäteren Päbſte ſelbſt theilten den Glauben daran, als ein gutes altes Recht ihres Stuhles, und aus dieſem Glauben wuchs ihnen für ihr Handeln

Kraft und Zuverſicht zu, in den drangſalsvollen Zeiten politiſcher und kirchlicher Wirren.

Doch ging die vollſtändige „Emancipation" der Kirche vom Staate nicht mit gleicher Raſchheit vor ſich, mit der ſie unter Nikolaus begonnen hatte. Bei der Kaiſerkrönung Karls des Kahlen durch Pabſt Johann VIII. wurde zwar geltend gemacht und anerkannt, daß „das Kaiſerthum auf die Fürbitte der Apoſtel Petrus und Paulus durch ihren Stellvertreter, den Pabſt, verliehen werde". Aber die großen Päbſte wuchſen nicht ſo einer nach dem andern aus dem Boden heraus auf den römiſchen Stuhl hinauf, und die Bedrängniſſe Unteritaliens durch die Sarazenen, und durch die blutigen Fehden des eingeſeſſenen Adels, die Bedrängniß Roms durch die Parteien in der Stadt ſelbſt, die ſich mit den Waffen bekämpften, hemmten die Fortſchritte des Pabſtthums. Siegreicher Adel der einen oder der andern Partei beſetzte den päbſtlichen Stuhl, barbariſche Barone der Stadt oder der Campagna. Ja, ein halbes Jahrhundert lang beſetzten Frauen den apoſtoliſchen Stuhl, zuerſt Theodora, eine Wittwe aus edlem Geſchlechte, die Geliebte und Buhlerin des Markgrafen Alberiko von Toskana; dann ihre Töchter, Theodora und Marozia; endlich ihre Enkelinnen, die zwei Töchter der Marozia. Das waren Römerinnen, welche an jene römiſchen Frauen aus der wildbewegten Zeit des Untergangs der altrömiſchen Republik und der Bürgerkriege erinnerten, an jene ſchönen, ehrgeizigen, thatkräftigen und ſchrecklichen Geſtalten aus der weiblichen Welt jener Tage, da die Republik in die Monarchie übergehen wollte.

Theodora und ihre Tochter Marozia verbanden mit großartiger Schönheit eine düſtere Energie und Leidenſchaft des Charakters, ungebändigte Herrſchſucht mit einer jede Maske verſchmähenden Wolluſt und Frechheit des Auftretens vor der Welt, altrömiſche Verſchlagenheit und Kühnheit mit der grauſamen Ungenirtheit im Morden, wie ſie in den erſten Jahrhunderten des Kaiſerreichs und am byzantiniſchen Hofe zu Hauſe war.

Dieſe mittelalterlichen Römerinnen ſetzten es in der rohen Verwilderung, welcher Rom und Italien im zehnten Jahrhundert

verfallen war, für ſich ſelbſt durch, daß ſechszig Jahre lang der apoſtoliſche Stuhl nur von ihren Lieblingen oder ihren Söhnen und Enkeln eingenommen war.

Ihr erſter Pabſt und ihr Werkzeug war Sergius III. Zwei Söhne hatte Marozia, Alberiko und Johannes. Sie ſagte frei, der erſtere ſey der Sohn ihres Gemahls Alberiko, der letztere der Sohn ihres Freundes, des Pabſtes Sergius III.; und dieſer Pabſt Sergius III. hatte ſeinen Vorgänger, Pabſt Chriſtophorus, ermordet; Chriſtophorus aber hatte auch ſeinen Vorgänger, Pabſt Leo V., hingemeuchelt. Zwiſchen dem großen Pabſt Nikolaus I. und ſeinen zwei noch immer ausgezeichneten Nachfolgern, den Römern Hadrian und Johannes VIII., welche Drei zuſammen vom Jahre 858 bis 882 die Chriſtenheit regiert hatten, waren von 882 an bis 911, dem Todesjahre Sergius III., alſo in neun und zwanzig Jahren nicht weniger als dreizehn Päbſte. Mit Sergius hatte die national-italieniſche Partei über die deutſche Partei in Rom geſiegt, und der Mittelpunkt der italieniſchen Nationalpartei war eben das Haus der Römerin Theodora geweſen.

Nach ſiebenjähriger Regierung ſtarb Sergius. Binnen nicht ganz drei Jahren ſaßen zwei Päbſte, Anaſtaſius III. zwei Jahre und drei Monate, und Lando ſechs Monate auf dem Stuhl. Des Letztern Nachfolger war Johann X. Dieſer war von 914 bis 928 Pabſt. Dieſer Pabſt war ein junger Geiſtlicher geweſen, als ihn ſein Erzbiſchof Petrus von Ravenna in Geſchäften nach Rom ſandte. Da ſah ihn die jüngere Theodora, die Schweſter der Marozia; ihre Liebe zu demſelben, einem ſchönen jungen Mann, verführte ihn, dann beförderte ſie ihn zuerſt auf den Stuhl von Bologna, ſpäter auf den von Ravenna. Endlich, weil ſie die Trennung von ihm nicht ertragen konnte, wußte ſie durch ihre Mutter und ihre Schweſter es zu erlangen, daß der ſchöne Erzbiſchof zum Pabſte gewählt wurde, 914. Er war ein Schattenpabſt, und die drei Weiber herrſchten. Nach ein paar Jahren ſuchte er ſich von dem Joche der drei Frauen abzulöſen, er krönte den Lombardenkönig Berengar zum Kaiſer, Berengar brach die Herrſchaft der Theodora und ihrer Partei in Rom und Mittelitalien; aber im Jahre 924 lag dieſer Kaiſer in Verona ermordet,

und da Pabſt Johann X. fortfuhr, ſich undankbar und unbequem zu zeigen, ließ ihn Marozia im Lateran überfallen, ſeinen Bruder vor ſeinen Augen ermorden und ihn ſelbſt ins Gefängniß werfen, in die Engelsburg, die, ein Grabmal und ein Kerker und zugleich eine Feſtung, ihre „dämoniſche Geſchichte“ jetzt beginnt. Da wurde er nach einigen Tagen todt gefunden, nach der Sage des Volks erdroſſelt. Leo VI. und Stephan VII. wurden auf den päbſtlichen Stuhl erhoben und wieder beſeitigt, ſey's durch Ränke oder durch natürlichen Tod, und der Sohn der Marozia, jener Johannes, den ſie mit dem Pabſt Sergius III. erzeugt hatte, beſtieg als Johann XI. den päbſtlichen Stuhl im Jahre 931, gerade, wie man ein Erbgut einnimmt.

Marozia ſaß in der Engelsburg, dem Grabmal Hadrians, das ſie zur ſtärkſten Feſte umgeſchaffen. Dieſes Schloß, mit der Kirche des Erzengels Michael im oberſten Theile, lag hart über der Tiberbrücke, und Niemand konnte hinüber, außer die Beſatzung des Schloſſes geſtattete es. In dieſer ihrer Zwingburg Roms vermählte ſich Marozia zum drittenmale und zwar mit Hugo von Provence, der als König von Italien galt, da er die lombardiſche Krone ſich errungen hatte. Marozia's anderer Sohn aber, jener Alberiko, vertrieb durch einen nächtlichen Aufſtand des römiſchen Adels ſeinen Stiefvater Hugo, ſperrte ſeine Mutter Marozia ein, und hielt ſeinen Bruder, Pabſt Johann XI., als Gefangenen; zwar ließ er ihn prieſterliche Handlungen verrichten, er ſelbſt aber behauptete unter dem Namen eines Senators zwei und zwanzig Jahre lang die höchſte Gewalt über Rom. Die Päbſte Leo VI., Stephanus VIII., Marinus II. und Agapitus II., lauter Römer, hatten unter ihm bloß geiſtliche Verwaltung. Pabſt Agapit überlebte zwei Jahre dieſen Alberiko, aber Oktavian, der minderjährige Sohn Alberiko's, hatte durch ſeinen Anhang die Gewalt ſeines Vaters wie ein Erbe angetreten, nach dem Tode des Pabſtes Agapit ließ ſich Oktavian auch zum Pabſt ausrufen, und die Doppelgewalt eines weltlichen Fürſten der Stadt und des höchſten Prieſters der Kirche vereinigte er in ſeiner Perſon. Er nannte ſich Johann XII., und war acht Jahre Pabſt, der erſte unter den Päbſten, welcher ſeinen bisherigen Namen mit einem andern

vertauſchte; er lebte als ein würdiger Enkel ſeiner Großmutter Marozia.

Unter ihm erreichte der Gräuel zu Rom ſeinen Höhepunkt. Wallfahrerinnen mußten, wenn ſie ihre Ehre geſichert wiſſen wollten, die heilige Stadt Rom umgehen; der päbſtliche Palaſt war ein Harem. War er aber auch ein ſchlechter Geiſtlicher, ſo war er doch ein tüchtiger Staatsmann, ein guter Jäger und Soldat: er ging gern mit Helm, Schwert und Harniſch.

Gegen ſeine Feinde in Italien rief er den deutſchen König Otto I. herbei und krönte ihn im Jahre 962 zum Kaiſer. Als ihm dieſer unbequem wurde, benahm er ſich treulos gegen ihn. Kaiſer Otto hatte wie Karl der Große in dem Adel Roms eine Partei für ſich gewonnen, ebenſo unter den Biſchöfen Italiens durch Schenkungen an ſie; endlich hatte Otto die eroberte Lombardei nicht an einen Andern gegeben, ſondern ſich, dem Kaiſer, huldigen laſſen. Der Kaiſer hielt nicht, was er vor der Kaiſerkrönung dem Pabſte insgeheim verſprochen hatte, und der Staatsmann Pabſt Johann XII. ſpann nun gegen den Kaiſer gefährliche Ränke, er verband ſich heimlich mit den Feinden des Kaiſers in Italien.

Pabſt Johann XII. aber hatte durch ſeine Ausſchweifungen nicht bloß den Abſcheu der Sittlichen in Rom, ſondern namentlich auch den Zorn aller derer auf ſich gezogen, welche von den hohen und niedern Pilgern Gewinn zogen, welche von allen Enden der Chriſtenheit her, bevorab von Italien und Frankreich, die Schwellen und das Grab der heiligen Apoſtel beſuchten. Vom Altare weg, wo ſie beteten, hatte Pabſt Johann XII. ſchöne Jungfrauen und Frauen in das Harem ſeines Palaſtes entführt und mißbraucht. So ſtanden die Beſuche Roms von Seiten der Frauen und Jungfrauen, die beſonders zahlreich und ergiebig bis jetzt geweſen waren, und eben damit bedeutende Einnahmsquellen der Einwohnerſchaft Roms, ſehr fühlbar ſtill. Römer und Kaiſer vereint bereiteten ihm ſeinen Sturz.

Die Römer klagten ihn beim Kaiſer an, der Kaiſer kam, der Pabſt entfloh ſchon zuvor; denn der römiſche Adel und das Volk waren ſelbſt in der Stadt gegen den Pabſt in die Waffen

getreten und hatten ſich der Burg zum heiligen Paulus bemächtigt. Die Römer ſchwuren dem Kaiſer bei der Huldigung zugleich den Eid, nie mehr einen Pabſt zu wählen, ohne vorhergegangene Zuſtimmung des Kaiſers. Auf einer großen Kirchenverſammlung, welche, wegen der Anweſenheit ſo vieler ferner Biſchöfe, lange zuvor eingeleitet geweſen ſeyn muß, in der Peterskirche zu Rom, eröffnete der Kaiſer die Sitzung mit der Frage, warum der Pabſt Johannes dem heiligen Koncil nicht anwohne?

Nach den pſeudo-iſidoriſchen Dekretalen und der bisherigen Anſchauung und Uebung konnte ein ſolches Koncil ohne Zuſtimmung des Pabſtes weder berufen werden, noch konnten die gepflogenen Verhandlungen rechtskräftig ſeyn.

Die Verſammlung hatte nur gewartet auf dieſe Frage. Außer der hohen und niedern Geiſtlichkeit waren dabei die römiſchen Großen, aber auch die Vertreter der Volksgemeinde, und die römiſchen Ritter, Roms Stadtwehr.

Von allen Seiten rief es durch einander, vielſtimmig: „Aus böſem Gewiſſen iſt der Pabſt nicht gekommen; er iſt ein Wütherich; er hat ſich dem Teufel ergeben.“

Auf des Kaiſers Bemerken, die Ankläger haben namentlich aufzutreten, einer nach dem andern, erhob ſich zuerſt der Kardinal-Prieſter Petrus und betheuerte, er habe ſelbſt es mit angeſehen, wie der Pabſt Meſſe gehalten, ohne vom geweihten Brod und Wein zu genießen; er habe bloß geleſen, und des Leibs und des Bluts des Herrn ſich ganz enthalten. Johannes, Biſchof von Narni, ſagte aus, und ein Kardinal gleichen Namens bezeugte es ihm, ſie haben es mit angeſehen, wie der Pabſt einen Diakon, ganz gelegentlich, frivol in ſeinem Marſtall geweiht habe. Der Kardinal-Diakon Benedikt und mit ihm eine Reihe Kardinäle betheuerten, der Pabſt habe für Geld die Biſchofsweihe ertheilt und einen zehnjährigen Knaben zum Biſchof von Todi gemacht und geweiht. Die Kirchen der Apoſtel Petrus und Paulus habe er verfallen laſſen, der Regen ergieße ſich frei in das Innere dieſer Heiligthümer. Einer ſeiner vielen Buhlerinnen habe er eine Reihe Städte des Kirchenſtaats geſchenkt, und ſie als Herrin derſelben erklärt; ja aus den heiligen Gefäſſen der Peterskirche

habe er die schönsten Kelche und Teller weggenommen und sie auf die Tafel dieser seiner Geliebten gestellt.

Eine Reihe von Frauen und Jungfrauen wurden mit Namen genannt, welche sich den Umarmungen des Pabstes ergeben haben, und dabei andere, denen mit Gewalt durch den Pabst ihre Keuschheit entrissen worden sey. Der Palast des Lateran, die Pabstwohnung, sey ein Tummelplatz der Unzucht, ein großes Hurenhaus, geworden. Stark betont trat der Nachweis hervor, daß fremde Frauen und Jungfrauen nicht mehr wagen, zu den Gräbern der Apostel zu pilgern.

Andere Anklagen waren: Der Pabst habe seinen geistlichen Vater (Beichtvater) Benedikt der Augen beraubt und dadurch seinen Tod herbeigeführt; auch der Kardinal-Subdiakon Johannes sey gestorben, weil er auf Befehl des Pabstes verstümmelt worden sey. Zudem laste die Schuld von Feuersbrünsten durch Häuseranzündung auf dem Pabst; und öffentlich habe er, den Gesetzen der Kirche zum Trotz, im Jagdanzug oder in voller Kriegsrüstung auszugehen beliebt.

Diese Anklagen wurden von Laien und Priestern bekräftigt und von diesen weiter hinzugefügt, in ihrer Gegenwart habe der Pabst auf des Teufels Gesundheit getrunken, beim Würfelspiel heidnische Gottheiten, den Jupiter, die Venus, die Juno und andere höllische Geister um ihre Gunst und Hülfe angerufen, die Frühmesse und die andern kanonischen Stunden versäumt, und stets unterlassen, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, aller Christen gemeinsamer Waffe, sich zu segnen. Der Kaiser bat, sie möchten das Heil ihrer Seele bedenken, und sich nicht vom Neide zu falschen Aussagen hinreißen lassen. Keine Schmach solle den Pabst treffen, bevor der Beweis vollkommen hergestellt sey. Alle betheuerten, sie wollen keinen Antheil an der Freude des Paradieses haben, wenn nicht das, was sie ausgesagt, und noch viel Schlimmeres, wahr sey.

Der Kaiser und die Kirchenversammlung faßten nun Beschluß, im Namen des Kaisers ging ein Schreiben an den Pabst ab, darin wurden ihm die Anklagen mitgetheilt und er aufgefordert, vor der Versammlung zu erscheinen und sich davon zu reinigen.

Der Kaiſer fügte die eidliche Zuſicherung bei, es ſolle dem Pabſte nichts geſchehen wider den Inhalt der heiligen Kanones (d. h. wider der Kirche Recht und Geſetze).

Des Kaiſers Schreiben war lang, die Antwort des Pabſtes kurz: „Johannes, Knecht der Knechte Gottes, allen Biſchöfen. Wir hörten ſagen, daß ihr einen Anderen zum Pabſte machen wollet. Wenn ihr dieß thut, ſo verfluche ich euch vor dem allmächtigen Gott, ſo daß ihr weder Jemand die Weihe ertheilen, noch Meſſe leſen dürfet.“

Die Synode erwiederte, die Exkommunikation, mit welcher er drohe, werde auf ſein eigen Haupt zurückfallen, wofern er länger zögere, zur Synode zu kommen, und dann werde das Schickſal Judas des Verräthers ſein Antheil werden. Dieſes im Namen des Kaiſers erlaſſene Schreiben der Synode kam uneröffnet zurück; die kaiſerlichen Boten konnten den Pabſt nicht auffinden. Jetzt forderte der Kaiſer ſelbſt als Kläger über Eidbruch des Pabſtes die Synode auf, eine Entſcheidung zu geben. Die Synode entſchied, eine unerhörte Wunde müſſe durch ein unerhörtes Mittel ausgebrannt werden. Zu groß ſey das Aergerniß, das Pabſt Johann gegeben; zu Viele ſeyen bereits durch ihn verführt. Es handle ſich um das Heil der geſammten Chriſtenheit, welche durch die Verworfenheit ihres Hauptes allgemein bedroht ſey. Darum bitten ſie den Kaiſer, „jenes Ungeheuer, welches keine Tugend von der Bahn der Laſter abbringen konnte, aus der heiligen römiſchen Kirche zu vertreiben, und einen Andern an ſeiner Statt wählen zu laſſen, welcher das Vorbild eines rechten Lebens gebe.“

Der Kaiſer ſtimmte bei, die Synode ſetzte den Pabſt Johann XII. ab, und erwählte einſtimmig durch dreimaligen Ausruf Leo zum Pabſte.

Leo war ein Mann von unbeſcholtenem Lebenswandel, aber noch Laie. Er war bisher Erzkanzler der römiſchen Kirche geweſen, und vor einem halben Jahre vom Pabſt Johann als ſein Geſandter an den Kaiſer gebraucht worden; der Vertraute des Pabſtes aber war als der Freund des Kaiſers von deſſen Lager zurückgekommen. Die Wahl gerade dieſer Perſönlichkeit,

und der ganze Hergang bei der Synode und bei der Wahl, weiſen darauf, daß Alles eine zuvor abgemachte Sache war. Der Biſchof Scio ertheilte dem neugewählten Pabſte alle Weihen nach einander, und Kardinal Benedikt von Porto und Kardinal Gregor von Albano ordinirten ihn feierlich „zum höchſten und allgemeinen Pabſt der römiſchen Kirche“, im Jahre 963.

Wie in Theodora und ihrer Tochter Marozia, ſo war in ihren Söhnen und Enkeln, und ganz vorzüglich in Pabſt Johann XII., das immer in Rom vorhanden geweſene, im Hintergrund rührige, altrömiſche und altheidniſche Element kühn herausgetreten, und eine Zeit lang in der Herrſchaft geweſen. Noch Jahrhunderte lang nachher ergab es ſich von Zeit zu Zeit wieder, daß unter dem chriſtlichen Pabſtmantel der altheidniſche Geiſt lebte und in Herrſchaft war, und gerade die größten Kunſtſchöpfungen, womit das neue Rom ſich ſchmückte, verdankte daſſelbe gerade ſolchen Päbſten, welche, während ſie am Hochaltar die Meſſe laſen, in der Vertretung und Pflege des altheidniſchen Geiſtes den Glanz der Genialität ſuchten.

Der Kaiſer entließ den größeren Theil ſeines Heeres in die Heimath, und blieb nur mit einer kleinern Zahl Krieger in Rom zurück. Der abgeſetzte Pabſt wirkte durch ſeine geheimen Sendlinge in der Stadt; die Herrſchaft der Ausländer und der unter dem Druck der Ausländer erwählte Pabſt ſeyen eine Schmach für die Stadt. Gewiß iſt, Kaiſer Otto I. führte die Stellung des Kaiſerthums zum Pabſtthum gerade auf denſelben Punkt zurück, wo ſie geweſen war in den Tagen Karls des Großen. Er nahm in Anſpruch und übte alle Rechte, welche Karl der Große hatte, das Recht der Synodenberufung, das Recht, Päbſte und Biſchöfe einzuſetzen, das Recht, ſich ſelbſt ſeinen Nachfolger zu wählen.

Das hat Kaiſer Otto I. gethan. Es iſt eine Urkunde darüber vorhanden, die gar nichts ausſagt, als was der Kaiſer thatſächlich ausgeübt hat, und man begreift nicht, wie man die Aechtheit derſelben hat anzweifeln können. Kaiſer Otto war in der Lage, von ſeinem Pabſte Leo VIII. die Anerkennung dieſer Kaiſerrechte, als Bedingung ſeiner Wahl, in Form einer Urkunde zu fordern, und Leo war in der Lage, nicht verweigern zu können,

was thatſächlich geübt wurde; in einer Lage, worin das anzuerkennen zunächſt das Beſte war, für ihn ſelbſt nicht bloß, ſondern für die Kirche. Die, welche ſich die Sache anders vorſpiegeln, haben eben keine Anſchauung von der Wucht einer Gewaltigkeit, wie die Perſon Kaiſer Otto I. war, und eines großen deutſchen Heeres nach ſolchen Siegen, den ſo gewordenen Römern gegenüber. Jeder Pabſt mußte hier nachgeben, oder den Hieben des deutſchen Schwertes erliegen.

Viele gab es gewiß in Rom, welche die Sachlage nicht würdigten und die Herrſchaft der Ausländer haßten. Neben dieſen, die er für ſich hatte, und neben den früheren Genoſſen ſeiner Ausſchweifungen, ſuchte Johann XII. den Pöbel Roms dadurch zu gewinnen, daß er ihnen die Schätze der Kirche des heiligen Petrus und der übrigen Kirchen als Beute verſprach, wenn ſie den Kaiſer in der Stadt überrumpeln und den römiſchen Stuhl von einem Eindringlinge befreien. Gold hatte er bei ſeiner Flucht nicht viel mitgenommen, ſonſt wäre er auf ſo etwas nicht verfallen. Am 2. Januar 964 brach der Aufruhr für den abgeſetzten Pabſt aus; die deutſchen Ritter aber erſtürmten die Barrikaden an der Tiberbrücke unter der Engelsburg und jagten, ſo Wenige ſie waren, die Maſſen der feigen Römer mit ihren gewaltigen Schwertern wie Haſen vor ſich her.

Das Dämoniſche in dem altdeutſchen Recken Otto und in den Seinen war im Zug und hätte Rom mit Blut überſchwemmt, hätte nicht ſein Pabſt Leo ſich ihm zu Füßen geworfen und für Rom gefleht. Rom ſchwur aufs Neue dem Kaiſer.

Kaum war er weg, ſo gelang es den Umtrieben derjenigen römiſchen Frauen, welchen die Freuden am Hofe des Pabſtes Johann XII. wohlgefallen hatten, die Thorwachen zu verführen, Pabſt Johann war plötzlich in der Stadt, ſein Anhang um ihn, Pabſt Leo VIII. entrann mit Mühe, der abgeſetzte Pabſt Johann hielt eine Synode in der Peterskirche mit ſeinen Genoſſen, erklärte die Wahl und alle Handlungen Leo's VIII. für nichtig, die Synode vom vorigen Jahre für eine verruchte und kirchenräuberiſche, am 24. Februar 964, und ſprach den Bannfluch über Leo und ſeine Anhänger.

Die, deren er habhaft wurde, hatten zu büßen: dem Kardinal-Diakon Johannes ließ er die rechte Hand, dem Kanzler Azzo zwei Finger nebst der Nase abhauen und die Zunge ausreißen; der deutsche Bischof Odgar von Speyer wurde durch die Straßen gegeißelt, danach jedoch in Freiheit gesetzt, aus Schrecken vor dem annahenden Zorn des Kaisers. Einige Monate des Rachegenusses und der wüsten Lust hatte er noch durchlebt, als er über der Schändung einer Römerin von deren Gatten auf der That ergriffen, und von diesem auf den Tod geschlagen wurde, daß er verendete. Der Teufel habe ihn erwürgt und geholt, sagte man im Volke.

Die Römer wählten Benedikt V. zum Pabst. Kaiser Otto aber führte seinen Pabst Leo nach Rom. Benedikt, ein unschuldiger, demüthiger Mann, warf sich dem Kaiser zu Füßen, nannte sich einen Eindringling und bat um Gnade. Leo zerbrach den päbstlichen Stab desselben vor dem Volke, degradirte ihn zum Diakon und der Kaiser nahm ihn mit sich nach Deutschland. Da lebte der gefangene Pabst zu Hamburg, wo er im Jahre darauf starb. Aber auch Leo VIII. starb, und noch vor jenem.

Sein Nachfolger, Johannes XIII., wurde zwar vollkommen rechtmäßig erwählt, aber eigentlich doch vom Kaiser ernannt. Wie einst Nikolaus I., suchte sich Johann XIII. auf das Volk in Rom zu stützen, die Macht des hohen Adels in der Stadt zu brechen, und den Einfluß der Plebejer zu heben. Alle großen Päbste pflegten das demokratische Element, und von da an, wo eine große Politik nicht mehr Sache bloß einzelner Päbste war, sondern System des Pabstthums wurde, beginnen die demokratischen Zeiten der Kirche, und diese waren die großen Zeiten derselben.

Der Adel Roms wollte sich nicht einengen lassen. Den Grafen Rofred an der Spitze, überfiel der Adel den Pabst und sperrte ihn in die Engelsburg; später führte Rofred den Gefangenen nach Kampanien. Da blieb er zehn Monate, bis Johannes, der Sohn des Krescentius, Rofred tödtete, die demokratische Partei in Rom die Oberhand gewann, und der Pabst zurückkehren konnte. Als Kaiser Otto in Rom ankam, übte er schweres

Gericht. Die Schuldigen aus dem Adel, dazu gehörten auch die „Zehner“, ob ſie gleich die eigentlichen Magiſtrate des Volkes waren, wurden gegeißelt und dann theils geköpft, theils gehenkt, als „Gottesräuber und Majeſtätsbeleidiger“. So lang Johann XIII. lebte, blieb Rom ruhig, nach ſolchem Gericht. Nach ſeinem Tode 972, dem im nächſten Jahre der Tod des Kaiſers Otto I. folgte, wütheten die Kämpfe der ariſtokratiſchen und der demokratiſchen Partei wieder in Rom.

An der Spitze der demokratiſchen Partei ſtand das Haus der Krescentier. Krescentius, der Enkel jener Theodora, der Neffe der Marozia, unternahm es, Rom wieder zur alten Republik zu machen, eine große Natur, von wahrhaft nationaler Geſinnung. Längere Zeit waren die Päbſte zu Rom nur geiſtliche Verwalter neben Krescentius und dem ihm anhängigen Volke. Die Stellung des Krescentius muß von ſeinem nationalen Standpunkt aus gewürdigt werden, nicht vom deutſchen, am allerwenigſten nach dem, was die deutſchen Prieſter von ihm ſagen.

Als der deutſche König Heinrich II. zuſammentraf mit Romuald, dem Stifter und Reformator der Klöſter Italiens, einem ächten Italiener, welcher im Jahre 1027 ſtarb als hundertzwanzigjähriger Greis, und der ſtrengſte der Mönche ſeiner Zeit war: da forderte der alte Italiener den Kaiſer auf, „den Kirchen ihre Rechte zurück zu geben, den Gewaltthaten der Großen, der Unterdrückung des armen Mannes in Italien zu ſteuern“. Durch ganz Italien glühte ein tiefnationaler Haß gegen die Deutſchen, aber hervorgerufen durch die Brutalität vieler Deutſchen und ihre, mit Rohheit, nicht mit Feinheit, gehandhabte Gewaltherrſchaft, welche doppelt empfinden ließ, daß die Herrſchenden — Fremdlinge ſeyen.

Als der ſchwermüthige Kaiſer Otto III., der faſt noch als Knabe Kaiſer wurde, aber kein Kaiſer Friedrich II., am allerwenigſten des urkräftigen Otto I. ebenbürtiger Enkel war, ſeinen Vetter und Kaplan Bruno, den Sohn Herzog Otto's von Kärnthen und den Enkel der Luitgarde, der Tochter Kaiſers Otto I. und der Gemahlin Konrads von Franken, zum Pabſte wählen ließ, im Jahre 996, — da vertrieb Krescentius dieſen Pabſt,

der den Namen Gregor V. annahm, aus Rom, der italieniſche Nationalgeiſt den Deutſchen. Aber es war auch noch Anderes, was den wiedererwachten altrömiſchen Geiſt beleidigen mußte: fünfzehn Jahre alt war der Kaiſer, der den Pabſt aufdrang, und kaum vier und zwanzig Jahre alt war der deutſche Pabſt, der ſich aufdringen ließ. Das war kein Pabſt, wie trefflich auch ſein Charakter geweſen ſeyn möchte, um den Römern zu genügen in dieſen Wirren, den Römern, die Greiſe mit Jugendfriſche des Geiſtes oder Männer für den päbſtlichen Stuhl bedurften.

Man muß ſich nicht täuſchen laſſen durch herkömmliche Ausdrucksweiſe, wie die: „Geiſtlichkeit und Volk von Rom erkoren Pabſt Gregor V. in freier Wahl, und Kaiſer Otto hatte den römiſchen Geſandten ihn zuvor als den Mann ſeiner Wahl bezeichnet.“ Die Wirklichkeit iſt: Kaiſer Otto hatte ſeinen Vetter nach Rom geleiten laſſen, mit der Weiſung, daß das der künftige Pabſt ſey.

Kaiſer Otto führte den von Krescentius vertriebenen Pabſt Gregor V. nach Rom zurück, verſprach den Römern, den Sitz des Reiches nach Rom zu verlegen, was ihm Ernſt war, wandte damit die feilen Römer von Krescentius ab, belagerte die Engelsburg, worin ſich Krescentius hielt, ſagte dieſem Helden Roms Leben und Freiheit zu für die Uebergabe der Burg, wie alle italieniſchen Zeitgeſchichten behaupten, brach nach der Uebergabe den Eid, ließ dem Führer der römiſchen Nationalität auf der Engelsburg den Kopf abſchlagen, und den Leichnam von den Zinnen herabſtürzen, dann an den Füßen an einem Galgen auf dem Monte Mario Angeſichts der Stadt aufhängen; Stephania aber, des Krescentius Gemahlin, als gute Beute dem deutſchen Kriegsvolk überliefern. „Unter den Schändungen deſſelben, zu denen ſie ausgeliefert wurde, gab dieſe Frau den Geiſt auf,“ ſagt Arnulf in ſeiner Geſchichte von Mailand.

In dem nationalen Pabſt war zuvor Pabſtthum und Kaiſerthum entwürdigt worden.

Krescentius und die Römer hatten ſtatt des jungen Pabſtes Bruno, den Vetter des Kaiſers, Johannes, den Erzbiſchof von Piacenza, für ſich zum Pabſte gewählt. Dieſer Pabſt Johan-

nes XVI. war ein Staatsmann, der Vertraute der Mutter des Kaiſers: er hatte den Kaiſer und den jungen Pabſt Gregor V. aus der Taufe gehoben, und war von jeher, wie des Kaiſers Mutter ſelbſt, eines der Häupter der italieniſchen Nationalpartei. Um ſo lächerlicher iſt die Beſchuldigung, die bis jetzt auf Grund einiger Worte deutſchen Haſſes gedankenlos nachgeſchrieben wurde, daß Johannes XVI. ſeine Wahl und Anerkennung als Pabſt von Kreſcentius und den Römern mit vielem Geld erkauft habe.

Ganz anders ſtellt ſich freilich die Sache vom deutſchen Standpunkt aus: Johannes XVI. wollte die Kaiſerkrone des Abendlandes wieder dem griechiſchen Kaiſer zuwenden; dadurch hätte die Geſtaltung Deutſchlands und Italiens ſich geändert, dadurch war das ſächſiſche Königshaus, alſo Otto III., ſehr beleidigt, und des Kaiſers und Gregors V. Diener hieben dem gefangenen Gegenpabſt Johannes XVI. Naſe und Ohren ab, ſtachen ihm die Augen aus und führten ihn ſo nach Rom. Lächerlich iſt, daß dem nationalen Pabſte zum Verbrechen gemacht wurde, er habe in ſeiner Vertheidigung Roms gegen die Fremden ſelbſt das Gold und Silber der Kirchen Roms eingeſchmolzen, „gottesräuberiſch“, um damit Vertheidiger und Vertheidigungsmittel zu bekommen.

Der knabenhafte Kaiſer und der nicht viel klügere Pabſt Gregor V. freuten ſich, daß der Gegenpabſt ſo im Kerker lag. Da trat ein Greis vor ſie, der Abt von Grota Fernata, Nilus, gegen neunzig Jahre alt, ein Mann von unbegränztem Einfluß auf das chriſtliche Volk Italiens, ſo ſehr, daß der Knaben-Kaiſer und der Jüngling-Pabſt auf die erſte Kunde, der Alte habe ſeine Einſiedelei verlaſſen und nahe Rom, ihm entgegen eilten, voll Demuth die Hände küßten, und ihn in ihrer Mitte nach dem päbſtlichen Palaſte führten.

„Nicht um irgend eine Ehre für mich zu erbitten,“ ſprach der Alte, „kam ich zu euch. Selbſt dem Tode nahe, zog ich hieher, nur eures unvergänglichen Ruhmes willen. Ueberlaßt mir jenen blinden unſeligen Mann, der, einſt der Vertraute einer Kaiſerin, euch aus der Taufe hob, euch ſelbſt der Erlöſung aus der Nacht der Sünden theilhaftig machte, jetzt aber, herabgeſtürzt

von dem Gipfel des Glücks, in trauriger Finsterniß der Verzweiflung preisgegeben ist. Gebt ihn mir, anstatt ihn im Kerker verschmachten zu lassen.“ Kaiser und Pabst sagten ihm das zu, wenn Nilus in Rom bleibe, und der Alte nahm es an. Der geblendete Pabst Johannes XVI. wurde aus dem Kerker herbeigeholt. Als der augenlose, erfahrene Priester vor den unerfahrenen, durch den Kaiser gemachten Pabst trat, in priesterlichem Gewand, und mit Worten, welche dieser nicht hören mochte, vergaß sich Gregor V. so weit, daß er über den augenlosen Mann herfiel, ihm mit eigenen Händen das Priesterkleid zerriß und schrie, man solle ihn fortschaffen. Als die Höflinge den Pabst des Kaisers so sahen, und die Römer, welche höfisch geworden waren, da fielen sie über den Unglücklichen her, setzten ihn verkehrt auf einen Esel, statt der Kleider mit einem befiederten Schlauch um Haupt und Brust, den Hals mit Schellen geziert, die Hände unter den Schweif des Thieres gebunden, und führten ihn unter allerlei Hohn durch die Stadt, zuletzt in den Kerker zurück.

Bei dem, wie sich der Pabst Gregor V. dem Augenlosen gegenüber benahm, war der greise Nilus zugegen. Schweigend ging er, als er dieses Unwürdige sah, hinweg. Auch der schwachköpfige knabenhafte Kaiser hatte dem Auftritt angewohnt. Aengstlich schickte der Kaiser dem so sich entfernenden Greis einen Erzbischof nach, ihn zu besänftigen. In heiligem Zorn wandte sich der Alte an den Höfling im Erzbischofskleid: „Sage deinem Pabst und deinem Kaiser: was nun geschehen ist, ist eine Beleidigung nicht gegen mich, sondern gegen Gott, um dessen Liebe willen sie mir den blinden Mann bereits überlassen hatten. Wie sie dem nicht Barmherzigkeit erwiesen haben, welchen Gott in ihre Hände gegeben hat, so wird der himmlische Vater auch ihrer nicht schonen.“

Der Alte eilte weg aus Rom, Johannes XVI. endete im Kerker. Aber gerade ein Jahr nach der Weissagung des Alten war Pabst Gregor V. todt, unerwartet, in seinem sieben und zwanzigsten Lebensjahr; an heimlich beigebrachtem Gifte, sagen spätere Geschichtschreiber. Am 24. Januar 1002 war auch

Kaiſer Otto todt, noch nicht zwei und zwanzigjährig, kinderlos, vielleicht, aber ſchwerlich, vergiftet; „er hatte die Nächte unter Gebeten und in Thränenſtrömen zugebracht, vom Gefühl ſeiner Sünden geängſtigt.“

So ein Kaiſer und ſo ein Pabſt wurden mit Recht ſchnell von Gott hinweg genommen: der Eine hatte ſo wenig als der Andere einen Begriff von der Stellung eines Pabſts und eines Kaiſers, und Beide hatten in dem Pabſte Johannes **XVI.** weniger den Unglücklichen, als das Pabſtthum und das Kaiſerthum, ſich ſelbſt, geſchändet.

Nicht an und für ſich der deutſche Name war es, was den deutſchen Pabſt dem Römer widrig machte; wo Einer nicht verletzend auftrat, galt er Alles, wenn er Alles zu gelten geiſtig vermochte, trotz ſeines deutſchen Namens; denn war er auch in Italien geboren, der Mann, welcher Hildebrand hieß, war nach Namen und Urſprung ein Deutſcher für jedes italieniſche Ohr, das nicht geradezu taub war für deutſche und italieniſche Klänge.

Sieben und dreißigſtes Kapitel.

Der Kanzler des römiſchen Stuhles, Hildebrand.

Noch vor ſeinem Tode hatte Kaiſer Otto ſeinen geliebten Lehrer zum Pabſte wählen laſſen. Das war Gerbert, trotz des deutſchen Namens nur noch ein Halbfranke, ein Franzoſe; von unbekannten Eltern niedrigen Standes zu Aurillac geboren, war er zuerſt in der daſigen Kloſterſchule erzogen worden, dann hatte er Spanien bereist und namentlich in Cordova, wo unter den Kalifen die ſarazeniſche Wiſſenſchaft in ſchöner Blüthe ſtand, ſeinen Geiſt zu den Füßen der arabiſchen Lehrer mit Kenntniſſen bereichert, wie ſie damals Niemand in der Chriſtenheit hatte. Er wurde angeſtaunt bei ſeiner Rückkehr wegen ſeiner wunderbaren Wiſſenſchaft in Mathematik und Mechanik, als Aſtralog und als Redner. Er war auch der „klügſte und genialſte Mann ſeiner

Zeit". Noch lange zeigte man in Magdeburg die aſtronomiſche Sonnenuhr, die Gerbert dort gearbeitet hatte. Durch ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt erſchien er dem Volk als übermenſchlich; ebenſo ſtaunte das Volk ſein Glück an, das ihn von ganz unten durch eine ränkevolle und vielbewegte Laufbahn auf die Erzbiſchofsſtühle von Rheims und Ravenna, von da auf den päbſtlichen Stuhl nach Rom führte. Das dreifache R, Rheims, Ravenna, Rom, galt ihm in der Welt als der myſtiſche Buchſtabe ſeiner Lebensgeſchichte; noch hat man einen Vers, den er ſelbſt darauf gemacht haben ſoll. Den Römern galt dieſer gelehrte Pabſt, welcher den Namen Sylveſter II. annahm, als ein Zauberer, und als ein Deutſcher; weil die Deutſchen ihn verehrten, und er zu hoch im Wiſſen über ſeinem Zeitalter, vollends über dem damals ganz barbariſch gewordenen Rom, ſtand. Er ſaß zu kurz auf dem päbſtlichen Stuhl, von 999 bis 1003, als daß er tiefe Wirkungen in der Kirche hätte zurücklaſſen können. Nachdem der Kaiſer im Jahre 1002 geſtorben war, gebrach es ihm an der äußeren Macht; auch ſtarb er dem jungen Kaiſer ſchon im Jahre darauf nach.

Hatte ſchon zu ſeinen Lebzeiten der Haß unwiſſender Mönche und die Volksſage ſich ſeiner Perſon bemächtigt, ſo machten beide mit einander nach ſeinem Tode aus ihm das „Vorbild des Fauſt".

Auch dieſen Pabſt hat nach der Mönchs- und Volksſage der Teufel geholt. Alles, Wiſſenſchaft und Ehren, habe er in ſeinem Leben erlangt durch Hülfe des Teufels, zuletzt ſogar das Pabſtthum, unter der Bedingung, daß er nach ſeinem Tode ganz dem zu eigen ſey, der ihm im Leben zu Allem helfe. Die bekannte Chronik des Martinus Polonus von Coſenza erzählt dieſe Sage vom Bunde Gerberts mit dem Teufel und ſeinem Leben und Ende ſehr naiv, im Einzelnen.

Jahrhunderte lang war es Glauben im Volke, „in dem Schweiße, oder vielmehr in dem Feuchtwerden des Grabes Sylveſters in der Laterankirche ergeben ſich untrügliche Vorzeichen des Todes eines Pabſtes; beſonders raſſeln Sylveſters Gebeine jedesmal, wenn ein Pabſt ſterbe." — „Das deute die Grabſchrift Sylveſters II. ſelber an," ſagt die Chronik des Martinus Polonus.

Sylvesters Grabmal ist heute nicht mehr vorhanden, aber die Grabschrift noch, auf die sich der Mönch Martinus beruft. Es sind die zwei ersten Zeilen dieser Grabschrift, deren Mißverstand Mönchsunwissenheit und Volksaberglauben auf die Ansicht und Sage brachten, wenn die Gebeine Sylvesters sich hören lassen, sterbe ein Pabst. Diese Zeilen sagen aus, „der Ort, wo Sylvesters Gebeine begraben liegen, werde diese dem Herrn der Welt bei seiner Zukunft übergeben, beim Schall der Posaunen des Gerichtes". Dieser letzte Gedanke ist so kurz ausgedrückt, daß Unwissenheit und Aberglaube daraus machte, „dieser Ort (die Gruft) werde jedesmal einen Schall hören lassen, wenn ein neuer Herr der Welt auf den Stuhl Petri komme".

Wie mit diesem „Rasseln der Gebeine Sylvesters", ist es mit gar vielen heiligen und unheiligen Sagen in der Kirchengeschichte.

Nach dem Untergang des Kaiserhauses der Ottone besetzte der Großadel von Rom, im Kampfe mit der Volkspartei, den päbstlichen Stuhl, nach kurzen Zwischenräumen, in welchen Päbste der Volkspartei regierten, von denen wahrscheinlich einer dem Krescentius die schöne, erhaltene Grabschrift in der Pankrazkirche setzte. Vom Jahre 1012 an war im Hause der Grafen von Tusculum der heilige Stuhl erblich, bis zum Jahre 1044. Benedikt IX. bestieg diesen Stuhl als ein Knabe. Er hatte ihn ererbt von seinem Verwandten Johann XX., dem Bruder Benedikts VIII., Grafen von Tusculum. Dieser Johann XX. war an einem und demselben Tage, durch Bestechung der Wähler mit Geld, erstens Stadtpräfekt und zweitens Pabst geworden, hatte zehn Jahre den heiligen Stuhl inne, ging dann zur Buße für ein lasterhaftes Leben in ein Kloster, und ein anderer Sprößling seines Hauses, eben Benedikt IX., folgte ihm, ein so lasterhafter Bube, daß ihn, als zu lasterhaft, sogar das Volk Roms verjagte, und Sylvester III., den Kardinal-Bischof von Sabina, zum Pabste wählte.

Damit die Welt recht sehe, wie sehr der apostolische Stuhl eine Beute der Parteien sey, vertrieben die Grafen von Tusculum den Pabst Sylvester III., und führten Benedikt IX. mit dem

Schwert zurück. Dieser änderte sein Leben nicht, verliebte sich in die schöne Tochter eines Adelichen, und beschloß, als Pabst sie zu heirathen; der Vater sagte ihm die Hand seiner Tochter zu, wenn er, wie der Erzpriester Johann Gratian rathe, abdanke und Privatmann werde. Benedikt dankte ab, erhielt aber die Geliebte doch nicht zur Frau, und seine Verwandten hoben ihn wieder auf den päbstlichen Stuhl. Jener Erzpriester Johann Gratian aber ließ sich nun selbst auch zum Pabste wählen, unter dem Namen Gregor VI. Er hatte viel Geld „zur Ausbesserung schadhafter Kirchen und zu milden Werken" jahrelang ersammelt: mit diesem Gelde bestach er die Häupter der Volkspartei, daß sie ihn wählten.

So saßen drei Päbste zu gleicher Zeit zu Rom, Benedikt IX. im Lateran, Sylvester III. auf dem gegenüber liegenden Hügel zu St. Maria Maggiora, Gregor VI. in der Peterskirche. In Rom selbst war die Verwirrung größer als irgendwo in der Christenheit: mit den Opfern der Gläubigen wurde geschwelgt, Raubüberfälle und Morde geschahen an den Schwellen der Kirchen und blutige Gefechte an den Gräbern der Apostel. Die Wallfahrten nach Rom hörten zuletzt ganz auf. „Rom ist entheiligt!" so lautete es durch die ganze Christenheit.

Von der Verachtung des Volkes zusammengedrückt, verkaufte Benedikt IX. sein Pabstthum an Gregor VI. um Geld. Sylvester III. wurde aus Rom vertrieben, und Gregor VI., der Pabst der siegreichen Volkspartei, stellte Ruhe bis auf einen gewissen Grad in Rom wieder her.

Da kam der deutsche König, Heinrich III., hielt inmitten seines Heeres eine Synode zu Sutri im Jahre 1046. Er ließ die drei gleichzeitigen Päbste absetzen, und den deutschen Bischof Swidger von Bamberg führte er, auf Bitte der Römer, nach eigener Einsicht einen Pabst zu wählen, ohne Weiteres mit eigener Hand auf den päbstlichen Thron, der nun Pabst Clemens II. hieß. Nach neun Monaten war dieser Pabst todt; er starb bei Pesaro, wie man sagt, an Gift. Jetzt ließ der von ihm zum Kaiser gekrönte Heinrich III. auf dem Reichstage zu Worms seinen Vetter Bruno aus dem Elsaß, den Bischof von Toul, zum Pabste wählen, als Leo IX.

Zwischen hinein hatte der ebenfalls von ihm zum Pabste gemachte Damasus II. nur drei und zwanzig Tage noch gelebt. Er war ein Bayer gewesen. Nach Leo's IX. Tode machte der Kaiser zu Mainz Gebhard, den Grafen von Calw, den Bischof von Eichstädt, als Viktor II. zum Pabste, ebenfalls seinen Verwandten.

Doch wirkte bei Viktors Wahl ein Mann vorzugsweise mit, der nicht kaiserlich gesinnt war, und diesen Gebhard gerade darum gerne auf den römischen Stuhl brachte, weil derselbe bisher ein Mittelpunkt der deutschen Bischöfe gewesen war, welche gegen die Macht des Pabstes über die Bischöfe anstrebten. Er stellte ihn selbst in das Pabstthum hinein, brachte ihn so in eine andere Richtung, die deutschen Bischöfe verloren so ihren Führer, und die deutschen Gegenbestrebungen gegen das seit Leo IX. wieder auferstandene Pabstthum wurden so in ihrem ersten Werden durchbrochen.

Dieser Mann hatte schon seit neun Jahren thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, die katholische Kirche geleitet, in großartigem Style, wie es kaum zuvor gesehen worden war, aber ohne daß er es zur Schau trug, wie sehr er der leitende Geist war.

Dieser Mann war bei der Wahl Leo's IX. auf dem Tage zu Worms zugegen, als ein einfacher römischer Mönch. Pabst Leo wollte diesen römischen Mönch in sein Gefolge aufnehmen, im Begriff, nach Rom zu gehen. Der einfache Mönch weigerte sich, in die Dienste dessen zu treten, der nicht nach den Gesetzen der Kirche, sondern durch weltliche Gewalt Pabst geworden sey.

Dieser Mönch war Kaplan des abgesetzten Gregors VI. gewesen und mit diesem nach Deutschland in die Verbannung gegangen. So hatte ihn der neue Pabst Leo IX. bemerkt, so jung derselbe noch war. Dessen Wort, ein rechtmäßiger Bischof könne nur von Geistlichkeit und Volk der Diözese gewählt werden, hatte so tief auf Leo IX. gewirkt, daß er auf den Rath dieses Mönchs als Pilger nach Rom zog, und sich von Geistlichkeit und Volk Roms erst rechtmäßig zum Pabst wählen ließ.

Bei Leo's Tode war dieser Mönch Subdiakonus der römi-

schen Kirche und zu deren einstweiligem Verwalter von dem sterbenden Pabste bestellt. Er war nach Mainz gekommen an der Spitze der römischen Gesandtschaft, die sich geradezu vom Kaiser den Bischof Gebhard zum Nachfolger Leo's erbat.

Dieser Mann war aus ursprünglich deutschem Blute, wahrscheinlich zu Saona geboren, der Sohn eines Handwerkers, ungewiß, ob eines Schmieds oder eines Zimmermanns. Seine früheste Bildung hatte er im Kloster Clugny in Burgund empfangen. Mehr als einmal erschienen ihm im Traume die Apostel Petrus und Paulus, und forderten ihn zum thatkräftigen Wirken für die Kirche auf. Mit Schwärmerei glaubte er an die leibhafte und beständige Gegenwart Jesu im Sakrament des Abendmahls; mit Schwärmerei verehrte er die jungfräuliche Mutter des Herrn. Die Reinigung und Befreiung der Kirche war sein Gedanke bei Tag und bei Nacht.

Der Name dieses Mannes war — Hildebrand.

Es war in ihm, wenn er gegen Mißbräuche in der Kirche auftrat, eine so außerordentliche Kraft des Geistes, daß einst ein meineidiger Bischof vor dem bloßen Blicke Hildebrands zerknirscht zusammensank, und die erschütterten Gewissen darin ein Wunder sahen.

Während Leo IX. nach kurzem thätigem Umherreisen in Deutschland und Ungarn, erschreckt durch den Widerstand der deutschen Bischöfe gegen Manches, was er wollte, zu Benevent betete, seinen Leib abtödtete, einen Teppich auf der Erde zu seinem Bett, einen Stein zu seinem Kissen hatte, Werke der Barmherzigkeit übte, jeden Tag „eine Reihe Psalmen sang und eine große Zahl von Gebeten sprach", — stand der gleich Anfangs zum Kardinal-Subdiakon erhobene Hildebrand an der Spitze der Kirche und der Geschäfte. So war es auch unter dem viel kräftigeren Pabste Viktor II., und unter dessen Nachfolgern, Stephan IX., Nikolaus II., Alexander II.: — Hildebrand war der Kopf und der Arm des römischen Stuhles so sehr, daß man sich gewöhnt hat, „von Päbsten unter Hildebrand" zu sprechen, weil diese Päbste nur die Namen hergaben für Hildebrands Thaten, für Durchführung seiner Reformen in der Kirche der Christenheit. Dieser

Kanzler des apoſtoliſchen Stuhles hatte ſich ein Syſtem deſſen gemacht, was anders werden mußte, wenn das Pabſtthum das werden ſollte, was es werden konnte, weltherrſchend und Völker gegen Fürſten, die Freiheit gegen den Despotismus ſchützend, eine Tyrannenwehre und eine Pflege der Kunſt und Wiſſenſchaft, chriſtlicher Sitte und Zucht, bürgerlicher Entwicklung in Zeiten roher Gewalt des kriegsmänniſchen Degens.

Hildebrand erſt iſt der eigentliche Gründer der Weltherrſchaft des päbſtlichen Stuhles, der „Heros der Hierarchie“; aber in einem ganz anderen Sinne ein Hierarch, als man gewöhnlich die Hierarchen thätig ſieht und darum den ſittlichen und geiſtigen Werth derſelben würdigt. Hildebrand war der größte Mann ſeiner Zeit, und ohne Frage der größte unter den Päbſten.

Unkenntniß der Zeitbedürfniſſe und der Geſchichte überhaupt, Fanatismus beſchränkter Proteſtanten, welche ſich nicht zum Begreifen des Hildebrand'ſchen Standpunkts in ſeiner Zeit erheben konnten, namentlich auch rationaliſtiſche Katholiken, haben dieſe große Geſtalt des vieljährigen Kanzlers der römiſchen Kirche und nachmaligen Pabſtes mit albernen Mährchen und trüben Dünſten umwölkt; nicht der vernünftige, ſondern der flache Liberalismus hat ihn ſogar angeſchwärzt, als wäre er der eigentliche Repräſentant des Despotismus, des geiſtigen und leiblichen Drucks, der Beförderer der Knechtſchaft. Dieſer Liberalismus unſeres Jahrhunderts wußte nicht, daß die Kapelle zu Salerno einer der freieſt geſinnten Männer des Mittelalters, Johann von Procida, ſpäter ausmalen ließ, weil unter ihrem Altare die Gebeine des großen Tribunen der Völker, des Handwerkerſohnes Gregors VII., ruhten.

Die Heroen der Weltgeſchichte kennzeichnen ſich dadurch, daß ſie einen Wendepunkt in der Kultur der Menſchheit bezeichnen. So einen Wendepunkt bezeichnet Luther; ſo einen Wendepunkt bezeichnet Gregor VII.; jeder von beiden für ſein Zeitalter. Beide waren Reformer in Kirche und Staat, und in Vielem viel weniger verſchieden, als man gewöhnlich meint, nicht bloß in ihrem Streben für ihre Zeit, ſondern im perſönlichen Charakter, ja in der Naturanlage beider; jeder war der Mann ſeines Zeitalters.

Wie Luther nur als der Mann seiner Zeit und von seinem Standpunkt aus zu würdigen ist, so ist es auch Gregor VII. Was im eilften Jahrhundert gut und bewundernswerth war, würde es, wenn es im neunzehnten Jahrhundert gethan würde, nicht eben so seyn. Was nothwendig war in der damaligen Zeit für das Wohl der Menschheit, und für die Bildung, kann in unsern Tagen, wo es angewandt wird, als Verbrechen an der Menschheit, als Verrath an der Bildung verabscheut werden. Andere Zeiten und andere Schäden, andere Aerzte und andere Mittel, heißt es auch hier. Die Geschichte aber zeugt, daß Gregors VII. Thun der Freiheit und dem Rechte der Völker half, und es verliert dieses Thun nicht dadurch, daß, in der Neuzeit angewendet, Gregors VII. Mittel die Volks- und Geistesfreiheit tödten, während dieselben Mittel vor bald einem Jahrtausend die Freiheit zu beleben anfingen, und jenes schöne, industriereiche Städtewesen in Ober- und Unteritalien sich bildete, von wo aus dasselbe erst nach West, Nord und Ost über die Alpen kam.

Mit Gregor VII. bestieg das folgereichste Prinzip für die geistige und bürgerliche Entwicklung der Menschheit den päbstlichen Stuhl, das Prinzip, daß lediglich, ohne alle Rücksicht auf Geburt, der Herrschenswürdigste herrschen solle; und dieser Grundsatz wurde durch ihn und seit ihm der herrschende in der katholischen Christenheit durch alle christlichen Lande und Völker. Die katholische Kirche war dadurch mächtig, so lange sie diesen Grundsatz einhielt; sie fing zu sinken an mit dem Anfang des Abfalls von diesem Grundsatz.

Gerade das Demokratische dieses Grundsatzes beförderte die Aristokratie des Geistes; und die christliche Kirche wiederholte längere Zeit damit die Bestrebungen und Erfolge der Republiken der antiken Welt.

Einheit und Herrschaft des Geistes in der christlichen Welt war es, wovon Gregor VII. ausging. Wo ein Gedeihen seyn soll, da muß der Geist herrschen. Es ist ein Unterschied zwischen Geistigkeit und Geistlichkeit; nicht die Geistlichkeit an und für sich sollte zur Herrschaft kommen, sondern das Geistige

nur das wollte zunächst Hildebrand; aber in dieser rauhen, zuchtbedürftigen Zeit des Feudalwesens war in der Geistlichkeit theils bereits die einzige Vertretung des Geistigen vorhanden, theils wollte Hildebrand eben in der vielfach auch ungeistigen Geistlichkeit den Geist zur Herrschaft bringen, indem er dem geistigen Werthe, ohne alle Rücksicht auf Familie und Verbindungen, allein den Zugang zu den geistlichen Stellen öffnete, und dem Sohne des Bettlers die Aussicht auf die höchste Würde der Kirche und die Bahn dazu aufthat.

Nicht eine ewige *unwandelbare* Verfassungsform für die Kirche hat Hildebrand geben wollen, sondern etwas, was für die Gegenwart und die nächste Zukunft nothwendig war. Nichts von Allem, was er wollte, hat er als etwas für Ewigkeit Geltendes hingestellt. Gerade weil er die Entwicklung des christlichen Lebens nicht hemmen, sondern fördern wollte, hat er seine Maaßregeln als vorübergehende durchgeführt und nie daran gedacht, das Gepräge des kirchlichen Lebens, welches für seine Zeit gut war, als ein *ewig nothwendiges* der fernsten Zukunft aufdrücken zu wollen; dazu war Hildebrands Auge zu scharf, sein Wollen zu uneigennützig rein.

Nicht als ob nicht Geistern, welche die nächsten Bedürfnisse ihres Zeitalters durchschauen, der Blick in die fernen Jahrhunderte und ihre Bedürfnisse verschleiert seyn könnte. Aber ein Mann wie Hildebrand, welcher, geistig und sittlich zugleich, so hoch über seiner Zeit stand, sieht über sein Jahrhundert hinaus, und die Entwicklung der Dinge, die rückwärts liegt, läßt ihn schließen auf die Entwicklung, die vor ihm, in der Zukunft, liegt. Nicht er hat geirrt, sondern die spätere Kirche hat geirrt, welche, was im *Mittelalter* am Platz war, als etwas *ewig* Nothwendiges, als das allein christliche Gepräge für alle Zeiten festhalten wollte, statt von dem Bau der Hierarchie, den Hildebrand für *Zeitzwecke* aufgeführt hatte, nach erreichten Zwecken und bei veränderter Zeitlage, entgegenkommend den Bedürfnissen der neuen Zeit, Stein um Stein friedlich wieder abzutragen.

Die Bedürfnisse der christlichen Welt für sein Zeitalter hatte Hildebrand wie Keiner erkannt, und wenn er der Geistlichkeit

Opfer zumuthete, namentlich das Opfer des häuslichen Glücks, so war es nicht Härte bei ihm, sondern die Ueberzeugung seines durchdringenden Verstandes in ihm, daß bei solchen Zeitverhältnissen die Zwecke für das große Ganze, für Kirche und Staat der Christenheit, anders nicht erreicht werden können, als durch diese Opfer — so, wie einmal die Sachen lagen in fast allen Theilen der christlichen Welt.

Ohne Gregors Reformen mußte mit Nothwendigkeit die Kirche einer sie auflösenden Barbarei, der Staat einem noch wüsteren Absolutismus des Königthums entgegengehen, als im Morgenland und in Byzanz, einer Auflösung aller Freiheit, einer Erstickung aller Kulturkeime. In so hohem Grade hatte sich bereits der Einbruch dieses Verderbens durch das Zeitalter über ganz Europa hin gelegt.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Lage der Kirche und des Staats.

Unter den Päbsten Viktor und Stephan war Hildebrands Einfluß und Ansehen täglich höher gestiegen, aber auch der Haß derer, die seinen Reformplanen entgegen waren, in Rom, in ganz Italien, in Frankreich und Deutschland, der Haß Weltlicher wie Geistlicher gegen ihn. Schon hatte der Kanzler Hildebrand auf mehreren Synoden in und außerhalb Italien sich aufs Schärfste gegen die „Simonie" und die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit erklärt. Simonie hieß seit alter Zeit der Kauf und Verkauf geistlicher Aemter um Geld.

Dieser Handel mit geistlichen Aemtern hatte den äußersten Grad der Schamlosigkeit erreicht.

Vom Bisthum bis zur niedersten geistlichen Stelle herab wurde jedes Amt um Geld verkauft und gekauft. Die Könige hatten den Vorgang in dieser Niederträchtigkeit gemacht. Verworfene Finanzräthe hatten dem Geldmangel der königlichen Kasse

dieſe Zuflüſſe zugeführt: für die Vergabung eines Bisthums wurden große Summen gefordert, welche in die Kaſſen der Könige floßen, und viele Biſchöfe ſuchten den Erſatz ihrer Einkaufsgelder — in dem Verkauf der durch ſie zu vergebenden Kirchenämter. In den fürſtlichen Einnahmequellen fanden ſich als ſtehende Rubrik Einkünfte aus dem Erlös des Bisthümerverkaufs. Den Königen thaten es die kleinen Fürſten und die Städte nach, zunächſt die Biſchöfe in den Städten. In Mailand wurde jedes geiſtliche Amt zu einer Art Aufſtreich feil geboten, und ſo kam es, daß der mailändiſchen Geiſtlichkeit öffentlich vorgehalten werden konnte, „die einen Geiſtlichen ziehen mit Hunden und Sperbern der Jagd nach im Lande herum, andere halten Wirthshäuſer und Krambuden, wieder andere haben ihre Aemter in Pacht und Afterpacht gegeben, und laſſen ſich, ohne zu amten, von den Pächtern bezahlen, und faſt alle durch einander leben ungeſcheut mit „öffentlichen Frauen", mit „Huren", ein ſchändliches Leben."

Wie hier in Mailand mit der Beſetzung der niederen Stellen, ſo ſah es auf Seiten des Königthums aus mit der Beſetzung der Bisthümer, und zwar noch unendlich ſchamloſer unter dem unglückſeligen Heinrich IV., an welchem ſich ſchrecklich in das Bewußtſeyn der Menſchen das Bibelwort eingeäzt hat: „Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt." Der Knabe Heinrich IV. vergab Bisthümer an Knaben und Halbknaben, und die Einkünfte davon vergeudeten ſie mit einander an lüderliche Dirnen: die Buhlerinnen des knabenhaften Jünglings, welcher König der Deutſchen war, Heinrichs IV., gingen öffentlich umher mit den Edelſteinen, welche dieſes Heinrichs Leichtfertigkeit aus den Kirchengefäſſen des Altars und des Taufſteins und aus den Kronen der Marienbilder, womit Gefäſſe und Bilder der fromme, ſich ſelbſt entäußernde Glaube der Vorzeit geſchmückt hatte, nehmen ließ, und lachend ſagten ſich dieſe Genoſſen ihrer Freuden, daß die edeln Steine jetzt in beſſere Geſellſchaft gebracht worden ſeyen.

Wo im Geiſtlichen die Fäulniß ſo groß war, war natürlich die Fäulniß der Geſellſchaft eine ungeheuerliche. Die Einzelheiten hat die Geſchichtſchreibung jener Zeit urkundlich aufbewahrt. Dieſe

überſteigen unſere Begriffe von Sittenloſigkeit, ſo ſehr wir eines Montanus bedürften; es war Sittenloſigkeit in einem höchſten, unglaublichen Grade. Der Kanzler des apoſtoliſchen Stuhls, der Zimmermannsſohn Hildebrand — was ſah er unter ſich von ſeiner Höhe? Eiſernen Despotismus, welcher voll Frivolität, wie der vierte Heinrich in ſeiner Jugend, mit zermalmendem Fuß auf die Rechte der Kirche und des Staates treten wollte, nicht bloß der Großen, ſondern auch des Volkes; denn erſt in der Bedrängniß durch die Fürſten ſpielte der vierte Heinrich den Freund des Volkes, und man muß ſich ſehr hüten, durch die augenblicklichen Farben, in welchen dieſes Kamäleon mit der Königskrone auf dem Haupt ſpielt, ſich blenden zu laſſen.

Was ſah der Kanzler des apoſtoliſchen Stuhles weiter? Nicht bloß von Königen, ſondern von allen Höhergeſtellten „das Volk in den Staub getreten; die Religion verhöhnt; die durch die Aufführung ihrer Diener ſchon geſchändete Kirche noch mehr durch die von Seiten des Königshofs ihr zukommende Behandlung ſelbſt in den Augen des Volkes verächtlich geworden; die alten Reichs- und Kirchengeſetze ohne Kraft; das ſittliche Blut der ganzen Geſellſchaft vergiftet; die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit durch die gäng und gäbe, freche Willkür des nächſten Beſten, der gerade Gewalt hatte, im Bewußtſeyn der Zeit geradezu ausgelöſcht oder wenigſtens verwirrt".

Dieſer ſo vielſeitig in äußerſtem Grade verdorbenen Zeit gegenüber fand ſich Hildebrand, ein vor dem quellenkundigen Auge des Feindes wie des Freundes unantaſtbar ſittlicher Charakter, ein Mann, der zugleich der größte politiſche Kopf ſeines Zeitalters war.

Hildebrand that als Kanzler ſchon dagegen, was ihm in dieſer Stellung möglich war; er ſetzte namentlich die Wahl nur ſolcher Päbſte durch, welche für ſeine Reformen waren. In ſeiner Abweſenheit gelang es nach dem Tode des Pabſts Stephan IX. den Gegnern Hildebrands in Rom, einen Pabſt nach ihrem Sinn in der Perſon Benedikts X. auf den apoſtoliſchen Stuhl zu erwählen. Hildebrand kam, vernichtete die Wahl und ſetzte im Einverſtändniß mit dem Kaiſerhofe den durch Tugend und Wiſſen-

schaft leuchtenden Erzbischof Gerhard von Florenz als Pabst Nikolaus II. auf den Stuhl.

Der mit Hildebrand befreundete Herzog Gottfried von Lothringen, welcher die Wittwe des Markgrafen von Toskana, Beatrice, geheirathet hatte, führte diesen Pabst Hildebrands mit den Waffen nach Rom, und Benedikt X. unterwarf sich. Beatrice und ihre Tochter Mathildis waren begeisterte Verehrerinnen und Vertraute Hildebrands. Herzog Gottfried hatte der Kanzler dadurch noch ganz für sich gewonnen, daß er des Herzogs Bruder — das war Stephan IX. — zum Pabste gemacht und in dieses Pabstes Seele den Gedanken entzündet hatte, Herzog Gottfried zum Kaiser zu krönen, und in Italien wieder ein nationales italienisches Kaiserthum zu begründen. Da Stephan nur ein Jahr als Pabst lebte, so kam es nicht dazu, und der Kanzler ließ diesen Plan vorerst ruhen.

Die ihm widrige Wahl Benedikts X. veranlaßte den Kanzler, auf einer römischen Synode im Jahre 1059 einen Beschluß durchzusetzen, welcher die Pabstwahl für die Zukunft aller störenden weltlichen Einwirkung, den Parteiinteressen des römischen Adels wie den Stürmen des leicht zu beeinflussenden Volkes, entzog, „ohne Abbruch der Ehre und des Ansehens (des Königskindes) Heinrichs IV. und seiner Nachfolger, sofern dieselben das Recht dazu für ihre Person vom heiligen Stuhle erlangt haben würden". Die Pabstwahl wurde vornämlich in die Hand der Kardinäle gelegt. Nur ein Kollegium von Kardinal-Bischöfen sollte den Pabst wählen, mit Zuziehung der Kardinal-Priester und Kardinal-Diakone, auch mit Einwilligung der übrigen römischen Geistlichkeit und des römischen Volkes. Der Ort für die Wahl solle Rom seyn, es sey denn, daß Unruhen und andere Umstände einen anderen Ort schicklicher dazu machen, an welchem dann die Kardinal-Bischöfe, mit Zuziehung bloß einiger religiösen Kleriker und katholischen Laien, den Pabst zu wählen haben. Nur ein so durch die Kardinal-Bischöfe Gewählter sey als rechtmäßiger Pabst anzuerkennen.

Stehen blieb dabei Kanzler Hildebrand nicht, welcher mit seinem deutschen Namen italienisches Blut und italienischen Pa-

triotismus verband, welchem aber dabei die Wiederherstellung der Kirchenzucht, und der entweihten Kirche, der Schutz der schrecklich bedrückten Völker und die Rückführung der göttlichen Ordnung in die Welt, doch unendlich höher stand als das Interesse Italiens. Hatte er schon an Lothringen-Toskana eine neue Macht in Italien als seinen Halt, so entdeckte und fand sein Scharfblick noch mehr in der Gründung eines normännischen Lehenfürstenthums im Süden Italiens.

Die Normannen hatten Apulien und Kalabrien erobert. Leo IX. hatte diese germanischen „Heiden mit christlichen Namen" mit dem Schwert zurücktreiben wollen. Doch sein Heer war von den nordischen Abenteurern vernichtet, er selbst gefangen worden. Die Sieger aber hatten sich dem gefangenen Statthalter Christi zu Füßen geworfen, und demüthig um seine Vergebung gebeten, zugleich aber darum, Apulien und Kalabrien ihnen als Lehen des apostolischen Stuhles zu ertheilen. Kanzler Hildebrand erkannte den Vortheil, welchen der römische Stuhl an der Macht und Tapferkeit solcher Vasallen gewänne, und Leo IX. segnete die Waffen der Normannen und vergabte Unteritalien an sie, wofür sie ihm den Eid der Treue und steter Dienstbereitwilligkeit schwuren. Der besiegte Pabst war als Sieger nach Rom zurückgekehrt, und sechs Jahre nachher vergabte Kanzler Hildebrand sogar das noch nicht eroberte Sizilien, als ein Lehen des apostolischen Stuhles, an den Normannenherzog Robert Guiscard, und dieser half ihm, seine Gegner in Rom, die seinen Reformen abgeneigte Adelspartei, niederdrücken.

Nach dem frühen Tode des Pabstes Nikolaus II. wählten die lombardischen Bischöfe und die Partei am Hofe des unter Regentschaft stehenden Königskindes zu Basel den Bischof von Parma als Honorius II. zum Pabste. Das war so recht der Mann des Kirchenämterhandels und der Weltlust. Der römische Kanzler aber ließ ohne Weiteres, nach der neuen Wahlordnung, zu einer Pabstwahl schreiten, und das Schwert des Herzogs Gottfried von Toscana oben und das Schwert des Normannenherzogs unten setzte den Pabst Hildebrands, Bischof Anselm von Lucca, als Alexander II. durch; zwei Synoden verwarfen den Pabst

Honorius, und Damiani, der Kardinal-Bischof von Ostia, zeichnete das Verhältniß Hildebrands zu seinem Pabst Alexander in dem Epigramm: „Billig ehr' ich den Pabst, vor dir doch werf' ich mich nieder. Du machst diesen zum Herrn, dieser doch macht dich zum Gott."

Der zwanzigjährige deutsche König Heinrich IV. führte ein böses Leben als König und Gemahl, seit er, noch ein Knabe, selbstständig geworden war. Sein Gelüste, von seiner tugendhaften Gemahlin Bertha geschieden zu werden, wies Pabst Alexander mit Ernst zurück und schreckte die Bischöfe, welche sich zu dieser Schlechtigkeit herbeilassen wollten. Der junge König hielt Schaaren von verwilderten Söldnern, um die Unterthanen zu drücken und Alles nieder zu werfen, was seiner zügellosen Wollust, die sich mit der Gier des Raubthiers auf edle Frauen und Jungfrauen warf, in den Weg sich stellte. Um seine Söldnerrotten zahlen zu können, trieb er den Handel mit Kirchenämtern jeder Art mit nie gesehener Schamlosigkeit: der König selbst in seinem eigenen Palaste versteigerte sie. Gesandte der Sachsen kamen vor den römischen Stuhl, wie vor das Gericht Gottes, um zu klagen wider den tyrannischen Wüstling.

Pabst Alexander forderte den deutschen König zur Verantwortung nach Rom.

Dieser loderte in Rachgier auf über das unerhörte Ansinnen, aber gleich darauf kam die Botschaft vom Ableben dieses Pabstes.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Hildebrand als Pabst Gregor VII.

Jetzt erst nahm der Kanzler Hildebrand den römischen Stuhl auch dem Namen nach ein, am 22. April 1073. Noch beim Leichenbegängnisse Pabst Alexanders rief das Volk: „Hildebrand ist Pabst, der heilige Petrus hat ihn gewählt!" und Hildebrand, der sich nun Gregor VII. nannte, bat den deut-

schen König, seine Krönung zum Pabste zu genehmigen. Er bat, damit ihm der König keinen Gegenpabst entgegenstelle. Der junge König und seine Höflinge ließen sich täuschen, durch das zwar freimüthige, aber bescheiden gehaltene Schreiben: er anerkannte den neuen Pabst.

Schon vor einem Menschenalter waren die Uebel der Zeit so groß gewachsen, daß alle Wohlmeinenden in der ganzen Christenheit eine allgemeine, durchgreifende Reformation der Kirche und des Staats als eine Nothwendigkeit ansahen und ersehnten. Der edle Vater Heinrichs IV. glühte für eine solche Reform, und im Gefühl, daß er selbst nicht vermochte, Europa das, was demselben noth that, nämlich einen besseren Geist, zu geben, wurde er ahnungsvoll auf den Gedanken geführt, daß nur der Pabst es sey, die geistliche Macht, wodurch das vollbracht werden könne: er wollte seine Reformationsplane durch den Pabst ausführen lassen, als der Tod ihn überraschte.

Vor Gregors VII. Seele war es klar, daß er unabhängig vom Königthum und den oft niederen und unreinen Interessen des weltlichen Hofes, nicht als Werkzeug der Königskrone, sondern durch sich selbst und aus sich selbst die Reformen in Ausführung zu bringen habe, ehe Kirche und Staat sich vollends auflösen.

Gregor VII. wollte nicht, wie man ihm vorwirft, „aus Herrschsucht aus der Welt ein Besitzthum des Pabstes, aus dem Priesterthum eine dem Leben feindliche Kaste machen", sondern den gesetz- und zügellosen Zustand wollte er enden, welcher dadurch in Europa eingetreten war, daß die ungestümme Kraft der sich eben erst in der Erziehung und Civilisirung befindenden jugendlichen Völker schrecklich verwildert und eben daran war, ins Aeußerste fortgerissen zu werden. Namenloses Elend lag bereits durch das entartete Lehenwesen über dem Volke, die Bildungsanstalten waren verfallen, die weltliche Macht war zum Despotismus geworden, und in Frankreich und Deutschland hatte sich die Geistlichkeit unter die Vasallen, unter die Belehnten der weltlichen Macht, aufgenommen, zum charakterlosen Werkzeuge des Despotismus herabgewürdigt, und jetzt war auch der Verkauf und Kauf aller geistlichen Stellen dazu gekommen. Die Wildheit herrschte und die

rohe Leidenſchaft, das ſchrankenloſe Fauſtrecht. Wenn die Kirche in Gregors VII. Geiſt dieſem Unweſen nicht entgegen trat, ſo ging es raſch hinab zum Despotismus des Feudalkönigthums, der, begünſtigt durch die Verdummung und Rohheit des Zeitalters, ſich eben ſo auf dem Nacken der abendländiſchen Völker feſtgeſetzt und mit eiſerner Fauſt alle Keime künftiger Kultur erdrückt hätte, wie das der Fall war im chriſtlichen Oſten Europas, nicht nur im byzantiniſchen Reiche, ſondern auch in jenem großen Slavenreiche, welches Rußland heißt, in welches der byzantiniſche, den Kaiſer und den Pabſt in einer Perſon vereinigende Abſolutismus ſich hinüber verpflanzte, und das eben darum bis heute daſteht, wie Bethmann-Hollweg es treffend bezeichnet hat, „in aſiatiſcher, mit Halbkultur übertünchter Barbarei".

Nur ein Gleichgewicht zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht für die Zukunft wollte Gregor VII. begründen; nicht die weltliche Macht *unterdrücken*, ſondern ihren unläugbaren Uebergriffen, ihrer alles verſchlingenden Tyrannei einen Damm entgegenſtellen. Er hat Staat und Kirche nicht vermiſcht, er hat den Staat nicht durch die Kirche verſchlingen laſſen wollen, wie ſpäter der Staat die Kirche, wozu das Königthum ſeiner Zeit ſchon Verſuche gemacht hatte. Er hat Staat und Kirche aus einander gehalten, als zwei verſchiedene Gebiete, in welchen beiden das Reich Gottes auf Erden ſich verwirkliche, jedes Gebiet mit ſeinem ihm eigenthümlichen Prinzip; jedes ſollte von ſeinem eigenen Prinzip aus ſeine Bewegung erhalten, und beide, Staat und Kirche, ſollten ſich „einander durchwirken und harmoniſch in einander ſpielen": ſo war es in den Tagen Karls des Großen geweſen.

Man muß ſich nicht täuſchen laſſen durch das bekannte Wort Gregors VII.: „Die Welt werde gelenkt durch zwei Lichter, durch die *Sonne*, das größere Licht, und durch den *Mond*, das kleinere Licht; der Sonne gleiche die *apoſtoliſche*, dem Monde die *königliche* Gewalt." In einer Zeit, „wo noch kein Kirchen-, kein Staats- und kein Völkerrecht geltend war, wo man vom wahren Staat und ſeinem Verhältniß zur Kirche oder zu andern Staaten noch keinen Begriff hatte, wo Gewalt allein

für Geſetz galt, wo der Mächtige nur ſeine Forderungen, nicht aber ſeine Pflichten kannte, und dem Unterdrückten von ſeinen Rechten zu reden nicht erlaubt war, in einer ſolchen Zeit," ſagt J. M. Rädlinger, ein Mann, der die Berechtigung ſeines Standpunkts in ſeinem Geiſt und in ſeinen Kenntniſſen hat, „mußte Gregor durchaus ſeinen Thron um einige Stufen über alle damaligen europäiſchen Königsthrone erheben. Welches andere Mittel ſtand dem Vater der Chriſtenheit zu Gebot, den niedergebeugten Völkern zu Hülfe zu kommen, den Despotismus in heilſame Schranken zu bannen, und der Menſchheit wenigſtens einen freien Zufluchtsort gegen rohe Wildheit und blutige Verfolgung zu eröffnen, endlich jene köſtlichen Keime künftiger Aufklärung, Freiheit und Kultur in den ſchützenden und erwärmenden Schooß der Kirche nieder zu legen, und in ihrem Heiligthum ſie gegen den zerſtörenden Sturm der rauhen Zeit zu bewahren? Weder eine bloß weltliche Macht, mittelſt der rohen phyſiſchen Gewalt, noch eine bloß geiſtliche, mittelſt der bloßen Einſicht und des guten Willens, ſondern lediglich ein drittes Element, irdiſch und überirdiſch zugleich, konnte die Aufgabe löſen. Was in andern Zeiten ein Verbrechen an der Menſchheit geweſen wäre, wurde da die größte Wohlthat für ſie."

In ähnlicher Weiſe hat ſich viel früher ein Mann über Gregor VII. geäußert, welcher wie Wenige die Weltgeſchichte von der Höhe des allgemein menſchlichen Standpunkts aus betrachtet hat, nämlich der großherzige und tiefſinnige Herder.

Herder hatte geſehen, was die Unterjochung der religiöſen Macht in Europa in den ſpäteren Jahrhunderten bis in ſeine Zeit herein unheilbringend gewirkt hatte, und wie die Eingriffe der Staatsgewalt in die Kirche barbariſch und roh waren, und die Welt barbariſch und roh zu machen angefangen hatten. Herder ſah darum die Gedanken und Schritte Hildebrands mit andern Augen an, und er nannte Gregor VII. mit Ueberzeugung den Großen, als denjenigen, welcher das am Rande des Abgrunds befindliche Europa aus einer Barbarei gerettet habe, aus welcher daſſelbe ſonſt nichts mehr zu retten vermocht hätte. Herder nennt in ſeinen Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der

Menſchheit Hildebrands hierarchiſchen Druck ein nothwendiges Joch, eine unentbehrliche Feſſel für die rohen Völker jener Zeit. „Ohne ihn," ſagt er, „wäre Europa wahrſcheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht und wohl gar eine mongoliſche Wüſte geworden. Als Gegengewicht verdient daher die Hierarchie ihr Lob; als erſte und fortdauernde Triebfeder aber hätte ſie Europa in einen thibetaniſchen Kirchenſtaat des Dalai Lama verwandelt."

Dieſe Hierarchie aber war in ihrem ein- und durchgreifenden Weſen gerade nur ſo lange möglich, als ſie nothwendig war; ſie mußte ſich brechen an der zunehmenden Kultur der Völker und an dem ſich herausbildenden Staatsleben. Sie war für das Chaos eines gewiſſen Zeitalters; und wenn eine Maaßregel Hildebrands bis in unſere Tage herein fortdauert, welche ſeit Jahrhunderten unzeitgemäß geworden iſt, ſo beſchattet das nicht den großen Mann, ſondern die Kurzſichtigkeit und Geringheit derer, die auf ſeinem Stuhl ihm nachfolgten. Der katholiſchen Kirche unſerer Zeit fehlt eben der die Bedürfniſſe einer Welt durchſchauende Blick Hildebrands und das Energiſche und Uebergewaltige ſeines Charakters, um abzuthun, was nicht mehr zeitgemäß iſt, und um durchzuſetzen, was zeitgemäß für die Kirche und Bedürfniß der Welt iſt.

Vierzigſtes Kapitel.

Gregors VII. Mittel der Reform.

Damit die Kirche Gottes werde, was ſie ſeyn ſollte, der ſichtbare Ausdruck des Chriſtenthums, die Mutter des Friedens und der Seligkeit, erkannte Gregor ihre ſittliche Umgeſtaltung und Verjüngung als das Erſte. Verjüngen konnte ſie ſich nicht, ohne daß der Unwiſſenheit und den im Schwange gehenden Laſtern der Geiſtlichkeit ein Ziel geſetzt wurde, ebenſo der Gottloſigkeit des Verkaufs und Kaufs der geiſtlichen Stellen. Die

irche mußte vor der weltlichen Macht ſicher geſtellt, ihr die volle reiheit dem Staate gegenüber errungen, die Geiſtlichkeit der welt- chen Berührung und Befleckung möglichſt entzogen werden. War ch der größte Theil derſelben, eben durch den Aemterverkauf an nwürdige begünſtigt, ganz in die Verwilderung und die Rohheit s entarteten, verwilderten Lehenadels hineingeriſſen worden, und atten doch die alten Geſetze der apoſtoliſchen Väter und der ynoden über Eheloſigkeit der Prieſter ſo wenig Achtung ehr, daß die meiſten Prieſter in wirklichen Ehen oder in wilden hen lebten, oder im ungeſcheuten Beſuch und Genuß öffentlicher äuſer. Nur die Arianer in Deutſchland und der freikirchliche heil der britiſchen Geiſtlichkeit hatten die Kirchenverſammlungs- ſchlüſſe über Eheloſigkeit der Geiſtlichen (die Cölibatgeſetze) iemals anerkannt; anerkannt aber und in Geltung waren ſie im ganzen übrigen Abendland. Dennoch waren ſelbſt in Hildebrands Jugendjahren nicht nur Biſchöfe Italiens verheirathet, ſondern Söhne der Biſchöfe — Päbſte geworden.

Begreiflich iſt es, wenn in England im zehnten Jahrhun- ert urkundlich, trotz des Sieges der katholiſchen Kirche, „faſt lle Geiſtlichen verheirathet ſind“. Aber warnend und auf- ärend zugleich iſt, was König Eadgar um dieſe Zeit über die nverheiratheten klagt, offenbar für Jeden geweſen, welcher es mit m Chriſtenthum wohl meinte. „Dieſe Geiſtlichen,“ klagte dieſer nglíſche König, „fröhnen der ausgelaſſenſten Luſt, Saufgelagen, chmauſereien; ihre Wohnungen ſind wahre Hurenhäuſer. Bis f in die Nacht hinein wird geſpielt, geſungen und getanzt. Die ſtiftungen der alten Könige, die Schenkungen, welche fromme rmuth Chriſtus dem Herrn darbrachte, werden dazu mißbraucht, uren aufzuputzen, Falken und Hunde zu halten.“

Das thaten die unverheiratheten Geiſtlichen in England. erade ſo thaten ſie es in Frankreich und Deutſchland. Wer nnert ſich aber nicht dabei des Lebens und Treibens der moder- n Hochkirche in England? Was wäre in England aus Chriſten- um und chriſtlicher Kirche geworden, wenn nicht „Ketzer“ und eformation und nach der Reformation wieder „Ketzer“ das chriſt- he Bewußtſeyn des engliſchen Volkes gereinigt, friſch erhalten

und dem von der Hochkirche ausgehenden Tode mit der Kraft des für ketzerisch erklärten, aber wahren Christenthums entgegengewirkt hätten?

Bei den verheiratheten Priestern war das Streben natürlich, daß ihre geistlichen Pfründen in ihrer Familie erblich werden, so lange die geistlichen Stellen Lehen der weltlichen Macht waren. Wir haben dieses Erblichmachen der geistlichen Pfründen unter den Karolingern gesehen; ebenso waren fortwährend Bisthümer und Abteien und geringere geistliche Stellen geradezu zu familienerblichen gemacht worden. Die verheiratheten Geistlichen machten sich nur zu nütze, was die weltlichen Lehenträger bereits für sich gewonnen hatten. Die Vererbung der bischöflichen Stühle nicht nur kam vielfach vor, sondern sogar an in der Ehe erzeugte Söhne, und Pabst Johann XIII. z. B. war der eheliche Sohn des Bischofs Johann von Narni. Pabst Hadrian II. hatte eine vor seinem Pabstthum in der Ehe erzeugte Tochter, und diese wurde ihm entführt von dem Sohne — des Bischofs von Orta. Ratherius, der Bischof von Verona und Lüttich, welcher gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts starb, und sein Leben lang der entarteten hohen Geistlichkeit und den weltlichen Fürsten die bittere Wahrheit sagte, hat den schriftlichen Satz uns hinterlassen: „Gott lasse es manchmal in seiner Langmuth geschehen, daß selbst den apostolischen Stuhl ein mehrfach Verheiratheter einnehme".

Daß die Erblichkeit geistlicher Pfründen in den Familien zum Vortheil weder der Religion, noch der Volksfreiheit ausschlagen konnte, dafür steht noch in unserer Gegenwart als lebendiger Beweis — die Hochkirche Englands da. Dagegen ist ein Anderes lange nicht genug anerkannt, was Luden sagt: „Ein so großes, unabhängiges, in Familien erbliches Kirchengut, durch alle Reiche der christlichen Welt zerstreut, hätte die Ausbildung des Geistes in volksthümlichen Staaten (republikanische Formen und republikanische Geistesfreiheit) unmöglich gemacht. Dagegen konnte bei der Ehelosigkeit der Geistlichen diese ihre Unabhängigkeit ein großer Gewinn für die Völker werden."

Diese Bemerkung des tiefsinnigen, vom Undank einer leicht vergessenden Gegenwart zurückgestellten Geschichtsforschers hat ihre volle Wahrheit: wie die eheloſe Unabhängigkeit der ersten Verkünder des Evangeliums und später der Bekehrer nordländischer Heiden sehr viel für den Fortgang der Sache ausgemacht hat, so hat gewiß für die Fortschritte des wissenschaftlichen Geistes und insbesondere auch für das Aufkommen der Volksfreiheit, in den ersten Zeiten politischer Bewegungen dafür, auch das nicht wenig gewirkt, daß diejenigen, welche für die Geistesfreiheit und für die bürgerliche Freiheit eintraten, meist Geistliche, durch keine Rücksichten des ehelichen Lebens gebunden, ganz unabhängig und darum um so leichter opferfähig gewesen sind.

Die Priesterehe, welche nach Gesetz und Brauch der römischen Kirche „ein Gräuel" war, war zwar zu Ende des siebenten Jahrhunderts von der gegen Rom feindseligen griechischen Partei auf einer Synode zu Konstantinopel in so fern für erlaubt erklärt worden, daß verheirathete niedere Geistliche sich nicht scheiden dürfen, um eine höhere geistliche Stelle anzutreten; aber in Rom und in der römischen Kirche galt die Priesterehe immer als ein Gräuel, wie Pabst Leo VII. sie nannte, und die wirklichen Priesterehen waren gegen das bestimmte Kirchengesetz, also mit bösem Gewissen geschlossen; die wilden Ehen waren geradezu für die Priester, wie durch das böse Beispiel für die Laien, entsittlichend. Und gerade diese wilden Ehen hatten mit dem Laster der Simonie, wie C. Höfler nachweist, „so gewaltig um sich gegriffen, daß kein Ansehen der Kirchengesetze, kein kirchliches Herkommen vor der zügellosen Frechheit galt, mit welcher Männer voll fleischlicher Lüste sich zu kirchlichen Weihen und Ehren drängten und zum Genusse derselben wollüstig schwelgten".

So war gerade, während Hildebrand noch Kanzler war, Bischof Raimbald von Fiesole mit dem größeren Theil seiner Geistlichkeit dem ausschweifendsten Lebenswandel und dem Verkauf und Kauf der geistlichen Stellen, also Lastern, welche sich gegenseitig erzeugten und befruchteten, im höchsten Grade ergeben; dennoch glaubte Kardinal Damiani, Hildebrands Freund und Verehrer, in allem Ernste, dieser Fiesole habe im Namen Jesu Christi

glücklich Teufel ausgetrieben, und ein anderer eben so lasterhafter Priester besitze die Wundergabe, die Bisse giftiger Schlangen durch Berührung zu heilen.

Hildebrand aber, welchen Damiani, in einer den beschränkten Kopf und das gute Herz Damiani's sehr bezeichnenden Weise, „seinen heiligen Satanas" scherzweise nannte, weil ihn Hildebrand zu manchem Beschluß brachte, der dem Herzen Damiani's beängstigend war, — Hildebrand dachte ganz anders. Ihm saß der Teufel, welcher auszutreiben war, im Herzen dieser so lebenden Geistlichkeit, und die Schlangen, von deren Bissen er heilen wollte, waren ihm die das Leben der Kirche und der Völker vergiftenden Laster unter Geistlichen und Weltlichen zugleich.

Um die Kirche Gottes frei zu machen von irdischer Menschenmacht, griff Gregor VII. — was für die Reinheit seiner Absichten und für sein festes Vertrauen auf Gottes Beistand dafür klar zeugt — zu gleicher Zeit, schonungslos, die ganze Geistlichkeit und die weltlichen Großen an ihrer empfindlichsten Seite an.

Auf einer Synode zu Rom im Jahr 1074 erneuerte er die alten Gesetze der Kirche über die Eheloſigkeit der Geistlichkeit. Allen höheren und unteren Priestern wurde eheloses Leben zur Pflicht gemacht; jeder Geistliche, welcher beweibt bliebe und eine geistliche Handlung vornähme, wurde mit dem Kirchenbann bedroht, ebenso jeder Laie, welcher bei einem beweibten Priester die Messe hörete oder beichtete.

Es war nicht ein neues Gesetz der Kirche, sondern ein altes, von Gregor nur in seiner ganzen Strenge erneuertes. Ein Hauptband, das Band des Familienlebens, welches bisher die Priester an die bürgerliche Gesellschaft geknüpft hatte, sollte so durchschnitten, die Geistlichkeit, wie aus den Freuden, so auch aus den Sorgen des häuslichen Lebens herausgerissen werden, und jeder Geistliche in der Kirche und ihren Zwecken ganz und allein aufgehen.

Gregor forderte ein hartes Opfer, als er das alte Gesetz streng geltend machte, welches dem Priester das häusliche Glück entzog und von den verheiratheten Geistlichen sofortige Trennung von ihren Frauen verlangte.

Gregor hat gewiß zuvor wohl erwogen, was in dieser Zeit für die Kirche zuträglicher sey, die Ehe allen Priestern frei zu geben, oder die Ehelosigkeit zum bindenden Gesetz für alle Priester zu machen, und es ist seinem scharfen Blick gewiß nicht entgangen, was für Uebel aus der streng gebotenen Ehelosigkeit aller Geistlichen erwachsen können. Aber Gregor stand mitten im Drang einer außerordentlichen Zeit, deren kranker Zustand außergewöhnliche Heilmittel nöthig machte, und er stand an der Spitze eines großen Ganzen, das nicht bloß Kirche, sondern Christenheit hieß. Er hatte nur das Ganze im Auge und Ein Ziel, Religion, Sitte und Freiheit der Völker vor dem Untergang zu retten.

Vor diesem Ziele verschwanden ihm alle Rücksichten. „Was dient, das sündigt!" war sein Wahlspruch; und, daß alle Gebrechen der christlichen Gegenwart ihren Ursprung in der Knechtschaft haben, und die Sündhaftigkeit der Geistlichen und der Laien mit dem Aufhören der weltlichen Zwingherrschaft aufhören werde, das war Gregors Anschauungsweise. Mit der ihm eigenen, schrecklichen Kälte und Besonnenheit, mit der nur auf die Erhaltung des Ganzen, wie es jetzt ihm vorlag, beschränkten Energie, mit einem „despotisch übergewaltigen" Wesen und Auftreten, griff er in die Zeit hinein, und erneuerte den Cölibat, um durch ein minderes Uebel ein größeres abzuwenden.

So hatte der neue Pabst, ein abgearbeiteter, kränklicher Mann — denn das war Gregor bei seiner Geistesgewaltigkeit — den Kampf eröffnet, in welchem er nicht nur die Bischöfe, sondern auch alle Pfarrer, und zugleich auch diese mit die Könige und alle Höflinge der Könige gegen sich hatte.

Das „Cölibatgebot" brachte durch ganz Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und England eine Bewegung hervor. Sie wollen lieber dem Priesterthum als der Ehe entsagen, sprachen viele Geistliche. Uneingedenk des apostolischen Wortes: „Wer sich nicht enthalten kann, möge freien!" (1 Cor. 7, 9.), kehre der ketzerische Pabst den Lauf der Natur um, und gebe durch sein verruchtes Gebot den heimlichen Sünden freien Spielraum. Wenn er Engelstugend fordere, so möge er seine Pfründen auch mit Engeln besetzen; sie, die Priester, wollen gemäß

dem Brauch der Altvordern entweder als Ehemänner ihrer Frauen oder gar nicht — Lehrer des Evangeliums heißen.

Auf mehreren Punkten Deutschlands kam es zum offenen Aufruhr der niederen Geistlichkeit gegen die höhere, welche den Spruch der Kirchenversammlung von Rom annahm; unter dem Sturme ihrer eigenen Geistlichkeit wären der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Passau fast ums Leben gekommen. Zu Paris hielt die Geistlichkeit Frankreichs eine Kirchenversammlung und erklärte die Feinde des von Gott verordneten Ehestandes für Ketzer — zu Kambrai in den Niederlanden wurde ein Mönch, welcher das Gebot des Pabstes öffentlich vertheidigte, ergriffen, auf einen Scheiterhaufen gesetzt und verbrannt. Zu Konstanz am Bodensee ermahnte der Bischof jeden unverheiratheten Priester, sich ohne Säumen eine Frau zu nehmen: die Bürger der süddeutschen Städte waren aus Gründen der bisherigen Erfahrung sehr für die Ehe und sehr gegen die Ehelosigkeit der Priester. Eben so, wie hüben, war es drüben, über den Alpen, in der Lombardei.

Fast ein Jahrhundert lang brauchte es, bis Gregors Gebot der Priesterehelosigkeit durchgeführt war, und selbst da noch nicht allgemein. Gregor hatte aber mitten im Sturm Muth und Besonnenheit bewahrt; er hielt ihn aus, und seine Legaten und die Soldateska des apostolischen Stuhls, die Mönche, sandte er unter das gemeine Volk, und gewann dieses um so leichter, da ihm der unbesonnene deutsche König Heinrich IV. durch seine Tyranneien und andere Blößen, die er sich gab, sofort die Gelegenheit verschaffte, in den Augen des Volkes zu leuchten im Heiligenschein des großen Volkstribuns der Christenheit und des Schirmers der Völker gegen Willkür und Gewalt des Königthums, des Aufrechthalters heiliger Sitte und Ehrbarkeit, was übrigens Gregor VII. nicht bloß schien, sondern wirklich war. Selten hat der Heiligenschein eines Pabstes so reelle Wahrheit hinter sich gehabt, wie der des siebenten Gregors.

Auf einer zweiten Synode zu Rom im Jahre 1075 that Gregor den zweiten vorbereitenden Schritt für die Unabhängigkeit der Kirche. Der Beschluß der Synode war, die Strafe des

Kirchenbanns solle jeden Geistlichen treffen, welcher von einem weltlichen Fürsten ein Amt erkaufe, oder die Investitur, d. h. die Belehnung mit dem Amt, von einem Weltlichen empfange. Bisher waren Kirchengüter und Priester in den weltlichen Lehensverband hineingezogen worden, und die weltlichen Herren hatten Stab und Ring an den Belehnten überreicht, an Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, als ein sinnbildliches Zeichen der weltlichen Hoheit über sie. Ebenso hatten die weltlichen Herren bisher Diener des göttlichen Worts und Kirchenwürdenträger ganz für sich, als Selbstherren, ernannt, Bisthümer und Abteien vom Hof aus besetzt, nach Gunst nur zu oft, ohne alle Rücksicht auf Kenntnisse und sittlichen Werth. Dadurch kam die Kirche nicht bloß in eine unwürdige Stellung, sondern offenbar ins Verderben. Der Beschluß von 1075, als neues Kirchengesetz in dieser Richtung, sollte und mußte die Kirche frei machen, frei in ihren Wahlen und zeitlichen Besitzungen, in ihren Gliedern und Gütern.

Der furchtbare Ernst, welcher so plötzlich den apostolischen Stuhl in dem sonst so ausgelassenen heiteren Rom verdüsterte, und aus demselben blitzte, verbitterte viele vornehme und niedere Geistliche Roms, und noch mehr den jungen Adel. In der Christnacht 1074 brach eine Verschwörung dieser zügellosen Wüstlinge gegen den neuen Pabst aus; viele Große Italiens, weltliche und geistliche, sollen in der Verschwörung gewesen seyn. Aber als unter den gezückten Dolchen und Schwertern des sittenlosen Adels das Haupt und das Leben des strengen Pabstes bedroht war, da rettete ihn — das Volk. Das Volk Roms trat für den Pabst ein, weil es wußte oder spürte, daß Gregor VII. sein Mann war, der Mann des Volkes.

Was war es, was einem einzelnen kränklichen Manne die Macht gab, so schonungslos Geistliche und Weltliche, Bischöfe, Adel und Könige und zugleich die ganze niedere Geistlichkeit anzugreifen, und zwar alle an der empfindlichsten Seite? Keinen größeren Irrthum gibt es, als die Meinung, der Aberglaube der Zeit habe ihm diese Macht gegeben. Gewiß schöpfte Gregor VII. die Mittel der Rettung für die Christenheit aus dem Geiste seines Zeitalters, aus dem Glauben seiner Gegenwart, nicht aber

aus dem Aberglauben. Gregor hatte viel Kraft in sich selbst, in seinem Kopf, in seiner Entschlossenheit, in seiner eisernen Willensstärke, in seinem tadellos sittlichen Leben. Denn jetzt glaubt kein Kenner der Quellen mehr an das, was gegen Gregors sittliche Reinheit von denen aufgebracht wurde, die unter der Strenge seiner Grundsätze gelitten haben. Die erhaltenen schriftlichen Denkmale seines Verhältnisses zu der Markgräfin Mathilde enthalten gar nichts, als daß Gregor VII. gern im Freundeskreis der Mutter und der Tochter weilte, daß er mit ihnen über das Wichtigste der Kirche sich berieth, daß er für die Zwecke der Kirche ihre Reichthümer und ihre Waffen in Anspruch nahm, wo er sie bedurfte, und daß Mutter und Tochter dem hohen Geiste des seltenen Mannes huldigten, daß besonders die Tochter Mathildis für ihn schwärmte, er aber stets als der ernste, mit den großen Dingen der Menschheit umgehende Freund zur Freundin sprach und schrieb, sogar ein strenger Vater der geistigen Tochter war.

Der Geist der Zeit und das Bedürfniß der Zeit — und der religiöse Charakter seiner Zeit — machten allein die Stellung Gregors VII. möglich; aus ihnen zog er seine größte Kraft; er war in solcher Lage der Zeit eine Nothwendigkeit. In ihm sahen die Besten unter den Lebenden „den Wiederhersteller der entweihten Kirche und den Vater verwaister Völker".

Er ist hineingetreten mitten in die wilden gegen Ordnung und Gesetz sich sträubenden Mächte des Feudaladels und des Königthums, sowie der entarteten Geistlichkeit, und hat der frechen Willkür der Herrscher und der Entsittlichung der Priesterschaft heilsame Schranken gesetzt. Er ist dabei aufgetreten als „sichtbarer Stellvertreter des unsichtbaren Königs der Könige", und als ein mit einer „überirdischen Gewalt" Ausgerüsteter. Hätten ihn jene noch größtentheils rohen Massen von Hof, Adel und Volk, die noch halb barbarischen Nationen, welche Europa besetzt hatten, gehört und ihm Folge geleistet, wenn er nicht wie ein neuer Moses, niederdonnernd, über sie im Gewitter des Geistes gekommen wäre?

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Theokratie Gregors VII.

Indem Gregor die Beſetzung der geiſtlichen Würden den Weltlichen entzog, die Geiſtlichkeit ſeinem Richterſtuhl unterwarf, ſie von Allem, was ſie zu ſehr an die Welt feſſelte, los zu machen ſuchte, und ſie zu unbedingter Unterwürfigkeit unter die Befehle des römiſchen Stuhles verpflichtete, brachte er eben damit die Hierarchie erſt jetzt recht in ein feſtes, in ſich geſchloſſenes Syſtem. Aber das war zugleich der einzige Weg, in dieſer Zeit die völlig geſunkene Kirchenzucht wieder herzuſtellen, und eine Reform anzubahnen, welche, von der Kirche ausgehend, alle Verhältniſſe des Lebens, und alle Stände der Geſellſchaft umfaſſen, allgemein und welterneuernd werden ſollte. Wäre es wie bisher in der Kirche fortgegangen, ſo hätte die Kirche im Abendlande, wie zuvor jene byzantiniſche Kirche im Morgenlande, den Völkern endlich ein Gräuel werden und fallen müſſen, mit dem Falle der Kirche aber wäre dann das Chriſtenthum ſelbſt aus dem Abendlande verſchwunden; denn die Völker wären ganz verwildert, oder auch hier, wie dort, muhamedaniſch geworden.

Indem ſich Gregor aber an die Spitze dieſer Reformen ſtellte, dachte er ſich zugleich als den Statthalter Gottes auf Erden, welcher zwiſchen Fürſten und Völkern ſtehe, aber über beiden, die Fürſten wie die Völker Gerechtigkeit lehre und als gemeinſchaftlicher Vater der Chriſtenheit dieſelbe Gottes Wege führe, nicht nur im Ewigen, ſondern auch im Zeitlichen. War es doch eine eiſerne Zeit, zerrüttet durch Kampf und Streit ſo vieler, gährender Kräfte und ſich entgegengeſetzter Intereſſen, ein Jahrhundert des roheſten Fauſtrechtes, blutiger Verfolgungen und Reibungen jener wilden ganz und halb germaniſchen Recken, deren kraftſtrotzende Naturen noch keine Kultur gemäßigt, kein weltliches Geſetz bis jetzt zu zügeln vermocht hatte. Der Druck des Feudalſyſtems laſtete bleiern auf ganz Europa; kein Fürſt, am wenigſten der deutſche König Heinrich IV., kannte andere Geſetze, als die ſeines despotiſchen Beliebens und ſeiner phyſiſchen Macht.

Iſt es da nicht ein großer Gedanke zu nennen, der in Gregors Seele aufſtieg, als ein neuer Samuel über Königthum und Volksthum ſich zu ſtellen, und die Geſetze des göttlichen Rechtes mit der Macht des Geiſtes geltend zu machen? eine neue Theokratie zu ſtiften über die ganze chriſtliche Welt, und, im Namen Gottes und nach den Geſetzen und Rechten Gottes, Königen, welche morgenländiſchen Despotismus einführen wollten, und das ſittliche Leben der Völker vergiften würden, den nöthigen Zügel anzulegen, nöthigenfalls ſie abzuſetzen, und anarchiſche Völker zu demüthigen und zu chriſtlicher Ordnung zurückzuführen?

Die Beſten unter den Zeitgenoſſen erkannten die Größe dieſes Gedankens und das Bedürfniß einer höchſten religiös-ſittlichen Macht für eine ſolche Zeit. Was Gregor an ſich nahm, war alles ſchon in den Dekretalien des falſchen Iſidor enthalten, und Gregor VII. war nur daran, dieſe zu verwirklichen und weiter zu entwickeln. An dieſe war aber der Glaube da.

Der Glaube, daß der Pabſt Statthalter Chriſti über die ganze Chriſtenheit ſey, wurde gerade eben jetzt noch verſtärkt durch das Bedürfniß der Zeit, einen Mittelpunkt der Einheit für Fürſten und Völker zu haben, einen Höheren auf Erden, an den man ſich wenden könne gegen übermächtige Unterdrücker; bei welchem man Rath, Hülfe und höchſte Entſcheidung ſuchen und finden könne, Recht in einer rechtloſen Zeit.

War aber einmal der Glaube an dieſe Stellung des Pabſtes, als eine „von Gott geordnete", in der Mehrheit der Zeit, ſo folgte mit Nothwendigkeit daraus, daß den Päbſten, welche nach den Geſetzen Chriſti die Welt lenkten, Alles zu gehorchen hatte, und daß die Ungehorſamen geſtraft wurden.

Es iſt eine unläugbare Folgerichtigkeit in dem päbſtlichen Syſtem, wie es Gregor in ſich darſtellte, und nur folgerecht und naturgemäß war es, daß die Macht, welche auf dieſem Syſtem ruhte, ſich weiter und weiter ausdehnte, und ſpätere Päbſte noch mehr Eroberungen an Gewalt und Rechten machten, die ſie den Weltlichen abgewannen.

Das Pabſtthum war ſo lange groß und wuchs an Anſehen, als es ſeine Macht mit dem die Zeit erkennenden Geiſte und dem

sittlichen Charakter Gregors VII. gebrauchte. Unzeitgemäße Anwendung dieser Macht, Mißbrauch derselben, Uebermuth, Unsittlichkeit, Zurücksinken in altrömisches Heidenthum wurden später das Verderben des Pabstthums.

Es war Thorheit, als Päbste *späterer* Jahrhunderte den siebenten Gregor, den großen Pabst des eilften Jahrhunderts, nachspielen wollten, als die Welt schon *heller*, gar vollends, als sie *mündig* geworden war. Ein Geist wie Gregor hätte in einer andern Zeit, als die war, in welcher er lebte, Anderes für zeitgemäß erkannt, andere Anschauungen, andere Plane, andere Richtungen verfolgt.

Wie er war, und was er that, das war groß nur im *eilften* Jahrhunderte, weil es hervorging aus dem *Bedürfniß* der *Zeit* und aus der *Erkenntniß* der Bedürfnisse dieses Jahrhunderts, welche Gregor VII., als der Geist auf der Höhe seiner Zeit, vor Anderen erkannte.

Wollust- und machttrunken war der blutjunge Heinrich IV., die Einfleischung des sitten- und gewissenlosesten weltlichen Despotismus, als die deutschen, besonders die sächsischen Fürsten, Grafen und Herren, aber auch die deutschen Völker — denn die Volksgunstsucht des *alten* Heinrich ist nicht zu verwechseln mit der Art des jungen Heinrich — allesammt, mit den dringendsten Vorstellungen, an Gregor VII., den Mann des Rechtes, sich wandten, „daß er sich des Reiches *erbarmen*, es nicht der allgemeinen Zerrüttung preisgeben, es dem Untergang entreißen wolle, an dessen Rand es stehe".

Der große Pabst war zuerst gegen den schuldbeladenen König sehr mild. Er *schonte* ihn. Dafür zeugen die Briefe der deutschen Fürsten, welche zuletzt vorwurfsvoll gegen diese Milde des Pabstes werden. Gregor hatte ein Herz für die *Jugendlichkeit* des über seinen Missethaten verklagten Königs; denn dieser war erst, so viel er auch schon Böses gethan hatte, vier und zwanzig Jahre alt. Und erst, als der Tollkopf dem Unmuth der deutschen Fürsten und Völker, die schrecklich mißhandelt waren, noch schrecklichere Mißhandlungen, und den väterlichen Ermahnungen des Pabstes den furchtbaren *Hohn* entgegensetzte, daß

er die Heiligenbilder ihrer Edelsteine beraubte und die Genossinnen seines Harems öffentlich damit ausgehen hieß, die Mädchen und Frauen seiner Freuden im Schmucke der „Gottesmutter" und der „Heiligen": erst da lud Gregor VII. einen solchen König nach Rom, zur Verantwortung, unter Androhung des Kirchenfluchs.

So wenig lag vornherein in Gregors Herz und Geist der Wille, das Kaiserthum zu demüthigen, um das Pabstthum in seiner Hoheit leuchten zu lassen.

Des jungen Königs Antwort war, daß er eine Versammlung weltlicher und geistlicher Großen in Worms hielt, den Pabst als einen Tyrannen, der sich am Gesalbten des Herrn vergreife, schilderte, und ihn durch einen von Gregor Ausgestoßenen und Gebannten, den verrufenen, lüderlichen Kardinal Hugo Blankus, förmlich anklagen ließ. König Heinrich benahm sich hiebei so kindisch-lächerlich, daß er den altrömisch-strengen Gregor eines unwürdigen Jugendlebens und lästerlichen Wandels während seines Pabstseyns durch den elenden Hugo Blankus anklagen ließ; ferner, daß Gregor durch Bestechung und Gewalt zum päbstlichen Stuhle gelangt sey; auch treibe er „Zauberei", übe tyrannische „Grausamkeit", und „fröhne wüster Unzucht". Der Antrag lautete auf Absetzung dieses Pabstes, wegen Simonie und lästerlichen Wandels.

König Heinrich hatte diese Versammlung inmitten des eisernen Netzes seiner Söldnerhorden gehalten, er konnte rechnen auf viele Geistliche, welche von ihm ihre Bisthümer gekauft hatten. Dennoch wagten Zwei, die Bischöfe von Würzburg und Metz, zwar nicht für den Pabst, doch gegen dessen sofortige Absetzung zu sprechen, weil man auf deutschem Boden Niemand verdammen dürfe, ohne Ladung und Verhör, ohne Zeugen und ohne Beweis. Aus Furcht für ihr Leben unterschrieben aber auch diese Zwei die Absetzung des Pabstes, weil — alle Anderen, von denen der König jeden einzeln unter seinen Augen unterschreiben ließ, bereits unterschrieben hatten.

Auf das hin sprach Gregor den Bann gegen den Erzbischof Siegfried von Mainz, der die Versammlung zu Worms geleitet hatte, Allen, die unterschrieben hatten, setzte er eine Frist für ihre

Unterwerfung, den deutschen König selbst aber, als einen Feind Gottes und der Kirche, bannte er, sprach alle Christen von dem Eide, den sie dem Könige geschworen, los, und untersagte demselben die Regierung des Reiches, „damit alle Völker es wissen, daß, was der Pabst auf Erden binde, auch im Himmel gebunden sey, und was er auf Erden löse, auch im Himmel los sey".

Dieser Bannfluch hatte, weil Heinrich zuvor Millionen Herzen gegen sich hatte, eine so ungeheure Wirkung, daß die deutschen Fürsten ihn der Krone verlustig erklärten, wenn er nicht binnen Jahresfrist vom Banne los sey, und daß der Uebermuth des leichtsinnigen Königs wie ein Rohr darunter zusammenbrach; denn bis auf wenige, am stärksten belastete Bischöfe verließen ihn alle.

Heinrich nahm alle seine Beschlüsse gegen den Pabst öffentlich zurück; versprach in demüthigen Schreiben dem Pabst Unterwerfung und Genugthuung; und, als dieses dem Pabste noch nicht genug war, ging er im strengsten Winter über die Alpen, nur von seiner Familie und einigen treuen Dienern begleitet; erflehete zu Canossa, dem Schlosse der Markgräfin Mathilde, durch deren Fürsprache, die Lösung vom Banne — denn Gregor VII. weilte eben in Canossa — und erhielt die Lossprechung, nachdem er, der deutsche König, sich so weit vergessen hatte, im weißen Büßergewand, barfuß, im Schnee, dem Pabste kund zu thun, daß, wie er bisher das deutsche Königthum in sich und in seinem Treiben entwürdigt hatte, er es auch jetzt noch entwürdige.

Die neuesten Untersuchungen haben darauf geführt, daß diese Art der Demüthigung nicht von Gregor VII. verlangt, sondern von Heinrich entgegen gebracht wurde, um ihn für seine Zwecke zu gewinnen, und daß das Ganze nachher im Interesse Heinrichs gegen den Pabst übertrieben und entstellt wurde.

Um die Schuld des Königs diesem tief einzuprägen, und seine, des Pabstes, Unschuld, sprach Gregor plötzlich zu dem Könige während der Messe: „Du und die Deinigen haben mich beschuldigt schwerer Verbrechen. Sieh hier den Leib des Herrn. Ich werde ihn jetzt nehmen zur Probe meiner Unschuld. Gottes Urtheil spreche mich, wenn ich unschuldig bin, heute von jedem

Verdachte rein; oder laſſe mich augenblicklichen Todes ſterben, wenn ich ſchuldig bin."

Damit brach er das geweihte Brod entzwei und aß die eine Hälfte. „Weißeſt du dich unſchuldig, mein Sohn," ſprach er zu Heinrich, „unſchuldig deſſen, was dich Fürſten und Völker verklagen, ſo iß dieſe zweite Hälfte vom Leib des Herrn, damit Gottes Urtheil deine Unſchuld bezeuge." Wie vom Donner gerührt, wagte der König nicht, auf dieſes Gottesurtheil einzugehen. Er bat, die Entſcheidung über ſeine Schuld oder Unſchuld bis auf die nächſte Reichsverſammlung auszuſetzen. Der Pabſt willigte ein, vollendete den Gottesdienſt, und lud darauf den König zum Frühſtück zu ſich, wo er ihn aufs Beſte bewirthete.

König Heinrich hielt die Bedingungen der Löſung vom Banne nicht. Er ſtellte einen Gegenpabſt auf, Gregor einen Gegenkönig. Es war ein ſchrecklicher Kampf durch Italien und Deutſchland, und Ströme Blutes rötheten die Erde dieſſeits und jenſeits der Alpen. Für die Einzelheiten dieſes Kampfes iſt hier kein Raum. Wer aber Recht hatte, Gregor oder Heinrich IV., dafür mögen zwei Urtheile von Männern hier ſtehen, welche ſonſt grundverſchieden ſind, und deren Urtheile einander ergänzen.

Der gewiß nicht pabſtfreundliche Voltaire ſagte: „Ungeachtet aller Verirrung und Aergerniſſe war allemal in den Gebräuchen der römiſchen Kirche mehr Anſtand und Ernſt, als anderswo. Man fühlte, daß die Kirche, wäre ſie frei und gut regiert, gemacht wäre, Unterricht den Andern zu ertheilen." Ein berühmter Proteſtant, der große Publiziſt im Anfang des vorigen Jahrhunderts, Freiherr von Senkenberg, hat erklärt: „In den Konflikten der Kaiſer und Könige mit dem römiſchen Stuhle ſeyen Recht und Gerechtigkeit ſtets auf Seite des letztern, und Ungerechtigkeit, Gewaltthat und frevle Eingriffe in das kirchliche Regiment auf Seite ſeiner Gegner geweſen."

Dreißig Jahre lang zerrüttete der Bürgerkrieg Völker und Lande, da immer neue Gegenkönige wider Heinrich IV. auftraten und auf Seite des römiſchen Stuhles ſtanden, darunter ſelbſt die eigenen zwei Söhne Heinrichs; und Heinrich IV. ſelbſt endete kummervoll, im Jahre 1106, ohne in Deutſchland zur Ruhe gekommen

zu seyn. Das Leben des vierten Heinrich war ein schuldvolles Trauerspiel. Wie ganz anders endete Gregor, welcher eilf Jahre vor ihm starb, im Jahre 1085, scheinbar als der Besiegte starb!

Nach manchen Wechseln des Kampfes war es Heinrich gelungen, vor Rom zu lagern, und endlich die Stadt selbst einzunehmen, im März 1084. Er führte seinen Gegenpabst Wibert, welcher sich Clemens III. nannte, in den Lateran ein, ließ ihn weihen, und dieser vollzog am Sonntage darauf die Kaiserweihe und Kaiserkrönung an Heinrich IV. und seiner Gemahlin Bertha.

Gregor hielt sich aber noch immer in der Engelsburg, ebenso waren seine Verwandten noch immer im Besitze einiger festen Thürme in der Stadt, und im Besitze der Brückenköpfe der Tiber. Gregor wies jeden Antrag zum Frieden zurück, es sey denn, daß sich Heinrich unbedingt ihm, dem Pabst, unterwerfe; und im Mai legten sich die neuen Vasallen des apostolischen Stuhles, Robert Guiscard und seine Normannen, mit einem furchtbaren Heere vor Rom: sie waren Gregor treu, weil sein und ihr Vortheil eins waren, jeder weitere Fortschritt des Kaisers in Unteritalien gefährdete die normannische Herrschaft. Der Kaiser mußte sich zurückziehen, die Normannen drangen in die Stadt, Feuer kam aus, und ein sehr großer Theil der Stadt mit herrlichen Palästen wurde ein Raub der Flammen, viele Römer und Römerinnen wurden von den Normannen weggeführt, und auch Gregor VII. ging weg von dem ungeheuern Unglück der Stadt.

Er folgte dem abziehenden Normannenheer, und sah Rom nicht wieder: gerade ein Jahr darauf, im Mai 1085, brach zu Salerno das irdische Gehäus des gewaltigen Geistes. Vom Kloster Monte Cassino war er eben nach Salerno zu einer Kirchenversammlung gegangen, und hatte einen neuen Bannstrahl gegen Kaiser Heinrich geschleudert.

Ich habe anderswo *) den Ausgang Gregors VII. so geschildert: Eisern treu seinen Grundsätzen, ließ der Ungebrochene noch auf dem Sterbelager von sämmtlichen Anwesenden schwören,

*) Der deutsche Kaisersaal, von W. Zimmermann. II. Auflage 1855.

niemals weder Wibert noch Heinrich vom Bannfluch löſen zu wollen, bevor ſich Beide dem apoſtoliſchen Stuhle ganz unterworfen haben. Ferner ließ er ſie ſchwören, auf ſeiner Bahn fortzugehen. Seine letzten Worte, welche die vom Leben ihm eingeflößte Bitterkeit aufdecken, aber auch für ſeine feſte Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit ſeines Strebens zeugen, waren: „„Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Gottloſigkeit gehaßt; darum ſterbe ich in der Verbannung.““ — Gregor und ſeine Herrſchaft lagen im Grabe, nicht aber die Ideen, für die er kämpfte. Er ſchien der Beſiegte, Heinrich der Sieger. Das geiſtliche Wort ſchien dem kaiſerlichen Schwert, der weltlichen Politik unterlegen. In Wahrheit aber blieb Gregor Sieger. Gregor war mit dem Geiſte der Zeit im Bunde, und unter dem Siegesjubel der weltlichen Waffen eroberten die Ideen des Beſiegten ſtill, geräuſchlos Hunderttauſende von Herzen in dem Lande des Siegers. Der Geiſt des todten Gregor bemächtigte ſich der öffentlichen Meinung. Unter des Kaiſers Händen und Augen wurde dieſe immer katholiſcher, päbſtlicher, und gewann und waffnete nicht bloß Fürſten und Völker, ſondern die eigene Familie, die leiblichen Söhne, die zweite Gattin gegen ihn, bis er unter ihrer Gewalt zuſammenbrach.

Zwei und vierzigſtes Kapitel.

Urſachen der Kreuzzüge.

Die Lebensidee des ſiebenten Gregor war ſo ſehr im Sieg, und ſeine Nachfolger gingen ſo folgerecht auf ſeiner Bahn weiter, daß das Pabſtthum als eine verkörperte Gottesherrſchaft auf Erden ſich durchſetzte, thatſächlich zu der „geiſtlichen, geiſtigen und weltlichen Oberherrlichkeit“ ſich emporſchwang und darin anerkannt wurde, und ehe das Jahrhundert, in welchem Heinrich IV. ſtarb, abgelaufen war, Pabſt Innocenz III. das ganze Abendland beherrſchte als einen geiſtlichen Staatenverein unter der Herrſchaft der Kirche.

Dazu, daß der Kampf der kirchlichen Macht mit der weltlichen ein ſiegreicher war, halfen ihr beſonders auch die Kreuzzüge mit.

Pabſt Urban II. zeigte auf der großen Kirchenverſammlung im Jahre 1095, daß er Gregors würdiger Nachfolger war: nach vergeblichen Mahnungen ſprach er den Bann aus über König Philipp von Frankreich und die Gräfin Bertrada, mit welcher ſich der König vermählt hatte, nachdem er ſeine rechtmäßige Gemahlin verſtoßen. Ebenſo wiederholte dieſer Pabſt das Verbot, daß ein Geiſtlicher den Eid der Treue in die Hand eines Weltlichen ſchwöre.

Jahre lang hatte Heinrich IV. und ſein Gegenpabſt Clemens III. nach Gregors Tod über Ober- und Mittelitalien geherrſcht, und die Päbſte der kirchlichen Partei, Viktor III. und Urban II., waren trotz der Stützen, die ſie an Mathilde und an den Normannen hatten, in den Hintergrund gedrängt geweſen. Bald war Urban II., bald der Gegenpabſt Clemens III. Herr des Laterans; bald ſaßen Beide zugleich in Rom, bald Keiner von Beiden.

Ohne Geld, ohne Einkünfte, als die Gaben der Frommen, war Urban II. ſo eben noch in einer macht- und ruhmloſen Stellung, als eine Botſchaft aus dem heiligen Lande plötzlich eine glückliche Gedankenreihe in ihm entzündete, er die Fahne des Kreuzes ergriff, und den Ruf zum erſten Kreuzzug durch Europa ſchallen ließ, den Ruf zur Rettung des heiligen Landes und Grabes aus den Händen der Ungläubigen.

Der alte „Wandertrieb“ der Germanen hatte in der abendländiſchen Kirche die Form der Pilgerfahrten angenommen, und das heilige Grab zu beſuchen, war ihnen zur Leidenſchaft, zuletzt zur religiöſen Begeiſterung geworden. Das Wallfahren nach dem heiligen Grabe hatte niemals ganz aufgehört, und gerade im eilften Jahrhundert hatte es außerordentlich zugenommen.

Dieſes eilfte Jahrhundert iſt eine ganz eigenthümliche Erſcheinung.

Der religiöſe Geiſt mit geſteigerter Innigkeit ſinnlicher

Andacht, und die kirchlichen Lebensformen kamen in dieſem Jahrhundert zur Vorherrſchaft, — nicht nur in der Chriſtenheit, ſondern in der ganzen Welt: in den Ländern des „Buddahglaubens“ im hintern Aſien erlangte zu gleicher Zeit die geiſtliche Herrſchaft ihre Höhe, während in den muhamedaniſchen Staaten eben ein neuer Fanatismus erwachte, und im Abendlande das Pabſtthum in den Sieg, der kirchliche Sinn wieder zur Herrſchaft kam, und die ſinnliche Andacht zur Innigkeit und Gluth in vielen tauſend Chriſten ſich ſteigerte.

Die Wallfahrten nach dem „heiligen Lande“ hatten in dieſem Jahrhundert um ſo mehr zugenommen, als, wohl in Folge des langen ſchrecklichen Kriegs und ſeiner Gräuel, der Glaube in Umlauf war, die zweite Zukunft Chriſti und der Untergang der Welt ſey vor der Thüre; die tauſend Jahre der Gefangenſchaft Satans, von denen die Offenbarung des Johannes ſpreche, ſeyen abgelaufen, der Verſucher gehe auf der Erde herum, und kein Ort ſey vor ſeinem Anfall ſo ſicher, als die heilige Stadt Jeruſalem mit dem heiligen Grabe des Erlöſers. Dieſer Glaube führte Schaaren von männlichen und weiblichen Pilgern nach dem heiligen Grab, um dieſes Ereigniß dort abzuwarten.

Es war aber auch noch ein anderer in der Menſchennatur gegründeter Glaube dabei thätig, der Glaube nämlich, daß man alles Schwere, was das Herz belaſte, am erfolgreichſten auf das heilige Grab Deſſen niederlege, der für die Sünden der Welt geſtorben, und daß man erleichtert und verſöhnt von da weggehe.

So lange die Araber über Jeruſalem herrſchten, waren die Wallfahrten der Chriſten ungeſtört; denn auch den Arabern war das Grab „des Propheten Jeſu“, wie ihn Muhamed im Koran nannte, eine heilige Stätte, der ſie nur mit Ehrfurcht nahten. Seit Harun al Raſchid, unter dem das goldene Zeitalter der arabiſchen Literatur eintrat, und die Sarazenen anfingen, den Ariſtoteles, Plato, Euklid und die Naturwiſſenſchaften zu ſtudiren, war die Bildung der Araber in vielen Hinſichten höher, als die des chriſtlichen Morgen- und Abendlandes. Sie hatten Akademien, und Avicenna, der von Chriſten wie Sara-

jenen das Orakel über Plato und Aristoteles genannt wurde, der große philosophisch-gebildete Arzt, lebte im zehnten Jahrhundert. Sein Zeitgenosse war einer der größten muhamedanischen Dichter, der Perser Ferdusi, und „der Sultan arabischer Dichtkunst", Montenebbi, starb zu Ende des zehnten Jahrhunderts. Bald nach dieser Zeit fallen die Mährchen der „Tausend und einen Nacht", und im eilften Jahrhundert blühte der Dichter des „Rosengartens", der herrliche Sadi. Um diese Zeit waren von den Gränzen Indiens und der Tartarei bis in das Innere von Afrika höhere Bildungsanstalten, die stets im Verkehr mit einander waren, Landstraßen, Posteinrichtungen und in allen großen Städten Leihbibliotheken. Von einem so gebildeten Volke, wie diese Araber, die eigentlichen Sarazenen, waren, wurden die christlichen Pilger nur milde behandelt.

Aber im eilften Jahrhunderte bemächtigte sich der wilde Türkenstamm der Seldschucken der Herrschaft über Syrien, und von diesen, und von den „Räubern der Wüste", wurden nun die christlichen Wallfahrer ausgeplündert. Unter diesen Bedrückungen der Seldschucken litten auch die Handelsbeziehungen Italiens schwer.

Unter den Verwirrungen des deutschen Reiches, und begünstigt vom römischen Stuhle, waren die Städte in Oberitalien zu schönen, freien, bürgerlichen Gemeinwesen und zu reichen Handelsstädten geworden. Die Karawanen der christlichen Pilger, die alljährlich nach dem Morgenlande gingen, versahen das Abendland mit vielen Artikeln, an die man sich gewöhnt hatte. Bis nach England hinauf war die Ostermesse zu Jerusalem für die abendländischen Völker von Bedeutung. Die Mißhandlungen der Pilgerkarawanen durch die Seldschucken störten den Handel zwischen Morgen- und Abendland, und die erhöhten Preise vieler Artikel wurden in Italien, Frankreich und England fühlbar.

So fühlten sich die Andacht der Gläubigen, die Handelsinteressen einzelner Staaten, das christliche Gefühl der Völker und ihr Beutel zugleich, durch die Seldschucken verletzt.

Am Osterfeste des Jahres 1065 hatten zu Jerusalem deutsche

Biſchöfe mit ihren Reiſigen nur durch deutſche muthige Schwertſtreiche ſich der Räuber der Wüſte erwehrt, welche ſie auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe überfielen. Schon der geiſtvolle Pabſt Sylveſter II. hatte im letzten Jahre des zehnten Jahrhunderts einen Ruf an die Chriſtenheit erlaſſen, der verwüſteten heiligen Stadt Hülfe zu ſenden. Dieſer Ruf war damals verhallt, ohne Anklang.

Der ſiebente Gregor aber hatte zu gleicher Zeit mit ſeinen andern Ideen, durch welche er Licht und Ordnung in das ungeheure Chaos ſeiner Zeit, und einen neuen höheren Schwung in die Völker bringen wollte, auch den Gedanken gefaßt und im vertrauten Kreiſe ausgeſprochen, die mancherlei wilden, geſetz- und zügelloſen Kräfte Europas hinaus zu führen, um das chriſtliche Morgenland von den Ungläubigen zu befreien, und die Waffen und Herzen der abendländiſchen Chriſten zu weihen und zu verklären in einem großen heiligen Kampfe für das Kreuz und Grab Chriſti, einem Kampfe, in welchem alle inneren großen und kleinen Fehden der Chriſtenheit aufgehen müßten.

Gregor dachte ſich ſelbſt als Führer eines ſolchen Heerzugs der Chriſtenheit nach Oſten, und ſuchte im Jahre 1074 König Heinrich mit dieſem Gedanken zu befreunden. Auch darin erweiſt ſich der Rieſengeiſt des Mannes, der damals am Ruder der Kirche ſaß, der zwar, weil er ein Menſch war, Mißgriffe mitunter machen konnte und machte, aber ſeine Zeit begriff, wie Keiner, und darum hat ſich ſein Daſeyn und Wirken als geſchichtlicher Durchgangspunkt zu einer neuen Periode des Menſchenlebens feſtgeſtellt.

Gerade ein Jahr zuvor hatten die Seldſchucken Syrien erobert, nachdem ſie ihr Reich in Kleinaſien gegründet hatten, und die Klagen der Chriſten des heiligen Landes, wie der Pilger, die zurückkamen, waren zu Gregors Ohren gelangt, aber ſein Gedanke ſcheiterte am Leichtſinn wie am Argwohn Heinrichs IV. Seit Gregors Tode wurden die Beſchwerden immer mehr allgemein, aber ohne Folge, bis der Einſiedler Peter von Amiens von einer Pilgerfahrt aus dem Morgenlande zurückkam.

Peter war früher Kriegsmann, dann Klausner in den Wäldern Südfrankreichs, von Geburt aus der Normandie her,

ohne beſondere Geiſtesgaben, aber von glühender Einbildungskraft und dem gemäßer Beredtſamkeit. Die Geiſtlichkeit um ſeine Klauſe her hatte ſeit lange in dieſem „Heiligen des Volkes“ ein brauchbares Werkzeug der Kirche geſehen.

Als er im Morgenlande ſchaute, was die Heiligthümer und die Chriſten zu leiden hatten, da ergrimmte er. Erſchöpft von ſeinen Gebeten an den heiligen Stätten und den Gemüthsbewegungen, ſank er in der Auferſtehungskirche in Schlaf, er ſah und hörte den Heiland, der ihn beauftragte, ſein Grab von dem Gräuel der Ungläubigen zu befreien; er erwachte und glaubte feſt an die Erſcheinung. Mit Briefen von dem Patriarchen von Jeruſalem an den Pabſt und mehrere Fürſten des Abendlandes ging er nach Rom.

Urban II. erkannte die Gelegenheit, durch den Mund eines unbedeutenden Klausners die Chriſtenheit in Bewegung zu ſetzen. Gelang es ihm, die Gläubigen des Abendlandes zum heiligen Krieg gegen das Morgenland zu vereinigen, und dieſes vom Glauben der Zeit heiligſt gehaltene Unternehmen von Rom aus zu leiten, ſo ſtand die eben noch gebeugte Macht des Pabſtthums wieder aufrecht, in einem Glorienſchein.

Pabſt Urban gab dem Klausner Peter Vollmacht, überall das Kreuz wider die Türken zu predigen. Der Klausner durchzog Italien und Südfrankreich. Seine Sendung bewies er durch jene Erſcheinung des Heilands als eine göttliche; aber auch noch durch einen Brief, „welcher vom Himmel gefallen ſey“, und ihn mahnte, ſeinem Auftrag nachzukommen. Der Kreuzzugapoſtel ritt auf einem Mauleſel um, und die Maſſe verehrte nicht nur ihn, ſondern ſelbſt ſein Thier als heilig, doch ohne ſich dadurch abhalten zu laſſen, dem Mauleſel die Haare aus dem Schwanze zu ziehen, um ſie als Heiligthümer zu tragen. Wo Feindſchaft und Fehde war, ließ er Verſöhnung und Frieden hinter ſich.

Als Pabſt Urban dieſe Vorarbeit ſah, hielt er eine Verſammlung zu Piacenza auf freiem Feld. Viertauſend Geiſtliche und über dreißigtauſend Laien erſchienen aus allen Ländern. Tauſende ſchwuren, ſobald es der Pabſt wolle, für die Sache Gottes auszuziehen. Mit jedem Schritte weiter ſah der Pabſt, daß das

rechte Wort getroffen war, welches den Geiſt der Zeit vor ſeinen Siegeswagen ſpannte. Zahllos war die Verſammlung zu Clairmont, wo der Pabſt wieder unter freiem Himmel ſprach, wie „die heilige Stadt, die Wiege unſerer Seligkeit und die Mutter unſeres Glaubens, durch das gottverhaßte Heidenvolk leide, das die geweihten Plätze zu Viehſtällen, den Tempel des Herrn zur Wohnung des Teufels gemacht habe".

Auf ſeine Mahnung, die Ketten der morgenländiſchen Chriſtenheit zu zerbrechen, ſcholl ihm aus der Verſammlung „Gott will es!" entgegen, und tauſend- und abertauſendfach hallte der Ruf wie aus Einem Munde wieder: „Gott will es! Gott will es!"

„Ja, „„Gott will es!"" das ſey das Feldgeſchrei," ſprach der Pabſt; „Gottes Stimme iſt es, die aus euch geſprochen hat. Ihr Unterdrücker der Wittwen und Waiſen, ihr hungrigen Geier, die ihr am liebſten euch ſelbſt zerfleiſchet, und das Schwert in Bruderblut taucht, legt ab den Gürtel eines falſchen gottloſen Ritterthums, werdet Ritter Chriſti, wendet eure Waffen, die ihr bisher gegen einander gebraucht habt, gegen die Ungläubigen, erobert das Land der Verheißung, und kaufet euch durch den Dienſt für Gottes Sache Ablaß für alle eure Sünden, für Diebſtahl, Raub und Mord."

Jedem Theilnehmer am Zuge für das Kreuz wurde vollkommener Sündenablaß, und für ſeine Abweſenheit der beſondere Schutz der Kirche ſeiner Familie und ſeinem Gute zugeſichert, über Jeden der Kirchenfluch ausgeſprochen, welcher irgend Einem am Auszug hinderlich ſeyn würde. Es war ein ungeheures Gedränge, das rothe Kreuz auf die rechte Schulter ſich heften zu laſſen. Acht Tage lang dauerte dieſe Kreuzfahrtsverſammlung, und die, welche dabei geweſen waren, trugen ihre Begeiſterung weiter, wo ſie durchkamen, bis in ihre Heimath. Aus der Fäulniß des ſittlichen Bodens der Zeit glühte plötzlich die Begeiſterung für den Glauben und für das Heilige auf.

Edle und Leibeigene, Bürger und Bauern, Alte und Junge, Männer und Frauen nahmen das Kreuz; Mönche und Nonnen entflohen ihren Zellen; und Diebe, Räuber und Mörder kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um ſich dem Kreuzheer anzu-

reihen. Fürſten ſtiegen von ihren Stühlen, Todfeinde ließen ihre Fehden und verſöhnten ſich, Familienväter verließen Weib und Kind. Wer kein Geld hatte zur Ausrüſtung, verkaufte und verpfändete Hab und Gut. Nicht nur Frankreich und Italien, auch England, Schottland und Scandinavien wurde von dem Sturme fortgeriſſen, der durch Europa rauſchte.

Unter deſſen Brauſen verſchwand für den Augenblick alles Andere. Es war ein Sturm, der die Welt erſchütterte und reinigte, recht zur Zeit, da der ſittliche Zuſtand der Geſellſchaft ſo faul geworden war. Weg von den Privatfehden, weg vom Kampfe zwiſchen Kaiſer und Kirche, weg von Raub, Mord und Brand, womit das ungebundene Fauſtrecht durch die Länder wüſtete, wandten ſich die Augen und Waffen Europas nach dem Morgenland. Die Begeiſterung für das heilige Grab ſchlug wie ein Blitz von oben in die Seelen ein.

Nur die Spanier, die im eigenen Lande die Sarazenen zu bekämpfen hatten, nahmen keinen Theil daran; und von den Deutſchen anfänglich nur die an der franzöſiſchen Gränze gelegenen Lothringer. Selbſt in dieſen Tagen mittelalterlicher Aufregung behielten die Deutſchen ihre Art, ſchwer in Fluß zu kommen; ſie wunderten ſich zuerſt über dieſe Erregung der Romanen und der Romaniſirten, und über den Zug.

Gewiß iſt, es wirkte Vieles zuſammen bei dem erſten Kreuzzug: der alte normänniſche und fränkiſche Abenteurergeiſt, welcher erwachte und ſich mit dem religiöſen Enthuſiasmus verſchmolz; die Intereſſen der römiſchen Kirche, die durch einen Völkerzug nach dem Morgenland ihren Sieg vollkommen machen mußte; die Intereſſen der weltlichen Fürſten, welchen die Ableitung deſſen, was in ihren Staaten gährte und wogte, nicht unangenehm ſeyn konnte; die Handelsbedürfniſſe der Zeit und die Ausſicht der Städtebürger auf Erweiterung des Handelsverkehrs; die Hoffnungen des Landvolks, da jedem Kreuzfahrer Befreiung von den gutsherrlichen Laſten verheißen wurde; bei Vielen Gewiſſensangſt über die Thaten ihrer Vergangenheit und die Hoffnung, dieſelben durch ſolche Buße zu ſühnen; bei Vielen der Ehrgeiz und der Thatendurſt, wofür das

Morgenland einen großen Spielraum aufschloß; bei Vielen die Erwartung, etwas von den fabelhaften Schätzen des Ostens, Beute jeder Art zu gewinnen; bei den Großen sogar die Hoffnung, Land und Leute, Diademe und selbstständige Fürstenthümer im Morgenlande sich zu erobern.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Der erste Kreuzzug.

Wirkte aber auch alles das zusammen, so war doch die religiöse Begeisterung das Durchschlagende und Uebermächtige. Alles Andere zusammen wäre nicht vermögend gewesen, Europa in Bewegung zu bringen, ohne den kirchlich-religiösen Geist, der schon länger in der Zeit war, und den jetzt die Kreuzzugsredner entflammten, daß er mitten in den Tagen wüster Prosa einen gewaltig-romantischen Aufschwung nahm, losgeschält von Selbstsucht, und angethan zur Aufopferung für eine der Zeit heilige Idee.

Das Ideale überwog wenigstens in der großen Mehrheit beim ersten Kreuzzug die materiellen Triebfedern, namentlich auch die des Gesindels, welches zahlreich das Kreuz nahm, und beim Auszug seine christliche Begeisterung sogleich dadurch zeigen zu müssen glaubte, daß es, von Frankreich aufbrechend unter der Führung Peters des Einsiedlers, in den Städten am Niederrhein, und wo es sonst durchzog, die wehrlosen Juden ermordete, und ihr Hab und Gut plünderte.

Diese Masse ungeordneter Schaaren, zusammen über 100,000, kam zum Theil noch auf deutschem Boden um, da sie in fünf Haufen zog, und auch Widerstand fand, wo sie rauben wollte, rauben unterwegs auch aus Noth. In Ungarn, im griechischen Reich, in Kleinasien wurden diese Raubhaufen größtentheils von Ungarn, Bulgaren und Griechen todtgeschlagen.

Erst im Jahre darauf, 1096, zog das eigentliche Heer der Kreuzfahrer, zu Ende des Sommers, geführt von Gott-

fried von Bouillon, Kaiſer Heinrichs IV. tapferem Feldherrn, 600,000 Seelen ſtark, darunter zu Roß und zu Fuß 80,000 wohlgewaffnete Kriegsleute, theils zu Waſſer, theils zu Lande nach Oſten, von vielen Fürſten begleitet.

In der Ebene von Nicäa, im heutigen Anatolien, fand dieſes regelmäßige Heer der Kreuzfahrer eine hohe Pyramide, aus lauter Gebeinen erbaut, Gebeinen der Gefallenen aus den unregelmäßigen Kreuzfahrerhaufen, welche hier unter dem Türkenſchwert ihr Ende gefunden. Die chriſtliche Stadt Edeſſa ergab ſich freiwillig, Nicäa und Antiochia wurden erobert, und in jeder dieſer drei Städte errichtete ſich einer der Oberſten des Kreuzheeres ein Feudalfürſtenthum.

Im Jahre 1099, am 15. Juli, nach Nöthen und Kämpfen furchtbarſter Art, erſtürmte das große Kreuzheer unter Gottfried von Bouillon die heilige Stadt Jeruſalem. Ströme Blutes rannen durch die Gaſſen, die Flammen der brennenden Häuſer machten die heiße Luft glühend, und durch Blut und Flammen wallte das Kreuzheer, Pſalmen ſingend, nach der Auferſtehungskirche zum Siegesdankfeſt. Der Lothringer Herzog Gottfried, der Oberfeldherr, wurde zum König von Jeruſalem ausgerufen. Dieſer Gottfried aber war das Urbild jener frommen Ritter des Mittelalters, in welchen Heldenmuth und Demuth ſich paarten: er weigerte ſich, da eine goldene Königskrone zu tragen, wo der Sohn Gottes die Dornenkrone getragen.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Nächſte Folgen der Kreuzzüge.

Die Glorie, welche die Streiter unter Gottfried ſich errungen hatten, zündete herüber bis in die deutſchen Kreiſe, von welchen aus man kühl und bedächtig zuerſt der Aufregung und dem Kreuzzug zugeſehen hatte. Das Gerücht von der Beute

und ſogar von Fürſtenthümern, welche Helden des Kreuzes ſich dort erobert haben, war auch lockend.

Fürſten des deutſchen Reiches, aus eigenem und vieler Edeln Antrieb, baten Kaiſer Heinrich, ſich mit dem päbſtlichen Stuhle auszuſöhnen; nach einander waren Pabſt Urban II. und der Gegenpabſt des Kaiſers, Clemens III., geſtorben, und Paſchalis II., des großen Gregors Schüler, ſaß auf dem Stuhl. Die Biſchöfe am Kaiſerhofe, die allein vom Kaiſer, und nicht nach den Kirchengeſetzen Gregors, ihre Bisthümer erlangt hatten, hielten den Kaiſer von der Verſöhnung mit Paſchal ab, aus Furcht, von Paſchal ihrer Bisthümer entſetzt zu werden; ſie trieben ihn zu Verſuchen einer neuen Pabſtwahl.

Paſchal erneuerte darauf den Kirchenfluch gegen den Kaiſer und alle ſeine Anhänger, und alles Volk war für den Pabſt. Denn der große „Gottesfrieden", allgemeiner Landfrieden, eine Folge des Kreuzzugs, veranlaßt und geboten durch die Kirche, that durch ganz Europa dem Volke ſehr wohl. Selbſt Kaiſer Heinrich IV. hatte dieſen Gottesfrieden Fürſten und Herren auf vier Jahre beſchwören laſſen, bei ſchweren Strafen für den Uebertreter.

Jetzt athmete der Landmann auf, welchem die ewigen Fehden des Adels Hütte und Saat ſo oft niederbrannten; jetzt konnte der Bürger ſeines Fleißes froh werden. Kein Räuber konnte ſich mehr auf die Straße wagen, um den zur Meſſe ziehenden Kaufmann niederzuwerfen; der Schloßherr am Flußufer mußte den Schiffer ungebrandſchatzt und ungeplündert vorüberziehen laſſen; der Wald gab dem an ritterlichen Raub gewöhnten Adeligen keinen Hinterhalt und keine Beute mehr. Auf allen denjenigen Schlöſſern und feſten Häuſern, welche ſich nicht von Landwirthſchaft und rechtlichen Abgaben nährten, kehrte nun Noth und Mangel ein.

Keller und Vorrathskammern des Adels leerten ſich, und die Kriegsmannen hatten ſich in dem langen Bürgerkrieg, den der Streit zwiſchen Pabſt und Kaiſer veranlaßt hatte, außerordentlich vermehrt. Der Kaiſer hatte zugeſagt, ins heilige Land einen Kreuzzug anzutreten, ſobald er ſeinen Frieden mit dem Pabſte

gemacht hätte; und Viele aus den Fürsten, dem Adel und dem Volke rüsteten sich, mit ihm zu ziehen, warteten am Hofe, verzehrten das Ihre, und der Kaiser ging nicht, weil es ihm niemals Ernst gewesen war.

Alle diese wurden Feinde des Kaisers, wurden päbstlich. Diejenigen, welche von Anderem, als vom Kriege, zu leben, nicht gelernt hatten, und neue Verwirrung, neuen inneren Krieg im Reiche wünschten, reizten und brachten auch den zweiten Sohn des Kaisers zur Empörung. Und Paschalis II. war so wenig ein Gregor VII., daß er die Empörung des Sohnes gegen den Vater für eine unmittelbare Fügung Gottes zur Hülfe der bedrängten Kirche erklärte, den Empörer des dem Vater und Kaiser geschworenen Eides entband, und ihm den apostolischen Segen gab. So wüthete aufs Neue der Bürgerkrieg im deutschen Reiche, vom römischen Stuhle genährt, und Mancher verließ diesen entweihten Boden, und zog ins heilige Land.

Denn zur Behauptung des heiligen Landes waren *fortwährende Kämpfe und Zuzüge* aus dem Abendlande *nöthig*. Diese Zuzüge vermittelten durch ihre Flotten die italienischen Handelsstädte, besonders Venedig, Genua und Pisa. Ritterorden waren entstanden, welche das Mönchsgelübde mit dem Schwert verbanden, zur Vertheidigung des heiligen Landes. Die ersten Orden dieses Ritterthums gegen die Ungläubigen entstanden schon im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts im heiligen Lande, nämlich die Hospitalbrüder zum heiligen Johannes dem Täufer in Jerusalem, darum auch *Johanniter* genannt, und der Orden der *Templer*, welche nach ihrem Sitz im königlichen Palast an der Seite des einstmaligen Tempels sich nannten, „arme Mitstreiter Christi und des Tempels Salomo's". Später, zu Ende des zwölften Jahrhunderts, kam der Orden der *deutschen Ritter* der Jungfrau Maria hinzu (Deutschordensritter). Bürger aus Bremen und Lübeck waren es, die zuerst ein Hospital für deutsche Pilger gegründet hatten, deutsche Fürsten begabten diese Stiftung weiter, und Heinrich von Walpott machte aus dieser Stiftung den Deutschritterorden. Die beiden andern Orden gingen von Franzosen und Normannen aus.

Diese Ritterorden sind von großer Bedeutung gewor
für Europa, nachdem ihre Stellung und die Stellung der Kre
fahrer im Morgenland überhaupt unhaltbar geworden
durch die Art ihres Auftretens.

Schon den morgenländischen Christen waren die Kreuzfa
als eine unangenehme Erinnerung an „Gothen und Vandal
erschienen. Zudem brachten diese „Franken" — so wurden
Pilger wie Kreuzfahrer des Abendlands insgesammt im Mor
lande genannt — etwas in ihrem Gefolge, was mit ihrem R
der Befreiung des heiligen Landes und Grabes schlecht zusamm
stimmte. Sie brachten in das heilige Land zurück alle sch
lichen Anhängsel des Feudalwesens, jene neuen Arten mittela
licher Sclaverei, die Hörigkeit und die Leibeigenschaf

Die „Befreier des heiligen Grabes" brachten die Sc
verei auf denjenigen Boden zurück, von welchem beide lä
verschwunden waren durch das religiöse Gesetz — des Isl
Der Islam duldete unter Glaubensgenossen keine Leibeigensch
nicht einmal Hörigkeit. Auf dem Boden des heiligen La
hatte die „sarazenische Bildung" den Anbau der Länder
durch freie landwirthschaftliche Arbeit eingeführt.
Kreuzfahrer achteten aber nicht so, wie die Sarazenen, Land
und Gewerbfleiß als etwas Ehrenvolles: der abendländische Leh
ritter dieser Zeit hielt jede andere Beschäftigung, als die
Waffenwerks und des Kirchendienstes, für eine Erniedrigung se
Standes.

So stürzten die Kreuzzugsritter nach ihrem Siege
schöne gesellschaftliche Ordnung im heiligen Lande um, die
das Eigenthum, auf Gewerbfleiß und freien Anb
des Bodens durch die Sarazenen gegründet war; und sie füh
überall das Lehenwesen in seiner äußersten Härte durch:
Herr ließ es sich wohl seyn auf der Knechtschaft der Hinterse

Dieses System trug in sich selbst alle Keime seines bald
Endes. So behandelt, mußten die Eroberungen der Kreuzfa
vorübergehend seyn, so sehr auch nach dem heiligen Lande
Auswanderung aller Unzufriedenen fortwährte. Wie später Amer
in unsern Tagen die Goldlande Kalifornien und Australien,

zufriedene, Abenteurer, bürgerlich Schiffbrüchige anzog, so hatte sich das heilige Land bald in eine Auswandererkolonie des christlichen Abendlands umgewandelt, und daneben ein großer Theil von Kleinasien. Jeder Abenteurer brachte große Ansprüche mit, nicht des frommen Herzens, sondern des Standes, des Ehrgeizes, der Sucht nach Wohlleben, und alle jene wilden Leidenschaften, unter welchen Europa so lange gährte. Bald zeigte sich Alles auf dem Boden Asiens eingeführt, was in Europa war, nur Alles noch gesteigert: einander durchkreuzende Interessen und Anmaaßungen, weltliche und geistliche Herrschsucht im Kampfe mit einander, Zänkereien und Befehdungen, wüste, traurige Zustände im Sittlichen und im Politischen.

Da war die Herrschaft des Lehenritterthums auf der einen Seite, an der Spitze Einer, welcher König hieß und doch nur der erste Baron im Reiche der neuen Eroberung war; gegenüber dieser weltlichen Aristokratie stand die Priesterschaft, das hierarchische Element. Das Haupt auf dieser Seite war der Patriarch von Jerusalem. Wie der Pabst in Rom über dem deutschen König stehen wollte, so wollte der Patriarch von Jerusalem den Pabst des Königs von Jerusalem spielen, und das weltliche Lehenherrenthum und die Hierarchie des heiligen Landes und seiner Anhängsel waren in steter Eifersucht und Feindseligkeit unter einander. Zwischen beiden Gewalten bildete sich ein städtisches Bürgerthum mit Zünften und Genossenschaften, wie in Italien, England und Deutschland, und jene geistlichen Ritterorden, welche nach Unabhängigkeit vom König wie vom Patriarchen strebten, und sich auch unabhängig machten. Jeder christliche Orden im Morgenlande war wieder ein Souverän.

Ebenso war Argwohn und geheime Feindseligkeit zwischen dem griechischen Kaiser und den Griechen einerseits, und den christlichen Herren andererseits, welche die Eroberungen auf dem Boden Asiens inne hatten; zwischen den neuen weltlichen Fürstenhäusern und den geistlichen Herrschaften, welche aus dem Abendlande gekommen waren und das schöne Morgenland sich eingethan hatten, von diesem sogar nach West wie nach Ost immer mehr einzuthun suchten.

Dieser Bau der geistlichen und weltlichen Feudalherrschaft stand hier, wo Jesus Christus, um alle Menschen zu Brüdern zu machen, litt und starb, auf noch viel dunklerem Grunde als in Europa. Nicht bloß der nichtchristliche Theil der Bevölkerung, sondern die christliche Masse der Landeseingeborenen war unter das Joch der Hörigkeit und Leibeigenschaft gelegt, wie ein fremdes, unterjochtes Volk behandelt.

So kam es, daß Herzen und Augen der christlichen wie der nichtchristlichen Eingeborenen nach den Völkern des Islam sich umwandten als nach Rettern und Befreiern.

Welche Folgen hätte die Eroberung des heiligen Landes für die Fortpflanzung der christlichen Religion und Bildung auf dem Boden Asiens haben müssen, wenn diese Eroberungen anders behandelt worden wären! könnte man ausrufen. Aber solche Ausrufe sind ungeschichtlich. Was aus Europa kam, war nicht dazu angethan, Licht unter die Völker des Islams zu bringen, sondern von Gott dahin gewendet, um an der Bildung dieser Lande des Islams und im Kampfe mit dieser Bildung sich zu entzünden, Licht aus dem Morgenland ins Abendland zurück zu tragen, und reiche Keime zu Anpflanzungen auf den Gebieten des Glaubens, der Wissenschaft und der Kunst des öffentlichen, des gesellschaftlichen und des häuslichen Lebens.

Das thut der heuchlerischen und ebenso der unwissenschaftlich-leichtfertigen, falschchristlichen Betrachtung der Weltgeschichte nicht wohl, daß Gott die Fackel des Lichtes im Westen und Osten Europas am Herd der sarazenischen Bildung für die Christenheit des Abendlandes wieder entflammen ließ; und doch ist es eben gerade so und nicht anders.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Zweiter Kreuzzug. Der heilige Bernhard.

Während die Christen im Morgenlande den Schmutz persönlicher Leidenschaften mit dem heiligen Namen des Kampfes

für das Chriſtenthum zudeckten, fochten drüben unter der Fahne Muhameds mit wirklicher Begeiſterung, in Reinheit der Geſinnung und des Lebens, die Schaaren für Glauben, Ehre und ihre Bildung einerſeits, und andererſeits zugleich für die Weltherrſchaft ihrer Religion und ihrer Bildung. Denn in einem halben Jahrhundert ſchon war es der altmuhamedaniſchen, arabiſchen Bildung gelungen, die neumuhamedaniſchen Sieger, die ſeldſchuckiſchen Türken, zu durchdringen und umzubilden. Die Chriſten des Morgenlandes hofften es beſſer zu bekommen unter der Herrſchaft des Islams als unter dem Feudaldruck der abendländiſchen Chriſten.

So fiel die Vormauer des neuchriſtlichen Reiches in Aſien, das feſte Edeſſa, im Jahre 1144 wieder in die Hände der Sarazenen, am 13. Dezember.

Wie Jeruſalem, hätte bald nach deſſen Eroberung auch das alte große Bagdad, der Sitz der Kalifen, dieſen entriſſen, und der Islam in ſeinem Mittelpunkt vernichtet werden ſollen; aber die Zuzüge aus dem Abendland, an die dreimalhunderttauſend Pilger, darunter, als wäre es eine Luſtfahrt, viele hohe und niedere Frauen und Jungfrauen, waren ſchon in der Türkei gefangen und vernichtet worden.

Darum erhoben ſich bei der Schreckensbotſchaft vom Falle des Hauptbollwerks Edeſſa im Abendlande nur wenige Hände zur Hülfe. Der Pabſt Eugen III. mußte künſtliche Mittel in Bewegung ſetzen, um die Völker für einen neuen Kreuzzug in Bewegung zu ſetzen, die größten kirchlichen und bürgerlichen Vergünſtigungen für Jeden, der das Kreuz nähme, beſonders Sündenvergebung für Alle und Jede, und für Alles und Jedes. Zugleich ſandte der Pabſt den Volksheiligen Bernhard, in welchem Franzoſen, Italiener und Deutſche einen „Wunderthäter" verehrten.

Dieſer Bernhard war Abt des Kloſters Clairvaux in der Champagne; er war eine gewaltige Stütze des Pabſtthums, ein Mönch mit flammenden Augen und feuriger Beredtſamkeit, welchen der Volksglaube und Prieſterberechnung mit einer Menge Sagen von Wundern ausgeſtattet hatte, die durch ihn und die an ihm geſchehen ſeyn ſollten. Als Herold des heiligen Krieges

brachte er Frankreich und England, zuletzt sogar Deutschland in Bewegung. In Deutschland betete ihn das Volk fast an; sie rissen ihm das Kleid vom Leibe, um sich die Fetzen als Kreuze ganz besonderer Kraft auf die Schulter zu heften. Mit Schwärmerei hingen sie an seinem Munde, obgleich kein Mensch ihn verstand — denn er predigte romanisch; alles Volk glaubte und bewunderte seine Wunderthaten, obgleich kein Deutscher eine solche von ihm zu sehen bekam.

Die Geistlichkeit machte ihm den Eindruck seiner ausgezeichneten Persönlichkeit leicht, indem sie das Volk zuvor in Taumel setzte, und ihm unter Jubelhymnen und dem Geläute aller Glocken entgegenzog, überall, wo er hinkam. Nach langem Sträuben ließ sich der deutsche König Konrad III., der Hohenstaufe, von ihm mit fortreißen, durch Ueberraschung, während der Messe, durch plötzliche Anrede, Ueberreichung einer bereit gehaltenen Kreuzfahne und Anheftung des Kreuzes, unter solchem Freudengejauchze des schwärmenden Volkes, daß davon Chorgesang und Orgelklang übertönt wurde.

Aber von 70,000 geharnischten Reitern, welche neben unzählbaren Schaaren Leichtbewaffneter zu Roß und zu Fuß der deutsche König Konrad nach dem Morgenlande führte, kamen nur 7000 Geharnischte und von dem übrigen Volk ein Zehntheil hinüber; die Andern kamen durch Verrath der Griechen, durch das Schwert der Türken, durch Naturereignisse, Seuchen, Hunger und Durst um oder wurden gefangen. Nicht besser ging es dem französischen Kreuzheer. Ungeschwächt kamen nur diejenigen an, welche zur See die Ueberfahrt gemacht. Doch zählten die vereinigten Schaaren aller christlichen Fürsten 20,000 geharnischte Reiter und 80,000 zu Fuß. Aber aus Neid, Rachsucht, Geldgier, die sich von den Türken bestechen ließ, wurden die morgenländischen Christen zu Verräthern an den abendländischen. Ritter des Tempels waren es, welche die für den Verrath bedungenen Goldstücke in Empfang nahmen; der Muselmann aber, welcher die Verräther zwar gebrauchte, aber sie verachtete, täuschte ihre Goldgier: statt Gold gab er ihnen Kupfer, künstlich mit egyptischem Gold überzogen.

Die beiden, im Beginne so furchtbaren Kreuzheere kehrten als klägliche Häuflein, ruhm- und thatenlos, in die Heimath zurück. Von allen Seiten wurde der heilige Bernhard nun ein Lügenprophet gescholten. Der aber sagte, Gott habe es gethan zur Strafe ihrer Sünden; zudem habe er, als er das Kreuz gepredigt, nur den Weisungen des päbstlichen Stuhles gefolgt, und Gottes Führungen seyen unergründlich.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Die Folgen der Kreuzzüge.

Vierzig Jahre nachher kam die Kunde, die heilige Stadt Jerusalem sey gefallen, im Jahre 1187. Die abendländische Christenheit kam jetzt wieder in Bewegung. Der greise Hohenstaufe Kaiser Friedrich I. stellte sich an die Spitze der Kreuzfahrt, starb aber am Schlag im Flusse Seleph, ehe er das heilige Land erreichte. König Philipp II. von Frankreich und Richard Löwenherz, der König von England, erreichten es. Aber er und alle Kreuzfahrer standen klein vor dem großen Saladin, welcher von einem kurdischen Söldnerführer sich zum Herrscher des Morgenlandes aufgeschwungen hatte, gleich geliebt von den Christen Egyptens und Syriens, wie von seinen Muhamedanern. Der Islam hatte an dem Religionskampfe, der für ihn zugleich ein Kampf für das Vaterland war, zu neuem Leben sich entzündet und zu hohem Schwunge.

Ohne Jerusalem wieder zu gewinnen, kehrten die christlichen Könige heim, und Saladin führte in das heilige Land nicht nur die Freiheit des Landbaus und des Gewerbfleißes, sondern auch die Freiheit des Glaubens, die Gewissensfreiheit, zurück. Bis zum Jahre 1248, im Ganzen zweihundert Jahre lang, dauerten die Kreuzzüge. Es waren sieben Hauptzüge. Aber im Jahre 1291 war auch die letzte Stadt, das feste Akkon,

der einzige Punkt, der den Kreuzfahrern im heiligen Lande noch geblieben war, an die Muhamedaner verloren.

Die Kreuzzüge wurden ein Hauptwendepunkt für die mittelalterlichen Zustände.

Das Zeitalter der Kreuzzüge war jedenfalls im Ganzen eine Zeit hohen Aufschwungs und glühender Andacht. Schon das war Gewinn. Aber aus dem Morgenlande selbst kam durch die Kreuzzüge dem Abendlande viel Gutes. Fanatische Abendländer aus den romanischen Staaten ernüchterten sich durch die Kreuzzüge; das harte Herz des Deutschen und des Scandinaviers erweichte sich durch sie; alles Abendländische veredelte sich an dieser Berührung mit dem gebildeteren Morgenlande. Jetzt erst brach das Innige und Tiefe, der Kern der germanischen Natur, hervor aus seiner harten Schale.

Im Morgenlande, bei den Sarazenen, mußten sich die Germanen wieder angewöhnen lernen an das, was ursprünglich germanisch war, was sie aber unter der Verwilderung durch das wüste Fehdewesen und durch die unaufhörlichen Bürgerkriege verloren hatten, nämlich an die Ehre und die Huldigung, welche die Frauen überall haben, wo edlerer Sinn waltet. Die sarazenischen Lieder in Asien, wie die in Spanien, feierten das Weib, und die Franken trafen im Morgenland auf ein höheres Gefühl für Liebe, als sie es seit lange im Abendland gekannt hatten; sie trafen, diese Faustrechtsritter, daselbst auf einen höheren Adel der Gesinnung, auf ein Ritterthum der Bildung und der Ehre.

Dieses Gute kam durch die Kreuzzüge aus dem Morgenland nach dem Abendland; aber auch noch Anderes. Durch den nach dem heiligen Grabe zurückgewandten Glaubenskampf wurden das Morgenland und das Abendland so mit einander in Berührung gebracht, daß der Völkerverkehr zwischen beiden fortan ein ununterbrochener blieb. Ein Welthandel entstand durch die Kreuzzüge. Durch sie belebte sich von Indien aus bis nach Italien der Verkehr, und dieser erweiterte Verkehr wirkte auf Gewerbewesen, Ackerbau und Handel. Von Italien aus nahmen die Handelswaaren ihren Weg durch Deutschland nach dem Norden. Der rheinische Städtebund, die Hansa an der

Nordsee, die jedoch erst im vierzehnten Jahrhundert in Blüthe trat, und andere Städtebündnisse gaben dem Bürgerthum Macht und Einfluß.

Denn durch den nun fortwährenden Handelsverkehr mit Provencalen, Sarazenen, Italienern nahmen die Städte des Abendlandes zu an Wohlstand und Bildung; zunächst die in Italien, bald darauf die in Deutschland. Der Bürgerstand dieser Städte, bestimmt, der Kern der christlichen Völker zu werden, nahm auf einmal einen Aufschwung, und je mehr der Bürgerstand sich bereicherte durch die neuen Bedürfnisse der weltlichen und geistlichen Herren, welche diese durch die Kreuzzüge hatten kennen lernen, und welche der Handel befriedigen mußte, desto leichter war es, daß weltliche und geistliche Herren ihre Gerichtsbarbeit und andere Rechte an die Bürger verpfändeten oder verkauften. Die Städte erlangten die Selbstverwaltung und das Waffenrecht, und damit wuchs der Gemeingeist und die Freiheit. Im Jahre 1302 waren die Städte in Frankreich schon so weit, daß sie als dritter Stand neben der Geistlichkeit und dem Adel berufen wurden zu den ständischen Berathungen; namentlich weil sie in dem Kampfe der Krone mit den Großen des Reiches der ersteren mit Geld Beistand geleistet. Ebenso war es im deutschen Reiche. Die durch Handel gekräftigten Städtebürger hielten zu den deutschen Königen und Kaisern in deren Kampf gegen das Pabstthum wie gegen weltliche Große, und erlangten dafür von der Krone Schutz, Freiheiten, vielfache Vergünstigungen, sowohl die Städte am Bodensee, an der Donau, am Main, als auch die am Rhein.

Es ist aber ein anerkannter Satz: „Mit dem Aufblühen des Bürgerstandes hebt erst jede wahre Civilisation und höhere geistigere Bildung überhaupt an."

Für die geistige Entwicklung und für die Civilisation und Freiheit des dritten Standes haben die Kreuzzüge viel beigetragen, neben der allgemeinen geistigen Anregung, die von ihnen ausging. Das war um so wichtiger für das Christenthum und das christliche Gemeindeleben, je näher die Christenheit daran war, in Dumpfheit und Unwissenheit zu versinken, und eine

abergläubiſche, blind ergebene, willenloſe Heerde unter dem Krummſtab des geiſtlichen Oberhirten zu werden; und je mehr neben der Prieſterkaſte der Feudaladel, als eine höhere Kriegerkaſte, das Volk in Knechtſchaft hinabdrückte; je mehr Prieſterkaſte und Kriegerkaſte wetteiferten, die gemeine uralte Freiheit der Germanen zu vernichten und Hand in Hand alle Herrſchaft an ſich zu reißen; je mehr es dahin gekommen war, daß das Recht in der Gewalt, in dem Schwerte, lag, die Fürſtenmacht despotiſch wurde, und Geiſtlichkeit und Adel dem Fürſtendespotismus nur entgegentraten, um ungehindert ſelbſt Despotismus nach unten hin zu üben, auf die waffenloſen Bewohner auf dem Lande.

Während von dieſer Seite das Landvolk aus ſeiner Freiheit in Hörigkeit und Leibeigenſchaft ſyſtematiſch hinabgedrückt wurde, waren es gerade auch die Kreuzzüge, welche die Zahl der freien Leute vermehrten. Beſonders in England, auch in Frankreich, jedoch nur ſelten in Deutſchland hatten die Herren vor ihrer Kreuzfahrt ihre Leibeigenen freigelaſſen. Ueberall aber, auch in Deutſchland, waren die von der Kreuzfahrt zurückgekehrten Leibeigenen frei geworden. Die Kirche drang nachdrücklicher als je auf Abſchaffung der Leibeigenſchaft, in England, Italien und Frankreich mit theilweiſem Erfolg. In Deutſchland nahmen die aufkommenden Städte flüchtige Hörige und Leibeigene als Pfahlbürger (Schutzbürger) auf. So hatten die Kreuzzüge auch für den bäuerlichen Stand wohlthätige Folgen.

Der Pabſt hatte die Kreuzzüge geleitet, durch Vertreter, welche er mitſandte. Alle Streitigkeiten unter den Kreuzfahrern hatte der Pabſt entſchieden. Während der Kreuzzüge und unmittelbar nach denſelben ſtand der Pabſt da als Oberherr der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit, und ſeine Richterentſcheidung wurde anerkannt von den Völkern. Die Geiſtlichkeit hatte ſich während der Kreuzzüge ſehr bereichert an Gütern und Vorrechten, durch wohlfeile Käufe von den Kreuzfahrern, durch Geſchenke und Vermächtniſſe, welche dieſe vor ihrem Abzuge an die Kirche machten.

Waren aber auch die Kreuzzüge der Höhepunkt des Pabſtthums, und brachten ſie ihm augenblickliche Vortheile: ſo wurde

durch die Kreuzzüge dagegen wieder viel Samen im Abendland ausgeſtreut, welcher in der Folgezeit mancherlei Früchte trug, die für das Pabſtthum ſehr gefährlich wurden, an denen es erkrankte, und, weil es die Heilmittel nicht zu ſich nehmen wollte, hinſiecht in unſern Tagen.

Dieſelben Mittel, mit welchen das Pabſtthum aus Bedrängniſſen ſich augenblicklich rettete, wurden Gifte für das Pabſtthum in der Folge. Das zeigte ſich ſchon in ſeinem Kampfe mit dem ſchwäbiſchen Kaiſerhauſe.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Das Wormſer Concordat. Neue Triumphe des Pabſtthums.

Ueber den Pabſt Paſchal II. und über die Fürſten, welche den Sohn Kaiſer Heinrichs IV. zum Meineid und zur Ruchloſigkeit gegen ſeinen Vater mißbraucht hatten, kam ſchnell die Vergeltung: ſobald König Heinrich V. feſt auf dem Throne ſaß, ließ er die Maske fallen. Jener Prinz Heinrich, der ſo fromm gehorſam, ſo demüthig Alles dem heiligen Stuhle verſprochen hatte, ſtand auf dem Throne mit Einem Schlag als das da, was er wirklich war: als gebieteriſcher, gewaltſamer Herr, der alle Hoheitsrechte der Krone behauptete gegen die Fürſten wie gegen den Pabſt. Ja er lohnte der römiſchen Kanzlei ihre Argliſt mit Hohn und Argliſt zugleich, indem er erklärte, er werde der Kirche wie ſeiner Mutter, dem Pabſte wie ſeinem Vater gehorſam ſeyn; ſeine Mutter war todt, ſeinen Vater hatte er ruchlos mißhandelt, und die römiſche Kirche empfand ſchnell, daß ſie für ihn todt war.

Ohne Rückſicht auf alte und neue päbſtliche Beſchlüſſe, nahm er die Oberlehensherrlichkeit des Königthums bei der Wahl der Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte thatſächlich für ſich in Anſpruch: er belehnte Biſchöfe und ließ ſie weihen, ſetzte gegen des Pabſts ausdrückliches Verbot einen Prälaten wieder in ſein Stift ein, in

die Abtei St. Tron ſogar einen vom Pabſte Gebannten. Er warf ſich mit ſo ungeheurer Macht auf Rom, daß der Pabſt in äußerſter Noth, verlaſſen von allem Beiſtand, ſich erbot, wenn der König am Tage, wo er ihn zum Kaiſer kröne, das Recht, die Biſchöfe zu wählen und zu belehnen (das Inveſtiturrecht), in die Hände des Statthalters Petri niederlege, ſo wolle er, der Pabſt, Alles zurückgeben, was die Kirche vom deutſchen Reiche zu Lehen trage, alles weltliche Beſitzthum der Biſchöfe; und jeder Geiſtliche, der künftig ein fürſtliches Recht ſich anmaaße, ſolle mit dem Fluche der Kirche belegt ſeyn.

Der Pabſt wollte Zeit gewinnen. Der König aber zog in Rom ein, auf dieſen Vertrag hin, ſtieg vor dem Pabſte vom Pferde, beugte ſeine Kniee, erhob ſich, küßte den Pabſt dreimal auf Stirne, Mund und Augen, hielt dann demſelben das Pferd und den Bügel, und führte ihn mit der Rechten gegen die Thüre der Peterskirche. Der Pabſt that, als erfülle er den Vertrag, und gebe alle Städte, Herrſchaften und Rechte, welche die Kirche ſeit Karl dem Großen vom Reich erhalten habe, zurück; die Prälaten ſchalten den Pabſt einen Ketzer, und verweigerten die Zuſtimmung. Als der König nun nur die Krönung verlangte, verweigerte ſie der Pabſt. Da nahm der König den Pabſt und die Kardinäle gefangen, und führte ſie weg ins deutſche Lager. Die Gefangennahme ſo vieler edeln Römer brachte Rom in die Waffen.

Nach furchtbarem Blutbade hüben und drüben blieben die Deutſchen im Sieg, und nach zwei Monaten Gefangenſchaft gab, von Geiſtlichen und Weltlichen Roms wegen ihrer elenden Lage beſtürmt, der Pabſt nach. „So muß ich denn," ſeufzte er, „der Befreiung der Kirche und dem Frieden zu lieb, nachgeben, was ich aus Rückſicht auf mein Leben nie nachgegeben hätte!" Er vollzog die Kaiſerkrönung, und gab das ſo lang verfochtene Recht der Inveſtitur auf: Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte ſollten fortan, ohne Einſprache, durch den königlichen Oberlehensherrn mit Ring und Stab belehnt werden, zum Zeichen ihrer Abhängigkeit von der weltlichen Krone.

Dabei mußte der Pabſt eidlich geloben, dem König in Allem, was des Kaiſers Sache ſey, Beiſtand zu leiſten, ſich niemals an

ihm zu rächen, und niemals wegen irgend etwas den Bann über den König auszuſprechen, im April 1111.

Das war die Vergeltung des Königthums gegen das Pabſtthum für die Demüthigung des erſtern zu Canoſſa: es war des vierten Heinrichs nicht zur Ruhe gekommener Schatten, welcher in der Peterskirche dem Sohne vor die Seele trat, Rache und Sühne fordernd. Das Pabſtthum war zu weit gegangen, weit hinaus über das, was Gregor VII. wollte, und hatte ſich vom böſen Geiſte der Selbſtſucht zu ganz Unchriſtlichem verführen laſſen.

Auch daran dachte der fünfte Heinrich am Altare der Peterskirche, als er das Pabſtthum ſo tief demüthigte: er dachte der Leiche ſeines unglücklichen Vaters, der Kaiſerleiche, die ſeit fünf Jahren in ſteinernem Sarg noch über der Erde ſtand, in einem ungeweihten Gewölbe, weil der Pabſt den Bann des Todten nicht löſen und ſeine kirchliche Beſtattung nicht erlauben wollte. Jetzt zwang das Schwert des Sohnes den widerchriſtlich gewordenen Prieſter auf dem Stuhle Petri, daß er den Bann von dem Todten nahm.

Darin war der Kaiſer Heinrich V. unendlich chriſtlicher, als der Pabſt Paſchal II., und er ließ es bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland das Erſte ſeyn, die mißhandelte Leiche des mißhandelten Vaters zu beſtatten, ſo prächtig und feierlich, wie nie zuvor ein Kaiſer beſtattet worden war, und den Städten, deren Bürger ſeinem Vater die Treue ſo ſchön bewährt hatten, voran Speyer und Worms, gab er zu den alten neue Freiheiten und Rechte, als Lohn dieſer Treue, und pries ſie öffentlich als die würdigſten Bürger des Reiches.

Auf einer großen Synode im Lateran erklärte Pabſt Paſchal, von den Trägern des kirchlichen Syſtems täglich bedrängt, die Zugeſtändniſſe an den Kaiſer für gewaltſam abgezwungen und den Vertrag für ungültig; die Kirche ſey damals nicht frei geweſen, Stadt und Land am Rande des Verderbens. Um ſeinen Eid zu umgehen, ließ er den Bann durch die Kirchenverſammlung von Vienne über den Kaiſer ausſprechen, als über einen „zweiten Judas und Kirchenſchänder“. Dem Pabſte hatte Heinrich V.

zwar die Hand gebunden, aber statt des Pabstes schleuderte jetzt die Kirchenversammlung den Bannstrahl gegen ihn.

Zu dem neu erwachenden Kampfe kam noch, daß durch den Tod der Markgräfin Mathilde der Streit über ihre reiche Erbschaft entbrannte. Der Kaiser forderte ihre Länder theils für sich als nächster Verwandter, theils als Lehen des Reiches für das Reich; Mathildis aber hatte noch in die Hand Gregors VII. all ihr Eigengut, nach einer andern, zweifelhaften Urkunde sogar, was sie rechtlich nicht konnte, alle ihre Länder der Kirche vermacht. Darum forderte nun der Pabst alle ihre Länder und Güter als Erbtheil St. Peters. Der Kaiser aber nahm die verfallenen Lehen des Reiches mit Waffengewalt, vertrieb Pabst Paschal aus Rom, und dieser starb bald darauf.

Sein Nachfolger, Gelasius II., mußte nach dem befreundeten Frankreich flüchten und starb gleich nachher, nach einjährigem Pabstthum. Pabst Kalixtus II. erneute den Bann wider den Kaiser als „einen zweiten Judas", und in Rom warf die hierarchische Partei den Gegenpabst, den der Kaiser aufgestellt, unter grausamer Verhöhnung und Mißhandlung in den Kerker. Die kirchliche Partei suchte den Bürgerkrieg in Deutschland neu anzufachen; des Kaisers vertrauteste geistliche Räthe erfaßte der Geist der Hierarchie. Aber die Mehrheit der Völker drang, müde des fünfzigjährigen Haders zwischen Pabst und Kaiser und des Kriegselends, auf Frieden, und Kaiser und Pabst sahen sich zu dem Concordat von Worms gezwungen, das im Jahre 1122 auf dem Wormser Reichstag geschlossen, im Jahre darauf zu Rom bestätigt wurde auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran.

Es war ein Uebereinkommen, wie es schon die Kronen von Frankreich und England mit dem römischen Stuhle hatten. Der lange Kampf entschied sich in einer Weise, wie ihn Gregor VII. im Beginne des Streites aufgefaßt hatte. Der Kaiser gab die freie Wahl und Weihe aller Bischöfe und Aebte nach den kirchlichen Gesetzen an die Kirche; und der Pabst genehmigte, daß die Wahl deutscher Prälaten in Gegenwart des Kaisers ohne Gewalt und Simonie vollzogen werde.

Der Kaiſer übergab Gott, dem heiligen Petrus und Paulus
d der katholiſchen Kirche alle Inveſtitur mit Ring und Stab.
r Gewählte ſolle die Reichslehen aber dadurch empfangen,
j der Kaiſer ihm das Scepter übergebe und ihn dadurch in
jenspflichtigkeit nehme, Alles zu leiſten, was ein Belehnter
iſer und Reich ſchuldig ſey. Das ſolle bei den Gewählten
ſeits der Alpen noch vor der geiſtlichen Weihe geſchehen, bei
en jenſeits der Alpen nach der geiſtlichen Weihe. Bei zwie-
ltigen Wahlen ſolle der Kaiſer dem gerechten Theile helfen
h dem Rathe des Erzbiſchofs und der Biſchöfe.

In dem Vertrage gewann der Kaiſer, aber im Glauben
Zeit hatte das Pabſtthum dennoch einen Voraus.

Noch immer trug die öffentliche Meinung des prieſterlich-
geriſchen Zeitalters den Pabſt höher empor als den Kaiſer,
b ſchon darum, wegen dieſes überwiegenden Anſehens, das der
bſt in den Augen der Chriſtenheit hatte, mußte der Einfluß,
bisher die Kaiſer auf die Biſchofswahlen gehabt hatten, von
ſt auf den Pabſt übergehen, da ja jetzt die Biſchofswahlen
tzlich für unabhängig von Einflüſſen des Kaiſers erklärt waren.

Da befreite vollends der Tod des fünften Heinrich in deſſen
s und vierzigſtem Lebensjahre den römiſchen Stuhl von deſſen
uck. Mit ihm war das fränkiſche Kaiſerhaus in ſeinem Manns-
nm ausgeſtorben.

Die Kirche hatte durch das Wormſer Concordat ihr
nes Gebiet erlangt, wie der Staat; das Kaiſerthum konnte
erhalb ſeiner Gränzen ſich ausbilden und für das chriſtliche
en thätig ſeyn; die Kirche hatte Raum genug, innerhalb ihres
bietes ſich zu entwickeln, und an der Verwirklichung des Gottes-
ſes auf Erden zu arbeiten. Da, beim Ausſterben des fränki-
n Kaiſerhauſes, trat der Verſucher zu dem Pabſt, und er unter-
der Verſuchung. Der Führer der päbſtlichen Partei im deut-
n Reiche, der argliſtige Erzbiſchof Adalbert von Mainz, ſetzte
Wahl des Sachſenherzogs Lothar zum deutſchen Könige
ch, und da Lothar II. ſeine Königskrone von einem Theile
Reichsfürſten und namentlich vom Pabſte erkauft hatte,
ßte er dafür die Frucht des langen Kampfes, die Frucht des

Wormser Vertrages, der Kirche aufopfern; er mußte die Bischöfe der Pflicht entbinden, dem Kaiser unbedingte Lehenshuldigung zu thun; sie schwuren fortan den Eid nur unter Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhältnisse. Das gestand Lothar dem Pabste Honorius II. zu, noch weiter aber nach dessen Tode dem Pabste Innocenz II. Hatte er schon bei Pabst Honorius die päbstliche Bestätigung seiner Königswahl nachgesucht, so lieferte er jetzt für die Kaiserkrönung alle Eigengüter der Mathildis, die seit Heinrichs Besitznahme beim Reiche gewesen waren, an den päbstlichen Stuhl aus, ließ sich dann mit diesen Gütern förmlich vom Pabste belehnen, schwur, er, der Kaiser, dem Pabst, als seinem Lehensherrn, den Dienstmanneneid, und gelobte einen Jahreszins von hundert Mark. Die Römer malten diese Scene, wie der Kaiser des Pabstes Vasall wurde, und stellten dieses Gemälde im Lateran auf.

Ebenso gestand Lothar dem Pabste zu, daß fortan weder der Kaiser, noch ein Bevollmächtigter bei der Wahl der Bischöfe zugegen seyn dürfe.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Arnold von Brescia und der politisch-religiöse Protestantismus.

Das schmähliche Mißlingen des zweiten großen Kreuzzugs gab dem päbstlichen Ansehen einen harten Stoß, und die Aufregung des Zeitgeistes, der sich wider die päbstliche Kirchengewalt, gegen das römisch-katholische Priesterkönigthum zu erheben anfing, welche Pabst Eugen III. durch den zweiten Kreuzzug glücklich nach dem Morgenland abgeleitet glaubte, griff jetzt nur um so gefährlicher um sich, eine Art religiös-politischer Protestantismus; der griff um sich in ganz Italien, in der Schweiz, im südlichen Deutschland.

Dieser neue Geist ging aus von der wissenschaftlichen Unter-

suchung, welche das Religiöse und Politische in ihren Kreis zog, und der Hauptheld dieser religiös-politischen Bewegung war ein junger Geistlicher Italiens, Arnold von Brescia.

Arnold war ein Schüler Peter Abälards, welcher den größten wissenschaftlichen Einfluß auf seine Zeit hatte, des kühnen Kritikers der Kirchendogmen, welcher die Vernunft und die Kritik dem Glaubenszwang des römischen Stuhles entgegensetzte, und mit welchem wir weiter unten als einem Hauptvorläufer der Reformation werden näher bekannt werden.

Arnold hatte so wenig als ein anderer Reformer gleich von vorn herein alles das, was er wollte, fertig in sich; er ging nach und nach weiter, unter der Klärung seiner eigenen Gedanken und unter dem Drang der Verhältnisse, die ihn weiter trieben oder mit sich fortrissen.

Zuerst stieß sich nur das sittliche Ideal, das er in sich und an sich hatte, an der harten, wüsten Wirklichkeit des Lebens, das sowohl die Geistlichkeit seiner Zeit, als auch die Laienwelt führte; und er wollte zuerst nur dieses reinigen. Darum predigte er mit glühender Beredtsamkeit gegen dieses Leben der Kirche, aber noch nicht gegen die Lehre der Kirche. Sein Ideal war die apostolische Zeit; eine solche reine Gemeinschaft der Gläubigen sollte seine Gegenwart wieder werden. Sein Jugendenthusiasmus ließ ihn die Hindernisse nicht übersehen, aber überfliegen. Von Schritt zu Schritt weiter gedrängt, kam Arnold erst auf sein letztes Ziel. Er war ein reichbegabter Geist, der etwas Altrömisch-Großartiges an sich hatte, wie alle Reformer Italiens, der frühere Krescentius, wie der spätere Kola de Rienzi, ins Moderne übersetzte Brutus- und Gracchus-Naturen.

Als dieses letzte Ziel läßt sich aus dem Wenigen, was überliefert ist, die Gründung christlicher Freistaaten heraus erkennen, welche nur in dem Kaiser als Oberhaupt ihre Einheit finden sollten. Zunächst sollte sein Vaterland Italien zu einer großen Bundesrepublik umgeschaffen werden. Zu diesem Zweck wollte er zuerst darin die weltliche Herrschaft der Geistlichkeit brechen; ein Streben, worin ihm alle Städte jenseits der Alpen mit ihrem Drang nach völliger Unabhängigkeit, und ein

großer Theil des südlichen Frankreichs, entgegen zu kommen und wofür sich Manches zu vereinigen schien.

Auf Kanzeln, auf öffentlichen Plätzen, auf freiem Felde lehrte er, wie unevangelisch es sey, daß die Geistlichen jetzt Herzogthümer, Grafschaften, Städte, Burgen, Kriegsmannen und andere Fürstengewalt haben; sie müssen sich mit den freiwilligen Gaben der Volksandacht und mit dem Zehenten begnügen, und der Nachfolger Christi, der in Knechtsgestalt auf Erden gewandelt habe, dürfe nicht auf einem Throne sitzen. Darin sprach Arnold nur im Einklang mit einzelnen Sekten, namentlich den Katharern, die in Frankreich und Italien sich fanden; in Brescia selbst hatte bereits eine kleine Katharergemeinde sich gebildet.

Im Jahr 1139 auf der Lateransynode von seinem Bischof als Ketzer angeklagt, wurde er von Pabst Innocenz II. verurtheilt, den Boden Italiens zu meiden, und zugleich wurde ihm ein Eid aufgelegt, daß er schweige und seine Lehre nicht mehr predige.

Arnold ging nach Frankreich zu seinem berühmten Lehrer Abälard. Der für den römischen Katholizismus fanatische Bernhard von Clairvaux vertrieb auch aus Frankreich „den Schildträger des Goliath Abälard", den feurigen Arnold; die Synode von Sens verdammte Arnold mit Abälard zugleich; der Pabst bestätigte das Urtheil, und befahl, beide „Ketzer" gefangen zu nehmen und jeden in ein anderes Kloster einzusperren. Aber Arnold erreichte zuvor noch die Schweiz, im Jahre 1140: das schöne Gelände am Bodensee und die Schweizer Alpen gaben schon damals eine gastliche Freistatt solchen, welche um ihres politischen oder religiösen Bekenntnisses willen verfolgt waren. In Zürich fanden seine Predigten einen so empfänglichen Boden, daß sein Einfluß noch lange nachher daselbst zu erkennen war; ebenso in der ganzen Diözese Konstanz. Bei der eigenthümlich politisch-religiösen Anschauung Arnolds war der Einfluß seiner Lehre und seiner Gegenwart auch auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens so natürlich, wie der Einfluß des Lichtes und der Wärme auf Blüthe und Frucht. Wo Feuer gepflegt wird, da wirkt es erhellend und erwärmend durch Alles ringsum. Dogmatik

ar ja nicht Arnolds Sache, sondern praktische Reformen in irche und Staat. Der „heilige" Bernhard griff den Bischof on Konstanz darüber an, daß er „diesen brüllenden Löwen, iesen Feind des Kreuzes Christi" dulde; er solle ihn ver=eiben oder einsperren lassen.

Die Bezeichnung „Feind des Kreuzes Christi" scheint darauf deuten, daß Arnold gegen die Theilnahme am Kreuzzug irkte, womit der römische Stuhl seit mehreren Jahren, der hei=ge Bernhard seit 1144 umging. Das wiederholt sich bei allen olitisch und religiös Freidenkenden durch das ganze Zeitalter r Kreuzzüge, und ebenso vor, während und nach der Re=rmation; und wie im Jahre 1251 in der Picardie ein ehe=aliger Cisterzienser=Mönch, wie Georg Dosa dritthalbhundert ahre später in Ungarn, wie Ulrich von Hutten in den ersten ahren der Reformation ausdrücklich erklärten, nicht gegen die ngläubigen im fernen Morgenlande, sondern gegen das Wider=riſtenthum und die Tyrannei des Pabstes und der Priesterschaft üsse man zu Felde ziehen und alle Kräfte vereinigen, so hat ne Zweifel auch Arnold schon davon abgerathen, die Kraft s Widerstands gegen die Hierarchie durch die Theilnahme an em Kreuzzug zu schwächen, und dafür gesprochen, vielmehr die ltliche Gewalt der Priesterschaft zu brechen und die Völker von ier Herrschaft zu befreien.

Damals hieß die heutige Schweiz noch Oberschwaben, „oberen Lande Schwabens", mit Zürich als Hauptstadt; die auptstadt Niederschwabens, des heutigen Schwabenlandes, ar Ulm, und das Herz von Deutschland war Niederschwaben. urch alle schwäbischen Städte ging urkundlich während Arnolds ufenthalt in der Schweiz eine so eigenthümliche religiös=politische ufregung, daß auf einer großen Versammlung in Ulm beschlossen urde: „Wer in den Bann gethan werde, müsse vor einem welt=hen Gerichte verhört und überwiesen werden, damit nicht die änke des Prieſterthums störend in die Ordnung des Staates ngreifen, und daß die, welche die Kirche exkommunizire, dennoch te Christen, Bürger und Edle seyn und bleiben können." Zu eicher Zeit klagte die Priesterkirche: „ein neues Evangelium

werde für die Völker geschmiedet, ein neuer Glaube gelehrt, ein neuer Grundstein gelegt, der menschliche Geist vermesse sich aller Dinge, und lasse nichts dem Glauben übrig."

Daß, außer Arnold, in Schwaben und dem damals so hochwichtigen Herzogssitz und Handelsplatz Ulm, einem der Knotenpunkte des Welthandels, der freie Geist des Gedankens durch den Handelsverkehr und durch den Einfluß der der Priesterschaft feindlichen Sekten gewirkt habe, versteht sich von selbst, aber ebenso auch, daß Arnold von Oberschwaben aus nach Niederschwaben während seines fünfjährigen Aufenthalts daselbst hin und her ging: jeder Zweifel daran wäre geradezu so, als hätte Arnold etwas wollen, aber entweder nicht daran gedacht, oder es, bei offenen Thüren und Herzen nicht gewagt, durchzuführen, was er wollte.

Von Arnold ging ein solcher „Gluthhauch" wider die Hierarchie aus, daß die bloße Verhandlung über ihn und seine Lehre auf der Kirchenversammlung im Lateran nicht bloß Rom selbst, sondern den Kirchenstaat in Flammen setzte. Was Ein Mann mit großen Gedanken, welchen das Bedürfniß und die Stimmung der Zeit entgegenkommt, durch eine Einzige Rede am rechten Ort, von dem aus jedes seiner Worte in die Weite fortschallt, erleuchten und entzünden kann, davon haben nur diejenigen eine Vorstellung, welche so etwas mit angesehen, an sich oder Anderen erfahren haben.

Gerade durch die synodale Behandlung und Verurtheilung Arnolds in Rom waren seine Grundsätze in dieser Weltstadt erst allgemein bekannt, er selbst der Held des Tages geworden, und der seit lange in Rom angesammelte Stoff tausendfältiger Abneigung gegen das Priesterregiment und jener in Rom bis heute nicht ganz verklungene Nachhall altrömischer republikanischer Erinnerungen wurden dadurch gewaltig verstärkt. Wenige Monate nach dieser Verhandlung brach eine altrepublikanische Bewegung in Rom aus, welche sich nach wechselnden Kämpfen und Vergleichen zwischen der republikanischen Partei und dem päbstlichen Hofe damit endete, daß Pabst Innocenz II. am 24. September 1143 zu Rom starb, aus Schrecken darüber, daß ganz Rom plötz-

lich aufstand, und alle weltliche Macht und Herrschaft dem Pabste entzog.

Die neurömischen Republikaner verkündeten vom Kapitol herab die alte Republik; „Senat und Volk der ewigen Roma", die lange im Grabe lagen, suchte man wieder herauf zu beschwören, und eine Menge altrömischer, republikanischer Formen wurde wieder hervorgesucht. Der neue Senat nahm die dem Pabst entzogenen weltlichen Geschäfte an sich. Senat und Volk von Rom zeigten dem deutschen König Konrad im Jahre 1143 diese Veränderung ihrer Staatsverfassung an, durch welche der Pabst „auf kirchliches Regiment, Zehenten und Opfergaben beschränkt" worden war, und sie luden den König Konrad ein, zu kommen und nach dem alten Kaiserrecht seinen Sitz für die Weltherrschaft wieder in ihrer Stadt, der Hauptstadt der Welt, zu nehmen. Von da aus möge er wie die alten Imperatoren herrschen über Italien und das deutsche Reich, frei und besser als alle seine Vorfahren.

Noch liegt viel Dunkel auf dieser Bewegung Roms und des Kirchenstaats; das Pabstthum hat absichtlich einen Schleier darüber geworfen, und diese Tage harren noch einer vollen urkundlichen Beleuchtung. Sie sind viel wichtiger, inhaltschwerer, als man bisher angenommen hat. Es war eine große Krise für die Weltgeschichte, welche um viele Jahrhunderte früher die Gedanken, die Gefühle und die Formen der christlichen Menschheit anders, gewaltig reformatorisch, gestalten zu wollen schien, als es wirklich eingetreten ist.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Pabst Cölestin II. und Arnolds Bedeutung.

Nur zweimal in der ganzen Geschichte des Pabstthums saß ohne Gegenpabst ein Pabst auf dem römischen Stuhle, welcher, vom Geiste der neuen Zeit voll, die christliche Welt aus den Angeln, in welchen sie bisher ging, ausheben und sie vorwärts

bewegen wollte: das waren die beiden freiſinnigſten unter allen Päbſten, Cöleſtin II. und Clemens XIV., der große Ganganelli. Beide hatten das gleiche tragiſche Schickſal, nur mit dem Unterſchiede, daß Ganganelli fünf Jahre auf dem römiſchen Stuhle ſaß, ehe er von den Feinden des Lichtes vergiftet wurde, ſein Vorgänger ſechs Jahrhunderte früher aber nur etwa fünf Monate noch am Leben gelaſſen wurde, nachdem er den päbſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, als Cöleſtinus im edelſten Sinne des Wortes, als derjenige Pabſt, welcher die Kirche auf die Angelegenheiten des Himmels, ſeinem angenommenen Namen gemäß, welcher „Mann des Himmliſchen“ heißt, beſchränken und vom Weltlichen ablenken wollte.

Die ganze hohe Bedeutung des kurzen Pabſtthums Cöleſtins II., welcher im Jahre 1143 auf Innocenz II. folgte, tritt erſt dadurch ans Licht, daß, was man bisher hervorzuheben vergeſſen hat, hervorhebt, nämlich das, daß Pabſt Cöleſtin II. der Freund, der Verehrer, der Beſchützer — des großen „Ketzers“ Arnold von Breſcia war.

Thatſächlich iſt: Als der Biſchof von Konſtanz vor der Verfolgungsſucht des „heiligen“ Bernhard — Arnold nicht mehr in ſeiner Diözeſe zu dulden wagte, fand Arnold bei dem Freunde Abälards, dem Legaten in Oberdeutſchland, dem Kardinal Guido von Citta di Caſtello, die gaſtlichſte Zuflucht.

Pabſt Cöleſtin II. aber iſt kein Anderer, als der Kardinal Guido: mit ihm beſtiegen Abälards und Arnolds Grundſätze den Stuhl des heiligen Petrus.

Das ſind die Tage der großen Kriſe in Rom, wo es ſich fragte, ob die Grundſätze Arnolds und Abälards zu Grundſätzen des päbſtlichen Stuhles und der chriſtlichen Welt fortan werden ſollten, oder ob, als noch immer nicht mündig und reif, Fürſten und Völker Europas noch im alten Gängelband zu gehen haben. Gott läßt wetterleuchten in der Natur, ohne daß das Gewitter zündend und donnerſchlagend ausbricht. Der heißen Gewitterzeit geht ſolches Wetterleuchten und Frühdonnern voran und Wetterleuchten folgt ihr auch nach. So iſt es auch auf dem Felde des Geiſtes, in der Geſchichte der Menſchheit. So

war es mit Arnold und mit seinem Gesinnungsgenossen, Pabst Cölestin II.

In Einer geschichtlichen Quelle*) ist die Nachricht, nach dem Tode des Pabstes Innocenz II. sey Arnold aus der Schweiz nach Rom gegangen, und eine Schaar bewaffneter Schweizer mit ihm. Das Erste ist so natürlich, daß man gar nicht begreift, wie man jemals hat daran zweifeln können, da die Römer seinen Freund Guido zum Pabste gewählt hatten; und das Zweite ist nicht nur wahrscheinlich, sondern eben so natürlich, da es damals in Oberdeutschland, wie allenthalben, viel Abenteurergeist gab. Das zeigen die Kreuzzüge. Und daß Arnold von seinen Gesinnungsgenossen zur Befestigung des Sieges und der neuen Dinge in Rom, bei dem neu aufgegangenen Stern ihrer Sache daselbst, gerade so viele, als wollten und konnten, mit sich nahm oder nach sich zog, ist selbstverständlich.

Unter dem Dach des Legaten Guido hatte der heilige Bernhard Arnold und seine Grundsätze verfolgt: Arnold und den Pabst Guido, Cölestin II., mußte Bernhard grundsätzlich bis auf das Blut verfolgen, da Bernhard ein Fanatiker für das römisch-katholische Pabstthum war. Cölestin II. namentlich mußte der ganzen hierarchischen Partei als ein Verräther an ihrer Sache, als ein zu vernichtender Feind, erscheinen, gerade so, wie Pabst Ganganelli den Jesuiten.

Nach wenigen Monaten war Pabst Cölestin II — nicht mehr.

Man weiß nicht, wie dieser Pabst, welcher Abälards und Arnolds Freund war, starb. Er starb so schnell, und mit solchem Dunkel über seinen Tod; und es liegt nahe, daß er so schnell starb, weil er dieser Beiden und ihrer Grundsätze erklärter Freund war.

Sein Nachfolger, Pabst Lucius II., kämpfte blutig mit der Partei seines Vorgängers in Rom. Lucius war ein Pabst der altkirchlichen Partei. Hatten Arnold von Brescia und seine Gesinnungsgenossen den Pabst Cölestin II. durchgesetzt, so siegte gleich darauf wieder der „heilige" Bernhard und sein Anhang, sehr unbekümmert um die Mittel, über den liberalen Pabst und

*) In den **Fasti Corbeienses.**

die Republikaner in Rom. Aber diesem Pabste Bernhards, Lucius II., wurde das Hirn mit einem Pflasterstein eingeworfen, als er ein fremdes Söldnerheer gegen „Senat und Volk" von Rom führte, und das Kapitol stürmen wollte, den festen Sitz der neuen Obrigkeit, welche seit drei Jahren die Römer sich gegeben hatten; er starb sofort daran im Jahre 1145.

Pabst Eugen III. lavirte Anfangs, nahm aber bald genug eine Stellung gegen das Volk, gegen das neurepublikanische Rom, ein, und die Folge davon war, daß auch er, wie Lucius, verjagt wurde und nach Frankreich floh, in das stille Kloster seines Meisters, des „heiligen" Bernhard.

Nach dem Tode Cölestins und im augenblicklichen Siege der hierarchischen Partei in Rom hatte sich Arnold wohl nach seiner Vaterstadt Brescia oder in die Schweiz begeben. Die Kreuzzugsbewegung rauschte allenthalben. Es war den Führern der Hierarchie gelungen, König Konrad von Italien und Rom ferne zu halten und nach dem Morgenland abzulenken. Wenn der widerkirchliche Freiheitsgeist ganz Italien durchdrungen, und der deutsche König Konrad als Kaiser seinen bleibenden Sitz in Rom genommen hätte, so schien es um die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles gethan. Unter den Vorbereitungen zum Kreuzzug aber erscheint Arnold schon wieder in Rom selbst thätig.

Auf kurze Zeit zurückgeführt, ist Pabst Eugen III. zum zweitenmale zur Flucht nach Frankreich genöthigt, und seit dem Jahr 1146 trat Arnold offen in Rom als Reformator auf. Die Römer waren zwar für die sittlich-religiöse Seite seiner Lehre wenig empfänglich, um so mehr aber für die politische Seite. Immer mehr wurde die altrömische Republik in das neue Rom übersetzt, in äußerlichen Formen, ohne den altrömischen Geist. Der aus dem Kreuzzug zurückgekehrte deutsche König Konrad zeigte sich dem rings um ihn gährenden neuen Geiste so wenig abhold, daß der Pabst klagte, Konrad „denke daran, die heilige römisch-katholische Kirche, die Mutter aller Gläubigen, zu Boden zu werfen".

Die Bitten der Römer an ihn, sich als Kaiser in ihrer Stadt zu setzen, hatten sich wiederholt. Die hierarchische Partei,

der Pabst, der Normannenkönig Roger von Sizilien, und Welf, der mächtigste Große Süddeutschlands, erregten Unruhen in Schwaben, um auch jetzt wieder den König Konrad von Rom abzuhalten. Er aber hatte schon ein Heer zum Zuge nach Italien in Bamberg versammelt. Da starb er. — Er war plötzlich erkrankt, und der Verdacht griff Platz, die Hand der italienischen Aerzte, deren er sich bediente, habe ihm Gift gemischt. Die Krankheit verzehrte ihn unglaublich schnell, im Februar 1152.

Jetzt, von aller Furcht befreit, führte der Normannenkönig seinen Pabst Eugen III. siegreich nach Rom zurück, nach jahrelanger Verbannung. Aber die Lage der Dinge in Rom war so, daß der zurückgekehrte Pabst an die Formen der neuen Republik nicht zu rühren wagte. Arnold und sein Anhang hielt sich in Rom; und die Nachwirkungen des unglücklichen Ausgangs der Kreuzfahrt und noch mehr der Anblick des gewaltig um sich greifenden Zeitgeistes, welcher der weltlichen Herrschaft der Kirche ganz abhold sich erwies, hatten so starken Einfluß auf die Gedanken des heiligen Bernhard, daß er eine „Betrachtung über das Pabstthum" für Pabst Eugen schrieb, und dem Pabstthum eine der neuen Richtung des Völkergeistes entsprechendere Stellung und Rolle anwies. Der Pabst sollte nur noch das göttliche Richter- und Friedensamt unter den Völkern üben, und sich vor Versuchungen zu weltlichen Anmaaßungen bewahren. Es überkam den heiligen Bernhard die Ahnung der Zukunft: er weissagte, wenn die Kirche fortfahren würde in weltlichen Anmaaßungen, so würde daraus dem Pabstthum und der Kirche Unheil, dem ersteren das Ende seiner Macht kommen. Es war eine Weissagung aus dem Munde eines Geistes, der sein irdisches Gehäus zu verlassen im Begriff war; Bernhard ging noch im Jahre 1153 in die Ewigkeit hinüber.

Eugen starb ebenfalls schon in diesem selben Jahre 1153. Ihm folgte ein Pabst der republikanischen Partei, Anastasius IV., unter welchem Arnolds Einfluß in Rom wieder zunahm. Aber Anastasius starb schnell, und schon im Jahre 1154 folgte ihm Pabst Hadrian IV. An dem heiligen Bernhard hatte die Hierarchie, so schiens, ihren mächtigsten Geist

verloren, und die widerkirchlichen Bestrebungen waren im Vortheil. Hadrian IV. wurde von den Republikanern zu Rom als einer der Ihren angesehen.

Ein und fünfzigstes Kapitel.

Hadrian IV. und Arnolds Untergang.

Hadrian IV. war ein Brite, der einzige Engländer, der je den päbstlichen Stuhl bestiegen hat. Er hieß Nikolaus Breakspeare, und war aus Langleac in der Grafschaft Hertfort, der Sohn eines Mönchs.

Von Paris, wo er Bettelstudent war, kam er nach Italien und hob sich, bloß durch seine Gaben des Kopfes und des Aeußern und daneben durch Benützung der Zeitverhältnisse, bis zum Bisthum Albano, endlich bis auf den Stuhl St. Peters. Er war schön von Gestalt, voll Feuer und festem Willen. Als nach seiner Wahl die Römer von ihm den Verzicht auf alle weltliche Herrschaft und die Bestätigung ihrer Republik, wie früher von Cölestin II. und Anastasius IV., einholen wollten, erkannten sie, daß sie sich in ihm geirrt hatten. Ohne die Abgeordneten des Volks einer Antwort zu würdigen, hieß er sie sich von seinem Thron entfernen. Das Volk kam in Aufruhr, der Kardinal Guido wurde auf dem Wege zu Hadrian tödtlich verwundet. Arnold, der eben von Rom abwesend war, wurde schnell herbeigerufen. Der Pabst entwich nach Orviedo und belegte Rom mit dem Kirchenbann. Bis auf diese Stunde hatte die Hauptstadt der Christenheit das noch nicht zu erfahren gehabt. Jetzt mußte sich zeigen, ob Arnolds Geist durchgedrungen war. Die Ostern kamen, kein Priester ertheilte die Sakramente. Vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag schien wirklich der Gott Roms gestorben. Eine Charwoche in Rom ohne die gewohnte Pracht und Feierlichkeit der Gottesdienste und der Umzüge — das war zu viel für Römerinnen und Römer. Unheimlich wurde die Menge. Der Senat, um die Republik nicht ganz scheitern zu

lassen, bat um Aufhebung des Bannes über die Stadt. Der Pabst verlangte vor Allem Unterwerfung unter den heiligen Stuhl und Auslieferung Arnolds und seiner eifrigsten Anhänger. Der Senat sprach die Verbannung über Arnold, und während dieser die Stadt verließ, er, der Gesetzgeber Roms, zog auf der andern Seite der heilige Vater mit allem Pomp in dieselbe ein, las wieder Messe, und die Bevölkerung jubelte.

Gefangen von den auflauernden Häschern des Pabstes, wurde Arnold von zwei ihm befreundeten Grafen wieder befreit und auf eines ihrer festen Schlösser geleitet, wo er als Prophet geehrt und behandelt wurde.

Schon nahete der deutsche König Friedrich I., der Hohenstaufe, auf dem Zuge zur Kaiserkrönung sich Rom. Der Pabst verlangte von dem Könige die Auslieferung Arnolds.

Friedrich haßte den neuen Geist der Zeit überhaupt, zumal den republikanischen Geist; er suchte sein Ideal nicht vor-, sondern rückwärts, ihm mußte Arnold als ein gefährlicher Schwärmer erscheinen. Auch hatte er schon in Deutschland dem Pabste zugesagt, „alle Feinde der Kirche zu unterdrücken". Er ließ einen der Grafen, welche Arnold schützten, überfallen und gefangennehmen, und dem andern wurde gedroht, der Gefangene müsse sterben, wenn er Arnold nicht dem König übergebe. So spielte sich König Friedrich den gefürchteten Mann in seine Hände. Dem Pabste küßte der König die Füße, und nach einiger Weigerung hielt er ihm auch den Bügel, und der Pabst gab ihm den Friedenskuß. Vor dem Könige sprach ein Verehrer Arnolds, der Kardinal Oktavian, für ihn.

Den entsandte der König in der Nacht mit einem Auftrag, in dieser Nacht lieferte er Arnold den Päbstlichen aus, am Morgen war Oktavian wieder bei dem König, es war zu spät. Arnolds Feinde hatten geeilt, ihre Rache an ihm zu kühlen. Vor Tagesanbruch hatten sie vor der Porta del Popolo einen Scheiterhaufen errichtet, rings um ein Holz, an welches Arnold gehangen wurde. Dann wurde der Holzstoß angezündet.

Eben dämmerte der Morgen, als die Flammen emporloderten. Mit seinen letzten Blicken konnte Arnold die Stadt

überſehen, für die er ſo lange gearbeitet hatte. Als ſie die Flamme ſahen, eilten die Römer bewaffnet herbei. Es war zu ſeiner Rettung zu ſpät. Von ſeinen verbrannten Gebeinen ſogar wurde das Volk von den deutſchen und päbſtlichen Kriegsknechten weggetrieben. Der Pabſt ließ Arnolds Aſche in die Tiber ſtreuen, damit ſie nicht als Reliquie eines Märtyrers bewahrt und verehrt werde.

Mit der Morgenröthe zog König Friedrich zur Kaiſerkrönung in Rom ein: wie viel hätte er wenige Jahre ſpäter darum gegeben, wenn er an Arnolds Geiſt und Einfluß einen Bundesgenoſſen gegen das Pabſtthum gehabt hätte, welchem er jetzt ihn geopfert hatte.

Zwei und fünfzigſtes Kapitel.

Das Pabſtthum nahet dem Gipfel ſeiner Macht.

Eine Freundſchaft mit ſolchem Anfang, wie die zwiſchen dem Hohenſtaufen Friedrich I. und Pabſt Hadrian IV., konnte keinen geſegneten Beſtand haben; war ſie doch geleimt mit dem geſetzlos vergoſſenen Blut des in unwürdigſter Weiſe ausgelieferten Arnold von Brescia. Hadrian ließ den gekrönten Kaiſer Friedrich I. bald genug das Wort hören, „der Kaiſer trage das Reich vom Pabſte zu Lehen".

Daß der frühere Bettelſtudent aus England ſo zu dem deutſchen König und römiſchen Kaiſer vor aller Welt ſprach, zu dem ſtolzen Hohenſtaufen, der die Wiege ſeines Hauſes im Wäſcherſchlößchen längſt vergeſſen hatte, — das wurde bitter empfunden; aber nicht die ganze Nation der Deutſchen empfand dieſes bitter, ſondern das Andere, daß das Haupt der Nation vom Pabſte Lehensmann genannt wurde.

Von da an entwickelt ſich der großartige und mehr als hundertjährige Kampf zwiſchen den Kaiſern aus dem hohenſtaufiſchen Hauſe und zwiſchen den römiſchen Päbſten, zwiſchen der Monarchie des Kaiſerthums, welche die Erſte in der Welt ſeyn wollte, und zwiſchen der Monarchie des Pabſtthums;

ein Kampf, in welchem das Pabſtthum das voraus hatte, daß es ſelbſt auf derjenigen Grundlage ſtand, welche Jedem, ohne alle Rückſicht auf Geburt und Verhältniſſe, frei ließ, vom Stuhle Petri aus die chriſtliche Welt zu beherrſchen, wofern er durch Begabung ein Herrſchenswürdiger war.

Und zweitens hatte es das voraus, daß es die Zeit, nach vorübergehenden Mißgriffen, ſogleich begriff, die bürgerliche Freiheit, in deren Bekämpfung der Hohenſtaufe Friedrich I. ſich faſt ſein Leben lang abmühte, von Rom aus ſchützte und zum Bundesgenoſſen nahm, alſo mit dem Geiſt in der Zeit, mit dem Freiheitsgeiſte, ſich verbündete, ſoweit dieſer Freiheitsgeiſt ein politiſcher war, aber auch vieles im Religiöſen den freien Städten nachſah, aus politiſchen Gründen.

Es war eine großartige Zeit, die Zeit dieſes Kampfes zwiſchen „Waiblingern“ und „Welfen“ oder Kaiſer und Pabſt. Die Kirche hat große Vertreter darin, ebenſo das Kaiſerthum. Die große Zeit erzeugte, wie immer, große Männer. Die Päbſte Hadrian IV., Alexander III., Innocenz III., Gregor IX. ſind gewaltige Geſtalten unter dem chriſtlichen Prieſterkleide mit dem Mark und der Macht altrömiſcher Charaktere und Staatsmänner. Und ebenſo ihnen gegenüber die mächtigen, hochbegabten Geſtalten der Hohenſtaufen-Kaiſer, Friedrich I., Heinrich VI., Philipp, Friedrich II., Konrad IV. Dabei hüben und drüben die Helden und Staatsmänner im Dienſte der Kaiſer und Päbſte, und die der freien Städte, der kleinen Republiken in Italien und Deutſchland. Es gehört dieſer Kampf zu den tragiſchſten Kämpfen der Weltgeſchichte; es ſpielt darin eine Welt voll Kraft und Geiſt, Tugenden und Sünden, Leidenſchaften und Heldenthaten, Pracht- und Trauerſpielsſcenen. Wie unter dieſem rauſchenden Gewoge des Zeitkampfes die Chriſtenheit und das Chriſtenthum auch in der Stille lebten, beide mit ihrem durch nichts zu verwüſtenden göttlichen Abzeichen, werden wir bald ſehen.

Dieſer große Kampf aber war vorzugsweiſe ein politiſcher, und wir heben darum hier nur das Markirendſte deſſelben aus.*)

*) Wer das Nähere darüber und über die Vorausgänge leſen will,

Die Freundschaft zwischen Friedrich I. und Hadrian IV. ging so schnell in Feindschaft über, daß der Kaiser die Kardinäle des Pabstes schimpflich von sich schickte, daß er die Wallfahrten nach Rom und die Berufungen nach Rom beschränkte, und so eine Kluft machte zwischen der deutschen Kirche und Rom. Da hat gewiß mehr als einmal der Hohenstaufen-Kaiser Friedrich an Arnold von Brescia und an seinen deutschen Mitarbeiter Wetzel gedacht. Ja es kam so weit, daß in der Umgebung des Kaisers der Gedanke besprochen wurde, „der Einfalt des Gehorsams unter einem fremden Bischofe, dem römischen, ein Ende zu machen und eine deutsche Nationalkirche aufzurichten".

Der Erzbischof von Trier war zum Haupte der deutschen Nationalkirche ausersehen. Diesem Bisthum, hieß es, habe der Herr nicht ohne Grund seinen ungenähten Rock, Petrus nicht ohne Grund seinen Stab hinterlassen.

So früh tauchte der Gedanke einer deutschen Nationalkirche auf, scheiterte aber daran, daß die deutschen Bischöfe dem von Trier den Vorrang mißgönnten, und der Kaiser zu tief in die italienischen Kämpfe verwickelt ward.

Hadrian war eben im Begriff, den Bannfluch über Kaiser Friedrich I. auszusprechen, als ihn der Tod wegnahm, im Jahre 1159.

Jetzt war wieder die Zeit, wo ein kaiserlicher Pabst, Viktor IV., und ein hierarchischer Pabst, Alexander III., zur Verwirrung der Christenheit zu gleicher Zeit Pabst seyn wollten. Alexander III. schloß den festesten Bund mit dem Bürgerthum der lombardischen Städte, der Pabst mit der Volksfreiheit, gegen den kaiserlichen Absolutismus; denn diesen wollte der Hohenstaufe Friedrich I. durchführen; und die Geschmeidigkeit goldgieriger Rechtsgelehrter von Bologna bewies dem deutschen „Barbaren", wie ihn diese Italiener unter sich hießen, aus dem

---

vergleiche: W. Zimmermann, die Hohenstaufen, 2 Theile, Stuttgart L. F. Rieger; und: Der deutsche Kaisersaal, von W. Zimmermann. II. Auflage. Eben daselbst.

römischen Rechte der alten despotischen Kaiserzeit haarklein heraus, daß er, der Deutsche, zum Absolutismus, zum unumschränkten Königthum, befugt sey, zum Absolutismus nicht bloß über Italien, sondern auch über das deutsche Reich.

Das war durchaus fremd nicht nur deutschem Brauch und Recht, sondern auch germanisch-italienischem Brauch und Recht; es war fremd den Grundlehren der Christus-Religion; es war geradezu Gottlosigkeit aus der verdorbensten Zeit des Heidenthums.

So leuchtete das Pabstthum abermals im Lichte der Bürgerfreundlichkeit und des Schirms der Volksfreiheit, an der Spitze des lombardischen Städtebundes. Der Pabst, als Statthalter Gottes auf Erden, heiligte in den Augen der christlichen Welt und segnete die Waffen, welche die Städte Oberitaliens gegen den „Absolutismus" des Kaisers und die brutalen Bedrückungen der kaiserlichen Vögte ergriffen; es war somit im kirchlichen Sinne ein „heiliger Krieg" der Freiheit gegen Unterdrückung und Fremdherrschaft, welchen die Lombarden gegen den Kaiser führten, für Alle, deren Augen mit Ehrfurcht auf den Stuhl St. Peters schauten. Und selbst die gut römisch-katholischen Welfen in Deutschland hatten oder heuchelten eine Scheu, in diesem Kampfe auf Seite des Kaisers zu fechten.

Durch diesen Kampf stieg das Ansehen des Pabstes Alexander III. in einem für den weltlichen Absolutismus furchtbaren Wachsthum, vollends aber durch den Ausgang dieses Kampfes. Während des Kampfes wurde das Ansehen des hierarchischen Pabstes von dem Nationalgeiste des ganzen Italiens getragen, da er der Vertreter nicht bloß der kirchlichen, sondern der italienischen Selbstständigkeit war; ja getragen von der öffentlichen Meinung des Volkes in ganz Europa, welche in ihm den Vorfechter der Volksfreiheit gegen den Despotismus, der Nationen gegen den Machtmißbrauch der Könige, verehrte. Drei Gegenpäbste nach einander stellte der Kaiser gegen Alexander III. auf; die Welt sah wieder das Schauspiel, daß ein Pabst den andern verfluchte. Aber der Bannstrahl, welchen Alexander III. gegen den Kaiser schleuderte und gegen dessen Päbste, hatte mehr, ja alleinige Kraft.

Der Kampf des Hohenstaufen gegen das Pabstthum und die

republikaniſche Freiheit, die mit einander im Bunde waren, zeigte ſich für den Erſteren um ſo ſchwerer auch noch dadurch, daß die Klöſter mit den zahlreichen Mönchen ein durch ganz Deutſchland und Italien aufgeſtelltes Heer von Streitern für den heiligen Stuhl waren, und daß die Geiſtlichkeit im deutſchen Reiche ſich in der Gerichtsbarkeit, überhaupt im Bürgerlichen, ganz unabhängig gemacht hatte. Der zwei und zwanzigjährige Kampf endete mit dem Friedensſchluß von Venedig am 1. Auguſt 1177. Dem Kaiſer blieb nichts, als die Freiheiten der Lombardenſtädte anzuerkennen und ſich mit ihnen und dem Pabſt Alexander III. zu verſöhnen. So gingen die Lombardenſtädte als anerkannte Republiken, den großen Vaſallen der Krone gleichgeſtellt, aus dem Kampfe hervor; die Kirche ſo ſehr als Siegerin, daß der Kaiſer ſeinen eigenen Pabſt, Kalixt III., aufopferte — dieſer Pabſt ſollte nach einem Friedensartikel mit einer Abtei verſorgt werden —, und daß der Kaiſer demüthig Alexander III. als das einzige rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannte.

Auf der Schwelle der Markuskirche zu Venedig erwartete der Pabſt den Kaiſer. Der warf den Kaiſermantel ab, neigte ſich zur Erde, und küßte dem Pabſte die Füße. Zwar ſprach er dabei: „Nicht Dir, ſondern dem heiligen Petrus!“ Als Pabſt Alexander den Kaiſer zu ſeinen Füßen ſah, weinte er, hob ihn auf, und gab ihm mit großer Ehrerbietung den Friedenskuß. „Herr Gott, dich loben wir!“ ſtimmte die Verſammlung an. Der Kaiſer führte den Pabſt an der Hand durch die Kirche nach dem Chore, neigte vor dem Altare ſein Haupt und empfing den päbſtlichen Segen. Tags darauf wiederholte ſich dieſer Auftritt. Der Pabſt lobpreiſete Gott, daß der theure Sohn der Kirche, der glorreiche Kaiſer, welcher verloren geweſen, wieder gefunden worden, daß der Vater ihn als ſeinen theuerſten Sohn in die Arme der Liebe ſchließen könne, und das Schiff, ſo lang in den Leidensſtrudel geriſſen, endlich in den ſichern Hafen des Friedens eile.

Der Erzbiſchof Chriſtian von Mainz, der koloſſalſte Kriegsmann ſeiner Zeit, welcher während des Kriegs im wörtlichen Sinne mit ſeinem furchtbaren eiſernen Streitkolben als kaiſerlicher Feldhauptmann Tauſende von Feinden nieder-

geſchlagen hatte, ſang bei dieſer Gelegenheit mit heller Stimme das Hochamt, und machte den Dolmetſcher des Kaiſers bei den Verhandlungen. Der Kaiſer geſtand, daß er bisher auf dem Pfade der Wahrheit zu wandeln geglaubt habe, jetzt aber den Irrthum einſehe.

Pabſt Alexander hatte zwar zuletzt ſeine Sache von der Sache der Volksfreiheit zu trennen verſucht, und die Lombardenſtädte hatten nur durch ihre drohende Stellung das Ihre im Frieden erlangt; ja er hatte eine ſo zweideutige Rolle geſpielt, daß er nicht nur das Vertrauen der Lombarden verlor, ſondern die edelſten Patrioten ihn geradezu einen Verräther nannten. Aber er gewann als Folge des Bundes mit der Volksfreiheit nicht nur die ungetheilte, von der ganzen Chriſtenheit nun anerkannte Herrſchaft des römiſchen Stuhles, ſondern er behielt den Heiligenſchein des Beſchützers der Freiheit in den Augen der ferner wohnenden Chriſtenheit.

Später ließ die triumphirende Kirche in der Sala Regia des Vatikan den Auftritt zwiſchen Pabſt Alexander III. und Kaiſer Friedrich I. zu Venedig im Styl papiſtiſcher Ausſchmückung malen. Noch heute ſieht man ein Freskogemälde daſelbſt, wie der Pabſt auf den Stufen von San Marco ſitzt, und ſeinen Fuß auf den Nacken des Kaiſers Friedrich ſetzt. Und dieſes Gemälde wurde gemalt auf Grund der in der römiſchen Kirche verbreiteten Sage, der Pabſt habe wirklich den Fuß auf den Nacken des Kaiſers geſetzt mit den Worten: „Ich werde auf die Schlange und den Baſilisken treten, und treten auf den Löwen und auf den Drachen“, und auf des Kaiſers Ausruf: „Nicht Dir, ſondern dem heiligen Petrus!“ habe der Pabſt erwiedert: „Mir wie dem Petrus.“

Wirklichkeit oder Sage — gleich viel. Geglaubt wurde das im Mittelalter; und noch ein anderes Freskogemälde, im Dogenpalaſt zu Venedig, ſtellt das bis auf den heutigen Tag dar.

Drei und fünfzigſtes Kapitel.

Triumph des Pabſtthums in England.

Pabſt Alexander hatte drei Jahre zuvor im höchſten Nordweſten Europas, in England, über deſſen König einen gleichen Triumph errungen, wie über Kaiſer Friedrich.

König Heinrich II. von England wollte ebenfalls die Rechte der Krone von dem Pabſtthum zurückfordern. Die Geiſtlichkeit hatte ſich auch in England vom Staate unabhängig gemacht und wollte in allen Rechtsſachen der Geiſtlichen nur den römiſchen Stuhl als oberſte entſcheidende Behörde anerkennen. Auf der Ständeverſammlung zu Clarendon im Jahre 1164 ließ der König durch ſeinen Kanzler Thomas Becket, den leichtſinnigen Genoſſen ſeiner Freuden, beſchließen: „Die Wahl der Prälaten geſchieht in des Königs Kapelle nach des Königs Rath; in allen bürgerlichen Sachen und im Streite mit Laien ſteht die Geiſtlichkeit vor des Königs Gericht. Ohne des Königs Willen darf kein Prozeß ins Ausland gezogen werden, noch ein Geiſtlicher ins Ausland gehen, oder der Bann über die Räthe des Königs geſprochen werden.“

Schon zwei Jahre zuvor hatte der König dieſen ſeinen Kanzler zum Erzbiſchof von Canterbury ernannt, gerade damit er gegen den päbſtlichen Stuhl und die Geiſtlichkeit durchführe, was der König wollte. Becket nahm zwar mit der ganzen Geiſtlichkeit auf dem Reichstag zu Clarendon die neuen Ordnungen des Königs an und beſchwor ſie. Aber bald darauf kam große Reue über dieſen Eid ihn an: er legte ſeinen Erzbiſchofsmantel ab, vertauſchte ihn mit einer Mönchskutte, erklärte ſeine Reue über die Anerkennung jener Beſchlüſſe in öffentlicher Kirchenbuße, und Pabſt Alexander entband ihn des feierlichen Eidſchwurs, welchen er auf die Beſchlüſſe von Clarendon gethan hatte.

Der königliche Kanzler war als Erzbiſchof der Kirche unvermerkt ein Anderer geworden; der von Pabſt Alexander ausgehende kirchliche Geiſt hatte mit ſeiner geheimen Macht auch

Becket ergriffen, er war davon überwältigt worden; es war, als ob dieſer Geiſt aus ſeiner Stellung als Kirchenhaupt in ihn überginge. Er floh vor des Königs Zorn nach Frankreich, aber dieſer Zorn des Herrſchers, der in Becket nur den Betrüger und Verräther an ſeinem Vertrauen ſah, warf ſich auf die ſchuldloſen Verwandten deſſelben, und traf ſogar das Kind in der Wiege. Von Frankreich aus wirkte Thomas Becket, unterſtützt von dem Pabſte, für die Freiheit der Kirche mit allen geiſtlichen Waffen ſo nachdrücklich nach England hinüber, daß der König ſich gezwungen ſah, im Jahre 1170 mit ihm ſich zu vergleichen und zu verſöhnen. Becket kehrte in ſein Erzbisthum zurück, ſprach aber ſofort über Alle den Bann aus, welche jetzt noch an den Beſchlüſſen von Clarendon halten würden. In der Leidenſchaft des Augenblicks warf der erbitterte König ein Wort hin, und vier ſeiner Ritter gaben dieſem unbedachten Worte mit unſeliger, blinder Dienſtfertigkeit die Folge der That: ſie erſchlugen den Erzbiſchof am Altare, am 29. Dezember 1170.

Die ganze Geiſtlichkeit Britanniens ſchrie über den König als Anſtifter des Mords, die öffentliche Meinung klagte ihn ebenfalls der Blutſchuld an. Dadurch und zugleich durch die Empörung der eigenen Söhne bedrängt, erkaufte der König die Losſprechung vom Pabſte damit, daß er die Mörder Beckets dem freien Rechtsgang der Gerichte bloßgab, und in ſchimpflichem Aufzug öffentlich Buße that auf dem Grabe des „heiligen“ Becket; denn Pabſt Alexander hatte dieſen kühnen Märtyrer für die Freiheit der Kirche *heilig* geſprochen, und nur durch ſolchen Bußgang vermochte der König, ſein von ihm abgewandtes Volk ſich wieder zu verſöhnen, im Jahr 1174.

Von da an war auf Jahrhunderte hinein die Königsmacht Englands gebeugt, und die Legaten des römiſchen Stuhles herrſchten über die Kirche Englands und über die Beutel der Unterthanen wie der Krone. Ganz England war voll von den Wundern, welche, als an der Todes- und Ruheſtatt des ermordeten „Heiligen“ vorgefallen, Einer dem Andern erzählte, als ein Gottesurtheil, „damit man ſehe und fühle die Macht und Gnade Deſſen, welcher immer in ſeinen Heiligen wunderbar und herrlich

iſt". Johann von Salisbury, Biſchof von Chartres, früher treuer Freund Beckets, ſchrieb in alle Welt, er habe es mit Augen geſehen, wie Blinde ſehend, Taube hörend, Stumme redend, Lahme gehend, Spötter vom Teufel gefaßt worden ſeyen an Beckets Grab. Und Johann von Salisbury galt als frommer Mann, und Johann von Salisbury ſagte das, und England und Frankreich glaubte das.

So groß war der Triumph des Pabſtthums in dieſen Jahren dieſſeits und jenſeits des Kanals; und der Triumphwagen Alexanders III. ging auch in Rom ſelbſt vernichtend über die letzten Reſte der neurömiſchen Republik. Im Frühling 1178 zog Alexander als Prieſterkönig in der alten Weltſtadt ein: Rom hatte die Peterskirche und alle Hoheitsrechte in die Hand des Pabſtes zurückgegeben, und Chriſtian von Mainz hatte mit ſeinem Streitkolben die Römer und den geopferten kaiſerlichen Pabſt dazu gezwungen.

Daß der Pabſt es war, welcher der Welt den lang erſehnten Frieden wieder gab, das nützte ihm ſehr. Aber eben dieſer lange Kampf hatte auch unter den Völkern mancherlei Gedanken erzeugt und verbreitet, welche der Herrſchaft der Kirche über die Geiſter Abbruch thaten. Das Streben des Geiſtes der Zeit zu bürgerlicher Freiheit war durch das Bündniß mit der Kirche als ein gerechtes und chriſtliches öffentlich anerkannt, und eben dadurch künftig von der Gefahr frei, als ſtrafwürdige Auflehnung der Knechte gegen ihren Oberherrn bezeichnet zu werden. Ja, nicht bloß der Pabſt, ſondern der Kaiſer ſelbſt hatte dem Bunde der Städtebürger eine ſchwere, folgenreiche, öffentliche Anerkennung gegeben, indem er auf dem Kongreß zu Venedig mit dieſem Städtebunde nicht ſowohl als mit Unterthanen, vielmehr als mit einer Macht, unterhandelte.

Solche Umwandlung hatte der chriſtliche Geiſt in der Zeit vollbracht. Mit bitterem Unmuth mußte der ſtolze Hohenſtaufe die neue Macht, die zwiſchen der Kirche und der weltlichen Gewalt ſich bildete, als eine gewaltigere über ſich anerkennen, nämlich den Geiſt des Bürgerthums; und das änderte die ganze Politik der deutſchen Krone. Sobald die große Perſönlichkeit

Alexanders III. todt war, fielen die Römer wieder in ihren Re-
ublikanismus zurück: ſeinen Nachfolger, Lucius III., verjagten
ie; die Päbſte Urban III. und Gregor VIII. lebten und ſtarben
ußerhalb Roms. Friedrichs I. Sohn, Kaiſer Heinrich VI., hatte
olches Glück, daß ſich Neapel und Sizilien ihm als ihrem Herr-
her unterwarfen; daß er ganz Italien, Rom und den neunzig-
ährigen Pabſt Cöleſtin III. als Oberherr behandeln durfte;
aß er im Begriffe war, die deutſche Krone im Hauſe der
ohenſtaufen erblich zu machen, mit dem Kreuze bezeichnet das
riechiſche Reich und das heilige Land zu erobern, und ein Welt-
ich zu gründen, größer, als das Karls des Großen geweſen
ar. Da nahm ihn der Tod weg, und der Herr Europas
urde wieder — ein Pabſt. Das war Innocenz III.

Vier und fünfzigſtes Kapitel.

Pabſt Innocenz III.

Der große Pabſt Innocenz III., aus erlauchtem römi-
hem Hauſe, war einer der wenigen Päbſte, welche in der Blüthe
s Mannesalters, im ſieben und dreißigſten Jahr, an die Spitze
r Chriſtenheit erhoben wurden.

Große Gedanken brachte er mit auf den Stuhl und führte ſie
iſt durch. Dieſe Gedanken waren: die Befeſtigung des Kirchen-
ats; die Befreiung des italieniſchen Bodens von ausländiſchen
rren; die Trennung der beiden Sizilien von der deutſchen Krone;
e neue Zucht und Ordnung für die Kirche; die Beherrſchung des
endlandes als einer großen chriſtlichen Völkerfamilie durch das
upt der Kirche, und die Rettung der Chriſten im Morgenlande.

Nie ſaß ein Pabſt auf dem Thron, welcher eine ſo hohe
ſtige Bildung, ſolche Freiheit der Anſchauungen mit ſo viel
ück, mit ſo viel Thatkraft und mit ſo viel Entſchloſſenheit ver-
ab, alles ſeinen großen Zwecken Entgegenſtehende, ſelbſt ſeine
enen Sympathien, ohne Weiteres der Kirche zu opfern. Wie

ſehr er über Vorurtheile hinaus war, dafür ſpricht ſchon das, daß er als Vormund Friedrichs II., der ſeinen Vater, Heinrich VI., als dreijähriges Kind verloren hatte, in ſo freiſinniger Weiſe erziehen ließ, daß er ihm zu gleicher Zeit den gebildetſten ſeiner Kardinäle zum Hofmeiſter und — einen Sarazenen zum Lehrer in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften gab; ja, daß er den Kaiſerſohn nachher ſelbſt in der Kunſt, Staaten und Völker zu regieren, unterwies, und daß Friedrich II., ſo wie er aus der Erziehung des dritten Innocenz hervorging, ein nach allen Seiten hin beweglicher, helldenkender Geiſt war.

Wie man auch über einzelne Handlungen des dritten Innocenz denken mag, jedenfalls war derſelbe der geiſtreichſte aller Päbſte, und niemals hat ein künftiger Völkerkönig eine vortrefflichere Erziehung erhalten, als der geiſtreichſte aller deutſchen Kaiſer, der Hohenſtaufe Friedrich II.

In ihm, ſeinem Mündel, wollte Innocenz die Verſöhnung der Parteien vorbereiten, welche das deutſche Reich und Italien zerrütteten, der Welfen und Ghibellinen, der Kirche und des Kaiſerthums. Ja, aus dieſer auffallend freiſinnigen Erziehung des jungen Hohenſtaufen könnte man Schlüſſe ziehen auf Gedanken dieſes Innocenz für Entwicklung chriſtlichen Lebens und chriſtlicher Bildung, welche weit hinaus lagen über die bisherigen Grundſätze des Pabſtthums und den Glauben der Zeit.

Innocenz war kein Schwärmer und Fanatiker, ſondern ein kühler Geiſt, mit berechnendem und zerſetzendem Verſtande, mit geradem Sinn und geradaus gehend, ſtets die Hoheit der Kirche und das im Auge, was er für Gottes Geſetz und Sache hielt; jedoch ohne jemals in das, was Wahrheit des evangeliſchen Chriſtenthums heißt, tiefer eingedrungen zu ſeyn; nicht neuteſtamentlich, nicht chriſtlich, ſondern altteſtamentlich, wie ſeine Predigten, prieſterſchaftlich durch und durch; doch waren dieſe Schatten gemildert und verklärt durch viel Altrömiſches in ſeinem Weſen und durch die Weihe klaſſiſcher Bildung.

Dreierlei bekam immer mehr Macht über ihn: Der Drang der Verhältniſſe, die er durch Maaßregeln zu bemeiſtern unternahm, die zum Theil ſeinem innerſten Weſen fremd waren; ſeine

von ihm ſelbſt herangezogenen Räthe; und ſeine zunehmenden Jahre. Unter den Mühen der Staatsgeſchäfte, die er länger als Andere trug, war er vor der Zeit gealtert und immer herber geworden. Oft überkam ihn Sehnſucht nach der Stille des Pfarramts, in deſſen Verwaltung er in der Jugend ſich glücklich gefühlt hatte, und er klagte, daß die Staatsgeſchäfte ihn ſich ſelbſt und dem Göttlichen entfremden.

Er trug ein Ideal in ſich, die Oberhoheit der Kirche; nach deren Lehren die Strömung der Weltgeſchichte zu leiten, hochſtehend über Fürſten und Völkern der Chriſtenheit, das war ſein Grundgedanke. Streng wie ſeine Grundſätze war ſein Leben. Jugendlich noch an Jahren, ſah er in die Welt und in das Leben mit den Augen eines Greiſes. Er war hinaufgeſtiegen in die reinen, aber kalten Sphären, wo das Gefühl und die Empfänglichkeit für das, was die andern Menſchen rührt und beglückt, erſtirbt, und nichts mehr lebt und gilt, als der Gedanke und ſeine That. Er ſah in allem Treiben der Menſchen überall nur gemeine Leidenſchaften als Triebfedern, er ſah ſeine Zeit, wenigſtens ſein Vaterland, entſittlicht, erniedrigt: ſie zu heben, ſah er kein Mittel, als die geiſtliche Kraft; der heilige Stuhl mußte nach ſeiner Anſicht der Punkt werden, von welchem aus die Welt zu höherem Ziel geleitet und gerettet werden ſollte. Er verachtete die Welt und die Menſchen, aber er liebte ſein Vaterland und die Kirche, und in der Herrſchaft dieſer ſah er die einzige wohlthätige Erziehung der Menſchheit. Er hat geirrt, und ſchrecklich fehlgegriffen; aber die unparteiiſche Betrachtung muß ihm laſſen, daß ihn dieſe höheren Triebfedern dazu führten.

In dem eigenen Hauſe begann er die Reformen, die er durch Italien und die ganze Chriſtenheit durchführen wollte. Die goldenen und ſilbernen Tafel- und Trinkgefäſſe verſchwanden von ſeinem Hofhalt, und aus hölzernen, irdenen und gläſernen wurde das beſcheidene Mahl genoſſen. Statt des päbſtlichen Hermelins trug er einen Schafspelz, und die uneigennützigſte Gerechtigkeit wurde jetzt in Rom gehandhabt, nachdem ein Jahrhundert lang die Beſtechlichkeit der Diener des römiſchen Hofes durch die ganze Welt ſprüchwörtlich geworden war. Ebenſo ging er daran, die

Kirche zuerſt von dem zu heilen, an dem ſie krankte, ehe er die äußere Welt heilen wollte durch den Gehorſam gegen das, was er als Kirchenoberhaupt zu gebieten für nöthig hielt.

Ein Geiſt ſollte es nach ſeiner Anſicht ſeyn, welcher das Reich der Kirche, und die Kirche ſollte die Seele ſeyn, welche die chriſtliche Welt bewegte. Dazu ſchuf er der Kirche ein zu unbedingtem Gehorſam verpflichtetes, zahlreich und gut organiſirtes „ſtehendes Heer von Geiſtlichen“ aus den bereits vorhandenen und aus neuen Mönchsorden. Dieſe wurden die wirkſamſte Lehenmiliz des Kirchenſtaates. Darum hielt er über der „Feſtſtellung der Lehren und Bräuche“ der römiſch-katholiſchen Kirche; darum nahm er das Kainszeichen an ſeine geniale Stirne als Begründer von Gerichtshöfen zur Hut der Reinheit des Einen Glaubens.

Während er Vielen ſeiner Zeit in einem höheren, faſt überirdiſchen Licht erſchien, und man unter ihnen ſich von den Zeichen und Wundern erzählte, durch welche der Himmel ihn als das auserwählte Haupt der Kirche bezeichnet habe, hingen ſich die Verwünſchungen der Andersgläubigen und vieler freien Geiſter der Mit- und Nachwelt an ſeinen Namen. Während er an der Geiſtesmonarchie baute, fand er bald genug, daß die Ausführung ſeines Gedankens nicht ſo rein bleiben konnte, als er gedacht war. Es iſt ausgemacht, die Monarchie der Kirche dachte ſich Innocenz urſprünglich nicht als eine Oberhoheit des gewöhnlichen Prieſterthums, ſondern wirklich als die Monarchie des Geiſtes auf Erden. Herrſchen ſollte der Geiſt.

Man verkenne ja nicht das ganz Demokratiſche, und das völlig Urchriſtliche, in dem Ideal des dritten Innocenz. In wem der Geiſt ſich kund gebe, der ſollte Theil nehmen an der Regierung der Welt: auf der Spitze dieſer Geiſtesmonarchie der Talentvollſte als Pabſt, und abwärts, von Stufe zu Stufe das Talent, die beſte Begabung für die Stelle, ohne Unterſchied der Geburt. Nur die ausgezeichneten Köpfe und Charaktere ſollten, jeder an ſeinem Platz, ihre Stellung finden, die chriſtliche Welt mit zu regieren.

Auch Innocenz III. iſt eine von jenen kräftigen Geſtalten,

welche ihr Leben und ihre Liebe an die Verwirklichung ihrer Ideen ſetzen, und welche, wenn ſie in ihrem Streben auf Hinderniſſe und Widerſtand ſtoßen, im Eifer für ihre Sache, aber auch in menſchlicher Leidenſchaft und Einbildung, zu Mitteln und Handlungen greifen, welche zu dem Geiſtigen und Idealen, zu dem Reinen und menſchlich Edeln, was ſie zuerſt gedacht und gewollt, einen grellen Mißton bilden, der das Herz der Menſchheit durchſchneidet.

So iſt es dem dritten Innocenz ergangen. Wie er ſich im ſchneidendſten Gegenſatz gegen den neuen Geiſt in der Zeit ſah mit ſeinen Beſtrebungen für ſein Ideal, und wie er dieſen neuen Geiſt in der Zeit gegen den Bau der Monarchie desjenigen Geiſtes, welchem er huldigte und welcher in ihm ſelbſt war, die Fackeln ſchwingen ſah, war er zu ſtolz, um ſich mit dieſem Geiſte zu vertragen, und als ein religiöſer Held ſeine Bewegung zu leiten; er erlaubte lieber ſich jedes Mittel, ſeinen Gedanken und Plan feſtzuhalten, und jenen Geiſt zu bekämpfen. Den gealterten Staatsmann Innocenz mit ſeinem Ideal beherrſchte zuletzt ſogar ein heißer Grimm gegen den widerſpenſtigen Geiſt religiöſer Zweifelſucht und Unabhängigkeit. Der dritte Innocenz rief „gegen die Ketzer“ — die Inquiſition ins Leben.

So hat dieſer geiſtreichſte aller Päbſte ſich als Beiſpiel den Zeiten hingeſtellt, daß der Menſch, auch der idealſte, kein Gott iſt, und daß das geiſtigſt Aufgefaßte, das zum höchſten Segen Gedachte, in ſeiner Durchführung, wofern die Hand des Durchführers nicht rein von Mißgriffen und nicht treu an Gottes Gebot in der Schrift und in der Bruſt hält, zum Fluche und darum fluchwürdig werden kann, und den Keim ſeines Verderbens in ſich ſelbſt trägt.

Statt die Einheit der Kirche durch die Ketzergerichte zu retten, trugen gerade dieſe bei, die Einheit zu zerreißen.

Fünf und fünfzigſtes Kapitel.

Innocenz's Siege.

Noch im erſten Jahre ſeiner Regierung hatte Innocenz einen Kreuzzug ins Morgenland predigen laſſen. Der Adel Frankreichs ſtellte ſich an die Spitze der Kreuzfahrt; ein geflüchteter Prinz, Alexius, flehte die Hülfe der Kreuzfahrer wider die Empörer im byzantiniſchen Reiche an. Innocenz erlaubte, zur Eroberung Konſtantinopels das Kreuzheer zu verwenden, unter der Bedingung, daß Alexius als Kaiſer die griechiſche Kirche mit der römiſchen vereinige. Wie nämlich Italien vom griechiſchen Reiche, ſo hatte die griechiſche Kirche von der römiſchen ſich völlig getrennt, gleich nach der Mitte des eilften Jahrhunderts. Jede von beiden hatte den wahren Katholizismus in Lehre und Brauch für ſich haben wollen, und die kirchliche Spaltung wurde zum bitteren Haß zwiſchen Griechen und Lateinern, da Glaubenshaß und Nationalhaß ſich verſchmolzen.

Konſtantinopel wurde von den Kreuzfahrern genommen, aber Alexius weigerte ſich auf dem Throne, jenen Vertragspunkt zu erfüllen, da die Prieſterſchaft Konſtantinopels ſich wider die Herrſchaft des Pabſtes ſträubte. Auf geheime Weiſung des Pabſtes, den Sieg der römiſchen Kirche durchzuſetzen, erſtürmte das Kreuzheer am 9. April 1204 Konſtantinopel zum zweitenmal, und die ſiegreichen „Franken" erhoben ihren Führer, Graf Balduin von Flandern, als Kaiſer des neuen „lateiniſchen Reiches in Konſtantinopel" auf den Thron.

So ſaß ein abendländiſcher Kaiſer jetzt hier, und die Oberhoheit des römiſchen Pabſtes war auch hier anerkannt: der Patriarch von Konſtantinopel wurde jetzt in Rom ernannt.

Die Gräuel in der erſtürmten Stadt mißbilligte Innocenz. Denn das alte Byzanz, der Sammelplatz der Kunſt und der Schätze des ganzen Alterthums, erfuhr alle Mißhandlungen roheſter Barbarei; die edelſten, durch nichts zu erſetzenden Werke der hohen Meiſter des alten Hellas und des griechiſchen Kaiſerthums

zerschlug oder zerschmolz gefühllos die Habsucht oder Unkultur der Sieger; aber aus der eroberten Stadt wanderte noch immer viel Kunst zu künftiger Anregung des abendländischen Geistes nach Italien, nach Frankreich, und wie Venedigs Flagge auf dem schwarzen Meere, an den Küsten des ägeischen Meeres, auf Morea, Korfu, Zante und Cefalonien wehte, so herrschte jetzt der römische Stuhl auch im Südosten Europas in geistlichen Dingen.

In Spanien wurden die Sarazenen durch große Siege der von Innocenz entflammten Christen geschwächt; und wie der Pabst im Osten und Westen durch die Waffen der Streiter für das Kreuz siegte, so gelang es den friedlichen Künsten seiner Legaten im Norden Europas, in Norwegen, Liefland, Lithauen und Preußen, dem römisch-katholischen Glauben bei einzelnen heidnischen Fürsten und unter dem Volke Bahn zu brechen.

Seit dem eilften Jahrhundert war in Schweden das Christenthum verbreitet, aber vermischt mit heidnischen Bräuchen, und die Nordlandsrecken leerten ihre Trinkhörner auf die Gesundheit Jesu Christi und des Erzengels Michael. In Norwegen, wohin zur See schon im neunten Jahrhundert das Evangelium gekommen war, wurde noch lange „der Jesus Christ" nur als ein fremder Volksgott behandelt, und blutige Kämpfe zwischen den Anhängern der alten Götter und den Verehrern Christi erfüllten Norwegen.

In Island war das Christenthum seit dem Anfang des eilften Jahrhunderts nach schweren Kämpfen auf einer Volksgemeinde angenommen worden, aber heimlich opferten sie den alten Göttern und setzten ihre Kinder aus. Von Island aus stifteten Auswanderer zu gleicher Zeit ein Bisthum auf der Ostküste von Grönland.

Aber überall hier oben im Norden blieb der christlichen Sitte noch ein vieljähriger Kampf gegen die altheidnische Sitte, gegen die Blutrache, gegen das Aussetzen der Kinder, gegen den Selbstmord, gegen das Essen von Geier- und Pferdefleisch, gegen das alte Zauberwesen und den Glauben an die Naturgeister, an Trolden, Nixen und Elfen.

Und wie hier, so feierten unter den slavischen Völkern noch lange fort Klagelieder die in die Tiefe gebannten oder ertränkten alten Götter. Zu den Slaven Pommerns war von Polen aus durch Eroberung das Christenthum gekommen, die andern slavischen Stämme hatte Herzog Heinrich der Löwe in der Mitte des zwölften Jahrhunderts mehr blutig ausgerottet als bekehrt, und durch deutsche Einwanderungen war das verödete Land deutsch und christlich geworden, mit wenigen Resten wendischer Sitte und Sprache. Nach Liefland war auf dem Handelswege von den deutschen Seestädten, namentlich von Bremen aus, zu den Finnen durch die erobernden Schweden das Christenthum gebracht worden, zu Ende des zwölften Jahrhunderts. Was in Liefland zuerst die Predigt begründet hatte, setzten die Waffen des zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gestifteten Ordens der Schwertbrüder von Riga aus fort.

Für diesen ganzen Norden Europas war Innocenz III. durch seine Legaten thätig, und es gehörte auch mit zur Glorie des Pabstthums, daß das Bisthum auf Grönlands Ostküste seinen Zehenten nach Rom in Wallroßzähnen schickte, und im Kronstreit von Ungarn Innocenz als Schiedsrichter von allen Parteien angerufen wurde; daß der König von Portugal sein Königreich als dem heiligen Petrus zinsbar anerkannte, und König Peter von Aragonien nach Rom kam, um sich vom Pabste krönen zu lassen, und dafür Lehentreue und jährlichen Zins gelobte. Der große Meister in der Staatskunst, der auf dem päbstlichen Stuhle saß, hatte seine Hand in allen Angelegenheiten seiner Zeit, und lenkte Fürsten und Völker nach seinem Willen. Er machte Otto den Welfen zum Kaiser gegen Philipp den Hohenstaufen, und zwar zum Kaiser „von Gottes und des Pabstes Gnaden"; und als der Welfe ungehorsam wurde, nahm der Pabst von dessen Haupt die Kaiserkrone, und setzte sie seinem Mündel, Friedrich II., dem Hohenstaufen, auf.

Sechs und fünfzigſtes Kapitel.

Triumph des Pabſtthums über das Königthum in Frankreich.

Schwer hatte König Philipp Auguſt von Frankreich die Macht des von allen Rechtgläubigen anerkannten Oberhauptes der Chriſtenheit zu fühlen. Der König hatte in der Brautnacht gegen ſeine achtzehnjährige Gemahlin, Ingeburg, die Schweſter des Dänenkönigs Kanut, eine ſolche Abneigung gefaßt, daß er ſie in ein Kloſter verſtieß, und die franzöſiſchen Biſchöfe in ſeine zweite Vermählung willigten mit der deutſchen Fürſtentochter Agnes von Meran. Das Volk ſah in dieſer zweiten Vermählung ein Aergerniß, der Pabſt nannte dieſe Ehe eine Buhlerei. Drei Jahre lang vergaß der König in den Armen ſeiner Agnes alle Vorwürfe ſeines Volkes und des Pabſtes, er vergaß aber auch ſeiner verſtoßenen Gemahlin, die er ſo darben ließ, daß ſie, nachdem ſie ihren letzten Schmuck verkauft hatte, Almoſen nicht verſchmähte, um ihr Leben zu friſten. Zu Ende des dritten Jahres drohte Innocenz, das ganze Land unter den Bannfluch zu legen, wenn er ſeine erſte Gemahlin nicht wieder annehme. König Philipp Auguſt hörte nicht darauf. Des Pabſtes Kardinal-Legat lud den König vor eine Kirchenverſammlung auf den 6. Dezember 1199. Der aber ließ die zwei Prälaten, die ihn vorluden, durch ſeine Trabanten zu ſeinem Schloß hinauswerfen. Sieben Tage war der größte Theil der hohen Geiſtlichkeit Frankreichs verſammelt, um Mitternacht hallten die Glocken vom Dome dumpf und ſchwer, wie Grabgeläute, mit brennenden Fackeln zogen die Prieſter langſam ſchweigend in den Dom, und das Miſerere erklang bang durch die Hallen. Das Bild des Gekreuzigten ward ſchwarz verſchleiert, die Reliquien wurden aus den heiligen Räumen in die unteren Gewölbe verſenkt und das geweihte Opferbrod mit Feuer verzehrt. In Angſt ſtand das Volk. Der Legat in der violetten Stola, wie am Charfreitag, trat hervor und ſprach im Namen Jeſu Chriſti über alle Lande des Königs von Frankreich das Interdikt, ſo lange derſelbe ſein buhleriſches Zuſammenſeyn mit

Agnes von Meran nicht aufgebe. Alles Volk ſchluchzte. Wie das jüngſte Gericht drückte es auf daſſelbe. Nicht mehr ſollte es das gewohnte verehrte Antlitz ſeiner Heiligen ſehen, ohne feierliche Taufe ſollten die Seinen in die Welt, ohne letzte Oelung, ohne geweihte Grabſtätte, ohne Abſolution aus der Welt hinüber vor Gottes Gericht treten, über kein eheliches Band die Kirche mehr am Altar ihren Segen, über kein Verhältniß mehr ihren Troſt ſprechen. Die Fackel der Religion, an der das ganze Leben der Zeit in allen Richtungen ſich entzündete, die den Freudenfeſten und den Tagen der Trauer leuchtete, ſollte ausgelöſcht, Gott ſelbſt für das Volk gleichſam geſtorben ſeyn.

Noch wurde das Interdikt nicht öffentlich im Reiche bekannt gemacht, noch dem Könige Friſt gegeben, und zugleich dem Legaten Zeit, vor etwaigen Gewaltthätigkeiten deſſelben nach Vienne, auf deutſches Gebiet zu entweichen. Der König blieb ſich gleich. Jetzt erſt, am 5. Februar 1200, wurde das Interdikt im ganzen Reiche verkündet. Die geweihten Kerzen wurden in allen Kirchen gelöſcht, die Bilder des Erlöſers an die Erde gelegt, die Orgel verſtummte wie das Glockengeläute, Steine wurden von den Kanzeln geworfen zum Zeichen, daß Gott das Volk verworfen, und unter Trauerceremonien wurden die Pforten aller Gotteshäuſer geſchloſſen. Ausgeſtorben wie öde Gräber ragten ſie über die Städte und Dörfer empor. Statt am Altar wurde auf Grabhügeln die Braut dem Geliebten angetraut, ſtatt der feſtlichen Tage, die mit ihrer glänzenden Feier in das chriſtliche Leben ſonſt erheiternd und erhebend herein ſtrahlten, war ein Tag wie der andere ein Trauertag. Nicht den Freund durften die Freunde, nicht die Kinder die Eltern beſtatten. Nur in der Stille wurde getauft oder ein Sterbender abſolvirt. Auch das äußere Leben verlor ſeine ſonſtige heitere Färbung. An den öffentlichen Plätzen verſtummte die geſellige Freude, und ſtatt der farbigen Kleider ſah man allenthalben Trauergewande, die Sehnſucht nach der entzogenen religiöſen Speiſe ward noch gereizt durch die einzelnen dumpfen Schläge, die hie und da eine Kloſterglocke beim Verſcheiden eines Prieſters in die Grabesſtille ſandte, durch die leiſen Chorgeſänge der Mönche, die durch die verſchloſſenen Kloſter-

pforten in einſamer Mitternacht klangen, durch die Vergünſtigung, Sonntags einmal im Vorhof des verſchloſſenen Heiligthums die Bußpredigt eines Prieſters zu hören. Viele wanderten in die Normandie und andere engliſche Beſitzungen nach den Tröſtungen der Kirche. An manchen Orten wollte das Volk die Prieſter mit Gewalt zwingen, die Kirche zu öffnen, manche Geiſtliche fuhren auch fort, den Gottesdienſt zu halten: da erſchien ein neues Gebot des Pabſtes, und alle gehorchten. In ganz Frankreich ward keine Orgel, keine Meſſe mehr gehört; nur Biſchof Hinzo von Auxerre gehorchte dem Pabſte nicht und hielt ſich zum König. Bald grimmte es ihn, den König, daß Hohe und Niedere nicht hell genug dachten, ſich über das römiſche „Gaukelſpiel" hinweg zu ſetzen, ſondern in düſterer Trauer ſich um ihn her bewegten; er ſah ſie darum an, als hätten ſie ſich mit dem Prieſterthum wider ihn verſchworen, und legte auf Adel und Volk ſchwere Auflagen. Die Nation, welche ſich ſo durch ihren König in Beidem beeinträchtigt ſah, im himmliſchen und im weltlichen Gut, kam in Gährung, die Barone griffen zu den Waffen, des Königs eigene Diener verließen ihn, als Einen, von dem Gottes Gnade gewichen. Der König raste: „So will ich ein Ungläubiger werden," rief er; „wie glücklich war Saladin, er hatte keinen Pabſt!"

Innocenz blieb unbewegt, wie der Fels, auf dem ſein Stuhl ſtand. Der König ſah ſich durch ſein Volk gezwungen, das Theuerſte, was er hatte, dem unbeugſamen Willen des Oberprieſters zum Opfer zu bringen. Er willigte ein, ſich von Agnes zu trennen, und Ingeburg als Königin anzuerkennen.

Dieſer Augenblick war für alles Volk der Augenblick fröhlicher Auferſtehung aus den Schrecken des Todes. Wie Wahnſinnige drängte und drückte ſich Hoch und Nieder, Jung und Alt zu dem Gottesdienſte: bloß von Leibeigenen büßten gegen dreihundert in dem Gedränge ihr Leben ein.

Sieben und fünfzigstes Kapitel.

Niederlage des Pabstthums in England.

Das war ein Triumph der Kirche und des Pabstthums, welcher durch ganz Europa wiederstrahlte. Wenige Jahre darauf versuchte Innocenz das Gleiche gegen den despotischen König Johann von England. Der hatte gesetzlos in den Beutel des Volkes wie der Geistlichkeit gegriffen. Nach vergeblichen Mahnungen sprach Innocenz den Bann über den König, die Untersagung alles Gottesdienstes (Interdikt) über ganz England aus, im Jahre 1209. Da Johann nur tyrannischer wurde, setzte er den mit seinem Volk zerfallenen Tyrannen ab, und übertrug die Krone Englands an Philipp von Frankreich.

Da demüthigte sich König Johann vor dem Pabste, in schimpflicher Weise, und nahm sein Königreich vom Pabste als Lehen zurück, im Jahre 1213. Jetzt aber ließ der Pabst das Volk Englands für die Sünden dessen zahlen, der es tyrannisirt hatte; diese Maaßüberschreitung rächte sich. Die Ausbeutung durch den Pabst und einen verächtlich gewordenen König zugleich empörte den Adel, die Geistlichkeit und das Volk Englands. Alle Drei zusammen zwangen dem Lehensmanne des Pabstes, dem König Johann, das große Blatt ab, das die königliche Willkür durch Verbriefung beschränkte, die Magna Charta, den berühmten Freiheitsbrief, welcher die Grundlage der englischen Verfassung und Freiheit enthält, am 15. Juni 1215.

In Folge davon entwickelte sich Schritt für Schritt die große politische Bedeutung, welche England für sich selbst und für die Welt erhalten sollte; durch die Fortentwicklung dieser Grundsätze wurde es eine Weltmacht, und zugleich der Herd der geistigen und der bürgerlichen Freiheit in Europa, der Mittelpunkt, von welchem aus das evangelische Christenthum nach Süden und Osten der Heidenwelt sich vermitteln sollte, und später einer neuen Welt, die damals noch unbekannt war.

Mit wunderbarem Instinkt, wie in Ahnung, was der römisch-

katholischen Kirche aus der Zukunft Englands drohe, schleuderte Innocenz III. den Bannfluch gegen die Stände Englands und ihren Freiheitsbrief. Dieser Brief war von dem der Hierarchie entgegengesetzten Geiste diktirt und errungen. Es mußte in dem Pabst, umstrahlt von der Glorie des auf seinem Gipfel angelangten Pabstthums, ein Gefühl im Innersten sich regen gegen diesen Geist, der sich selbst mündig erklärte in einem Volke, als gegen eine unheimliche Macht.

Gewiß hauchte es die Seele des Pabstes wenigstens an, als könnte, wenn man ihn nicht zeitigst breche, an dieses Geistes Macht — des Pabstthums und der römischen Kirche Herrlichkeit dereinst untergehen.

Denn diese Macht eines selbstständig gewordenen Volkes, das seine Lebensangelegenheiten nun selbst besorgen wollte, trat hell genug zu Tag. England erhielt sich von da an unabhängig von der Oberhoheit Roms, unbekümmert um Bannfluch und Legaten Roms.

Da das Pabstthum zwar auf demokratischem Grunde ruhte, aber Absolutismus war, und Innocenz III. mit den Jahren, wie es Geistern seiner Art geht, sehr absolutistisch geworden war, so war ihm der in England offenbar gewordene Geist sehr verhaßt, und um so mehr, da er denselben in seiner nächsten Nähe zu empfinden hatte. In der Lombardei vorzüglich, aber auch in Rom selbst und in Unteritalien zeigte sich ihm dieser neue Geist, als der Geist der politischen und zugleich als der Geist der religiösen Freiheit.

Als Kirchenmann verwechselte er gerne die Kirche mit der Religion, und dem früh gealterten Innocenz mochte wirklich als religiös gefährlich erscheinen, was nur dem Uebermaaß der Hierarchie, dem zum Schaden der Religion gar zu sehr nach weltlichem Besitz und Einfluß um sich greifenden Pabstthum gefährlich war. Aber auch hier leitete ihn ein richtiger Instinkt, wo nicht geradezu die Bewußtheit, ein „machiavellistisches Auge".

Er ging in seinen Maaßregeln davon aus, der kirchliche Ungehorsam und die politischen Bestrebungen gegen die Unumschränkt-

heit der weltlichen Herren ſeyen im engſten Zuſammenhang. Stets haben ſich ſeitdem der vernünftige Glaube und die bürgerliche Freiheit wechſelſeitig gefördert. Bald war es ſo, daß aus der Freiheit des religiöſen Gedankens die bürgerliche Freiheit ſich gebar, bald ſo, daß am Haſſe gegen die Urſachen der bürgerlichen Unterdrückung und Noth lichte Gedanken über Religion, Kirche und Kirchenwürdenträger ſich entzündeten. Aber immer beförderte Eines das Andere.

Innocenz III. hatte richtig die nächſten Bedürfniſſe der Völkerwelt ſeines Zeitalters erkannt, und das Wirkſame des Bannfluches und des Interdiktes für ein Zeitalter erfahren, das immer noch roh, voll Gewaltſamkeit und Leidenſchaft, immer noch erziehungsbedürftig war. Weil dieſe Mittel ſich ihm als wohlberechnet und zeitgemäß in der Erfahrung vor Augen ſtellten, ließ er ſich fortreißen, um conſequent zu ſeyn, bis zu Maaßregeln, welche nicht bloß nicht vernünftig, ſondern nicht mehr zeitgemäß, alſo nicht einmal mehr verſtändig waren.

Nicht vernünftig und darum auch nicht evangeliſch-chriſtlich — denn die Chriſtus-Religion iſt das Vernünftigſte — war ſchon die ſchreckliche Handhabung des Interdikts, des allgemeinen Kirchenbannes. Der große Gregor VII. hatte zwar den König Philipp I. von Frankreich damit bedroht, aber nicht es vollführt; er blieb ſtehen dieſſeits der Linie, jenſeits deren das Sataniſche liegt. Innocenz III. ging über dieſe Linie hinüber. Er vernichtete etwas, was zu erhalten ſeine erſte Pflicht war: er entzog die Segnungen des Chriſtenthums und ſeiner heiligen Anſtalten dem ganz unſchuldigen Volke, wegen der Schuld eines Einzigen; und gerade das Licht und die Wärme des Chriſtenthums in Herzen und Leben überzuleiten, ohne einen Augenblick Unterbrechung, dazu war das Pabſtthum da, wofern es auf einen evangeliſchen, alſo chriſtlichen Charakter Anſpruch machen wollte.

Daß er aber kein Auge für die zukünftige Entwicklung der Chriſtenheit, und für die chriſtliche Bedeutung der neuen Gedanken in der Zeit, als gealterter Mann mehr hatte, dafür zeugen die Vorlagen, die er im Jahr 1215 auf der vierten Lateranſynode machte, ſowohl der neue Kreuzzug, auf den er drang

und über welchen das Zeitalter hinaus war, als insbesondere, was er zur Feststellung der noch schwankenden Lehrsätze und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche und gegen die Ketzer beschließen ließ, wie das, was bereits seit sechs Jahren ihn mit einem blutigen Schein umgab, der „Kreuzzug", den er zuerst, ein Christ gegen Christen, in furchtbarer Verblendung und Verirrung, gegen die Albigenser predigen und vollführen ließ.

Acht und fünfzigstes Kapitel.

Innocenz's letzte Kirchenversammlung. Höhepunkt des Pabstthums.

Mehrere Jahre hatte der von sich selbst abgefallene, vom Zauber der Weltherrschaft verlockte und gefangene Innocenz an einer allgemeinen Kirchenversammlung gearbeitet, welche in Rom 1215 am Martinstag zusammentrat, ahnungslos, daß ein Martin und die mit diesem Martin zusammenhängende Feier des Martinstags drei Jahrhunderte später dem Pabstthum, wenigstens wie es bis dahin war, den Todesstoß geben werde.

Seit die christliche Welt stand, hatte das Haupt der Kirche keine solche Kirchenversammlung um sich gesehen, weder an Pracht und Hoheit der Anwesenden, noch an Zahl der Mitstimmenden, vollends gar der Völkerströmung, welche dieses Konzil umgab.

Es springt in die Augen, Gott wollte gerade durch dieses Konzil der christlichen Welt zeigen, daß das Bisherige unzeitgemäß geworden sey, und daß es bekämpft und bei Seite gebracht werden müsse.

Dieses Konzil war der höchste Höhepunkt des Pabstthums. Von da an ging es hinab, gerade dadurch, wodurch die römisch-katholische Kirche als Pabstthum sich wie für die Ewigkeit oben halten wollte.

Der Hochmuth und die Verweltlichung der Kirche waren darin auch aller Welt recht veraugenscheinlicht. Da waren 412 Bischöfe, 11 Primaten und Metropoliten, gegen 900 Aebte

und Prioren; darunter die Patriarchen von Konſtantinopel und Jeruſalem, der Erzbiſchof von Tyrus, die Geſandten von Antiochia und Alexandrien. Und wie erſchienen dieſe? Der deutſche Biſchof von Lüttich erſchien in der erſten Sitzung als Graf im Scharlachmantel und Grafenhut, in der zweiten als Herzog im grünen Herzogsmantel, in der dritten im Biſchofsornat. Zugleich waren anweſend die Geſandten aller Könige und Fürſten Europas, und vieler Städte, und das Gedränge bei der Eröffnung war ſo groß, daß der Erzbiſchof von Amalfi im Vorhofe des Lateran erdrückt wurde.

So groß aber dieſe chriſtliche Verſammlung war, Eines fehlte darin: die Bibel, und darum auch die Leitung und der Gang der Verhandlung nach Gottes Wort.

Auch die Worte, womit der Pabſt die Kirchenverſammlung eröffnete, waren eine Karrikatur des Heiligen. Innocenz III. wagte da zu ſprechen: „Mich hat herzlich verlangt, dieſes Oſterlamm mit euch zu eſſen, bevor ich leide, das heißt, bevor ich ſterbe.“ So hatte Jeſus Chriſtus geſprochen, als er im Begriff war, das Reich des Geiſtes der Wahrheit, das er geſtiftet, mit ſeinem Blute zu beſiegeln; und der Pabſt ſcheute ſich nicht, dieſe Worte anzuziehen in dem Augenblick, als er im Verſuch war, die Wahrheit blutig zu verfolgen, das Licht des Evangeliums auszulöſchen!

Wie ſchon in den falſchen Dekretalien geſchah, wie vor ihm Gregor VII., ſo verglich auch Innocenz III. ſein Pabſtthum mit der Sonne, und das Königthum mit dem Monde, der von jener ſein Licht zu Lehen trage. Ein andermal gab er dem Bild eine andere Wendung, die Pabſtwürde ſey das Licht, das des Tages ſtrahle, d. h. den Geiſt zu Geiſtigem bilde, das Königthum ſey das Licht, die Nacht zu erleuchten, d. h. gegen die Ketzer und Ungläubigen das Schwert zu handhaben.

Acht Monate nach dieſem Tage war Pabſt Innocenz III. nicht mehr. Und das ſittliche Gefühl des Volkes, das im Thun dieſes Pabſtes Schwerſündhaftes, etwas von Satanismus erkannte, erzeugte die Sage, der große Pabſt habe ſeine Seele mit knapper Noth vor den Anſprüchen der Hölle gerettet.

Und auch die Gedanken seines Pabstthums fingen an, als nichtig sich zu erweisen. Der fernere Kampf des Pabstthums und dessen Zergehen an den Gedanken des Zeitgeistes fällt mit dem Reformationszeitalter zusammen. Aber scheidend von dem Pabstthum auf seinem Gipfel, gönnt man ihm gerne noch einen Rückblick.

Es ist ein großartiger Bau, die Hierarchie, und dieser Bau ragt wirklich inmitten der wilden Bewegung der Völkerwanderung wie ein Wunderbau hervor voll Gnaden- und Liebeskräften zur Erziehung der Völker für Gottes Reich auf Erden. Anschaulich, und nach dem Leben getroffen, wie nirgends sonst, findet sich diese Kirche mit ihrer Spitze, dem Pabst, von Gregorovius geschildert, der unter Anderem sagt: „In den unermeßlichen geistlichen Kreis, welcher den Himmel, die Erde und die Hölle umspannt, eintheilt und regelt, mit einer Politik und Phantasie zugleich, deren Gedanke Schwindel erregend ist, hat sich der Pabst als Mittelpunkt gestellt, in der Regel ein schwacher Greis. — Mancher von ihnen hatte ein frischeres Herz, als es nicht viele jung ergreiste Könige gehabt haben. Aber wohl kann derjenige eines staunenden Gefühls sich nicht erwehren, wer vor jenen Priestergestalten in St. Peter steht und sich vorstellt, welche Gewalt die Uebereinstimmung des Menschengeschlechts, seit so vielen Jahrhunderten und in ununterbrochener Folge, diesen Greisen zuerkannt hatte."

„Es reicht lange nicht aus, daß sie, schwach und wehrlos, wie sie waren, kriegerische Fürsten unterwarfen, sie abzusetzen und zu entthronen die Gewalt hatten, daß sie Königen befahlen, barfuß und im Kleide des armen Sünders vor ihrer Thüre zu stehen, wenn sie zürnten, und wenn sie freundlich waren, ihnen erlaubten, sie beim Mahle zu bedienen, oder den Steigbügel ihres Zelters zu halten."

„Sie stiegen auf aus dem Dunkel der Gewöhnlichkeit, nicht wie die Könige, welche im Purpur geboren worden, sondern viele von ihnen waren in Armuth und Niedrigkeit geboren, und dennoch küßten ihnen erbliche Kaiser die Füße, und nannten sich Vasallen ihrer Gnade."

„Sie waren noch gestern ungekannt und unbeachtet, und heute schon lenkten sie die Zügel der Weltgeschichte und ent-

ſchieden den Gang der Völkerſchickſale. In der Kutte des Bettlers oder des Einſiedlers ſtiegen ſie auf den Thron der Erde, und die Welt nahm daran kein Wunder. Nicht Stamm noch Nation gab die Entſcheidung; ob ſie Griechen oder Syrer, Deutſche oder Spanier, Franzoſen, Engländer oder Italiener waren, man wußte es kaum, denn alle Nationen gehorchten ihnen. Und wie ſie auf den Thron gekommen waren, ohne ihre Berufung geahnt zu haben, ſtiegen ſie wieder herab, unwiſſend, in welche Hand die Laune des Augenblicks ihren Stab legen würde. In der Stunde des Todes kannte keiner von ihnen ſeinen Nachfolger, und doch war ihr Wahlreich, das zufälligſte von der Welt, ſo unerſchütterlich wie die göttliche Nothwendigkeit."

„Was ſie ausſprachen, war ein Weltgeſetz. Auf ganze Völker legten ſie mit einem Worte Verzweiflung und Todesſtille, und breiteten über Länder die Oede eines Kirchhofes aus. Sie konnten Krieg und Frieden verkünden, Reiche ſtiften und zerſtören; Länder und Meere, die doch nicht die ihren waren, verſchenkten ſie; und noch zu entdeckende Küſten theilten ſie, die nichts beſaßen, unter die Fürſten, als wäre dieſer Planet ihr Eigenthum. Sie maaßten ſich an, dem Erdball zu gebieten, daß er ſtille ſtehe, und die Syſteme des Himmels ordneten ſie nach ihrem Gebot, oder nach ihrer und der Jahrhunderte Einfalt. Dem menſchlichen Denken befahlen ſie Stillſtand, oder gaben ihm nur ſo viel Bewegung, als es ihnen gut däuchte. Mäßig maßen ſie ihm das Wiſſen zu, mäßiger die Freiheit, und ſie wehrten ihm die zu ſchnelle Ausdehnung durch künſtliche Schranken eines poetiſchen Geheimniſſes, durch Liebe und Furcht. Mit allen drei Ketten umwanden ſie die Menſchheit, welche ihre Zuchtruthe küßte. Sie waren Herren des Gemüths der Welt. Ihre Macht, unkörperlich und waffenlos, beſtand nur im Glauben und im Aberglauben. Sie herrſchten im Reiche der Geiſter mit dem Zauberſtab der Phantaſie."

„Sie hatten Gewalt auch über die Zeit. Sie verſtießen aus dem irdiſchen wie aus dem himmliſchen Paradieſe; ſie ſchmetterten die Menſchenſeele in den Abgrund der Hölle und zogen ſie wieder heraus; ja ſie griffen in die fernſte Zukunft hinein und

in die Vergangenheit zurück, aus welcher sie die Menschenseelen wie Geisterbeschwörer an den Tag riefen, ihrer Stimme zu gehorchen. Denn sie hatten die Macht, zu lösen und zu binden. — Sie versetzten selbst unter die Sterne. Sie sprachen Menschen selig, erhoben sie mit ihrem Spruch unter die Heiligen des Himmels und erlaubten ihnen, Wunder zu thun. Sie waren Richter der Todten und der Lebendigen. — Der Pabst machte sich zum Abbild Gottes auf Erden. Ist nicht die politische Weltmonarchie der alten Römer, die wir als eine einzige Thatsache in der Geschichte anstaunen, nur ein dürftiger Gedanke gegen die Vorstellung, welche der römische Pabst von sich faßte?" *)

So zeichnet Gregorovius das Pabstthum rückwärts und vorwärts, auch noch in die Zeit hinein, in welcher die Reformation die göttliche Aufgabe hatte, das Pabstthum ab- und aufzulösen. Das folgende Buch wird noch näher zeigen, woher „diese räthselhafte Gewalt eines schwachen und sterblichen Menschen, welche in der Geschichte nie zuvor erschienen war, noch je wieder erscheinen wird", ihren Ursprung und ihren Fortgang nahm, und wie sie ihrem Ende zuging.

*) Gregorovius, die Grabmäler der römischen Päbste. Brockhaus 1857. S. 4—9.

Viertes Buch.

Vorbereitungen und Vorboten der Reformation.

Erstes Kapitel.

Die gesellschaftliche Verfassung der Kirche.

1. Gliederung der Hierarchie.

Durch den Geist hatte die Kirche die Weltherrschaft errungen. Sie mußte mit dem Geiste fortschreiten, wenn sie dieselbe behaupten wollte. Denn, was durch Geist erobert ist, wird nur durch Geist behauptet. Das Wesen des Geistes aber ist die Freiheit der Bewegung.

Von diesem Geiste fiel der dritte Innocenz ab, als er den Absolutismus des Kirchenthums auf seine Fahne schrieb, als er der freien Bewegung und dem Fortschritt des Geistes, und eben damit dem nothwendigen Entwicklungsgange der Menschheit, sich feindselig entgegenstellte.

Zwar lange, sehr lange schon, hatte die Kirche die urchristliche Wahrheit vergessen, daß die „Religion des Herzens" frei ist, und daß die Religion im Glauben besteht, nicht in Glaubenssätzen.

Aber so weit, wie Innocenz III., war zuvor Niemand gegangen in der Bindung des Geistes und der Gewissen. Er erst brachte das in ein System, und mit ihm erst betrat das Pabstthum, und eben damit die römisch-katholische Kirche, das

Gebiet derjenigen Politik, welche den Namen „Satanismus“ trägt, und welche das äußerste Gegentheil der „Christus-Religion“ ist.

Dadurch war von selbst der natürliche Kampf des Geistes, in ganz anderem Grad als bisher, gegen das Pabstthum hervorgerufen.

Die Kirche hatte bis dahin sowohl in sich als an sich, sowohl in ihrem inneren als in ihrem äußeren Leben, namentlich in ihrer Gesellschaftsverfassung, überhaupt Mancherlei an sich, dessen Entwicklung auf den Bau der Hierarchie auflösend einwirken mußte.

Erstens war das mittelalterliche Gepräge der kirchlichen Verfassung und des christlichen Lebens vornherein keines, das seine ewige Nothwendigkeit in sich selbst gehabt hätte. Das Meiste davon war für seine Zeit, also nur für einige Zeit; für diese Zeit wohlberechnet vom Verstande der Leitenden; aber auch nur verständig, nicht vernünftig; vorübergehend; denn nur das Vernünftige ist ewig.

Das Pabstthum war ein nothwendiges Entwicklungsmoment in der Geschichte der Christenheit und damit der Menschheit. Mit der Mündigwerdung der Welt war seine Blüthezeit um.

Zweitens untergrub sich die Pabstmacht äußerlich, dadurch, daß der Sitz derselben im vierzehnten Jahrhundert von Rom nach Avignon, auf französischen Boden, verlegt wurde und eine Kirchenspaltung in der römischen Kirche selbst andauerte.

Drittens wurde das Pabstthum innerlich und geistig untergraben durch die fortschreitende Bildung der Laienwelt.

Viertens wurde es sittlich untergraben durch die Unwissenheit und ausschweifende, üppige Lebensart, worein die Mehrheit der Geistlichen versank.

Fünftens wurde es untergraben durch die weltlichen Fürsten; die Könige forderten und nahmen, vom Geist in der Zeit begünstigt, vom Pabstthum zurück und dem Pabstthum wieder ab, was einst das Pabstthum, seinerseits damals vom Zeitgeist begünstigt, den weltlichen Kronen abgenommen hatte.

Sechstens untergrub sich das Pabstthum selbst durch ein

Zurücksinken in das völlige Heidenthum, zwar in ein geniales Heidenthum mit altklassischer Bildung im engsten Kreise des Hofes zu Rom; aber eben doch in ein Heidenthum.

Der Geist in der Zeit, der christliche Geist, welcher dem Pabstthum gegnerisch war, kräftigte und stärkte sich an der altklassischen Bildung, aber er blieb ein christlicher Geist, er hielt das Christliche als den Kern seines Wesens fest, und den altheidnischen Geist, dessen Wissen und Kunst, nahm er nur an sich als Bildungsmittel und als Waffe.

Der päbstliche Hof aber wurde in seiner Genialität ganz heidnisch, entchristlichte sich ganz, verlor sich völlig an die Klassizität des alten Heidenthums, ging auf in einem genialen Neuheidenthum, und der christliche Mantel hing so leichtfertig darüber, daß jeder Denkende hinter demselben die heidnische Blöße sah.

Es war das die glänzende „mediceische Zeit" des Pabstthums, wo die Päbste „die Herrlichkeit des Lebens" mit hellenischer Freudigkeit, nicht allzu platonisch, genoßen, und das Christenthum mit dem Heidenthum verschmolzen; auch das nicht ohne große Bedeutung für den Fortschritt der Weltgeschichte.

Die gesellschaftliche Verfassung der Kirche in der Zeit, da Hierarchie und Pabstthum eine Nothwendigkeit und den Völkern zum Heile waren, hatte sich also gemacht.

Den Kirchen- und Staatsrath des Pabstes bildeten seit dem eilften Jahrhundert die Kardinäle.

So hießen jetzt die ersten Geistlichen der römischen Kirche, besonders wichtig seit Pabst Nikolaus II. dadurch, daß das alleinige Recht der Pabstwahl in ihre Hand gelegt war, und im Kardinalkollegium die stetige Vertretung eines Systems mitten im Wechsel der Persönlichkeiten gegeben war, welche den päbstlichen Stuhl bestiegen. Ihr Rang war über den Erzbischöfen. Der Pabst ernannte sie zur Belohnung besonderer Verdienste oder Talente. Meistens nahm er jedoch Kardinäle aus den Italienern.

Die Bischöfe, die an den Pabst sich hielten, fanden an ihm ihren Halt gegen die weltliche Macht. Der Bischof besetzte alle Kirchenämter seines Sprengels, wofern nicht ein Laie

durch Stiftung einer Kirche oder Pfründe das Recht des „Patrons" hatte.

Aus der Zahl der Erzbischöfe, welche das Recht, die Bischöfe zu bestätigen und zu weihen, hatten, erhoben sich die Einen, wie die drei rheinischen Erzbischöfe, zu den ersten Reichsbeamten; Andere dehnten ihre erzbischöfliche Gewalt über ganze Länder aus, und hatten die Macht, oft auch den Namen, eines „Primas". Die Bischofsstühle wurden zuerst von Volk und Geistlichkeit besetzt; dann, in den Wirren der Zeit, bald vom Könige, bald von den benachbarten Bischöfen, bald vom Volke, bald vom Adel des Bisthums. Zuletzt erhielten die Domherren eines Hochstifts das ausschließliche Recht, den Bischof zu wählen.

So ein Domherr oder Kanonikus erhielt seinen Unterhalt aus dem „Kirchengut", und hatte nach heiligen Gesetzen, nach einem „Kanon", d. h. nach einer „Regel", gemeinsam mit Anderen unter unmittelbarer Aufsicht des Bischofs zu leben, unter frommen Uebungen. Sie waren entweder durch eigenes freies Gelübde in das mit dem „Dom" (oder Gotteshaus) verbundene Kloster gekommen, oder hatten ihre Eltern sie in ihrer Kindheit schon ins Kloster gebracht, dem Kloster „geopfert".

In den Jahrhunderten der großen Kämpfe zwischen Königthum und Pabstthum kam es, daß es weltliche Domherren, nicht bloß geistliche, gab; und daß Domherren für das „Psalmensingen beim Gottesdienst" sich Vikare hielten. Weil die Domherrenstellen gute Pfründen waren, drängte sich voran der Adel in dieselben; zum großen Mißfallen des siebenten Gregor und des dritten Innocenz, die nur das „Verdienst" gelten lassen wollten.

Die Domherren zusammen hießen das Kapitel. Sie waren für den Bischof, was die Kardinäle für den Pabst. Aus seiner Mitte wählte das Kapitel seinen Vorstand, den „Dechanten", und die Beamten.

An den Bischöfen hatten die Kaiser, so lange sie die Bischöfe wählten oder wenigstens belehnten, Verbündete gegen die großen weltlichen Vasallen der Krone; und so wurden einige

Bischöfe von den deutschen Königen mit Herzogthümern belehnt, und in denjenigen Städten, wo Bischöfe ihren Sitz hatten, ließen die Könige die Gerichtsbarkeit der Kronbeamten, der Grafen, ein- und an die Bischöfe übergehen; die Kirchen und deren Beamte wurden von Staatslasten befreit; das Kirchengut erhielt den Charakter der Unveräußerlichkeit (bischöfliche Immunitäten).

Als das Pabstthum alle Bischöfe und die gesammte Geistlichkeit von der weltlichen Macht ablöste, und ausschließlich nur unter das Gebot des römischen Stuhles stellte, war eben damit dem Pabstthum seine Ueberlegenheit über das Königthum gesichert.

Die Geschichte des Ehrgeizes und der Eitelkeit der Geistlichen in Kirchenwürden und Titulaturen ist zu weitläuf für den Raum in diesem Buche. Der Name Erzbischof oder Exarch kam im vierten Jahrhundert, der Name Patriarch, der bis dahin allen Bischöfen gemein gewesen war, als Bezeichnung für eine Hochkirchenwürde auf, über den Metropoliten. Während Patriarchen von Neurom (Konstantinopel) sich ökumenische Patriarchen, d. h. Patriarchen der ganzen christlichen Welt, nannten, setzte von Altrom aus Gregor der Große ihnen den Protest entgegen, dieser Name sey unchristlich; und mit altrömischer Klugheit nannte er sich einen „Knecht der Knechte Gottes"; die römischen Bischöfe später aber fügten diesem Titel des Inhabers des römischen Stuhles doch noch bei den Titel „allgemeiner Bischof". Der allgemeine Bischof verschlang die Metropoliten, die Erzbischöfe, die Exarchen, die Patriarchen. Was der Knecht der Knechte Gottes davon in der christlichen Welt stehen lassen wollte, das ordnete er sich selbst unter, und zwar sehr.

Die materielle Unterlage der Macht der Kirche, zuerst gegenüber dem Staat, dann über den Staat, war das Kirchengut.

Zweites Kapitel.

2. Das Kirchengut.

Das „Kirchengut" setzte sich anfänglich zusammen aus Staatsunterstützungen, aus heidnischem Tempelgut, in welches sich Krone und Kirche bei der Ueberweisung theilten, und leider sogar aus eingezogenen Gütern, welche Christen von Christen, unter der Wirkung der abscheulichen Ketzergesetze, abgenommen wurden, aus eingezogenem „Ketzergut".

Wie sich in den Jahrhunderten der Neuzeit die weltliche Politik unter dem Vorwande des Hochverraths ohne Schaam und Scheu bereichert hat durch Gütereinziehungen, so hat sich schon vom vierten Jahrhundert an die Kirche bereichert durch systematische Einziehung von Ketzergütern.

Und wie man von politischer Seite künstlich Rebellen machte aus Leuten, welche die besten Bürger waren, um ihr Gut einziehen zu können; so machte man aus besten Christen, welche die Bibel in der Hand und im Herzen hatten, Ketzer, um ihre Güter für die Kirche einziehen zu können.

Schwer wurde es, den germanischen Völkern beizubringen, daß die Abgabe der Erstlinge und des Zehenten „ein göttliches Recht" seyen.

Dafür wußte die Kirche, d. h. die Geistlichkeit, anderweitig für sich zu sorgen. Seit Konstantin der Große gesetzlich erlaubt hatte, Testamente zu Gunsten der Kirche zu machen, hatte die Geistlichkeit das ausgebeutet, und kaum verschied Einer, ohne Etwas als letzten Willen der Kirche hinterlassen zu haben. Im Morgenlande durfte Keiner und Keine sterben ohne Das. Nicht erst im Zeitalter Karls des Großen, sondern sehr frühe, schon zu Ende des vierten Jahrhunderts, waren Gesetze gegen die „geistliche Erbschleicherei" nöthig.

Das Gehässige dieser Erbschleicherei der Kirche milderte sich aber in den Augen des Volkes, weil das Volk zu empfinden bekam, daß, wenn die Kirche reich wurde, das arme Volk es

zu genießen hatte. Die Wohlthätigkeitsanstalten aller Art, welche die Kirche mit diesen Geldern gründete, sprangen um so mehr ins Auge, je größer das Elend war, in welchem die verfaulte Christenheit des Morgenlandes unterging, und welches unter der barbarischen Rohheit der germanischen Neuchristen und unter den zerfleischenden Bürgerkriegen des Kron- und Pabststreites allenthalben vor Augen lag. Jede Kirche *erbte*, was ihre Geistlichen aus kirchlichen Einkünften erworben hatten.

Grundeigenthum war es größtentheils, worin die Kirche ihr Vermögen anlegte. Bald genug aber erkannte das priesterschaftliche Auge den Werth des *Geldes*, besonders für die mittelalterlichen Zeiten. Der Klosterheilige wurde *Bankier*, und bei ihm machten Große und Kleine, wer kein Geld und etwas zu verpfänden hatte, Anlehen, auf Zinse und Anfall des Pfands, wenn Rückzahlung unmöglich war. Die Priesterschaft überall in der Welt war schon früher auf diesen Gedanken gekommen, am Ganges, am Euphrat, am Nil, und selbst das delphische Orakel war zugleich Nationalbank der Griechen gewesen. Diese Geldanleihen auf Verpfändung von Grundstücken trugen im späteren Mittelalter noch mehr zur Bereicherung der Kirche bei, als die Schenkungen, die in Grund und Boden an die Kirche gemacht wurden. Der „geistliche *Zehenten*" war zwar, mit Berufung auf das *mosaische* Gesetz, sehr frühe, schon von der werdenden Priesterschaft, auf vielen Punkten als ein „*göttliches Recht*" eingefordert worden; doch dauerte es Jahrhunderte, bis der geistliche Zehenten allgemein angenommen wurde: erst Karl der Große brachte die allgemeine Verpflichtung zum geistlichen Zehenten in die Form eines Reichs- und Staatsgesetzes.

Die Künste der Geistlichkeit entlockten den Zeitgenossen unter den Merwingern so maaßlose Schenkungen, daß verständigere Bürger unter Chlotar I. klagten, der heilige Martin von Tours und der heilige Martialis zu Limoges haben der Staatskasse fast nichts mehr übrig gelassen; und Chilperich I. sagte: „Seht, unser Fiskus ist bettelarm geworden, unser Reichthum ist an die Kirchen übergegangen; lediglich Niemand ist jetzt Herrscher, als allein die Bischöfe; dahin ist unser Glanz, er ist übergegangen an die

Bischöfe." Aber eben dieser Chilperich wagte nicht einmal, seinerseits die Kirche unbeschenkt zu lassen. So mächtig war der Zwang des Zeitgeistes, Schenkungen an die Kirche zu machen. Der Schenkungstrieb der Zeit siegte über Karl Martells und seiner Söhne Gegenmaaßregeln; Karl der Große gab Vieles davon zurück, Ludwig der Fromme noch mehr, und machte neue Schenkungen dazu, maaßloser als Einer, ob er gleich eine durch geistliche Kunstgriffe erschlichene und ebenso eine ohne Zustimmung der Verwandten erworbene Schenkung an die Kirche durch ein Gesetz für nichtig erklärte.

Dieses Gesetz gründete sich auf das altgermanische Recht, nach welchem Niemand willkürliche Verfügung über das Familienerbe hatte, und welches, weil es den verwandten Erben persönliche Verpflichtungen für das Familienhaupt auflegte, auch deren Ansprüche auf das Familienerbe sicherte gegen jedes Verschenken des Erbgutes ohne ihre Einwilligung, also auch gegen jede Schenkung an die Kirche, welche in mehr als in einzelnen Grundstücken bestand.

Die Kirche aber ging lange zuvor, ehe der weltliche Absolutismus das that, vom römischen Recht aus, als alleiniger Richtschnur, und anerkannte die obigen Einschränkungen nicht. Drei Kirchenversammlungen erklärten schon im sechsten Jahrhundert jede Schenkung an die Kirche für unanfechtbar, und legten auf jede Anfechtung den Bannfluch; ja eine davon, die zu Lyon, beschloß, selbst eine solche Schenkung an die Kirche, welche nach dem Recht formell ungültig wäre, müsse dennoch als bindend und unverletzlich gelten, weil es eine Schenkung zu heiligen Zwecken sey.

Natürlich waren es stets nur Geistliche, welche den Weltlichen die Schenkungsbriefe aufsetzten, und in diesen Urkunden selbst schon waren schauerliche Formeln der Verfluchung aufgenommen gegen den, welcher diese Schenkung anzufechten sich erfrechen würde.

Kaum hatte Ludwig der Fromme jenes Gesetz gegen unregelmäßige Schenkungen an die Kirche gegeben, so setzte dem schwachen Kaiser seine Geistlichkeit so zu, daß er noch in dem

gleichen Jahre ein Gesetz gab, welches den gerechtesten Ansprüchen der Erben an eine Schenkung alle Kraft wieder abschnitt, wofern diese Schenkung „nach Kirchenbrauch vollzogen" war.

Die Nüchternheit einer denkenden und an die heiligen Schriften sich haltenden arianischen Anschauung paßte freilich nicht in Plan und Ordnung der frommen geistlichen Kunst- und Handgriffe zur Mehrung des Kirchengutes. Denn unter diese frommen Mittel gehörten namentlich auch Gesichte, Geistererscheinungen, Heiligenverehrungen und Reliquiendienst.

Herzenssache war es, etwas, das sich natürlich ergab aus Sorge für das eigene Seelenheil, von seinem Irdischen an die Kirche zu vergaben; ebenso aus Dankbarkeit, wenn ein Krankes genaß, für dessen Heilung man ein Gelübde gethan, oder die Gebete der Kirche nachgesucht hatte; oder wenn sonst einem Einzelnen oder einem Hause Heil widerfahren war, wie die Erfüllung eines Herzenswunsches, eine glückliche Heirath, ein Gewinn, die Geburt eines Kindes, das ersehnt war, die Rettung aus einer Gefahr, die Ausgleichung eines Streites. Der innige Glaube der Zeit wandte sich ja ächt christlich in jeder Angelegenheit des Herzens und des Lebens an die höhere Macht, welche über dem Menschlichen und Irdischen waltet. Ebenso ergab es sich von selbst, daß man irdisches Gut hingab, um die ewige Seligkeit zu gewinnen.

Aber etwas Anderes war es, daß die Geistlichen Engel vom Himmel niedersteigen ließen, und Geistererscheinungen und Gesichte zu Hülfe nahmen, oder Schilderungen der himmlischen Seligkeiten derer, welche die Kirche beschenkt, und der höllischen Qualen derer, welche die Kirche beraubt oder angefochten haben. Die höllischen Qualen wirkten dabei weit mehr, als die himmlischen Seligkeiten. Seit dem achten Jahrhundert lief durch die Christenheit die Vision des „heiligen" Bischofs Eucherius von Orleans, welche so recht zu einem schauererregenden Mythus theils gestaltet wurde, theils sich selbst gestaltete. Eucherius sey in die höhere Welt verzückt worden und habe von da aus in der untersten Hölle Karl Martell in furchtbaren Qualen geschaut.

Ein Engel habe ihm erklärt, Karl habe nicht nur für seine eigenen Missethaten ewige Qual zu leiden, sondern über das noch für die Sünden aller derer, die zum Dienste Gottes das von ihm geraubte und mißbrauchte Kirchengut gestiftet haben, und deren Sünden damit hätten getilgt werden sollen. Was Eucherius geschaut und gehört, habe er dem heiligen Bonifaz und dem Abte Fulrad von St. Denis erzählt, mit dem Beisatz: „Findet ihr Karls Leiche in seinem Grabe nicht, so glaubet mir. Gehen wir hin zu seiner Gruft!“ Alle diese Drei haben nun zusammen das Grab Karl Martells eröffnet. Da sey ein Drache aus demselben emporgestiegen; leer, von innen ganz geschwärzt, wie mit Feuer ausgebrannt, sey der Sarg gewesen.

Das schrieb, als die wahrste Geschichte von der Welt, Erzbischof Hinkmar von Rheims an Ludwig den Deutschen, um die Söhne Ludwigs des Frommen, welche das Kirchengut verletzt hatten, von weitern Eingriffen abzuschrecken. Hinkmar — sey er nun der Erfinder oder bloß der Benützer dieser Schauersage — kümmerte mit einer durch die ganze Kirchengeschichte durchgehenden Kühnheit der Priesterschaft sich kein Haar um die groben Verstöße der Zeitrechnung in diesem plump erfundenen Mährchen; Hinkmar hatte Menschenkenntniß und wußte, daß Kritik nicht Sache der Durchschnittsmenschen ist, in den oberen Kreisen so wenig als in den unteren; am allerwenigsten Kritik in Sachen des Glaubens.

Das Mährchen war nicht bloß so plump erfunden, daß Jeder, welcher hätte nachrechnen wollen, gefunden hätte, daß der von Karl Martell verfolgte und abgesetzte Bischof Eucherius zu Köln gestorben war im Jahre 739, volle zwei Jahre vor Karl Martell, und daß zwar Karl Martell das Grab des Eucherius, nicht aber Eucherius das Grab Karl Martells sehen und öffnen konnte. Ja, Hinkmar war so keck, daß er in dem Brief an König Ludwig den Deutschen sich auf „noch lebende Augenzeugen“ berief, „welche damals zugegen gewesen seyen und ihm selbst Alles der Wahrheit gemäß berichtet haben“. Diese angeblichen Augenzeugen des angeblichen Ereignisses hätten müssen sehr alt seyn; denn zwischen diesem Schreiben und dem, was damals

geschehen seyn sollte, waren gerade hundert und zwanzig Jahre verflossen, und trotz alledem wurde die Erfindung als volle Wahrheit allgemein geglaubt.

Aus dieser kritiklosen kindlichen Gläubigkeit der Zeit zog die Geistlichkeit gar vielfachen Nutzen zur Vermehrung ihres Besitzes. Dieser Besitz, weil er in „todter Hand", wie der Kunstausdruck lautete, in der Hand der Kirche, war, hatte vornherein nicht die Veränderungen des Vermögens in anderer Hand zu erfahren, und konnte nur zu-, nicht abnehmen. Wurde die Kirche schon darum immer reicher, so wurde sie es noch mehr durch ihre Industrie, mit der sie Mittel erfand und ausbeutete, ungeheuer reich zu werden.

Ein solches Mittel war vom neunten bis in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts herein der Pergament- und Papierbetrug, d. h. die Anfertigung unterschobener Schenkungsurkunden und unterschobener Freibriefe, daneben die Fälschung und Erweiterung ächter Schenkungsurkunden und ächter Freibriefe; ferner das Schmieden von Aktenstücken, nach welchen freie Leute für Hörige oder gar Leibeigene erklärt wurden. Das Urkundenfälschen und Urkundenschmieden wurde seit dem neunten Jahrhundert vollends geradezu schwunghaft betrieben von Klostermönchen, Bischöfen und andern Geistlichen, wie eine freie Kunst den unverständigen Laien gegenüber, mit noch größerer Gewissenlosigkeit, als in weltlichen Kanzleien es als Geschäftskunde galt und betrieben wurde, Leute zu übervortheilen, ihnen ein X für ein U, Schwarz aus Weiß zu machen, sie auszubeuten und zu betrügen. Kam es zum Streit vor Kaiser und Reich, so beschworen alle Geistlichen die gefälschten oder unterschobenen Urkunden als ächt, ihre Rechtsansprüche als Rechte aus unfürdenklicher Zeit, dann ließ man sich vom Meineid durch den Pabst entbinden, und die so durch Betrug und Meineid erworbenen Rechte blieben, weil sonst, wie die päbstliche Kanzlei erklärte, durch Rückgabe derselben und durch Kundwerden der wahren Sachlage die Kirche als Gesammtheit großen Schaden leiden würde in den Augen der Gläubigen. Darüber liegen Urkunden, deren Aechtheit von Niemand bestritten ist, in den geheimen Staatsarchiven von Stuttgart und München.

Ein weiteres Mittel, das Kirchengut zu mehren, ein förmlicher Industriezweig der Klöster im neunten Jahrhundert, waren die Erbauung neuer Kirchen und die Uebertragung von Heiligthümern aus ihrem alten Aufbewahrungsort in diese neuen Kirchen. Hatten diese Heiligthümer, namentlich die Reliquien, am alten Ort ihre volle Anziehungskraft verloren, so wurden neue Kirchen gebaut in anderer Gegend und die Reliquien dorthin verlegt, oder auch in die alten Gotteshäuser neue Reliquien, ächte und unächte, aus der Ferne her erworben. War wo eine neue Kirche von einem Kloster erbaut worden, so wurde Alles in Bewegung gesetzt, die Leute zu Vergabungen ihres Eigenthums an dieses Gotteshaus zu bestimmen.

Glaube und Bildungsstufe der Zeit waren Jahrhunderte lang so, daß eine neu eingebrachte Reliquie, wofern man vom Kloster aus für die Wunderkraft der heiligen Gebeine mit Wort und Schrift in rechter und geschickter Weise thätig war, das Kloster in Kürze überreich machte. So hatte das Kloster St. Medard von Soissons Mönche nach Rom geschickt, welche den Leichnam des heiligen Sebastian für ihr Kloster erbettelten und daneben noch die Gebeine des heiligen Gregor stahlen. Kaum waren sie damit im Kloster, so war ein solches Wallfahren zu diesen neuen Reliquien und ein solches Gerede von ihren Wunderwirkungen, daß „die Mönche das Geld in Scheffeln maaßen, deren sie fünf und achtzig zählten, und daß sich ihr Vorrath an Gold auf neunhundert Pfund belief".

Daß Glaube und Aberglaube so überaus ergiebig für Reichthum und Macht der Kirche waren, findet seine Erklärung nur in der Größe des Glaubens und der Andachtsinnigkeit, und in der Größe der Leichtgläubigkeit und des Aberglaubens.

Drittes Kapitel.

Glaube und Aberglaube des Mittelalters.

Nachdem die großartigen langedauernden Kämpfe, durch welche unter viel Blut und Weh der Verfolgungszeiten das Chriſtenthum dem Heidenthum den Sieg abgewonnen hatte, vorüber gegangen waren, rückte ein Jahrhundert um das andere die Heroen dieſer Glaubenskämpfe, die Märtyrer und Märtyrinnen, in ein immer höheres Licht hinauf, je weiter ihre Geſchichte in den Duft der Ferne zurücktrat, und je mehr die Aufopferungsunfähigkeit der Gegenwart abſtach gegen die Opferfähigkeit und die Thaten der Begeiſterung jener vergangenen Zeiten.

Man ſpottet oft in unſeren Tagen über die Reliquienverehrung des Mittelalters, und glaubt, ſie damit abzuthun, daß man ſagt, es ſey ein Stück heidniſchen Aberglaubens, namentlich egyptiſcher Anſchauung und Sitte, in das Chriſtenthum eingeſchmuggelt worden. Und doch treiben dieſe Spötter unſerer Tage einen bis ins Kleinliche gehenden Reliquiendienſt — zwar nicht mit den Gebeinen verſtorbener Berühmtheiten, aber oft mit dem Aermlichſten und Unbedeutendſten aus ihrem Nachlaß.

Es iſt eine Schwäche, die Reliquienverehrung; aber dieſe Schwäche ruht in einem natürlichen Zug des menſchlichen Herzens, dem theuer iſt, was irdiſch zurückbleibt von der geliebten oder verehrten Perſönlichkeit, die aufgehört hat, irdiſch zu ſeyn. Aus der Natur des Menſchenherzens, nicht aus dem Heidenthum, entſprang die Schwäche der Reliquienverehrung. Ging durch den Glauben, und im Glauben der Zeit, von der Berührung des Kleides Jeſu und von der Berührung der Schweißtücher und des Gürtels des Apoſtels Paulus, in den Tagen, da ſie lebten, eine Kraft aus, welche Krankheiten heilte: ſo lag der Hinabfall davon nahe, durch Berührung der Kleidungsſtücke oder der Gebeine von todten Heiligen — Heilung nicht bloß innerer, ſondern äußerer Leiden zu erwarten, und an ſolche Heilungen zu glauben.

Eine Reliquienverehrung zwar gab es unter dem Volke des alten Bundes nicht, aber einen Glauben an Wunder, welche durch Prophetengebeine bewirkt worden. Im zweiten Buch der Könige 13, 21. wird erzählt, ein Todter sey in das Grab des Propheten Elisa geworfen worden, und wie der Todte die Gebeine des Propheten berührt habe, sey er lebendig worden. Daß der Glaube der Juden darin ein Wunder sah, dafür zeugt das Buch Sirach 48, 14. 15. Da heißt es: Da Elisa todt war, weissagete noch sein Leichnam, und da er im Grabe lag, that er Wunder.

Vom Glauben an die Wunderkraft der Gebeine eines Heiligen wurde erst unter den Christen der Schritt zur Verehrung dieser Gebeine oder anderer Ueberbleibsel gemacht. Nach den Verfolgungszeiten steigerte sich die Verehrung der Märtyrer, und waren zuvor die Gräber, worin ihre Gebeine ruhten, den Gläubigen theuer und die Orte gewesen, wo sie Gottesdienst und Abendmahl feierten und sich durch die Erinnerung an den Heldentod derselben für den Glauben stärkten, so sank diese Verehrung jetzt nach und nach zum Aberglauben herab, ja zum Kultus der Todtengebeine der Märtyrer.

Die Gebeine eines solchen Heiligen ließ man nicht beisammen, man vertheilte sie, Hand, Fuß, Haupt, einzelne Knochen, in verschiedene Kirchen; wenige behielten einen ganzen Märtyrerleichnam. Kleider, Geräthe, die zu Lebzeiten der Märtyrer in ihrem Gebrauch waren oder gewesen seyn sollten, auch die Marterwerkzeuge, unter deren Peinigungen sie ihre Glaubenstreue bewährt hatten, wurden als heilige Reliquien verehrt, schon im dritten Jahrhundert; aber erst im vierten war die Welt von deren wunderthätiger Kraft voll.

Es lief um, theils von selbst, von Mund zu Mund, theils künstlich von den dabei finanziell sehr Interessirten, solchen Reliquien wohne die Kraft ein, den Teufel auszutreiben, Krankheiten zu heilen, Todte zu erwecken, Landplagen abzuwehren, die Zukunft voraus anzudeuten, Verbrechen zu entdecken, die Unschuld an den Tag zu bringen u. s. w.

Nicht Alles, was als wunderbare Wirkung der Reliquien

erzählt wird, ist Dichtung und heiliges Mährchen, frommer Betrug. So viel auch Täuschung und Trug mit Reliquien von geistlicher Finanzspekulation getrieben wurde, so gewiß hat manches Erzählte volle geschichtliche Wahrheit; nur daß, was als Wunder erzählt wird, sich auflöst in eine psychologische Wirkung. So erzählt der heilige Augustinus, ein Dieb sey in die mailändische Memorie — so hießen die auf Märtyrergräbern erbauten Kirchen und Kapellen — mit der Absicht, einen Meineid zu thun, eingetreten, aber die Nähe der heiligen Gebeine habe ihn so erschüttert, daß er seine Schuld bekannte. Wenn das ein „Wunder" genannt wird, so werden ebenso durch das unerwartete Vorhalten eines Kruzifixes oder des aufgeschlagenen Evangelienbuchs, durch Anführung einer treffenden Bibelstelle, durch das Wort, ja durch den Blick eines von dem Schuldigen mit Ehrfurcht angesehenen Geistlichen oder Richters noch heute solche „Wunder" gewirkt. Noch viel leichter war das damals, da die Christenheit auf derjenigen Stufe stand, welche sich markirt nicht als die Stufe des gläubigen Denkens, noch weniger als die des durchdachten Glaubens, sondern als die Stufe, auf welcher der Glauben des Herzens und der Phantasie herrschte.

Diese Innigkeit der Glaubensandacht jener Zeit bei den besseren Christen wirkte psychologische Wunder noch weit höherer Art. Es gibt Fälle, wiewohl seltene Fälle, noch heute, in welchen die Glaubenskraft, die Macht des gläubig erregten, im Feuer der Religion erglühten Gemüthes, sich in geheimnißvoller Weise offenbart, und zwar eben so sehr des Glaubens Macht über den Leib als über den Geist.

Es gehören freilich zur Anerkennung dieser Wahrheit in unseren Tagen, wo der Materialismus als Lebensverstand und sogar als Wissenschaft theilweise sich geltend machen will und großentheils praktisch geübt wird, eigene Lebenserfahrungen und ein tieferes Eingehen in die Seelen und in die Ereignisse der Vorzeit. Das Richtige ist, das Ideale und das Materielle, jedes für sich, in seiner Berechtigung anzuerkennen, schon darum, weil Beides nicht bloß neben einander, sondern in einander ist; und

die Strömung des Idealen noch heraus zu hören aus der breiten und dicken Decke des Sandes, welche der Materialismus eines Zeitalters darüber legt, unter welcher der Geist in Ruhe fortfließt, bis er als Silberstrom wieder hervorbricht und ringsum Alles grünen und blühen macht.

So war es die Macht des Glaubens über den Geist und die Macht des Geistes über den Leib, nicht die Berührung der Reliquien und die von diesen ausgehende Kraft, was in Kranken, welche eine Reliquie berührten, Heilung wirkte.

Nicht bloß Kirchen, sondern auch reiche und vornehme Privatleute, besaßen Reliquien und trugen sie als Amulete, oder hielten sie als kostbaren Schatz zu Hause insgeheim.

Von selbst ergab sich daraus, daß der Handel mit Reliquien von der Gewinnsucht und von dem Betrug als ein ausgedehnter Geschäftszweig betrieben wurde, und zwar im Abendlande noch mehr als im Morgenlande.

Hatte man Reliquien der Märtyrer in seinen Kultus aufgenommen, so kam man später auch darauf, zwar nicht nach den Gebeinen Jesu, aber nach Kleidungsstücken und den Marterwerkzeugen seines Leidens zu suchen, oder solche unter die Leute zu bringen. Drei Jahrhunderte nach der Kreuzigung Jesu wurde ein Holzstamm als das wirkliche Kreuz, an welchem er gekreuzigt worden, als etwas wunderbar Neuaufgefundenes, den Gläubigen leicht, ohne daß sie daran zweifelten, zur Verehrung hingestellt, später sogar ein jährliches Fest der Kreuzauffindung eingeführt. Als im siebenten Jahrhundert das heilige Kreuz von den Persern geraubt, aber von den Christen zurückgewonnen und in der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem wieder aufgestellt ward, entstand das Kreuzerhöhungsfest.

Die Sage war, die Kaiserin Helena, Konstantins Mutter, habe das „ächte Kreuz" aufgefunden, es in zwei Hälften getheilt, die eine davon der Kirche des heiligen Grabes überlassen und die andere sammt den Nägeln ihrem Sohn übersandt. Dieser habe die Nägel in sein Diadem und in den Zügel seines Pferdes, das Kreuzesholz aber in eine seiner Bildsäulen zum Schutze der Stadt Konstantinopel einsetzen lassen.

Von den Wallfahrten zu den Märtyrergebeinen warf sich der Enthusiasmus auf die Wallfahrten nach dem heiligen Lande, nach den Stätten, wo der Herr gewandelt, gelehrt und gelitten; und „Splitter vom heiligen Kreuze“ oder eine Handvoll von der „Erde, welche der Fuß des Heilands bei der Himmelfahrt betreten“, fand man bald in allen Theilen des Abendlandes zur Verehrung und zur Wunderwirkung ausgestellt. Und wie nach Jerusalem, wußte der römische Bischof die Wallfahrten nach Rom zu lenken, und Morgenland und Abendland pilgerte nach Rom, um die Fußsteigen der Apostel Petrus und Paulus zu küssen. Das Einträgliche dieser Pilgerfahrten ließ bald überall im Abendlande Wallfahrtsorte entstehen: man pilgerte einzeln oder in Schaaren zu den Orten, wo „Heilige“ begraben waren oder Gebeine von ihnen ausgestellt wurden.

Auch hier zeigt sich wieder, wie das Christenthum trotz der ihm einwohnenden göttlichen Kraft so leicht in Ausartungen verfiel, in Irrthümer des Geistes und des Herzens. Diese ganze Wallfahrtenfrömmigkeit war ein Irrthum, da die Andacht und ihre Heilswirkung, nach Jesu eigenen Worten, nicht an einen Ort gebunden ist; dieser Reliquiendienst mit seinen Reliquienfesten war eine Entartung des Glaubens, fernab von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit; noch mehr aber war es vollends der Bilderdienst und die Heiligenanbetung.

Die „Heiligen“ im weiteren Sinne wurden von den Märtyrern unterschieden. Für heilig erklärte zuerst Lebende, welche äußerlich durch fromme Uebungen und Enthaltsamkeit, oft nur durch Wunderlichkeiten sich auszeichneten, anfangs Meinung und Wille des Volks, dann der Ausspruch der Bischöfe, zuletzt nur der des Pabstes. Zuerst wurden solche Menschen nur verehrt; diese Verehrung artete aus in Anbetung.

Die Phantasie der Dichter und der Volkssage hatten sich solcher edleren Erscheinungen, der frommen Frauen und Jungfrauen, wie der männlichen hervorragenden Gestalten des Glaubens, bemächtigt und sie poetisch verklärt, und es war darin eine schöne Kraft, das Andenken der Hingegangenen zu erhalten und zur Nacheiferung zu erwärmen. Mancher Heiligensage (Legende)

sieht man es auf den ersten Blick an, daß ihr gar keine geschichtliche Thatsache und Person zu Grunde liegt, und daß ihr Kern eine Idee ist, welcher von der Phantasie eines Dichters oder des Volksgemüths persönliche Gestalt und Handlung geliehen worden sind.

Der Art ist die Sage vom heiligen Christophorus. Dieser war von alter Zeit her ein hochverehrter Heiliger, und zwar in der römischen wie in der griechischen Kirche. Ob Einer solchen Namens jemals gelebt, ist zweifelhaft; in der Sage aber ist er das Sinnbild der Männlichkeit, eines heidnischen Heldenthums, welches, weil es nur dem Größten dienen will, alle irdische Größe aufsucht, und endlich zur Erkenntniß kommt, daß das Größte nur im Christuskinde zu finden sey. Wer erkennt nicht in der heiligen Agnes mit ihrem Lamme das Sinnbild frommer Jungfräulichkeit? in der heiligen Margaretha den Sieg des Christenthums über das Heidenthum, den Sieg der Kultur über die Wildniß?

Aber eben, weil in der wachsenden christlichen Kirche heidnisch-griechische und altgermanische Phantasie und Mythologie zusammentrafen, bildeten sich solche Legenden leicht. Der heilige Dionysius war das Feldgeschrei der Franken, ob er gleich eine größtentheils mythische Person ist. Die christlichen Gothen in Spanien verehrten den Jakobus den Aelteren, den ritterlichen Heiligen, den in ihren Schlachten gegen die Sarazenen ihr Glaube, in leuchtender Rüstung, in Lüften vorausziehen sah. Obgleich dieser Apostel niemals in Spanien gewesen war, fand man dennoch seinen heiligen Leichnam auf spanischem Boden, zu Kompostella, zu Ende des achten Jahrhunderts; und je mehr sie unter seiner Fahne siegten, desto mehr steigerte und entzündete sich der Glaube an ihn bis zur Anbetung. Eben so ein ritterlicher Heiliger, ein Symbol, war der heilige Georg, und noch mehr für die Deutschen — der Erzengel Michael. Denn, wie die heiligen Menschen, so genoßen auch nach und nach die Engel Verehrung, zuletzt Anbetung: Gebete wurden zu Beiden emporgeschickt.

Viertes Kapitel.

Bilderanbetung und Bilderſtreit.

Seit dem dritten Jahrhundert war der Haß der Chriſten gegen Darſtellungen des Heiligen durch die Kunſt immer mehr im Abnehmen, und es verbreiteten ſich Bilder, welche Chriſtus und Scenen aus ſeinem Leben und Leiden darſtellten, aber auch Bilder von Heiligen; und Frauen, aus Prachtluſt oder aus Frömmigkeit, oder aus einer Miſchung von Beidem, ließen Bilder aus der heiligen Geſchichte ſogar in ihre Kleider weben.

Das Ueberſinnliche im Bilde zu veranſchaulichen, war ein Fortſchritt. Anfangs ſah man in den Kunſtdarſtellungen des Ueberſinnlichen nur Sinnbilder, und einen würdigen Schmuck der Gotteshäuſer und der eigenen Gemächer. Die chriſtliche Kunſt vertrieb aus den Häuſern die Bilder der altheidniſchen Kunſt.

Seit dem fünften Jahrhundert aber tauchte die Anbetung der Bilder auf, ein Rückfall auf die Stufe der heidniſchen Volksreligion. Zuerſt wurden nur Bilder Jeſu Chriſti verehrt, und Bilder der Maria, „der Gottesgebärerin“, und zwar nur die ächten Bilder; denn die kirchliche Induſtrie hatte bald, nachdem der Bilderdrang im „Zeitalter der ſinnlichen Andacht“ hervorbrach, für Chriſtus- und Marienbilder zu ſorgen gewußt, welche theils als Malereien der Zeitgenoſſen Chriſti, theils als ſolche ausgegeben wurden, welche einen himmliſchen Urſprung haben, nicht von Menſchenhand gemacht ſeyen.

Bei dieſen Bildern fing die Bilderverehrung an, mit Räuchern, mit Verbeugungen, mit Niederknieen vor denſelben, mit Küſſen, die man auf den Mund des gemalten Chriſtus oder des Marienbildes drückte. Bald waren viele tauſend Mönchshände beſchäftigt, Chriſtus- und Marienbilder, aber auch Heiligenbilder anzufertigen, und wie die Kirchen, wurden die Paläſte, die Häuſer der Bürger und die Hütten der Landleute von Bildern voll.

Die Kirche des Morgenlandes beſchirmte und beförderte mit einem Eifer, der verdächtig iſt, den Bilderkultus, und namhafte Biſchöfe und Kirchenlehrer vertheidigten ihn damit, das Nieder-

knieen vor den Bildern ſey noch keine Anbetung, ſondern nur ein Zeichen tiefer Ehrerbietung. So namentlich Biſchof Leontius von Nikopolis am Ende des ſechsten Jahrhunderts. Das alles, ſagte dieſer, gelte nicht dem Bilde ſelbſt, ſondern dem Abgebildeten. Die Bilder ſeyen nicht die Götter der davor Knieenden, ſondern ſie ſeyen zur Erinnerung und zu Ehre und Schmuck der Kirche da.

Aber wie man von Jeruſalem aus verbreitete und in der Chriſtenheit glaubte, das aufgefundene heilige Kreuz erſetze ſich, ſo viel man auch Splitter davon abſchneide, von ſelbſt wieder durch Nachwuchs: ſo ſpricht derſelbe Leontius, der ſo entrüſtet den Vorwurf der Bilderanbetung zurückweist und Alles auf die Ehrfurcht vor denen, die das Bild darſtelle, zurückführen will, ganz ungenirt von „einer göttlichen Beglaubigung des Bilderdienſtes“, von „zahlreichen Wundern, wie z. B. Krankenheilungen, Teufelaustreibungen, Bekehrungen, Gewiſſensſchreckungen, welche durch den Anblick der Bilder gewirkt worden ſeyen“. Ja er ſagt: „oft ſchon iſt Blut aus den Bildern gefloſſen.“

Damit war gewiß der Uebergang zur abgöttiſchen Verehrung der Bilder gemacht. Wenn ein hoher Kirchenlehrer ſo ſprach, zu welchem Aberglauben mußte da erſt die Menge der Laien kommen? Und erklärlich wird, wie die Stimmen und Thaten evangeliſch geſinnter Zeitgenoſſen gegen dieſe Strömung nicht aufkommen konnten.

„Traget Chriſtus in euren Herzen, und nicht ſein Bild und ſeine Leidensgeſchichte in reichen Stickereien auf euren Kleidern,“ rief Aſterius, der Biſchof von Amaſa, der zu Anfang des fünften Jahrhunderts ſtarb, den vornehmen Frauen ſeiner Zeit zu, die ſich etwas darauf zu Gute thaten, Gewande zu tragen, für welche ſie ſich, wie ſie es nannten, Gott zu lieb haben Opfer koſten laſſen; „ſtatt ſolche Kleider zu tragen, verkaufet ſie, und ehret mit dem Erlös die lebendigen Ebenbilder Gottes, die Armen; ſucht lieber den Gichtbrüchigen in ſeinem Elend auf und ahmet die büßende Sünderin nach, als daß ihr Beide ſilber- und goldgeſtickt auf euren Kleidern traget.“

Aſterius war kein Feind der Kunſt, ein Freund großartiger Kunſtbilder; er rühmt den Eindruck, den ein edles chriſtliches Kunſtbild auf ihn gemacht; und er unterſchied ſich ſehr von dem Eiferer Epiphanius, der einen Vorhang an der Kirchenthüre, welcher eine Malerei aus der evangeliſchen Geſchichte zeigte, mit den Worten herabriß: „Wickelt den Leichnam eines armen Mannes darein!“

Freilich war die altchriſtliche Anſchauung ſo ſehr gegen alle Bilder, daß der Hauptvertreter des Chriſtenthums ſeiner Zeit, jener Euſebius von Cäſarea, im mächtigen Nachklang des Geiſtes des hellſinnigen Origenes, ſich offen ausſprach gegen jedes Chriſtusbild, ja gegen jedes Bild eines Apoſtels, ſelbſt Konſtantins Schweſter gegenüber. „Solche Bilder zu haben, ſey eine heidniſche Gewohnheit, ſagte er.“

Es kam zwar hie und da ſo weit, daß chriſtliche Biſchöfe vandaliſch wurden, und im Aerger über die Mißbräuche aus den Kirchen ihres Sprengels alle Bilder wegnehmen und zerſtören ließen. Der Spott der Muhamedaner wirkte namentlich mit, die denkenden Chriſten in dem Bilderkultus ein erneutes Heidenthum erkennen zu laſſen. Aber der denkenden Chriſten waren wenige. Als der griechiſche Kaiſer Leo III., der Iſaurier, die Heiligenbilder der Abgötterei wegen aus der Oeffentlichkeit entfernen ließ, wurde die byzantiniſche Laienwelt wüthend. Die Werkſtätten der Heiligenbilder waren die Mönchsklöſter. Die Mönche, durch den Sturm auf die Bilder in ihrem Erwerb beeinträchtigt, hetzten das Volk auf, wie einſt die Goldſchmiede zu Epheſus für ihre Diana gegen das Chriſtenthum. Kaiſer Leo, empört durch dieſes Außerſichſeyn des verhetzten Volkes und ſeinen Taumel in die niederſte Stufe des Heidenthums hinab, ließ die Heiligenbilder vernichten.

Es iſt völliger Unſinn, wenn man dieſe Bilderanbetung, wie es häufig geſchieht, mit griechiſcher Kunſtliebe in Verbindung bringen und damit entſchuldigen will. Der Kultus der altgriechiſchen Kunſt war die Verherrlichung der Idee im Bilde, der Wahrheit in der heiligen Form der Schönheit, nach den Begriffen des Heiligen, wie ſie der antiken Welt zugänglich waren.

Die antike Kunſt, ſo weit ſie Götterbilder darſtellte, war die höchſte Stufe des Geiſtes, weil ſie die religiöſe Wahrheit in vollendeter Form des Schönen darſtellte, und was ungeiſtig in der Maſſe lebte, vergeiſtigte, verklärte, der Volksreligion ein höheres Leben gab. Der morgenländiſche Bilderdienſt des Mittelalters aber war etwas dem Geiſte Abgewandtes, er war geradezu das Ungeiſtige, Abgötterei in der Form des Abgeſchmackten.

Ueber ein Jahrhundert lang dauerte der Kampf für und gegen den Bilderdienſt im chriſtlichen Morgenlande. Mehr als ein furchtbares Blutbad entſtand der Bilder wegen, da die Mönche nicht ruhten, die Maſſen zu Gunſten des Bilderdienſtes zur Empörung zu hetzen. Es waren ſehr verſchiedene Elemente in dieſem Bilderſtreite mit, neben und gegen einander thätig: Militärdespotismus und Hierarchie, politiſche Unzufriedenheit der gedrückten untern Klaſſen, Aufklärung und Aberglauben, denkender Geiſt und ſinnlich-ſchwärmeriſche Andacht; der Katholizismus, der für den Bilderdienſt war, und dagegen der Proteſt weltlicher Fürſtenmacht einerſeits und der Proteſt der Vernunft und des Verſtandes andererſeits. Die Frauen ſpielten eine Hauptrolle darin. Dieſe ſchwärmten für die Bilder, und überall zeigt ſich weibliche Ueberſpanntheit, Eigenſinnigkeit und Intrikantheit, Hand in Hand mit den Mönchen, als das hetzeriſche Element zu Verſchwörungen und Aufſtänden: Alles bloß der Bilder wegen.

In Leo dem Iſaurier, dem Zeitgenoſſen Karl Martells, war im Morgenlande das Prinzip des Proteſtantismus zur Macht gelangt. Sohn eines Viehhändlers, längere Zeit Kaufmann, dann Soldat, Feldherr, endlich Kaiſer zu Konſtantinopel, nach Jahrhunderten unwürdigſter Fürſten wieder der erſte Mann von Kopf und Herz auf dieſem Thron, ein ſiegreicher Held gegen die Sarazenen und Retter der morgenländiſchen Chriſtenheit, deren Flotte Konſtantinopel umlagert hatte, ging Leo daran, den Baum des Chriſtenthums von dem zu ſäubern, was ihm als Auswuchs und Schmarotzerpflanze daran erſchien, vor Allem von dem Mönchthum, in welchem er etwas Faules und Faulmachendes ſah. Das Chriſtenthum ſelbſt wollte er reinigen von allem Dem, worüber Jude und Moslim lachte; er hoffte, die Muhamedaner des Morgen-

landes, die er durch das Schwert besiegt hatte, durch das Wort zu besiegen und sie für ein gereinigtes Christenthum zu gewinnen. Hatte der „Kalife" Jezid aus allen christlichen Kirchen seines muhamedanischen Reiches die Bilder wegschaffen lassen, weil die mit ihnen getriebene Abgötterei gar zu absurd sey, ganz vernunftlos: so mußte einen Mann wie Leo die Schamröthe nicht ruhen lassen, bis er diese Götzendienerei abgethan, diesen äußersten Gegensatz der Christus-Religion.

Bei seinem Protestantismus aber war Leo ein mit soldatischem Despotismus durchgreifender Charakter, der ganz in der Weise der Karolinger zum Christenthum bekehrte. Unter den asiatischen Juden war eine neue große Aufregung im achten Jahrhundert: abermals war Einer aufgetreten, der sich für ihren „Messias" ausgab. Diesen Abgeschmacktheiten und Ruhestörungen, meinte Leo, müsse ein Ende gemacht werden: er zwang ohne Weiteres alle Juden seines Reiches zur Taufe. So waren abermals viele Tausende durch äußeren Zwang Christen geworden, ohne innere Bekehrung. So ging es später in Spanien.

Diese durch Zwang christlich gemachten Juden, mit der Zähheit und Keckheit ihres Nationalcharakters, spielen im Abend- und Morgenland unter der christlichen Maske, die man ihnen aufgenöthigt hat, oder die sie schlau selbst vorgenommen haben, durch das ganze Mittelalter und weiter herein eine dem Christenthum sehr gefährlich gewordene Rolle: es blitzt nur hie und da aus diesem Dunkel etwas auf; aber die Geschichte Spaniens lehrt, daß Juden unter dem Bischofsmantel Juden und christenthumsfeindlich blieben, und daß in Familien, die äußerlich Christen hießen, der alte Glaube der Väter, der jüdische Glaube, Jahrhunderte lang sich fort erhielt, und in alle Stellen des Staates und der Kirche eintrat.

Diese Tage waren es auch, in welchen der Montanismus unterging, und im Untergang noch die große sittlich-religiöse Kraft bewies, welche ihm ursprünglich einwohnte, und welche, wegen ihres Kerns, selbst die Entartung zum ganz unzeitgemäß gewordenen Sektenwesen, zum Separatismus, überdauerte.

Wie die Juden, wollte Kaiser Leo die Reste der Mon-

taniſten in ſeinem Reiche zur Rückkehr in die katholiſche Kirche zwingen.

Da legte dieſer Urproteſtantismus, der im Montanismus war, ein großes, in die Weltgeſchichte hinein leuchtendes Zeugniß ab für die Kraft der Ueberzeugung.

Ihre Kirchen ſollten geſchloſſen werden, ſie ſelbſt annehmen als Glaubensartikel, was ihrem Wiſſen und Gewiſſen entgegen war. Die katholiſche Kirche rings umher, die griechiſche und die römiſche, waren ſo geworden, daß Montans und Tertullians Nachkommen im Glauben jetzt zu ihrer Zeit ſich gerade ſo verhielten, wie die Proteſtanten in unſeren Tagen zu den Katholiken.

Juden ließen ſich chriſtlich machen tauſendweiſe. Heidniſche Völker ließen ſich katholiſch machen millionenweiſe. Dieſe ließen das an ſich geſchehen, überzeugungslos.

Der Reſt der Montaniſten ließ ſich nicht, gegen ſeine Ueberzeugung, umwandeln. Was von dieſen, wie ihre Opferfähigkeit darthut, tüchtigſten Chriſten fliehen oder auswandern konnte, dahin, wo dem Glauben nicht das Meſſer auf das Herz geſetzt wurde, das wanderte natürlich aus und flüchtete ſich.

Warum hat Niemand daran gedacht, daß die verfolgten „Montaniſten" in die Donauländer, und, wenigſtens theilweiſe, nach Italien und Frankreich flüchten mußten? In allen dieſen Thälern zeigt ſich ſpäter der Charakter des Geiſtes, welcher als der dem Montanismus einwohnende bekannt iſt: in den Sekten des ſüdlichen Deutſchlands wie in den Albigenſern.

Aber der im byzantiniſchen Reiche zurückgebliebene Reſt der „Montaniſten", der Proteſtanten ihres Zeitalters, gab ein großes Vorbild: in der Wahl, bei ihrer Ueberzeugung zu bleiben, oder ſich zum Abfall zwingen zu laſſen, wählten nur Wenige das Letztere; die Meiſten, Mann, Weib und Kind, zogen, nach hoffnungsloſem Kampfe, vor den Schwertern ihrer Mitchriſten ſich in ihre Kirchen zurück, und verbrannten ſich ſelbſt mit ihren Kirchen.

Wenn der Montanismus kein Zeugniß für ſich hätte,

als dieses seines Untergangs, so stünde er groß da in der Weltgeschichte. Aber dieser in Flammen untergehende Protestantismus mußte auch sofort in vielen Herzen seine Auferstehung feiern, hinüber leuchten und hinüber zünden.

Die Bischöfe, welche der Beseitigung des Bilderdienstes widerstrebten, setzte Leo alle ab. Sein Sohn und Nachfolger war Konstantin V., in welchem der Patriarch Germanus schon bei der Taufe einen künftigen „Verderber der Kirche" weissagte, weil das Kind während der Taufhandlung das heilige Wasser verunreinigte. Der war in den Augen der Mönche noch verruchter, ein gottloserer Freigeist als sein Vater. Der Patriarch Anastasius beschwor auf das Kreuz, der Kaiser habe einst zu ihm gesagt, Christus sey ein bloßer Mensch, und Maria habe ihn nicht anders geboren, als die Kaiserin Mutter ihn, den Kaiser. Der Patriarch Konstantin sagte, er sey zurückgebebt vor des Kaisers Ketzerei; denn der Kaiser habe ihn einst gefragt, was es denn schade, die Maria statt „Gottesgebärerin" einfach die „Mutter Christi" zu nennen? Unter seine weiteren Ketzereien wurde gezählt, er läugne die Verdienste der Heiligen, die Kraft ihrer Fürbitte, die Auferstehung des Fleisches und die Wunderthätigkeit der Reliquien. Die Empörung gegen ihn als Ketzer unterdrückte dieser Kaiser blutig. Die Päbste zu Rom begünstigten diese Zerrüttungen in der griechischen Kirche: das war ihrer Machtausdehnung förderlich, wenn es länger so mit der Abschwächung der griechischen Kirche fortging.

Der Kaiser Konstantin V. hatte darauf nach der Mitte des achten Jahrhunderts eine Kirchenversammlung der Christenheit zusammenberufen, auf welcher dreihundert acht und dreißig Bischöfe erschienen, aber kein Gesandter von Rom. Diese Kirchenversammlung verdammte den Bilderdienst. Die leitenden Grundgedanken waren: Christus hat uns von der Lehre der Teufel und von dem Dienste der Götzen befreit und uns Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten gelehrt. Satan aber hat unter dem Schein und Namen des Christenthums selbst den Götzen- und Kreaturendienst wieder eingeführt. Deßhalb hat Jesus Christus, wie damals seine Jünger und Apostel zur Bekämpfung

des heidnischen Götzendienstes, so jetzt seine apostelgleichen Diener (worunter die beiden Kaiser natürlich obenan gemeint waren) mit der Kraft seines heiligen Geistes zur Ausrottung des christlichen Götzendienstes ausgerüstet.

Trotz dieses Protestes sprach sich diese Kirchenversammlung dahin aus, ein Bild Christi, ein Bild der Maria, ein Bild eines Heiligen, „dessen die Welt schon bei seinen Lebzeiten nicht werth gewesen sey", sey darum ketzerisch, weil sie zu malen oder sonst abzubilden „mit der verächtlichen Kunst der Heiden" nicht eine Ehre, sondern eine Lästerung für sie sey; „eine Beschimpfung in nichtswürdigem leblosem Holz".

Wunderbarer Weise fand auch der Unsinn der Bilderanbetung seine Märtyrer; aber eben so fand der Gegensatz gegen diesen Unsinn, die Aufklärung, auch seinerseits die äußerste Gränze der Abgeschmacktheit.

Diese Aufklärung zerschlug nicht bloß die Bilder und übertünchte die Malereien aus der evangelischen Geschichte an den Wänden der Kirchen, sondern sie ließ sie übermalen mit „Landschaften", „Obstbäumen", „Wasserleitungen", „Jagdscenen" u. s. w.

Siehe da die frühzeitige Kunstthätigkeit des Rationalismus!

Wiederholte Volksaufstände, welche die „Mönche", namentlich durch die Frauen, veranlaßten, brachten den Kaiser dahin, daß er die Ausrottung des Mönchswesens beschloß. Außer grausamen Strafen am Leibe, ließ er Tausende von Mönchen deportiren, oder einkerkern, oder zum Heirathen zwingen; eines Tages eine Mönchsschaar, jeden mit einer Nonne im Arm, vor allem Volk durch Stadt und Theater treiben, dem Volke zum Spott; die Klöster aufheben und sie in Staatsanstalten verwandeln, zum Theil in Kasernen und Pferdeställe. Weit und breit war kein Mönch mehr zu sehen. Alle Bilder verschwanden im Reiche, nur nicht aus den Schlafgemächern der Frauen; die Anrufung der Maria und der Heiligen um ihre Fürbitte wurde verboten, die Reliquien wurden aus den Kirchen genommen und verbrannt oder ins Meer versenkt. Musterpredigten verfaßte der Kaiser selbst. Die Reformation der Kirche und die Wiedergeburt des Staates schienen gesichert.

Aber von Rom aus wurde der Bannſtrahl gegen alle Bilderfeinde geſchleudert, von Pabſt und Kirchenverſammlung; die Gemahlin ſeines Sohnes Leo hatte der Kaiſer auf dem Sterbebett, unter dem Abendmahlsgenuß, ſchwören laſſen, dem Bilderdienſt keinen Vorſchub zu thun. Aber dieſe, Irene aus Athen, war überaus mönchs- und bilderfreundlich; ſie beſetzte die Bisthümer mit geheimen Bilderfreunden, die unſichtbar geweſenen Mönche kamen wieder zum Vorſchein; als ihr Gemahl gegen den Bilderdienſt auftreten wollte, wurde ſein ſcharfes Einſchreiten durch ſeinen plötzlichen Tod unterbrochen; Irene verkündete „Duldung und Gewiſſensfreiheit“; alle Klöſter füllten ſich wieder mit Mönchen und Nonnen; die ins Meer verſenkten Reliquien wurden als „aus der Meertiefe Emporgeſtiegene“ dem Volke neu vorgeſetzt, die Bilderfeinde eingekerkert, dem Volk aber geſagt, ſie haben ſich aus Gewiſſensbiſſen ins Kloſter zurückgezogen, um Buße zu thun.

Dieſe Irene, die Bilderſchwärmerin und Mönchsfreundin, verſchwor ſich gegen ihren eigenen Sohn, den Kaiſer, ließ ihm, ihrem einzigen Kind, in demſelben Gemache, wo ſie ihn geboren, die Augen ausſtechen und ihn einkerkern; und in einem einzigen Kloſter in Konſtantinopel wuchs unter ihr die Zahl der Mönche von Zwölfen auf Tauſende. Wiederum, nach den Wechſeln eines halben Jahrhunderts, in welchem die Frauen die Bilderenthuſiaſtinnen ſpielten, und Kaiſerinnen, wie Kinder ſchöne Puppen, Heiligenbilder in ihren Betten verſteckten und heimlich küßten, wurden am 19. Februar 842 die Bilder mit prunkhafteſter Feierlichkeit wieder in die Kirchen des Morgenlandes eingeführt, und ein jährliches „Siegesfeſt der Rechtgläubigkeit“ angeordnet; alle bilderfeindlichen Biſchöfe wurden abgeſetzt und verbannt, durch Theodora, die Wittwe und Herrſcherin auf dem Kaiſerthron zu Konſtantinopel; alſo auch durch eine Frau.

Fünftes Kapitel.

Neue Feste und ihr Gewinn für die Kirche.

Hatte Konstantin der Große verordnet, daß zur Feier des Sonntags alle weltlichen Geschäfte stille stehen mußten, ausgenommen, daß Feldarbeiten wegen der Witterung unumgänglich wären, oder ein christliches Geschäft daran vorgenommen würde, wie z. B. die Freilassung von Sclaven, und hatte diese Verordnung heilsam gewirkt: so wirkten eben solches die Feiertage und Feste, welche nach und nach in der Christenheit eingeführt wurden. Sie erhöhten das religiöse Gefühl der Freien, und gaben den Unfreien Anlaß und Raum zur Ruhe und zur Einkehr in sich selbst, dazu, sich als Menschen zu fühlen und sich ihres Gottes zu freuen.

Vom vierten bis zum achten Jahrhundert kamen allgemein als christliche Feier- und Festtage auf: der Geburtstag Jesu am 25. Dezember; das Fest der Himmelfahrt Christi; die Marientage, das Fest des englischen Grußes oder der „Verkündigung“ am 25. März, und das Fest des Kirchganges, „Mariä Reinigung“, am 2. Februar; ein Fest aller Märtyrer in der griechischen Kirche am Sonntag nach Pfingsten; ein Fest aller Heiligen am 1. November in der römischen Kirche; das Gedächtniß des ersten Märtyrers, Stephanus, am 26. Dezember; das Blutbad der Kinder von Bethlehem als ein Märtyrer- und Kinderfest am 28. Dezember; als ein hohes Fest für Rom das Fest der Apostel Petrus und Paulus, am 29. Juni; das Fest Johannes des Täufers; das Jahresfest des wieder eroberten Kreuzes, Kreuzerhöhung; und endlich, aber erst im siebenten Jahrhundert, das Neujahrsfest. Bald darauf kamen zwei weitere Marienfeste auf, Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt.

Der heilige Sagenkreis, der sich um Maria herum legte, vermehrte sich mit ihrer Verehrung, der Glauben der alten Kirche war über den Ausgang der Maria nicht einig; nach den Einen erwarb sich die heilige Jungfrau die Märtyrerkrone, nach Anderen

starb sie gar nicht. Im sechsten Jahrhunderte berichtet Gregor von Tours als allgemeinen Glauben: „Als Maria von dieser Welt gerufen werden sollte, versammelten sich alle Apostel, jeder aus seinem Gebiet, in ihrem Hause, und wachten mit ihr. Siehe, da kam Jesus der Herr mit seinen Engeln, empfing ihre Seele, übergab sie dem Engel Michael und ging in den Himmel zurück. Um die Morgendämmerung erhoben die Apostel ihren Leichnam mit dem Bette, legten ihn in das Grabmal und bewachten ihn, in Erwartung der Ankunft des Herrn. Und siehe, abermals stand der Herr bei ihnen, nahm den heiligen Leib, und nach seinem Befehl wurde derselbe in einer Wolke in das Paradies getragen."

Diese Sage erweiterte sich dann dahin, das Kaiserpaar Marcian und Pulcheria habe für die der Maria erbaute Kirche um die heiligen Gebeine derselben in Jerusalem nachgesucht, der dortige Bischof aber sie von der Himmelfahrt der Maria unterrichtet, und ihnen die zurückgebliebenen Leichentücher gesandt.

Nicht bei den Morgenländern, nicht bei den Romanen des Abendlandes brachte es der Marienkultus zu einer Vergeistigung, erst in der germanischen Kirche, aus früher dargelegten Gründen. Höher als alle Heiligen stand sie in Verehrung und Anbetung, die „Mutter Gottes", die „holdselige, hehre Himmelskönigin", wie sie die Morgenländer nannten.

Wie sehr, besonders auch in Rom, Gegenstände und Ideen, welche altheidnischen Festen zu Grunde lagen, ohne Bedenken ins Christliche umgesetzt wurden, zeigt sich auch bei dem Februarfest des Kirchgangs der Maria. Den Namen „Lichtmeß" erhielt es von den dabei üblichen Umzügen mit Fackeln und brennenden Kerzen. So wurde das Fest der heidnischen Lustrationen und Reinigungen im heidnischen Reinigungsmonat (das heißt das Wort Februar) gefeiert, und diese heidnischen Lustrationen und Reinigungen zu verdrängen, wurde in Rom das Fest der Reinigung der Maria eingeführt und die heidnischen Umzüge mit Lichtern und Fackeln wurden beibehalten. Die Kirche wußte das schon christlich zu deuten. Der schöne Gedanke aber artete sofort wieder in Aberglauben aus. Das Volk fing an, den an diesem Tage geweihten Kerzen eine magische Kraft zuzuschreiben gegen Gewitter,

Hagelschlag, Teufelsspuck und nächtliche Gespenster. Der Glaube an Teufelsspuck nämlich und an Gespenster hatte sich in gräulicher Weise im Byzantinischen angeschwellt und war auf den römischen Boden, den alten Aberglauben befruchtend, herüber geflutet, und hatte die germanische Kirche von da aus angesteckt. Auf die Byzantiner hatte vorzugsweise die Fülle verstandlosen Aberglaubens eingewirkt, welche von und mit den Slaven herüber gekommen war.

Als Licht, als geistige Nacht beseitigendes Licht, als Fackel der Vernunft und des folgerecht denkenden Verstandes, nicht ganz frei von allem Aberglauben, aber doch nur leicht davon am Rande getrübt, erscheint das Christenthum im späteren Mittelalter nur bei den „Freigeistern", den „Sekten", den „Ketzern". Dagegen war in der Kirche selbst kein „gläubiges Denken", sondern durchaus sinnliche Andacht, Glaube und Aberglaube der Phantasie und des Herzens in unzertrennlicher Verschmelzung. Die Leiter der Kirche waren einestheils selbst darin befangen, anderntheils beförderten sie diese Mischung mit Bewußtheit und Berechnung um weltlichen Vortheils willen. Um die Schatzkammer der Kirche zu füllen, wurden im Morgenland Heiligenbilder gefertigt ohne Zahl, wurde im Abendland Rom die unerschöpfliche Werkstatt für Schöpfung alter und neuer Heiligen, ein Haupthandelsplatz für Reliquien.

Die germanischen Völker gingen auf die Heiligenverehrung um so leichter ein, weil die christlichen Heiligen ihnen die alte Götterwelt ersetzten, und der Sachse und Franke auf diese Heiligen übertrug, was er an seinen Göttern zuvor verehrt hatte.

Sechstes Kapitel.

Der Teufels- und Heren-Glaube des Mittelalters.

Eine Hauptrolle im Glauben und Aberglauben des Mittelalters spielte der Teufel und die Schaaren von Geistern der Finsterniß.

Gegen sie rief man seinen Schutzheiligen und seinen Schutzengel an. Da der Heilige aber etwas Leibhaftes mit einer Lebensgeschichte war, der Engel etwas Aetherisches, so war der Heilige brauchbarer für die Zwecke der Kirche wie für die Zwecke des Gläubigen, und der Heiligenkultus verschlang siegreich den Engelskultus fast ganz.

Da die Krankenheilung in Gestalt der Dämonenaustreibung Jahrhunderte lang nach dem apostolischen Zeitalter gewöhnlich blieb, und da fromme Einsiedler ihre fleischlichen Anfechtungen gerne auf den bösen Feind außer sich abluden, so könnte man erwarten, daß der Teufel in den ersten sechs Jahrhunderten des Christenthums eine Rolle spiele. Dem ist aber nicht so. Seinen breiten Spielraum in der Kirchenlehre, in der Einbildungskraft der Menschen und im gewöhnlichen Leben erhielt er erst mit der Blüthe des Mönchthums im späteren Mittelalter.

Es geschah erst da, als die Kirche die heilige Schrift und die Wissenschaft in Verfall kommen ließ. Groß zeigt sich in dieser Sache die Kraft der Wissenschaft, selbst des Gnosticismus trotz seiner Ausartungen, und vollends die christliche Wissenschaft eines Origenes, welcher, vom Gnosticismus einerseits genährt, unberechenbare Nachwirkungen auf den Glauben der Christenheit hatte, auch nachdem er längst von dem verfinsterten Geiste der Kirche als Ketzer erklärt worden war. Schädlich ist die Selbstüberschätzung der Wissenschaft, verderblich aber ist die Unterschätzung, geradezu heillos die Verachtung der Wissenschaft immer für das Christenthum gewesen; und es ist ein treffendes Wort, wenn kürzlich von anerkannt religiöser Seite gesagt worden ist: „Allem Unglauben, allem Aberglauben ist Thür und Thor geöffnet, wenn die Wissenschaft in der christlichen Kirche untergeht. Darum ist die Wissenschaft nothwendig und eine göttliche Ordnung; wer die Wissenschaft aus der Kirche verbannt, der begeht einen Hochverrath gegen die göttlichen Gesetze, der ist einer der gefährlichsten Feinde des Christenthums.“ *)

*) Apologetische Briefe von S. v. M. In den protestantischen Monatsblättern X. 6.

Im späteren Mittelalter war die Wissenschaft von der Kirche geradezu zurückgedrängt, dann gedrückt, zuletzt verfolgt, und das war für das Christenthum des Mittelalters um so gefährlicher, da durch die Völkermischungen und die Stufe der damaligen Menschheit die Neigung zum Aberglauben und der Aberglaube etwas dem Zeitalter Angehörendes war.

Nachdem die germanischen Völker, dem Vorgang ihrer Fürsten nach, äußerlich Christen geworden waren, oder durch den Zwang des Schwertes die massenweise Taufe angenommen hatten, blieb das Leben des Volkes und des häuslichen Kreises durchdrungen von der altheidnischen Religion der Väter, von seinen heidnischen Volksdichtungen und Volkssagen, worin die alte Götter- und Heldenwelt herrschte. Die germanische Nationalpoesie mit ihrer naturwüchsigen Großartigkeit blieb etwas Ansprechenderes als die Mönchsdichtung, und darum verwachsen mit dem Volksbewußtseyn, noch ein halbes Jahrtausend lang, nachdem dasselbe den christlichen Stempel erhalten hatte. Blinder Mönchseifer hat zwar die nationalen Dichtungen und die schöpferische Macht der altheidnischen Phantasie der Germanen bis auf Weniges, das ihm von Gott entzogen wurde, vandalisch vernichtet. Aber das wenige Gerettete wurde uns erhalten auch nur durch Mönchs- und Nonnenhand; denn nicht alle Mönche waren blinden Eifers voll, und auch im Mittelalter gab es, wie einst am Nil im Königspalast, edel fühlende Töchter in den Klöstern, welche verfolgte Kindlein retteten und heimlich aufzogen, und so den pharaonischen Mordbefehl vereitelten. Solche Kindlein waren altgermanische Volkspoesien, freilich Kindlein von Recken mit gewaltigen Gliedmaaßen und kolossalen Zügen des Angesichts. Aber wenn man von finstern Mönchen und Nonnen spricht, muß man nicht undankbar seyn gegen den Segen, der von Klöstern ausging, und namentlich auch nicht gegen jene geistvollen Mönche und Nonnen, welche, so christlich sie waren, ja weil sie ächt christlich waren, feinen Sinn für das Schöne hatten, auch in andersgläubiger Gestalt, und Liebe zum Vaterländischen und zu dem, worin der alte Nationalgeist sich in der Form der Schönheit darstellte, zu den Volksdichtungen der heidnischen Vorzeit.

Wenn nichts erhalten wäre, als die lateinischen Auszüge aus den altgothischen und lombardischen Heldensagen, als die Edda und das Nibelungenlied, so wüßte man, wie unendlich hoch der poetische Gehalt altgermanischer Volksdichtung über fast sämmtlichen Dichtungen der ganzen Christenheit stand bis zum Ausgang des Mittelalters; ja im eigentlichsten Sinne reicht kein romanischer Dichter, nur der Angelsachse Shakspeare, an die Großartigkeit poetischer Kraft, wie sie im Nibelungenlied, veredelt, aber auch abgeschwächt in seiner jetzigen Gestalt, aus dem zwölften Jahrhundert uns vorliegt; im Nibelungenlied, das in seiner christlichen Ueberarbeitung das ursprünglich heidnische Nationalgepräge bis heute als das Durchschlagende an sich hat, und dessen Grundbestandtheile innere Gründe unwiderleglich in den Abfluß der Völkerwanderung zurückweisen.

Weil aber die germanischen Völker mehr noch als die alten Griechen die von Haus aus poetische Nation sind, vor allen Nationalitäten der Welt das kraftvolle, aber träumerische Volk der Phantasie und des Herzens, das Volk der Ideen und der Ideale: so erledigt sich von selbst die Frage, „wie es möglich war, daß der die Freiheit bis zum Uebermaaß liebende Wille des Germanen, welcher nicht, wie der Celte, von Alters her an Priesterherrschaft gewöhnt war, sich dem Joche römischer Hierarchie unterwarf, und daß die Hierarchie im Mittelalter ihren Höhepunkt erreichte"? So ein Phantasie- und Gefühlsvolk, das bisher unter dem Zauber der Naturmacht gelegen war, fiel von selbst unter die Herrschaft der römisch-katholischen Kirche, welche ihm das Christenthum als eine Religion der Wunder, der magischen Kräfte und der Mystik, übergab, welche das Glück hatte, daß ächte Dichter des Heidenthums, vom wahren Geist des Christenthums ergriffen, die christlichen Stoffe poetisch behandelten, und welche klug genug war, eine solche dichterische Behandlung des Christenthums in vollem Maaße gewähren zu lassen.

Dahin gehört voran das altsächsische Gedicht Heliand (Heiland).

Diese Dichtung ist zwar nicht, wozu sie Vilmar hat machen wollen, „das Vollendetste und Erhabenste, was die christliche

Poesie aller Völker und Zeiten hervorgebracht, eines der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat"; aber es ist eine naturwüchsige Dichtung aus altgermanischem Kern und Schrot, mit dem Gepräge der Großartigkeit, wie es die alten Recken an sich haben.

Dieses epische Gedicht hat ein neubekehrter Sachse, vielleicht mehrere Sachsen, verfaßt, und es ist darin die christliche Geschichte auf deutschen Boden verpflanzt, das Christenthum in altgermanisches Blut und Leben umgewandelt. Es ist in Verse gebrachte heilige Geschichte zum Vortrag in der Volksgemeinde, und der Schauplatz dieser Geschichten nimmt seine Farben aus den deutschen Wäldern. Die Hirten auf dem Felde in der Christnacht sind deutsche Pferdewächter, welche bei Nacht die Rosse hüten. Die Apostel sind „schwertschnelle Degen und hochgemüthe Recken, auch Seefahrer, die durch Strom und Fluthen auf genagelten Schiffen dahin rudern". Die Hochzeit zu Kana ist ein deutsches Trinkgelage in einer Burg mit hohen Zinnen, ein Gastmahl, wo die Schaalen mit Wein kreisen und die Schenken ihres Amtes warten. Christus selbst erscheint als ein mächtiger Volkskönig, welchem die Gefolgsmannen nachziehen in treuem Dienste zum Kriegszuge gegen den bösen Feind. Petrus führt ein Beil, womit er bei der Gefangennahme Jesu einhaut. Jesus ist der Könige reichster, aus Galiläaland der Heilande bester und hehrster. Die Bergrede ist der große Volkstag, das Heer lagert sich im nächsten Kreis um den sprechenden König, die Zwölf als seine Unterfeldherren. Der Volkskönig verleiht hier den Seinen den Sieg und einst den reichsten Lohn auf des Himmels Auen in nie endender Zeit, und seines Gefolgsmanns schönster Ruhm ist, bei seinem König auszuhalten, bei dem Heiland, und ihm zu Ehren zu sterben; nie zu zweifeln und zu zagen, denn aus dem Glauben allein erwächst alle Kraft.

In solcher Weise war von einheimischer Begeisterung in altnationaler Form wirklich Kern und Wesen des Christenthums an die Sachsenvölker gebracht worden, ohne daß mit ihren nationalen Anschauungen gebrochen wurde. Die römischen Mönche aber wichen gar bald von dem Takte Gregors I.

ab, und ſtatt die heidniſchen Formen mit chriſtlichem Inhalt zu erfüllen, erklärten ſie Formen und Inhalt der heidniſchen Dichtung und Volksſage für Werk des Teufels und der Hölle.

Die altgermaniſchen Götter und Göttinnen wurden von den römiſchen Prieſtern nicht für Wahn, ſondern für „Teufel" und „Teufelinnen" erklärt; und da ſich weder die Einbildungskraft des Volkes, noch die alten Volksdichtungen und Volksſagen ihres bisherigen Glaubensinhaltes der alten Götterwelt ſo ſchnell entleerten, ſo war jetzt Kopf und Herz der bekehrten Völker, Erde und Luft, Berg und Wald, Quelle und Strom voll „Teufeln"; der Teufel ſpuckte auf jedem Schritt und Tritt, und der Fromme konnte nur dagegen ſich halten und wandeln unter Anrufung und Schutz der Engel und der Heiligen.

Das Seltſame war, daß hervorragende Männer der Kirche, wie den altheidniſchen Göttern der Germanen, ſo den heidniſchen Zaubermitteln, Beſchwörungen, Zaubertränken, Amuleten, Orakeln und Anderem, Wirklichkeit und Wirkſamkeit ihrerſeits zuſchrieben, und daß in die römiſch-katholiſche Kirche aus der Liebe des germaniſchen Heidenthums zu Geheimnißvollem und zum Zaubern ſo Manches überging; nur daß auch davon Vieles im germaniſchen Heidenthum natürlich-ſchöner war als in der römiſchen Umſetzung. Der heidniſche Glaube der Germanen war, daß ein Trunk aus einem heiligen Quell Krankheiten vertreiben könne; römiſcher Glaube war, Staub aus dem Grabe des heiligen Martin heile die Ruhr, und Berührung der Stirne mit dem Vorhang am Grab eines Heiligen befreie von Kopfſchmerz.

Nachdem die römiſche Kirche eine Zeit lang geeifert hatte, Looſe zu ziehen, wie die Germanen thaten, unter Anrufung der Götter, um Zukünftiges zu erkennen, ging ſie ſelbſt ein auf „die Looſe der Heiligen und der Apoſtel" durch Aufſchlagung bibliſcher Stellen, unter Anrufung der Heiligen; ſelbſt ein in das Achten auf Worte, die beim Eintreten in die Kirche geſprochen oder geſungen würden, als auf göttliche Winke für Thun und Laſſen; ſelbſt ein auf alle möglichen Zeichen, welche die gläubige Phantaſie, durch Gebete geſteigert, an Heiligenbildern zu ſehen glaubte, oft zu hören meinte; oder welche eine ſchreckliche

Berechnung in die Seelen der Gläubigen hineintäuschte, eine Berechnung der Klosterprieſter, welche die ausgeſchnittenen Augen der Marien- und Heiligenbilder des Hochaltars mit Menſchenaugen dahinter ſtehender Mönche ausfüllten. *)

Tief ernſt nahm Jahrhunderte lang der Volksglaube die, wie man ihm ſagte, ſichtbaren Aeußerungen der Maria und aller Heiligen, wie die vorgeſpiegelten Aeußerungen des Teufels, der Teufel und der Teufelinnen.

Erſt am Uebermaaß, welches die Kirche, nicht bloß ein Theil der Mönche, aus ſehr unchriſtlichen Zwecken, mit den „Teufeleien“ trieb, entzündete ſich der Verſtand des Volkshumors; es bildeten ſich die Sagen vom „geprellten“ Teufel, vom „dummen“ Teufel, und bei einem großen Theil des deutſchen Volkes war der Teufel der Mönche längſt mit Geſtank abgezogen, drei Jahrhunderte früher noch, „als Luther, der Sage nach, das große Dintenfaß nach ihm warf“: eine tiefſinnige Sage; denn wahrlich Luther war es, die „deutſche Beſtie mit den verflucht geſcheidten Augen“, wie der römiſche Kardinal ſagte, welcher, ſeine bis nach Rom reichende Feder in der Hand, das Dintenfaß warf nach dem geſpenſtiſchen Teufel des Mittelalters, nach dem Mönchsteufel; denn von dieſem iſt hier die Rede, nicht von dem Fürſten der Finſterniß der heiligen Schriften.

Unter ſämmtlichen germaniſchen Stämmen, am meiſten unter den Sachſen, dauerte eine geheime Liebhaberei für Feſte und Bräuche des alten heidniſchen Glaubens fort. Deren geheime Feier und Uebung wurde von der Kirche als Teufelsbündniß und Hexerei behandelt und verfolgt; und wie geglaubt wurde, der heilige Abt Dunſtan in England, der Reformer des weltlichen Lebens der engliſchen Prieſterſchaft, der Mann der himmliſchen Geſichte und der ſtaatskluge Samuel von vier Königen, habe, durch ſein Wiſſen und ſeinen Glauben gleich mächtig, mit ſeiner

*) In mehr als einem aufgehobenen Kloſter Schwabens ſind noch heute hinter ſolchen Bildern die angebrachten Holzniſchen zu ſehen, paſſendſt ausgearbeitet gerade für einen in die Höhlung des Heiligenbilds eintretenden Menſchenleib, bei den Marienbildern einer Mädchengeſtalt.

Schmiedezange selbst den Teufel gepackt, so packte die Kirche mit den glühenden Armen und Zangen des Fanatismus bald Tausende und aber Tausende unschuldiger Menschen unter der Anschuldigung eines Bündnisses mit dem Teufel, manche edle Frau und Jungfrau als Zauberin und Hexe. Weil das Zeitalter dem denkenden Geiste abgewandt und einer kräftigen Sinnlichkeit bei leichtgläubiger Herzlichkeit hingegeben war, so war auch die Masse selbst, nicht bloß die Mönche und Priester, eben so geneigt, Personen und Sachen zu verteufeln, als sie heilig zu sprechen: ein Hund war für das Kind seines Herrn gestorben; das rührte Viele vom Volke so, daß sie diesen Hund als einen Märtyrer und Kinderheiligen anriefen. Freilich thaten das Franzosen, keine Deutsche.

Siebentes Kapitel.

Kultus.

So viele Gebrechen auch einzelne Geistliche, ganze Klöster und Bischofshöfe, ja die Geistlichkeit des Mittelalters überhaupt, an sich hatten, vielfach Gebrechen des Zeitalters: so war doch die christliche Idee, deren Träger die Geistlichkeit war, bis zum dritten Innocenz so mächtig in ihr, und sie war noch so reich an Tugenden im Ganzen und den ungeistigen Massen oben und unten gegenüber noch immer geistig so überlegen, daß sie die Zeit beherrschte als die geistige Macht derselben, und daß diese ihre immer noch steigende Herrschaft allein daraus sich erklärt und begreift.

Im neunzehnten Jahrhundert hat man alles Recht, gegen die überladene Pracht des römischen Kultus zu sprechen. Wo das Zeitalter des durchdachten Glaubens angebrochen ist, ist das unzeitgemäß geworden, und darum, wenn auch auf Einzelne noch von guter, doch auf die Mehrheit von schädlicher Wirkung, was vor sechs Jahrhunderten und früher für jene Bildungsstufe zeitgemäß, sprechend, religiös sehr wirksam war. Bisher war es

doch die Kirche, was die Könige und die Völker nach oben zog, und sie erzog; die Kirche war es, in welcher sich Groß und Klein in der großen christlichen Gemeinschaft fühlte.

Die römische Kirche hatte dem Arianismus die germanischen Völker abgerungen und ihren römischen Brauch und ihre lateinische Sprache beim Gottesdienst allgemein gemacht; selbst die Kirchengesänge wurden im Urtext, also lateinisch, theilweise in einzelnen Worten griechisch, gesungen, weil es römische Sänger waren, die Karl der Große in sein ungeheures Reich zur Veredlung des kirchlichen Gesanges berief.

Das alles war im Gange gottgeordneter natürlicher Entwicklung: die Sänger aus Rom fanden ganz erschreckt den Kirchengesang der Deutschen „dem Heulen wilder Thiere ähnlich". Aber diese germanische Urkraft war so wunderbar von Haus aus musikalisch, daß, nach kurzem Unterricht, diese zuerst wie Geheul wilder Thiere singende Nation das mächtigst wirkende aller kirchlichen Tonwerke, die Orgel, ausgebildet hat, und daß sie die Schöpferin und Trägerin der Kirchen- und der weltlichen Musik für die Welt geworden ist, die Nation, aus welcher der „Messias" von Händel, die „Schöpfung" von Haydn, die „Passion" von Graun, das „Requiem" von Mozart, der „Elias" von Mendelsohn-Bartholdy, Glucks „Iphigenie" und Mozarts „Don Juan" mit seinen Weltgerichtsposaunen hervorgegangen sind.

Die Orgel kam aus Griechenland nach Italien, aber erst in Deutschland fand sie durch Deutsche ihre Ausbildung im achten Jahrhundert. Daß die heilige Cäcilia den Chorgesang der Engel gehört und danach die Orgel erfunden habe, ist eine schöne Legende aus dem vierzehnten Jahrhundert. Waren Jahrhunderte lang die Gemeinden durch Stundenansager, durch Trompeten, endlich weiter hörbar durch Anschlagen eines Hammers auf Metall zum Gottesdienst gerufen worden, so erklang im siebenten Jahrhunderte zuerst Glockengeläute, und zwar zuerst im Abendlande, zwei Jahrhunderte später erst im Morgenlande.

Die Kirchenglocken waren eine Erfindung von hoher Bedeutung für Gottesdienst und Andacht. Die Glocken mit ihrem

feierlichen Geläute, das zu allem Feierlichen der Menschheit erklang, mit ihrer in die weiteste Ferne hörbaren, zum Gebet vereinenden Kraft, haben Unendliches gethan, Herzen zu erheben und zuzubereiten, Seelen zu ergreifen und zu stimmen, zu erwecken und zu erweichen. Ihre Wirkung im Reiche Gottes auf Erden durch ihre einfachen feierlichen Klänge, mit denen sie den Menschen in das Leben und aus dem Leben begleiten, kann nicht leicht zu hoch angeschlagen werden; sie steht viel höher als die der immer prächtiger werdenden Geräthe des Gottesdienstes.

Die Predigt trat beim Gottesdienst immer mehr zurück, und gehörte schon im zehnten Jahrhundert nicht mehr wesentlich zur Feier desselben. Kaum war die Zeit der Völkerbekehrungen vorüber, welche das Predigen in den Sprachen des Volkes unerläßlich machten, so wurde auch in Deutschland überall lateinisch gepredigt.

Um so mehr wurde für das Aeußerliche des Gottesdienstes gethan, in Bildern und symbolischen Handlungen, symbolischen Körperstellungen und Bewegungen, wie das Schlagen an die Brust, das Küssen der Heiligthumsschwelle, des Altars, des Evangelienbuchs, der Bilder und der Reliquien, das Bekreuzen seiner selbst und jedes Dings, das geweiht werden sollte, seit der heilige Augustin sogar die wesentlichsten Handlungen des Gottesdienstes, bei denen das Zeichen des Kreuzes zu machen vergessen worden sey, für ungültig erklärt hatte.

Dahin gehört, daß neben der sehr alten Sitte des Händewaschens vor dem Eintritt in das Gotteshaus die Besprengung mit Weihwasser seit dem neunten Jahrhunderte aufkam, das Anzünden von Lichtern und ewigen Lampen, brennende Kerzen als Symbole und zu Verbreitung festlichen Glanzes beim Gottesdienst auch am hellen Tag seit dem fünften Jahrhundert. Vorgebildet war das Lichterbrennen schon im alttestamentlichen Gottesdienst, wie die Räucherungen. Doch gingen die letzteren erst aus den heidnischen Tempeln in die christliche Kirche über, und erst im fünften Jahrhundert verbreiteten sich die Weihrauchwolken vom Morgenland aus über die ganze Kirche und über alle Theile des Gottesdienstes. Das war etwas, was, weil es sinnlich er-

regte und berauschte, geradezu gegen die Christus-Religion war, welche „verbannte der Sinne flüchtige Lust", und nach welcher „der Mensch greifen sollte denkend in seine Brust".

Diese Räucherungen gingen aus von der Messe. Die Messe nahm einen einfachen Anfang, zuletzt wurde sie der Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes.

Von der Apostel Zeiten her hatte die Ausbildung einer festen gottesdienstlichen Ordnung, einer Liturgie, begonnen, und bald gab es eine Reihe örtlicher und nationeller Liturgien, eine von Jerusalem, eine von Alexandria, eine byzantinische, mailändische, römische, gallische, gothische Liturgie und andere. Seit dem eilften Jahrhundert verdrängte die römische Liturgie alle anderen im Abendlande, und wurde immer mehr eines der Einheitsbande für die christliche Kirche. Fast jeder der größeren Päbste änderte und erweiterte daran, bis sie im sechszehnten Jahrhundert auf der Kirchenversammlung zu Trient zu ihrem Abschluß kam, als etwas für die katholische Christenheit Unwandelbares und Unverletzliches. Ihre ursprünglichen Bestandtheile waren die Sammlung der Meßgebete, die Sammlung der Meßgesänge, die Sammlung der biblischen Lesestücke für die Sonn-, Fest- und Feiertage, und endlich die Sammlung alles dessen, was Bischof und Priester bei der Verrichtung der heiligen Handlungen zu beobachten hatten.

Wesentlich verschieden war die griechische Liturgie, die des Morgenlandes, von der römischen, der des Abendlandes. Jede hatte ihren eigenthümlichen Charakter, obgleich das Abendland die Grundbestandtheile seines Gottesdienstes aus dem Morgenland überkam.

Die Liturgie des Morgenlandes war vorzugsweise dramatisch, die des Abendlandes vorzugsweise dogmatisch. Die griechische Liturgie war ein religiöses Drama in drei Abtheilungen, worin die ganze Heilsgeschichte von der Weltschöpfung bis zur Himmelfahrt symbolisch dargestellt wurde. Die erste Abtheilung war die Vesper, der Abendgottesdienst. Der brachte den Verlauf der Heilsgeschichte vom Sündenfall bis zur Menschwerdung Gottes in Christus zur Anschauung. Die zweite Ab-

theilung war der Frühgottesdienst. Dieser stellte die Geschichte des Heils von der Geburt Christi bis zum Antritt seines Lehramtes dar. Die dritte Abtheilung, der Hauptgottesdienst mit dem Abendmahl, veraugenscheinlichte die erlösende Thätigkeit bis zur Himmelfahrt Jesu.

Das alles wurde vorzugsweise durch Bilder und symbolische Handlungen zur Anschauung gebracht, durch Lichteranzünden und Auslöschen, durch Verschließen und Aufschließen der Thüren des Heiligthums, durch Räucherungen und Darbringungen, durch das Anziehen der verschiedenen liturgischen Kleidungsstücke, durch die Umgänge und Körperstellungen der mitwirkenden Geistlichen, durch die Behandlung des Abendmahl-Brods und Weins, und durch anderes Sinnbildliche. Die Hauptsache war Handlung und Ceremonie, das Wort ging nur nebenher, ganz untergeordnet, nur hie und da, zur Erklärung des symbolischen Dramas.

War dem Morgenländer die Anschauung in Symbolen eigen, und das Symbolisch-Dramatische des Gottesdienstes darum diesem Charakter gemäß: so gehörte dagegen zum Charakter des Abendländers die Reflexion, die Arbeit im Begriff. Die römische Kirche bildete darum den Gottesdienst demgemäß um. Sie machte das Wort, Lesung, Gebet, Wechselgespräch zwischen Priestern und Chor, und Gesang, zur Hauptsache, und das Symbol, Handlung und Ceremonie, zum Untergeordneten, welches dem Worte nur zur Seite ging, um es zu veranschaulichen.

Daher schreibt sich der so sehr ausgebildete Kirchengesang und der Reichthum an geistlichen Liedern in der abendländischen Kirche. Während nämlich die morgenländische Liturgie Jahr aus Jahr ein dieselbe blieb, einförmig, einen Tag wie den andern, schloß sich die abendländische Liturgie sinnig an die Fest- und Feiertage des Kirchenjahres an, brachte für jeden besonderen Feiertag etwas Besonderes, gerade der Idee desselben Entsprechendes, und wurde dadurch manchfaltig. Sie hatte Feststehendes, was bei jeder Messe unverändert vorkam, und dabei Solches, was nur für den bestimmten einzelnen Fest- oder Feiertag berechnet war, und nur an diesem vorkam. Die

Ausbildung des Kirchenjahres in seine manchfaltigen Festkreise durch die römische Kirche muß von jedem Unbefangenen als schön und sinnvoll anerkannt werden.

Der Name Messe entstand so. Der Hauptgottesdienst bestand bis zum vierten Jahrhundert aus zwei gottesdienstlichen Abschnitten, aus der Liturgie für die noch im Unterricht Stehenden, also noch nicht Getauften, und aus der Liturgie für die Gläubigen. Der erste Abschnitt begriff Vorlesen der Bibelstücke und Predigt. Am Schluß derselben hieß es: „**Missa est ecclesia Catechumenorum**“, d. h.: Entlassen ist hiemit die Versammlung, soweit es Katechumenen sind. Und nun begann, für die Getauften allein, der zweite Abschnitt des Gottesdienstes, die Communion mit ihren Gebeten und ihrer Handlung. Mit der allgemeinen Einführung der Kindertaufe schlossen sich beide Theile wieder zu Einem unzertrennten Ganzen zusammen. Aber es blieb der Ausdruck „**Missa**“ (Messe) für die beginnende Abendmahlshandlung, zumal diese Handlung jedesmal mit den Worten schloß: „**Ite, missa est**“, d. h.: Gehet hin, die Gemeinde ist entlassen!

Als die „heilige Messe“ der Brennpunkt des ganzen Gottesdienstes geworden war, war sie ihrer Idee nach „eine Feier des gegenwärtigen Gottmenschen“.

Jahrhunderte lang war das Abendmahl von frommen Christen gefeiert worden zum Gedächtniß der in seinem Leben, Leiden und Sterben geoffenbarten unendlichen Liebe des Weltheilands und zur Entzündung und Befestigung der Liebe der Gläubigen zu ihm und der Liebe unter einander. Mit der wachsenden Neigung zum Magischen nahm auch die Neigung überhand, das Abendmahl nicht bloß als etwas Hochheiliges, sondern als ein „schauerliches Geheimniß“ sich selbst und dem Volke hinzustellen, als ein Geheimniß, bei welchem Brod und Wein auf übernatürliche Weise zu dem Leibe und Blute Christi in wirksame Beziehung trete. Man kam darauf, das sich als eine volle und wesenhafte Mittheilung des wirklichen Leibes und Blutes Christi an die Elemente des Abendmahles, an Brod und Wein, zu denken, durch eine Wunderthat der göttlichen Allmacht. Zuerst dachte man sich das nur als ein durch die priesterliche Weihung sich

vollziehendes Durchdrungenwerden des Brodes und des Weines vom heiligen Leib und Blut; dann ging man weiter zu der Vorstellung, die Substanz des Brodes und des Weines *verwandle* sich in die Substanz des Leibes und Blutes Christi.

Eusebius von Cäsarea, hierin ein ächter Schüler seines geistigen Meisters Origenes, wie die ganze Schule des Origenes, sah in Brod und Wein Sinnbilder des Leibes und Blutes Christi; die wahre Speise der Seele seyen Christi Worte voll Geist und Leben, und diese Worte habe Christus selbst (Joh. 6.) sein Fleisch und Blut genannt. Auch Athanasius lehrte noch, das Essen des Fleisches und Blutes Christi sey nicht im eigentlichen Sinne zu verstehen, und Christus theile sich dem Gläubigen nur auf geistige Weise im Abendmahl mit. Gregor von Nazianz noch sah in Brod und Wein nur „äußerliche Zeichen", und der heilige Augustinus selbst, der das Christenthum sonst keineswegs *geistig*, d. h. geistig im Sinne von spiritualistisch, auffaßte, sagte, Brod und Wein seyen nur „*figürlich*" Leib und Blut Christi, der Glaube sey das Organ des Empfangens und die Speise eine geistige.

Da aber die folgenden Jahrhunderte eine wachsende Sucht nach unmittelbaren *Wundern* und die Massen zu allen Zeiten einen Hang, das Massivkonkrete vorzuziehen, zu ihrem Charakter hatten, so sprach sich zuerst die Mehrheit, dann die Gesammtheit der Kirche für die Verwandlung der Substanz des Brods und Weins in die Substanz des Leibs und Bluts aus, und die geistige Anschauung des Abendmahls wurde zuerst zurückgedrängt, dann verketzert, darauf als Ketzerei mit Schwert und Scheiterhaufen bestraft.

Das Weitere über die Entwicklung der Abendmahlslehre gehört in die Dogmengeschichte, in die Lebensgeschichte der Kirche nur noch das.

Zur Erhebung der Priesterschaft in einen Nimbus und in eine Sphäre der Heiligkeit, hoch über den Laien, war es ein namhafter Beitrag: erstens, daß die priesterliche Weihung das Wunder der Wandlung im Abendmahl in den Augen der Gläubigen zur Folge hatte; zweitens, daß dieser Glaube in jeder

Meſſe eine erneuerte Menſchwerdung Gottes und eine Erneurung des Verſöhnungsopfers Chriſti erſchaute; drittens, daß der Glaube in Brod und Wein, in des Prieſters Hand am Altar, den Gottmenſchen (nicht, wie man es neuerlich geiſtig deuten möchte, „das Göttliche im Chriſtenthum") in unmittelbarer Erſcheinung, geradezu in Leib und Blut gegenwärtig ſich dachte, weil er ſo zu denken von den Prieſtern gelehrt wurde; viertens, daß das Abendmahl fortan als magiſch-wirkende Gotteskraft von dem Gläubigen angeſchaut und ihm nur durch den Prieſter vermittelt wurde.

Ein Verſchütten des „göttlichen Blutes" unmöglich zu machen, wurden im zwölften Jahrhundert die Laien von der Theilnahme des Kelchs ausgeſchloſſen, ſchon früher ungefirmelte Kinder vom Abendmahl überhaupt. Gegen des Pabſtes Wort wagte damals Niemand Widerſpruch, und der Prieſterſchaft war es leicht, zu beweiſen, daß, weil der ganze Chriſtus in ſeinem Leibe, im Brode, gegenwärtig ſey, der Gemeinde durch Entziehung des Kelchs nichts vorenthalten werde. Zugleich aber mußte doch, nach wenigen Jahrzehnten ſchon, der Prieſter, als der allein den Kelch Genießende, auch dadurch wie ein höheres Weſen den Laien erſcheinen in einem Zeitalter, in welchem es Syſtem des päbſtlichen Stuhles war, dem Geiſte und dem Herzen des Gläubigen Binden anzulegen, und dieſe leichter oder feſter zu binden nach Willkür und Zweck der Intereſſen des Pabſtthums.

War dieſe neue Lehre vom Abendmahl für die Verherrlichung und Machterhöhung des Prieſterthums günſtig, ſo kam man auch bald darauf, ſehr bald, ſchon im fünften Jahrhundert, damals, als die chriſtliche Geiſtlichkeit Prieſterkaſte wurde, aus dem Abendmahl, aus der Meſſe, ſehr reichliche finanzielle Vortheile für die Geiſtlichkeit zu ziehen, zuerſt wohl auch für chriſtliche Zwecke, dann für prieſterſchaftliche Zwecke.

Die Lehre vom Fegfeuer fand zwar in der morgenländiſchen Chriſtenheit keinen Eingang, ſie iſt nur römiſch; aber im ganzen Abendland wirkt ſie auf die Gewiſſen der Menſchen, auf die zarteſten Herzensneigungen, und darum auf die Füllung des Kirchenbeutels, bis auf unſere Tage nach.

Urchriſtlich war es, mit der Feier des Abendmahls Fürbitten für Lebende und Geſtorbene zu verbinden und das Andenken an die Letzteren eben durch den Genuß des Mahles der Liebe und durch Darbringungen, durch Gaben (Opfer), zu feiern, und damit zu erweiſen, daß unter Chriſten die Gemeinſchaft in dem Herrn fortdaure, und die Liebe mächtiger ſey als Grab und Tod.

Aus dieſem ſchönen Gefühl, Gedanken und Brauch gingen die Seelenmeſſen hervor; und es wird hier unentſchieden gelaſſen, ob ſie mehr aus dem Glauben und Bedürfniß der Gläubigen entſtanden, oder ob ſie, wie ſo vieles Andere, ein Gemachtes ſind, ein Werk der berechnenden Kirche. Jedenfalls kam Glaube und Kirchenſyſtem einander entgegen, und die Seelenmeſſen brachten der Kirche viel ein.

Die Kirche wußte die Lehre vom Fegfeuer ſo mit dem Abendmahl, der Meſſe, in Verbindung zu ſetzen, daß geglaubt wurde, die Vornahme der Meſſe durch den Prieſter ſey eine „Erneuerung und Wiederholung des Verſöhnungsopfers für das Seelenheil der Verſtorbenen".

Das war etwas ganz Neues in der Chriſtenheit. Bisher hatte man in geiſtigem Sinne Leib und Blut Chriſti genoſſen zum Segen für das Seelenleben der Genießenden; man hatte auch in Seelengemeinſchaft mit den im Glauben Hinübergegangenen durch den Abendmahlsgenuß lebendiger ſich gefühlt. Jetzt aber wurde Lehre und Glauben, für die Linderung und Abkürzung der Qualen, welche die verſtorbenen Angehörigen zur Tilgung ihrer läßlichen und während ihrer Erdenlaufbahn nicht hinlänglich abgebüßten Sünden im Fegfeuer zu erdulden haben, ſey die Erneuerung und Wiederholung des Verſöhnungsopfers Jeſu Chriſti nöthig.

Gelehrt wurde, und geglaubt wurde, dieſes Verſöhnungsopfer Jeſu erneure und wiederhole ſich in der Meſſe, ſo oft man es beſtelle.

So entſtanden die Privatmeſſen. Zuerſt war die Kirche dagegen, dann wurden ſie reiche Quellen der Kircheneinnahme; und bald ſchloß ſich von ſelbſt daran, daß man für jedes Herze-

leid, für jeden Unfall, für jedes Uebel eine Meſſe leſen ließ, zunächſt wohl im Gedanken, Leid und Uebel ſeyen Strafe für Sünden. Aber der Aberglaube und der ihn benützende Glaube wie Unglaube mußten ſchnell mit einander ſo weit kommen, daß Meſſen geleſen wurden, um Uebel abzuwenden. Sehr ſcharf und bitter, aber geſchichtlich zutreffend, zeichnet K. Haſe das mit den Worten: „Die Meſſe entartete oft zum Werke des Aberglaubens, mit welchem der Unglaube feilhielt.“

Jahrhunderte lang gab es in der Chriſtenheit keine Vorbereitung zum Abendmahl, keine Beichte. Die Beichte entwickelte ſich erſt ſpät aus den Büßungen, aus den äußerlichen Bußübungen, welche immer mehr um ſich griffen auf Koſten der inneren Buße. Im achten Jahrhundert wurde die Beichte zwar für nützlich, aber nicht für nothwendig erachtet.

Im fünften Jahrhundert war zwar der Beichtſtuhl im Morgen- und Abendland ſchon ſehr in Uebung, und wer einen inneren Drang dazu ſpürte, bekannte ſeine geheimen Sünden. Ruchtbar gewordene Sünden des Beichtſtuhls jedoch hatten im Morgenlande die Folge, daß die Beichte nicht populär wurde, im achten Jahrhunderte noch nicht; aber im Abendlande war um dieſe Zeit das Bekenntniß der Sünden als etwas zur Sündenvergebung Unumgängliches bei Vielen angeſehen, aber nicht als eine zum Abendmahlsgenuß unumgängliche Vorbereitung.

Dieſes Bekenntniß der Sünden war ſeit Leo I. nicht mehr eines vor der Gemeinde — das wurde nur als beſonders ſchwere Buße in einzelnen Fällen aufgelegt —, ſondern ein geheimes Bekenntniß in das Ohr des zur Verſchwiegenheit verpflichteten Prieſters. Es unterliegt keinem Zweifel, obgleich das nicht ſchriftlich verzeichnet ſich findet, daß die Zunahme der geheimen Beichte viel dazu mitwirkte, daß des ſiebenten Gregors Geſetz gegen die Verehelichung der Prieſter in den oberen und unteren Schichten der Geſellſchaft ſich Bahn brach.

Im zwölften Jahrhundert wurde die Ohrenbeichte zur Pflicht eines jeden Chriſten erhoben. Wenigſtens einmal im Jahre mußte jeder Chriſt alle bewußten Sünden beichten. Und dieſe Forderung der Kirche hatte zum Urheber — den dritten

Innocenz, den altgewordenen Absolutisten der Kirche, und Zwecke des Pabstthums, der Herrschaft des römischen Stuhls über Könige und Völker, waren leitend dabei: der Königinnen und der Könige Geheimnisse, das innerste Leben der Häuslichkeit in allen Klassen der Gesellschaft, das geheimste Herz der Völker war durch diesen geistlichen Zwang zur Ohrenbeichte in der Hand — der Priester.

Die Beichte in Verbindung mit der Buße wurde in die Zahl der „Sakramente" eingereiht.

Die Sakramente spielen eine große Rolle in der Geschichte der Bestrebungen, durch die Priesterschaft die Herzen und Geister der Menschen zu binden. Das Wort Sakrament ist im kirchlichen Sprachgebrauch nichts Anderes, als die Uebertragung des griechischen Ausdrucks Mysterion ins Lateinische. Diejenigen Heilslehren, welche die Fassungskraft des menschlichen Verstandes überstiegen, wurden Mysterien genannt, wie das Heidenthum die tieferen Lehren und Wahrheiten „Mysterien" nannte. „Sakramente der neuen Gnade", das war zuerst der Ausdruck für solche geheimnißvollen Lehren und geheimnißvollen Handlungen und Thatsachen des Christenthums, wie Taufe und Abendmahl, wie Tod und Auferstehung Christi.

Chrysostomus nennt die beiden letztern ausdrücklich ein Mysterium, ein Sakrament. Augustin, welcher die in seiner Zeit allgemein wuchernde Anschauung von der magischen Wirksamkeit der Sakramente bekämpfte, und lehrte, daß die Wirkung der Sakramente nur da heilbringend sey, wo sie in wahrem Glauben ergriffen werde, ohne diesen wahren Glauben aber Verdammniß bringe — Augustinus erklärte die Sakramente für die sichtbaren Zeichen göttlicher Dinge. „Sakramente," sagte er, „heißen sie darum, weil in ihnen etwas Anderes sichtbar ist und etwas Anderes geistig angeschaut wird. Das Sichtbare ist leiblich; das geistig darin Angeschaute hat eine geistige Frucht."

Die römische Kirche zog unter den Begriff Sakrament, d. h. unter den Begriff „gottesdienstlicher, das Heil in unbegreiflicher Weise den Gläubigen vermittelnder Handlungen",

nach und nach Alles herein, was für das christliche Leben von höchster Bedeutung war. Die entscheidenden Augenblicke des ganzen menschlichen Lebens sollten durch Sakramente geheiligt werden. Und darum wurde im zwölften Jahrhundert, nach langem Schwanken über Begriff und Zahl der Sakramente bei einzelnen Kirchenlehrern, die Zahl auf sieben festgestellt. Als Sakramente galten fortan in der römischen Kirche: die Taufe, um den Eintritt des Menschen in die Welt und in die Kirche zu heiligen; die Firmung, um den Lebensabschnitt der Entscheidung, den Uebertritt aus der Kindheit in die Jugend, zu weihen; die Buße, in Verbindung mit der Beichte, wobei die Beichte die Hauptsache war, als Mittel zur Sündenvergebung, zur Versöhnung und zur Wiedergeburt; das Abendmahl, als höchsten Punkt des versöhnten Lebens und als Vereinigung mit Christus; die Ehe, als göttliche Weihe des Geschlechtslebens; die Priesterweihe, als Weihe des nach römischer Ansicht nöthigen menschlichen Vermittlers zwischen Menschen und Gott; die letzte Oelung, zur Weihe eines Menschen beim Austritt aus dieser Welt.

Achtes Kapitel.

Kirchenzucht und kirchliches Gericht.

Hob die Priester die Verwaltung dieser Sakramente, so that dasselbe das Recht der Kirchenzucht. Suchte auch die Kirche durch Nachlaß von der ursprünglichen Strenge die Kirchenzucht dem Charakter der germanischen Völker einzupassen, so sträubte sich doch das eingeborene Freiheitsgefühl derselben sehr und lange dagegen. Es wollte den deutschen Männern nicht ein, Laien seyn zu sollen und Priester über sich zu sehen, und am allerwenigsten behagte ihnen die alttestamentliche Kirchenzucht.

Darum erfand die Kirche eine Menge kleiner Bußen und ein genau gegliedertes Strafsystem der Kirchenzucht. Die kleinen Bußen trugen etwas ein, und die Bußen konnten um so leichter

aufgelegt werden, als der Staat eine Mitbetheiligung an seinem Strafamt der Kirche einräumte; bei allen Vergehen, die das sittlich-religiöse Gebiet berührten. Neben der weltlichen Buße mußte auch die kirchliche geleistet werden, und der Staat verschaffte dem Spruche der Kirche nöthigenfalls mit dem weltlichen Arm seinen Vollzug. So entstanden die bischöflichen Sendgerichte.

Jedes Jahr zog der Bischof in Person oder sein Stellvertreter von Ort zu Ort umher und hielt Gericht. Durch Wahl der Gemeinde wurden ehrbare Männer als Geschworene gewählt, welche mit zu Gericht saßen und das Schuldig oder Nichtschuldig sprachen. Das Verfahren dabei war der Inquisitionsprozeß, und es wurden vor diese geistlichen Gerichte nicht bloß kirchliche, sondern die meisten weltlichen Vergehen gezogen.

Sie waren für das sittliche Leben des Zeitalters, wo sie nicht entarteten, von sehr guter Wirkung. Es konnte nach dem germanischen Gesetz so Vieles, jedes Vergehen an Leib und Leben, durch Geldbußen gesühnt werden, gar leicht; und im Mittelalter, in welchem das Recht der Faust sich geltend machte, und überall die Gewalt sich über das Recht erhob, waren diese kirchlichen Gerichte und Strafgesetze gewiß am Platz, um wenigstens einen gewissen Rechtszustand herzustellen. Nur zu oft hatte das weltliche Gericht entweder die Macht oder den Muth nicht, Vergehen und Verbrechen zu strafen. Was der weltliche Arm nicht erreichte, das stand dem geistlichen Arme weder zu fern noch zu hoch. Die Sendschöffen waren auch außer der Gerichtssitzung das ganze Jahr über die Beobachter der sittlichen und kirchlichen Zustände der Gemeinde. Ist dieses kirchliche Gericht auch nicht ohne alle Schatten, und hat es manchmal in das Heiligthum der Familie eingegriffen, so war es doch im Ganzen ein Schutz der Humanität gegen die Brutalität und des Rechtes gegen das Unrecht und die Gewalt; und es fing an, schlimmer zu werden für die Völker, von da an, als diese vaterländischen Sendgerichte mit ihren kirchlichen Strafen verdrängt wurden durch die Behandlung aller Klagsachen nach dem fremden römischen Recht.

Die Kirche hatte zwar, um die Widerspenstigkeit beharrlicher

Sünder und Gesetzübertreter zu brechen, nur wenige Strafmittel, aber diese wenigen waren sehr wirksam durch den Glauben der Zeit und dadurch, daß die weltliche Macht dem kirchlichen Spruch Nachdruck gab. Diese Strafmittel gegen solche waren: die Exkommunikation, auch der kleine Bann genannt; das Anathem oder der große Bann; und endlich das Interdikt. Der kleine Bann schloß nur vom Abendmahlsgenuß und von Kirchenämtern aus, der große Bann war Ausstoßung aus der Kirche. Mit dem so Gebannten durfte kein Christ, ohne ebenfalls in den Bann zu fallen, essen und trinken, Keiner ihn grüßen, küssen, oder mit ihm beten. Folge dieses Bannes war der bürgerliche Tod; zu Ende des achten Jahrhunderts schon wurde dem Exkommunizirten das Recht des Güterbesitzes abgesprochen, von königlicher Seite. Vom eilften bis ins dreizehnte Jahrhundert brach das Interdikt, mit dem schon früher Versuche gemacht, aber von den Völkern als unchristliche Willkür zurückgewiesen worden waren, mit schrecklicher sittlich-religiöser Gewalt den Widerstand verhärteter Sünder auf Burgen, in Fürstenschlössern und auf Königsthronen. Zuerst wandte die Kirche das Interdikt gegen Landfriedensbruch an, dann gegen Königssünden, um den Trotz, welcher sich dem kirchlichen Spruch, aber auch dem christlichen Gesetz nicht fügen wollte, durch die eigenen Völker zu brechen, welche es niemals lange ertrugen, der kirchlichen Segnungen zu entbehren, und mit moralischem Zwang, und half das nicht, mit den Waffen in der Hand, ihre Fürsten zur Unterwerfung unter das göttliche Gesetz und die Kirche nöthigten.

Die Päbste selbst nützten diese furchtbare Waffe ab, als menschliche Leidenschaft sich ihrer bediente, und nicht mehr der Eifer für Gottes Gesetz. Aber auch die kirchlichen Sendgerichte nützten sich ab, entarteten und wurden um so leichter durch den römischen Rechtsgang verdrängt, als sie anfingen, auf Geldbußen zu erkennen, und diese Anstalt zu einer Geldquelle für die Kirche zu machen. Die auferlegten Bußen bestanden ursprünglich in Fasten, Geißelung, Heirathsverbot und Gefängniß; bei schweren Verbrechen in hartem, oft lebenslänglichem Gefängniß. Oeffentliche Vergehen und Verbrechen fanden in der Blüthe der Send-

gerichte keine Möglichkeit, sie mit Geld zu büßen, sondern nur geheime, freiwillig in der Beichte bekannte Sünden erhielten vom Beichtiger in einzelnen Fällen die Nachsicht, sie durch Geldgaben an die Armen zu sühnen.

Die öffentliche Meinung anerkannte mit Ehrfurcht in dem Priester die Macht, zu binden und zu lösen, als die Macht, den Himmel zu verschließen oder zu öffnen, so lange die Kirche unparteiisch, ohne Ansehen der Person, ihr Strafrecht übte, und den Völkern die Lehre und den Beweis gab, daß Keinem die Sünde darum frei und trotz der Sünde der Himmel darum aufgethan sey, weil er reich sey oder vornehm.

Diese Ehrfurcht der öffentlichen Meinung sank und schwand, als die Sendgerichte anfingen, die ausgesprochenen Kirchenstrafen in Almosen zu verwandeln, d. h. in Geldzahlungen, welche die Kirche für sich nahm; als Bußordnungen ausgegeben wurden, welche für alle denkbaren Sünden in Gedanken, Worten und Werken feste Buß-Taxen enthielten, fast so, wie Handelsleute ihre Waaren zur „Auswahl mit Preiscourant", wie Hase das gegeißelt hat, ausbieten; als die Päbste anfingen, Ablaß zu verkaufen.

An den Ablaß unmittelbar knüpft Luthers Auftreten gegen das Pabstthum an. Der Ablaß aber war gar nichts Neues, sondern Jahrhunderte lang zuvor in der Kirche geübt und heimisch. Schweres Geld war vor den Kreuzzügen nach Rom gezahlt worden, um Sündenvergebung, Ablaß, zu erkaufen, weil die Päbste in der öffentlichen Meinung standen und diese nährten, besonders schwere Sünden könne nur der Pabst vergeben, dem Pabste vor allen Priestern wohne die höchste sündentilgende Kraft ein. Das Pabstthum hatte unter dem Namen eines Almosens für Kreuzfahrer lange Zeit vollkommenen Ablaß verkauft. Das Pabstthum hatte in der Mitte des Mittelalters an einzelne Kirchen und Klöster das Vorrecht gegeben, denen, welche die Heiligthümer dieser Kirchen besuchen, Ablaß für eine gewisse Bußzeit zu ertheilen, Ablaß nicht bloß für Büßungen, welche gewisse Sünden in diesem Leben nach der Kirchenordnung nach sich gezogen hätten, sondern Ablaß um Geld für Büßungen im

Jenſeits. Dem wurde der Bau oder die Herſtellung einer Kirche, Dieſem ein Kreuzzug, einem Andern der Rückzug in ein Kloſter auferlegt, wofern deren Sünden und ihre Gewiſſensängſte ſehr ſchwer waren; in anderen Fällen nahm die Kirche Geld als Sühne an, oder Güterſchenkungen.

In altchriſtlicher Zeit der früheſten Jahrhunderte waren es oft furchtbare Büßungen geweſen, welche auferlegt wurden, und welche die Schuldigen auf ſich nahmen in der Angſt des aufgeregten Gewiſſens, im Schrecken vor der drohenden Ausſtoßung aus der Kirchengemeinſchaft, außer welcher der Glaube kein Heil ſah. So lange die Maſſen nicht auf die Stufe des Denkens ſich erhoben, blieb es ihnen verborgen, daß die „Kirche“ und „Gott“ nicht Daſſelbe ſeyen, und daß, wen die Kirche verſtoße, darum nicht auch von Gott verſtoßen ſey. Gerade, um ihre Macht auf die Gewiſſen der Menſchen immer mehr auszudehnen, und nicht durch eine dem Zeitbedürfniß und dem Zeitgeiſte widerſtrebende Strenge den Widerſtand des Zweifels zu wecken, war die Kirche auf Milderung der Büßungen gekommen, und, unter Mitwirkung „finanzieller“ Beweggründe, auf Bußen in Geld und Gut; im dreizehnten Jahrhunderte noch mit ausdrücklicher Belehrung, daß Geld, Gut und gutes Werk nur dann Sühnung wirke, wenn es gegeben oder gethan werde von einem bußfertigen Herzen.

Weiterſchauende Männer der Kirche erkannten, daß dieſe Vorausſetzung von Herzensbuße und Lebensbeſſerung, dieſe Art von Büßungen leichteſter Art, die Menſchen und die Kirche ſelbſt ins Verderben führe; daß ſie zur Veräußerlichung des Chriſtenthums weſentlich beitrage; daß der natürliche Menſch, welcher der Erneuerung des inneren Menſchen widerſtrebe, ſich ganz und allein ans Aeußerliche halten und verlieren werde, und daß in dieſem Ablaß um Geld, Gut und Werk eine gefährliche Verlockung und Verſuchung für die katholiſche Kirche ſelbſt liege.

Aber die Warnungen ſolcher Kirchenlehrer wurden nicht beachtet. Die Warner hatten ganz überſehen, daß die Kirche längſt im Pabſtthum aufgegangen war, daß das Pabſtthum längſt von der lockenden Frucht der Welt, von der Süßigkeit der weltlichen

Herrschaft und ihrer Genüsse, zu viel gekostet hatte, und halb sich bog, halb gezogen wurde abwärts nach dem irdischen Besitz, nach Geld und Macht, sowohl vom eigenen Gelüste, als von dem Zauber, der im Golde lag, weil nur mit demselben die Mittel gegeben waren, zu herrschen, zu genießen und Kunstwerke zu schaffen oder hervorzurufen, in die Christenheit das Reich des Schönen wieder einzuführen. Ohne viel Gold des päbstlichen Hofes und der Kirchenfürsten war das Wiedererwachen der alten Kunst, das Aufblühen der neuen Kunst — eine Unmöglichkeit. Es kann nicht die Frage seyn, ob es auf anderem Wege nicht hätte geschehen mögen: so ist der geschichtliche Gang gewesen, über welchen Gott waltet, der auch aus den Verirrungen der Menschen einen Beitrag zur Verwirklichung seiner höheren göttlichen Gedanken hervorgehen läßt.

Der Herrschsucht des Pabstthums und der ganzen Priesterschaft konnte es zudem nur förderlich seyn, wenn die Christen ins Aeußerliche sich verloren, dadurch oberflächlich und gehaltlos wurden. Je weniger religiöser und sittlicher Gehalt in den Menschen war, desto leichter waren sie nach Willkür zu lenken, desto empfänglicher und folgsamer für jeden Daumendruck des Geistes und Willens, welche im Pabst und in seiner Hierarchie waren.

Die Kirche ließ sich immer tiefer hinab verlocken und verführen, sich selbst und den christlichen Völkern zum Fluch.

An der Neige des dreizehnten Jahrhunderts stiftete sie erstens das neue „große Wunderfest", das Fest des Fronleichnams, d. h. des Leibs des Herrn, zur Feier der Verwandlung des Brods beim Abendmahl in den Leib des Gottmenschen; zweitens den „vollkommenen Ablaß des Jubeljahrs".

War das Fronleichnamsfest, an welchem die Kirche ihre höchste äußere Pracht entfaltete, ein Probemesser für die Gläubigkeit der Massen und sehr ergiebig für die kirchlichen Kassen: so war der Jubeljahrsablaß das noch weit mehr.

Am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts nämlich wußte es der päbstliche Stuhl zu machen, daß es umlief, nicht als käme es vom Pabst, sondern als wäre es Sagen und Wissen uralter Leute, daß am Jubeljahr 1300 in der Peterskirche zu Rom für

jeden Christen ein hundertjähriger Ablaß zu gewinnen sey. Die Wallfahrer setzten sich in Bewegung, stromweise. Pabst Bonifaz VIII. that, als gebe er diesem Zudrang nur nach, indem er Allen, welche an diesem ersten Jubeljahre Roms, dem Jahre 1300, die Schwellen der Apostel bußfertig besuchen würden, vollkommenen Ablaß für ein ganzes sündiges Leben verhieß.

Die großen Vortheile, welche der Hof des Pabstes und das Volk zu Rom aus dem Menschenzusammenfluß hatten, der aufs Jubeljahr zu den Kirchen der Apostel wallfahrtete, veranlaßten spätere Päbste, die Kürze des menschlichen Lebens in Betracht zu ziehen, und den sündhaften Menschen das Jubeljahr öfters als Ablaßquelle, sich selbst als Geldquelle, fließen zu lassen.

Ehe ein halb Jahrhundert verfloß, setzte Clemens VI. fest, so ein Jubeljahr solle alle fünfzig Jahre wiederkehren, und, in Erwägung des Gewinns eines solchen großen Ablaßjahrs, änderte Pabst Urban VI. es dahin ab, das Jubeljahr solle nach drei und dreißig Jahren wiederkehren. So hielt der päbstliche Hof in einem und demselben Jahrhundert, von 1300 bis 1389, drei Jubeljahre. Bald darauf wurde wenigstens alle fünf und zwanzig Jahre eines gehalten.

Viele Vaterunser zu beten und die Zahl jedes Tags an einem Merkzeichen sich zu vergewissern, das kam schon im vierten Jahrhundert bei egyptischen Einsiedlern vor. Als gute Werke wie als aufgelegte Bußen nahm gegen das Ende des Mittelalters dieses mechanische Beten in der ganzen Christenheit überhand, und nach den Kügelchen des Rosenkranzes zählte man die Zahl der Gebete ab. Das Gebet wandte sich vorzugsweise an Maria, „die Mutter Gottes", die „heilige Jungfrau", die „Himmelskönigin". Im vierzehnten Jahrhundert wurde das „Haus der göttlichen Jungfrau zu Loretto" ein Wallfahrtsort wie keiner sonst.

Die heilige Sage dichtete davon, dieses kleine Haus aus Leimen sey dasselbe, in welchem einst Maria den englischen Gruß empfangen habe. Nach dem Verluste des heiligen Landes sey es durch Engel von Nazareth in Galiläa nach Tersati in Dalmatien und von da wenige Jahre darauf wieder durch Engel

nach Loretto im Kirchenstaate durch die Lüfte getragen worden, im Jahre 1295. In Kurzem war Loretto die reichste Kirche an Gold, Kunstschätzen und Einkommen durch die Wallfahrer.

War der Himmel und die Gottheit irdisch und menschlich gemacht worden, indem man sich die Verhältnisse des Himmels ganz wie einen Hofstaat auf Erden dachte und sich mit allen möglichen Anliegen an die „Mutter Gottes" als die allvermögende Herrin wandte, so entsprach es dem, daß das Volk „Wunder!" rief, als von einem aufgerichteten Ablaßkreuz Blut floß, und ein Mönch schrie, er sehe, wie dieses Blut aus dem Leibe des Herrn herabfließe. Die Einbildungskraft der Menschen noch mehr zu beschäftigen, wurden von der Kirche viele neue Heilige geschaffen, d. h. Menschen vergöttert. Die Kirche konnte sich das zutrauen bei solchem Glaubensstand der Massen. Manches Kloster, manche Domkirche bedurften der Aufhülfe ihres Einkommens durch einen neuen Heiligen. Zu Rom aber ließ man sich die Seligsprechung und noch viel mehr die Heiligsprechung sehr theuer bezahlen, und es mußten Wunder nachgewiesen werden, welche der heilig zu Sprechende im Leben oder nach seinem Tode gethan. Doch wählte die Kirche meist klug und vorsichtig ihre Heiligen aus, nur selten aus hohen Kirchenwürdenträgern, sondern aus der Zahl derer, welche, seitab von der Welt, in der Mönchskutte der Kirche durch Wissenschaft nützlich, oder durch Glaubenskraft, Entsagung, Wohlthätigkeit, Aufopferung und volksbeliebte Sonderbarkeiten ausgezeichnet waren.

So eine Heilige war die schöne Elisabeth, die Königstochter aus Ungarn. Schwärmerisch schon als Kind, im vierten Jahre aus ihrem heimathlichen Ungarn in die Wälder Thüringens hinweggerissen, zwei Jahre darauf im tiefsten Leben ihres feinen Nervensystems verwundet und zerrissen, war sie seit ihrem fünfzehnten Jahre durch ihren Beichtiger, den fanatischen Konrad von Marburg, so gesteigert worden, daß es sie schmerzte, nicht als Jungfrau sterben zu dürfen, und daß sie über ihre Liebe zu ihrem edeln Gemahl, dem Landgrafen von Thüringen, sich Vorwürfe machte als über eine sündhafte Liebe.

Als Gemahlin eines reichen Fürsten, lebte sie von ihrer Hände

Arbeit. Eine Wohlthäterin der Armen, in zarteſter Jugend ſchon Wittwe geworden, von ihrem Schwager ins Elend getrieben, weg von ihren kleinen Kindern, ſah ſie darin eine Fügung, damit die Liebe zu ihnen ihrer Liebe zu Gott keinen Eintrag thue, diente in den Spitälern den Ausſätzigen, und unterwarf ſich wie ein Lamm auf der Schlachtbank den fürchterlichen Kaſteiungen und Prüfungen, welche Konrad von Marburg ihr auflegte.

An dieſen Mißhandlungen des harten Prieſters erkrankt, und durch die Gluth ihrer heiligen Liebe und Sehnſucht nach dem Himmliſchen frühe verglüht, unterlag ſie mit ihrem zarten in ſeltener Jugendſchönheit blühenden Leibe in ihrem vier und zwanzigſten Lebensjahre dem von ihr mit Entzücken erwarteten Tode. Konrad freute ſich, ihr Irdiſches getödtet zu haben, und berichtete ihr im Gebete ſtrahlendes Angeſicht und ihre Wunderheilungen mit den beſchworenen Zeugniſſen nach Rom, im Jahre 1231. Vier Jahre darauf ſprach ſie der Pabſt Gregor IX. heilig, und am 1. Mai 1235 wurde das Feſt der neuen Heiligen in Deutſchland begangen, vor mehr als zwölfmalhunderttauſend Anweſenden. Kaiſer Friedrich II. hätte die Herzen der Heſſen und Thüringer und ihre tapfern Arme, die er gerade jetzt wider die Lombarden brauchte, unwiederbringlich für ſich verloren, wenn er ſich nicht dieſem Heiligenfeſt angeſchloſſen hätte: er ſelbſt hob den erſten Stein vom Grabe der neuen Heiligen zu Marburg und ſetzte eine goldene Krone aus ſeinem Schatz ihr auf das Haupt. Die Prieſter verkündeten eine Menge Wunder, welche von dieſen heiligen Gebeinen ausgegangen ſeyen, und ſie ließen von dem heiligen Leib ein Oel ausfließen, das die Brüder des Deutſchhoſpitals mit klüglicher Auswahl denen austheilten, welche zu Ehren der heiligen Eliſabeth Kirchen und Altäre erbauen würden. So wurde die im Leben ſo demüthige ſtille Dulderin zu abgöttiſcher Verehrung erhoben; aber mehr, als was die Prieſter eigennützig für ſie thaten, ehrte ſie, daß ſie im Volke als Ideal der Wohlthätigkeit fortlebte, und die Volksſage ihr Bild mit den ſchönſten Blumen der Poeſie kränzte.

Die Sagen aller Heiligen wurden noch zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts geſammelt, und entzündeten unter dem

Namen „goldenes Legendenbuch“ die Einbildungskraft des katholischen Abendlands. Dadurch lebte Katharina von Siena in Italien sich als Kind schon in Entsagungen und Martern hinein, und die Dominikanermönche, deren Fußstapfen das Kind oft küßte, steigerten sie fortwährend. Das schöne Färberskind hatte in zartesten Jahren schon Erscheinungen Christi mit der dreifachen Krone; später wurden seine Besuche und Unterhaltungen mit ihr alltäglich; und als sie Jungfrau geworden, erschien er ihr in der Entzückung eines Tages wieder, verlobte sich feierlich durch einen Ring mit ihr, nahm ihr Herz aus ihrer Seite, und setzte das seine an dessen Stelle. So habe sie es, erzählten die Dominikanermönche, ihrem Beichtvater offenbart.

Darum wurde das so begnadete Färberskind von dem gläubigen Italien, nicht bloß von Laien, sondern von vielen tausend Mönchen und Nonnen fast angebetet, und von dem Dominikanerorden als Werkzeug seiner Interessen benützt und als Werkzeug des römischen Stuhles. Sie selbst war keine Betrügerin, sie that neben ihren Gesichten und Verzückungen die niedersten Dienste der Krankenpflege am Bette gerade solcher Leidenden, vor deren Krankheiten alle Anderen entsetzt und voll Eckel hinwegflohen. Und selbst von der Politik in die Kämpfe Italiens und der Kirche hineingezogen, hat sie nur Gutes gewirkt, vermittelt, Frieden gestiftet, eine schöne schwärmerische Seele in einem schönen Leib; aber über diese schöne Seele, die sich in ihrem Leben und in ihren Briefen spiegelt, herrschte der selbstsüchtige, fanatische Geist des Dominikanerordens, ein finsterer Geist, ganz unhimmlisch und sehr irdisch, und unbewußt stand sie unter dem Gebot dieses Geistes, der mit schwarzem Fittig über dieser weißen Taube schwebte.

Aus Sehnsucht nach ihrem göttlichen Verlobten, nach Christus, starb sie zu Rom im Jahre 1380. Aber nicht, daß sie nach ihrem Tode durch den Pabst Pius II. heilig gesprochen wurde, gibt ihr einen Platz in der Geschichte, sondern das, daß in ihr, als in einer geringen Magd des Herrn, das Christenthum in höherer Art Leben und That geworden war, und sie eine der hohen Frauengestalten ist, welche durch religiöse und sittliche Kraft,

die in ihnen lebte, einflußreich auf ihre Nation, ja auf ihre Zeit, und vorleuchtend für Jahrhunderte geworden sind.

Ein und fünfzig Jahre nach ihr starb eine wahrhaft „Heilige ihres Volkes", von wunderbarem Geist ergriffen und erleuchtet; auch die Führerin ihres Volkes im Kampf ihres Vaterlands, und eine Friedensstifterin, wo der Haß entzweit hatte. Weil sie nicht eine „Heilige des römischen Pabstthums", sondern nur eine „Märtyrerin des Patriotismus und des Nationalsinns" war, und weil sie römisch-katholische Bischöfe als Hexe angeklagt, verurtheilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatten, so wurde diese jungfräuliche Heldengestalt des Mittelalters von keinem Pabst unter die Heiligen versetzt. Aber die göttliche Begeisterung eines der größten Dichter der neuen Zeit hat sie als Heilige des Herzens mit einer unsterblichen Glorie umgeben, und ihr die Verehrung aller Zeiten gesichert, dem einfachen Mädchen vom Dorfe, das zwar nicht für den römischen Stuhl, aber für ihr Vaterland und dessen Unabhängigkeit starb, am 30. Mai 1431.

Viele tausend Heilige, welche die Päbste gemacht, werden lange für immer vergessen seyn, während diese Volksheilige, von der christlichen Poesie bekränzt, leuchten wird; nicht die „Hexe", aber die „begeisterte Jungfrau" von Orleans.

Diese hohe, von religiös-patriotischer Begeisterung erfüllte Französin war keine von Mönchen erzogene Nonne, keine Einsiedlerin gewesen, aber als Kind schon hatte sie die Einsamkeit der Natur gesucht, und in ihrer reinen Seele war der Glaube an die Jungfrau Maria so mächtig geworden, daß Alles, was ein vaterlandsliebendes Herz bewegen mußte, aus ihr heraus und ihr in der Gestalt der göttlichen Jungfrau gegenüber trat, welche sie das thun hieß, was ihr eigenes Herz ihr gebot. Doch hatte sie auch, weil sie reines Herzens war, Augenblicke höheren Schauens, was auf dem Wege des Verstandes nicht erklärt werden kann.

Sie ist eine derjenigen Erscheinungen des Mittelalters, in welcher sich die Religiosität dieser Zeit in ihrer höchsten Schönheit und Kraft abmalt; ein hervorragendes Merkzeichen, wie das Christenthum auch in dieser Zeit zur Erkenntniß und zur Erfüllung wahrer Menschenbestimmung führte, zum Handeln und

zum Thun deſſen, was die Liebe als Pflicht vorgeſchrieben hat und vorſchreibt, überall, wo es ohne Selbſtſucht aufgefaßt wurde.

Neben ſie ſtellt ſich ein wirklicher Einſiedler aus den Schweizeralpen, „der heilige Klaus", Nikolaus von der Flüe. Nachdem er in der Welt gelebt und ſeinem Vaterland alle Pflichten erfüllt hatte, als Kriegsmann, als Richter und als Familienvater, hatte ſich dieſer Landmann in die Waldeinſamkeit der Alpen zurückgezogen, in den ſchönſten Tempel, den der Ewige einem Menſchenauge und einer Menſchenſeele hienieden geöffnet hat, in den der großen Alpennatur, um, müde der Welt und ihrer Täuſchungen, den Reiz der Einſamkeit zu genießen und allein zu ſeyn mit Gott. Mitten im Wirken in der Welt, hatte plötzlich „ein Licht ſein Inneres wie ein Meſſer durchſchnitten", und zwanzig Jahre noch hatte er in der Einſamkeit gelebt, als er im Jahr 1487 hinüberging; gelebt nach dem Glauben des Volkes „mit Gott und von Gott, ohne andere Speiſe". Auch von der heiligen Katharina aus Siena glaubte das Volk, ſie habe einzig und allein vom Abendmahl gelebt.

Nicht wie die Wirkung dieſer Volksheiligen war die Wirkung und „Benützung" aller Heiligen.

Erſcheint wohl Vielen dieſe Gläubigkeit des Mittelalters als ein „einfältig kindlicher und glücklicher Glaube, wo man mit ſeinem klügelnden Verſtande noch nicht das Wunderbare aus der Schrift, aus der Welt und dem Menſchenleben verdrängt hatte", und hat in Wahrheit dieſe Gläubigkeit, die Frucht ihrer Zeit, auch ihre ſchöne und lichte Seite: ſo überſehe man ja nicht, daß das Licht dabei wenig Raum einnimmt, und die Schatten, groß und ſchwer, wie die dickſte Finſterniß auf der zweiten Hälfte des Mittelalters breit umher liegen. Staunen erregt die Befangenheit der religiöſen Urtheilskraft, das gebundene Auge der Zeit; Staunen die Keckheit des Betrugs, welchen Biſchöfe und ihre geiſtlichen Räthe, welchen Mönche und Nonnen Jahrhunderte lang mit dieſer Gläubigkeit zu ſpielen wagten, und wagen durften.

Und man findet wenige Beiſpiele, daß die Kirche dagegen einſchritt, und wo es geſchah, war es nicht der römiſche Stuhl, ſondern die weltliche Obrigkeit, oder der Neid eines Kloſters

gegen das andere, oder eines Ordens gegen den andern. Und trat auch einmal, wie im Jahre 1509 in Bern, ein päbstlicher Legat an einem bestimmten Orte selbst dagegen auf, so geschah das bloß, weil hier der kirchliche Betrug zuvor schon von den Weltlichen entlarvt, und, wenn die Kirche nicht dagegen einschritt, ihr Ansehen, ihre Macht, ihr Einkommen im Ganzen gefährdet war, unter dem aufgehenden Tageslicht der neuen Zeit. So wurden zu Bern damals vier Dominikaner als die Rädelsführer eines Mißbrauchs der Volksgläubigkeit durch ein geistliches Gericht unter dem Vorsitz eines Legaten verurtheilt und verbrannt.

Die dasigen Dominikanermönche hatten, zu ihrem Vortheil, ein Muttergottesbild blutige Thränen weinen, Heilige mit Briefen vom Himmel erscheinen, und einem von ihnen durch satanische Mittel bethörten Menschen die Wundenmaale Christi einbrennen lassen, und ein langes Gewebe von Betrug und Verbrechen einer- und von Aberglauben und Denkunfähigkeit andererseits war endlich an den Tag gekommen. Aber die vier Dominikaner wurden nicht darum verbrannt, weil sie einen so satanischen Betrug an dem Glauben der Andächtigen gespielt hatten — denn solche Betrügereien waren Klosterpraxis durch ganz Europa Jahrhunderte lang —; sondern darum, weil der Betrug an den Tag kam und sie die Kirche kompromittirt hatten: sie wurden verbrannt als Opfer für die Interessen der römischen Kirche; denn die schweizerische Nation ging schon damals der Kirche verloren, wenn diese Berner Dominikanergeschichte nicht desavouirt wurde.

Sonst verbrannte die römische nicht die, welche für sie in Förderung des Aberglaubens arbeiteten, sondern die dagegen wirkten, die „Ketzer".

Neuntes Kapitel.

Die älteſten Proteſtanten.

1. Die Donatiſten und die Heiligen der Wüſte.

Von Anfang an chriſtlich war es, das chriſtliche Leben frei aus zu geſtalten, auf Grund der Gottesoffenbarungen, wie ſie in der heiligen Schrift enthalten, wie ſie durch die Ueberlieferung überkommen, und wie die geſchriebenen oder überlieferten Wahrheiten durch eine wahrheitseifrige Wiſſenſchaft verarbeitet und beleuchtet waren.

Von dieſem Grund wich die Kirche ab, ſeit ſie prieſterſchaftlich zu werden angefangen hatte, war immer mehr davon abgewichen und hatte ſich bald in Irrbahnen verloren, Irrbahnen ausſchweifendſter Art. Die Kirchlichkeit drängte die Chriſtlichkeit zurück, in der Mehrheit zeigte ſich bald genug, daß „kirchlich“ und „chriſtlich“ ſehr verſchiedene Dinge waren.

Gegen die offenbaren Abirrungen der Kirche von der Hauptquelle des chriſtlichen Lebens, von der heiligen Schrift; gegen die Verflüchtigung des chriſtlichen Geiſtes in Aeußerlichkeiten und ſinnliche Formeln; gegen die Ausartung des Glaubens in bloße Glaubensſätze, welche ſtatt der allgemeinen uralten Wahrheit Privatmeinungen einzelner Sprecher der Kirchenverſammlungen oder der Päbſte Allen, und zwar mittelſt der Staatsgewalt, aufzwingen wollten; gegen das Verſteinern des chriſtlichen Lebens in vergänglichen Kircheneinrichtungen, als müßten dieſe, weil ſie für einige Zeit gemäß waren, unveränderlich für alle Zeiten gelten; gegen dieſe Unterdrückung des ewigen Menſchenrechts, das insbeſondere noch durch das Chriſtenthum geheiligt worden war, des Rechts der Denk- und Gewiſſensfreiheit — war ſeit Jahrhunderten Proteſt eingelegt worden. Es hatte nie gefehlt an ſolchen, welche dagegen ſich verwahrten und dagegen kämpften, und zum Kampf ihre Kraft aus den Quellen ſchöpften, von welchen das Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte geſpeist worden war.

Solche Proteſtirende traten entweder gegen einzelne Lehren und Bräuche oder gegen eine ganze Richtung oder auch gerade gegen das beſtehende Kirchenthum überhaupt auf, bald gegen wirkliche Auswüchſe und Entartungen, bald gegen ſolche Formen und Anſtalten der Kirche, welche ihnen nur vorkamen als Auswüchſe, als Trübungen, als Unchriſtliches.

Dieſe Proteſte zeigten ſich zuerſt, als das Chriſtenthum Staatskirche, dann, als es Pabſtthum geworden war. Sie zergingen an der Macht des Staats und an der Macht der Kirche, weil dieſe Proteſte und Gegenbeſtrebungen die Zeitlage und das Zeitbedürfniß nicht für ſich, ſondern gegen ſich hatten; weil Staatskirche und weil Pabſtthum geſchichtlich nothwendig waren, etwas aus der Zeit und den Verhältniſſen ſelbſt Hervorgewachſenes, wodurch die Maſſen der heidniſchen Völker, die noch ganz roh in die Kirche eingeſtrömt waren, erſt eine Erziehung durch zu machen hatten durch die Schule des Geſetzes und eine Alles beherrſchende Autorität.

Die, welche dagegen proteſtirten, überſahen, daß bei ſo veränderten Völkerverhältniſſen der Chriſtenheit die Verfaſſungsform der erſten drei Jahrhunderte, auf welche ſie die Kirche zurückführen wollten, eine auf der chriſtlichen Freiheit der Einzelnen begründete Gemeinſchaft der Gläubigen, nicht mehr geeignet war für die chriſtlichen Maſſen aus der Völkerwanderung, und daß einerſeits dieſe unmündigen Völker nicht gleich chriſtlich frei ſeyn konnten und alſo auch nicht die urſprünglichen Verfaſſungsformen chriſtlicher Freiheit für ſie paſſend waren; daß andererſeits nur durch Autorität, durch eine hierarchiſche Obmacht, alle dieſe chriſtlichen Maſſen, welche erſt die Schule des Geſetzes zu durchlaufen hatten, im Gehorſam der Kirche gehalten und zur Einheit einer allgemeinen Kirche zuſammengefaßt werden konnten.

Die Idee einer höchſten, alles geiſtige und geſellſchaftliche Leben der Chriſtenheit beherrſchenden Autorität und damit ſpäter auch die Idee der Einheit und Allgemeinheit der Kirche waren eins geworden mit dem Pabſtthum und in dieſem dargeſtellt. Von dieſer dreifachen Idee war Wiſſenſchaft, Kunſt und Volksleben eben ſo durchdrungen und beherrſcht, als das kirchliche Leben im

engeren Sinne. Nur was ſich als eins fühlte und als eins zeigte mit dieſer Idee, die im Pabſtthum wirklich und herrſchend geworden war, konnte beſtehen, durchdringen und anerkannt werden. Nicht was dieſer Idee widerſtritt, fand ſeinen Untergang; im Gegentheil gerade das, was als reiner Gegenſatz gegen ſie gedacht und geſagt wurde, überlebte und ſiegte zuletzt; unter gingen nur die Perſönlichkeiten, als Opfer im Kampfe gegen das vergängliche Beſtehende, das ſich als unvergänglich geltend machte und aufdrängte; unter gingen diejenigen Beſtrebungen gegen die Kirche, welche gegen unweſentliche Schattenſeiten derſelben ſich wandten, und an Licht den großen Lichtſeiten, welche die Kirche noch immer hatte, zurückſtanden; unter ging aber nicht das, was als Wahrheit in den älteſten Proteſten ſchon enthalten war, wenn auch die Proteſtirenden in Manchem irrten, und an der Macht des Beſtehenden untergingen; Samen für die Zukunft war ihr Wort, ihr Leben, Leiden und Sterben.

Gegen die Verweltlichung der Kirche, unter welcher die Religion und zugleich der Wohlſtand und das Wohlgefühl des chriſtlichen Volkes litten, kämpften ſchon durch das ganze vierte Jahrhundert die Donatiſten und die Circumcellionen.

Beide ſind nicht Ein und Daſſelbe, ſondern urſprünglich ganz verſchiedene Elemente. Die Donatiſten waren eine Religionspartei in Afrika, von ſtrengeren Grundſätzen, welche namentlich behauptete, die Wirkſamkeit des Prieſterthums ruhe nicht in der Gnade des Amts, ſondern in der perſönlichen Würdigkeit. Das bereits üppige Leben der Kirchenwürdenträger und überhaupt der Prieſterſchaft, neben den unerſchwinglichen Abgaben und ſchweren Frohndienſten, womit die weltliche Macht beſonders auf das Landvolk drückte, hatten ſeit länger den Unmuth der Bauern und Nomaden Numidiens und Mauritaniens gereizt. Dieſen Bauern gefiel es, wenn die Donatiſtenprediger auf die Reichthümer und Einkünfte wie auf das hofhaltartige Leben der neuen Kirchenfürſten ſchalten, und es als Satans Werk bezeichneten, wodurch der Teufel die Kirche zu Grunde richten wolle. Die hart gedrückten Bauern auf dem Lande nahmen Partei für die Donatiſten in den Städten.

Die Bauern und Nomaden wurden noch besonders aufgeregt durch eine Art Asceten, welche vor den Donatisten da waren und auf dem Lande sich herum trieben, ohne feste Wohnstätte, ohne Arbeit. Sie waren der Vortrab der Bettelmönche ohne Klöster; Dach und Kost suchten und nahmen sie in den Hütten der armen Bauern, herumstreichend; daher ihr Name „Circumcellionen".

Sie waren wohl der Nachwuchs jener fanatisirten Rotten, welche die Bischöfe in Afrika früher zur Zertrümmerung der Götzenbilder, zur Anzündung der heidnischen Tempel auf dem platten Lande, zur Säuberung des Bodens vom Heidenthum erhitzt und gebraucht hatten. Das Streifen durchs Land ohne Arbeit gefiel ihnen, und wenn man sie hörte, so führten sie dieses Leben voll Entsagung um Jesu Christi willen. Hatten sie früher gegen den „Teufel" im Heidenthum geeifert, so eiferten sie jetzt gegen den „Teufel" im Christenthum, gegen das üppige Leben und die Herrschsucht in der Kirche, gegen dieses „Satanswerk", wie es die Donatisten nannten. Sie selbst nannten sich die Kriegsleute Christi, die Männer des Kampfes. Ihr eigentlicher Halt war die Wüste. Da wie im Morgenland, so hier im afrikanischen Abendland die Steuerlast unerträglich geworden war, überdieß Kriege und Unruhen Viele um ihr Eigenthum gebracht hatten, so mehrte sich die Zahl dieser freien, christlichen Leute der Wüste durch solche unglückliche Bauern und Städter. Auch viele Sclaven schüttelten das Joch ihrer Herren ab und flüchteten zu den Streitern Christi in die Wüste.

Unter diesen Asceten selbst hatten sich indessen ihre socialistischen Anschauungen zu socialistischen Planen gestaltet. Alles Verderben unter den Christen hatte, wenn man sie hörte, seine Quelle in der ungleichen Vertheilung und Anhäufung irdischer Güter, in den Standesunterschieden, in den der christlichen Brüderlichkeit und Gleichheit widersprechenden Staatseinrichtungen; darin, daß eine Minderheit die Herren spielte und praßte, während die unendliche Mehrheit niedergedrückt darbte; darin, daß die heidnischen Einrichtungen in der christlichen Welt fortdauern und nicht nach dem Evangelium regiert und gelebt werde.

Das Letztere war nur zu wahr. Es war zu viel da, was ſich mit den Lehren des Evangeliums nicht vertrug, zu viel, was nicht ſeyn ſollte; und eben ſo war zu viel noch nicht da, was ſeyn ſoll in chriſtlichen Gemeinden. Die Ackerbauern, die Handwerker waren unchriſtlich gedrückt, durch die Schuldgeſetze beſonders ſo ſehr als durch die Steuern; und über die maſſenhafte Knechtſchaft der wirklichen Sclaven erhob ſich der Zuſtand der Ackerbauern nur wenig; ſie waren Hörige, ihre Lage nur eine andere Art von Sclaverei. Der Boden, den ſie bearbeiteten, gehörte nicht ihnen, ſondern einer kleinen Zahl reicher Grundbeſitzer, welche die Abgaben der hörigen Bauerſchaft in Pracht und Schwelgerei in den kaiſerlichen Reſidenzen verſchwendeten. Der größte Theil der Geiſtlichkeit hielt ſich zu der weltlichen Despotie, und half die Laſten der Bedrückten nicht vermindern, ſondern vermehren.

In der Nacht ihrer Noth hingen ſich dieſe Gedrückten um ſo feſter an das Evangelium, d. h. an diejenigen Lehren, welche für die Armen ſprachen; und ebenſo an das alte Teſtament, d. h. an diejenigen Stellen, welche gegen Ueppigkeit und Tyrannei eiferten; vorzüglich aber an die Verheißungen und Erwartungen vom „tauſendjährigen Reiche", und am meiſten unter den neuteſtamentlichen Schriften an die Offenbarung des Johannes.

An die Idee und die Träume von einem tauſendjährigen Reiche knüpften von da, immer nach einigen Jahrhunderten als gleiche Erſcheinung wiederkehrend, ſich „ſocialiſtiſche" Hoffnungen und Beſtrebungen an, und an dieſer Idee entzündete ſich ein religiös-politiſcher Fanatismus, welcher das Beſtehende umzuwälzen, das tauſendjährige Reich, d. h. rein-chriſtliche Zuſtände in Staat und Kirche und in bürgerlichen Verhältniſſen, mit Gewalt einzuführen verſuchte; Zuſtände, wie ſie die Beſitzloſen und die Unterdrückten als die der Chriſtus-Lehre allein entſprechenden ſich ausmalten.

Das tritt überall dann hervor, wenn die Kirche ihrer Aufgabe untreu wird, ſich der Mühſeligen und Beladenen anzunehmen, gegen die, von welchen Bedrückung ausgeht. Dann entſteht im Schooße des Elendes ſelbſt ein neuer Prophetismus,

ein excentrisches Wesen, eine religiös-politische Schwärmerei, eine an der Bibel selbst sich nährende Feindseligkeit gegen die Ordnung in Kirche und Staat, nicht bloß gegen die in beiden bestehenden Mißbräuche.

So an montanistischen Anschauungen, an der johanneischen Offenbarung und an der Bergpredigt, aber auch unmittelbar an der täglichen Reibung mit der eigenen Noth, hatte die Erwartung eines tausendjährigen Reiches allgemeiner Freiheit und Freude auf Erden, und die Sehnsucht darnach, unter den Bauern und Nomaden und allen Besitzlosgewordenen Afrikas sich entzündet, und schnell die Gährung bis zum Groll, der Groll bis zum bewaffneten Aufstand sich gesteigert. Sie hörten nicht mehr auf einen der Donatistenprediger, welcher die Offenbarungen des Johannes geistig erklärte, und alle Erwartungen sinnlicher Art von einem tausendjährigen Reiche als eitle Träume, als Schwärmerei hinstellte.

Zehntes Kapitel.

Die ältesten Protestanten.

2. Erste Waffenerhebung des Socialismus unter Christen.

Aus der Wüste Numidiens hervor kamen die Asceten, welche zuerst die Fahne der evangelischen „Gleichheit" unter der ackerbauenden Bevölkerung aufpflanzten.

Sie fühlten sich als die Gotterweckten, das Widerchristliche aus der christlichen Gesellschaft wegzuräumen, dem göttlichen Rechte, das durch die menschliche Gewalt niedergehalten sey, aufzuhelfen, die Tyrannei der Herren zu brechen. Sie nannten sich nun die „Heiligen des Herrn", und ihre Führer, Fasir und Axid, unterzeichneten sich in ihren Schreiben „Hauptleute der Heiligen".

Diese Schreiben waren Drohbriefe, die sie an hartherzige Gläubiger erließen, den Schuldnern ihre Schulden zu erlassen,

oder der äußerſten Rache gewärtig zu ſeyn; ebenſo an unbarmherzige Sclavenbeſitzer.

Weitum verbreitete ſich der Schrecken vor den Heiligen der Wüſte, vor den Rächern der verletzten Menſchenrechte, vor den Reinigern des chriſtlichen Lebens, als welche ſie ſich ausgaben; denn ſie gaben ihren Drohungen, wo dieſe wirkungslos blieben, ſchrecklichen Nachdruck. Unbarmherzige Gläubiger, die es blieben, ſahen ſich plötzlich in der Nacht überfallen, und die Flammen ihrer angezündeten Landhäuſer beleuchteten den Entſetzten die wilden Geſichtszüge und Geſtalten der „Streiter Chriſti", der Rächer aus der Wüſte. Der gellende Ruf: „Ehre ſey Gott!" war, wo er in der Nacht ſich hören ließ, das bald genug allbekannte Zeichen, daß ein Haus oder einen Hof dieſe „Heiligen" überfielen. Nur durch Erlaß der Schuld retteten ſolche zur Verantwortung gezogene Gläubiger ihr Leben. Blut vergoßen dieſe Puritaner älteſten Gepräges in ihrer erſten Zeit nicht. Sie ſtraften die in ihren Augen Schuldigen durch körperliche Züchtigung mit großen Prügeln, die ſie ſtatt des Schwertes trugen, und welche ſie ihre Iſraeliten nannten, und durch Verbrennung des Eigenthums. Auch hölzerne Keulen führten ſie; das Schwert vorerſt darum nicht, weil es im Evangelium heiße: „Wer das Schwert nimmt, der ſoll durchs Schwert umkommen."

Der urſprüngliche religiöſe Fanatismus des Kerns dieſer Heiligen der Wüſte, der Asceten, blieb nicht nur verſchmolzen mit dem politiſchen Eifer, ſondern ſteigerte ſich noch im Fortgang des Kampfes mit der weltlichen Macht und mit der katholiſchen Kirche. War der politiſche Grundſatz chriſtlicher Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ein Magnet für Alle, deren bürgerliche Verhältniſſe hoffnungslos waren, auch für der Geburt nach Vornehmſte dieſer Art, wie für den gemeinen Mann: ſo hatten die Heiligen der Wüſte auch noch Solches an ſich, was die Mehrzahl der Donatiſten für ſie einnahm. Das war ihr Haß gegen das Kirchenfürſtenthum, gegen das prieſterſchaftliche Element in der Kirche. Damit traf der heilige Eifer der Donatiſten ganz zuſammen; doch boten ſie den Circumcellionen erſt ſpät die Hand, in äußerſter Noth, als ſie ihrer Hülfe bedurften gegen die Waffen-

gewalt der weltlichen Macht, welche die katholische Kirche gegen die Donatisten aufgerufen hatte.

Alles, was an die Heiligen der Wüste sich anschloß, wurde von den Katholiken gefürchtet als die „Leute des Gebirgs und des platten Landes", als die „Felsenmänner".

Um grausame Herren Menschlichkeit gegen ihre Sclaven zu lehren, thaten die Wüstenheiligen also. Trafen sie Herren auf ihrem Zug, welche sich von ihren Sclaven tragen oder ziehen ließen, ziehen von Menschen statt von Thieren: so zwangen sie die Herren, die Sclaven zu tragen, oder als Zugthier an die Stelle der Sclaven einzutreten. Guts- und Sclavenbesitzer, welche markirt waren durch Mißhandlung ihrer Eigenen, nöthigten sie, Stunden oder Tage lang Sclavenarbeit zu verrichten, in niedrigsten Geschäften, namentlich in der Tretmühle, zu arbeiten.

Nicht die Schulden für aufgehoben erklären, sondern nur die Unbarmherzigen unter den Gläubigern an die Sittenlehre Jesu selbst erinnern, an den Wucherern abschreckende Beispiele geben wollten sie; nicht die Sclaverei sofort abzuschaffen, sondern die Sclavenbesitzer Menschlichkeit zu lehren durch zeitweises Einstecken in die Sclavenarbeit, gingen sie anfangs aus. Erst die Hartnäckigkeit der Sclavenbesitzer und deren Beschützung durch die katholische Kirche trieben sie vorwärts bis zur Verkündung des Grundsatzes der Brüderlichkeit in der Form allgemeiner Gleichheit und Freiheit, womit die Sclaverei von selbst für unstatthaft erklärt war. Die Schuldgesetze namentlich hatten beigetragen, aus Freien Sclaven zu machen; was nicht bloß so obenhin widerchristlich, sondern entsetzlich, geradezu satanisch war im Angesicht des Evangeliums. Wenn die Heiligen der Wüste das einen „teuflischen" Mißbrauch des Staats und der Kirche nannten, so hatten sie Buchstaben und Geist der eigenen Worte Christi für sich, und dieser Protestantismus gegen etwas „Teufliches" in der Christenheit ist nicht zu übersehen oder zu unterschätzen über dem, was sich als Auswuchs und Ausschweifung dieser Bewegung ansetzte.

Die Donatisten waren darin Protestanten, daß sie dabei blieben, „die Kirche Christi sammt ihren übernatürlichen Segnungen sey nur da, wo der heilige Geist wirke. Der heilige

Geiſt wohne aber nur in ſittlich guten Seelen, nicht in Schlechten und Verworfenen. Eine Gemeinde, welche grobe Sünder in ihrer Mitte dulde und *ehre*, habe ſich ſelbſt vom Leibe des Herrn losgetrennt".

Sie waren aber auch ächte Proteſtanten darin, daß ſie die Lehre, als ſey nur in der Biſchofskirche das Himmelreich zu gewinnen, und als dürfe, ja müſſe, wer derſelben ſich entzöge, mit Gewalt durch den weltlichen Arm in den Schooß dieſer Kirche zurückgebracht werden, mit Abſcheu zurückwieſen, und dieſe Lehre der Welt als Beleg aufzeigten, wie ſehr die katholiſche Kirche geiſtig und ſittlich verdorben ſey; die katholiſche Kirche von damals hatte die Einmiſchung des Staats in dieſe rein-kirchliche Angelegenheit und in vielen anderen Fällen *verlangt*, den weltlichen Arm angerufen. Die römiſche Kirche von *jetzt* weist, wie die Donatiſten, die Einmiſchung des *Staates* in *Kirchenangelegenheiten* zurück, ruft ihn aber auch an, ihren Beſchlüſſen oder Beſtrebungen den weltlichen Arm zu leihen, wofern und wo ſie das für nöthig oder erſprießlich hält.

Wo das geiſtige Leben und vor Allem die religiöſe *Seite* deſſelben durch Zwang mittelſt der Staatsgewalt beherrſcht wird, da hört das wahre Chriſtenthum auf und *widerchriſtliche* Mächte fangen zu herrſchen an. Nirgends geſtattet das Evangelium, durch äußere Nöthigung die Geiſter zu bezwingen. Und jedesmal, ſo oft wir das in der Kirchengeſchichte auch vor ſich gehen ſehen, tritt diejenige Kirche in die Verirrung zum Widerchriſtenthum ein, welche nur für ſich ſelbſt vom Staate Freiheit des Glaubens und des Gottesdienſtes in Anſpruch nimmt, nur für ſich ſelbſt die Einmiſchung des weltlichen Arms abwehrt, und zwar nach Freiheit geſchrieen hat, ſo lange ſie unterdrückt war, aber wie ſie frei geworden iſt, die Andersgläubigen zu unterdrücken ſucht, und den weltlichen Arm gebraucht, dieſe zu unterdrücken, unter dem Vorwande, die andere Form des Glaubens ſey lediglich „*Irrthum*" und „der Irrthum könne nicht gleiche Rechte mit der Wahrheit haben".

Auf dieſem Punkte hört ſtets, ſpreche nun die katholiſche, die proteſtantiſche oder eine ſektireriſche Kirche ſo, das wahre

Christenthum auf; das ist die Sprache des Antichrists. Wahre Gotteserkenntniß ist nur da, wo Freiheit ist, wo gleiche Freiheit, gleiches Recht für das Bekenntniß jeder Religion im Staate Geltung haben. Aechtung der Andersgläubigen, Herbeirufung des weltlichen Schwertes zur Strafung, zur Ausrottung derselben, oder zu ihrem Uebertritt durch grausamen Zwang, ist nicht Eifer für Gottes Sache, sondern Satanismus. Der „Satanismus" spielt eine grauenvolle Rolle in der Geschichte der christlichen Kirche.

In ächt christlichem Geiste sagten die Donatisten, der Kaiser möge über die Leiber seiner Unterthanen verfügen, er möge ihnen ihr Geld nehmen, aber über ihre Seelen habe er keine Gewalt. Diese seyen frei und stehen in Gottes Hand. Gefalle es dem Höchsten, eine Seele dem ewigen Heil zu gewinnen, so wisse er selbst die besten Mittel dazu, und bedürfe des Armes der weltlichen Gewalt nicht.

Bekannt ist das Wort des Donatus selbst: „Was hat der Kaiser mit der Kirche zu schaffen?" Aber selbst der „heilige" Augustinus war der Ansicht, daß, weil die Güte und Belehrung nicht verfange, die Andersgläubigen „durch bürgerliche Strafen und durch Kriegsvolk zur Rückkehr in den Schooß der allgemeinen Kirche genöthigt werden dürfen und müssen, zu ihrem eigenen Heil".

Der „heilige" Augustinus hat bereits nicht bloß ausgesprochen, was den Grundgedanken der späteren Inquisition ausmacht, als wäre das Christenpflicht, sondern er hat das in Ausübung gebracht und durch mündliches Wort und Schrift die ganze katholische Kirche zur Ausrottung der Andersgläubigen in Bewegung zu setzen gesucht, Gräuel hervorgerufen gegen die Andersgläubigen, welche man vergebens damit zu entschuldigen versucht hat, er habe das „als kirchlicher Staatsmann gethan, um die Einheit der Kirche zu retten, den Gefahren der Zeit gegenüber. Nur darum habe er sich vor diesen gewaltsamsten Mitteln nicht gescheut".

Diesem „heiligen" Augustinus gegenüber erscholl aus der Mitte der Donatisten das Wort Parmenians: „Haben die Apostel irgend Jemand verfolgt? Oder hat Christus Einen der weltlichen Macht überliefert? Christus gebietet uns, vor Verfolgung

zu fliehen; du aber, Auguſtinus, der du dich einen Jünger Chriſti nennſt, willſt die Miſſethaten der Heiden nachahmen! Meinet ihr, Gott dadurch zu dienen, daß ihr uns mit eigener Hand mordet? Ihr Elenden irret, wenn ihr dieß glaubt. Gott will keine Henker zu Prieſtern. Chriſtus wollte die Menſchen durch ſanfte Ueberredung zum Glauben bewegen, nicht mit Gewalt ſie dazu zwingen. Und als die Apoſtel über die Anſtifter von Parteiungen ſich bei ihm beklagten (Luc. 9, 50.), ſprach er zu ihnen: Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns. Abermals ſpricht er: Es kann Niemand zu mir kommen, es ſey denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich geſandt hat (Joh. 6, 54.). Warum erlaubt ihr nun nicht einem Jeden, ſeinem freien Willen zu folgen, da doch Gott der Herr ſelbſt dem Menſchen den freien Willen verliehen hat? Was hängt ihr euch an die Fürſten dieſer Welt, in welchen die Chriſtenheit von jeher ihre Feinde zu erfahren hatte?" Ein anderer donatiſtiſcher Biſchof, Gaudentius, ſchrieb gegen Auguſtin: „Gott hat den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde und darum frei geſchaffen. Warum wollt ihr ihm durch menſchliche Willkür entreißen, was ihm Gott verliehen hat? Iſt es nicht ein wahrer Hochverrath, daß menſchliche Anmaaßung ſich unterwindet, zu rauben, was Gott uns geſchenkt, und daß ſie erſt noch ſich rühmt, dieſen Raub im Namen Gottes zu verüben? Ein Menſch, der Gott mit den Waffen vertheidigen will, beleidigt dadurch den Höchſten aufs Tiefſte. Denn er geht von der Vorausſetzung aus, Gott ſey zu ſchwach, das ihm widerfahrene Unrecht ſelbſt zu rächen. Höret, was der Herr ſpricht (Joh. 14, 27.): „„Den Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; ich gebe ihn euch nicht, wie ihn die Welt gibt."" Der Friede der Welt wird unter Völkern, die uneins ſind, durch Waffengewalt herbeigeführt. Der Friede Chriſti wendet ſich an den freien Willen der Menſchen. Gütlich durch Ueberzeugung ſucht er dieſelben zu gewinnen, nicht ſie zu nöthigen durch äußere Zwangsmittel. Der allmächtige Gott gebrauchte Propheten, das Volk Iſrael zu bekehren; nicht Fürſten übertrug er dieſes Geſchäft. Der Heiland der Seelen, Jeſus Chriſtus, ſandte zur Verkündigung ſeines Glaubens Fiſcher aus, keine Soldaten."

Wie schön kennzeichnen sich in diesen Protesten die Donatisten, dem „heiligen" Augustinus und den Katholiken gegenüber! Die Bewegung der Heiligen der Wüste und desjenigen Theils der Donatisten, der sich ihr anschloß, ist von den feindseligen Federn der katholischen Kirche so erzählt, daß nur mit Mühe die wahre Sachlage und der Gang der Bewegung heraus erkannt werden kann, durch Schlüsse, welche sich aus den Bruchstücken, aus den Lücken, und aus der handgreiflichen Trübung der Wahrheit ergeben. K. Hase ist der Einzige, der bisher das Richtige erkannt hat, indem er diese Bauern und Nomaden des Gebirgs und des Flachlands Afrikas in ihrem Kampfe gegen die katholische Kirche „treue, kraftvolle, düstere Gemüther nennt, welche in ihrem Dulden und Kämpfen die ungeheure Macht eines mißverstandenen Glaubens bewährt haben".

Kaiserliche Kommissäre mit Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß kamen, die Donatisten friedlich oder gewaltsam, wofern das Erstere nicht ginge, zur Unterwerfung unter die katholische Kirche zu bringen. Die Stadt Bagai, wo Donatus der jüngere Bischof war, vertheidigte sich gegen die anrückende Militärmacht; sie hatte alle Circumcellionen ihrer Nachbarschaft aufgeboten. Diese, nach kurzem Sieg über die Reiterei, wurden, ehe sie ihre ferneren Brüder an sich ziehen konnten, von dem kaiserlichen Fußvolk zersprengt, Bagai im Sturm genommen; der jüngere Donatus und ein anderer Geistlicher, Markulus, erlitten, grausam hingerichtet, den Märtyrertod. Donatus der Große, der Bischof von Karthago, und viele seiner Glaubensgenossen wurden verbannt; viele andere Donatisten, welche der äußersten Schattirung derselben angehörten, und ihr Gewissen nicht dem weltlichen Arm unterwerfen wollten, wurden mit dem Schwert gerichtet oder verbannt, alle donatistischen Kirchen in den Städten geschlossen oder weggenommen.

Auf dem platten Land aber und in dem Gebirge hielten sich die Donatisten durch Hülfe der Circumcellionen, und der Glaubenskampf nahm jetzt eine wilde Gestalt an, seit der Hinrichtung vieler ihrer Brüder, seit den Gräueln der kaiserlichen Soldateska, seit der Einäscherung ihrer durch die Letztern auch auf dem Lande genommenen Kirchen. Zwölf Jahre lang dauerte der Glaubens-

krieg mit ſchauderhaften Proben der Glaubensmacht der ſchwärmeriſchen „Heiligen der Wüſte“. Wie groß die Zahl der Donatiſten war, ergibt ſich daraus, daß ſchon lange vor dieſem Kampfe, ſchon im Jahre 330, auf einer Synode nicht weniger als zweihundert und ſiebenzig donatiſtiſche Biſchöfe anweſend waren. Es fanden ſich zwar ſchon zuvor Gemäßigtere und Verſöhnlichere neben den Entſchiedenen und Aeußerſten unter den Donatiſten. Die Verfolgung aber, die durch ganz Afrika ging, ſchied vollends die Halben von den Ganzen, führte aber den Letzteren aus der Vielheit der mit dem Beſtehenden in Kirche und Staat Unzufriedenen anderartige Elemente zu.

Die Gräuel, die gegen ſie geübt wurden, vergalten die donatiſtiſchen Berg- und Thalleute beſonders an denjenigen katholiſchen Prieſtern, die als beſonders feindſelig gegen ſie ſich zeigten; ſie überfielen in Abtheilungen nächtlich die Häuſer derſelben und plünderten ſie aus, ſich ſelbſt zum Unterhalt; die Prieſter aber ergriffen ſie und zerprügelten ſie. Einzelnen Prieſtern vergalten die Bauern, was ſie an ihren Frauen und Töchtern gethan, durch Verſtümmlung, und ließen ſie dann ſo ihres Wegs gehen. Getödtet wurde Keiner. Einzelne quälte die Rache der Bauern dadurch, daß ſie ſie langſam blendeten, indem ſie ihnen mit Eſſig vermengten Kalk in die Augen rieben. Neben der Keule ſah man jetzt in den Kampfſchaaren der Wüſtenheiligen und Donatiſten das Schwert, die Lanze und die Schleuder.

Sah ſich wo eine Abtheilung der „Heiligen“ im Gebirg oder Thal abgeſchnitten und rettungslos, ſo ergaben ſie ſich nicht den Siegern: in ſchwärmeriſcher Begeiſterung ſtürzten ſie von hohen Felſen, auf die ſie ſich zurückgezogen, ſich in die Schluchten hinab, oder in ein nahes Waſſer, oder verbrannten ſie in ihren angezündeten Blockhäuſern und Kirchen. Zerſprengte einzelne Flüchtlinge zwangen unter Todesdrohung begegnende Weiber oder Männer, unter Darreichung des Schwertes, ſie zu tödten; denn das Eiſen ſelbſtmörderiſch gegen ſich zu kehren, hielten ſie für unerlaubt. Doch kam es auch vor, daß eingeſchloſſene, rettungsloſe Häuflein noch eine Nacht, eine letzte Nacht unter Wein und Liebe mit ihren Weibern feierten und am Morgen ſich gegenſeitig

den Tod gaben. Unter einem ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzten Glaubensheer ergaben ſich von ſelbſt auch verſchiedene Grundſätze und Handlungsweiſen.

Sie entzündeten ſich vorzugsweiſe am alten Teſtament, auf dieſes beriefen ſie ſich meiſt, und der Feuereifer der früheſten Iſraeliten und der ſpäten Makkabäer war ihr Vorbild. Ueberall hielten ſie die Bibel empor, im religiöſen Geſpräche die Evangelien mit den Reden Jeſu, im Glaubenskampfe die Bücher Moſe und Samuel und die der Könige, die Pſalmen und die Propheten, unter den Letzteren beſonders den Haggai. Die Nothwendigkeit einer Abſonderung von der ganz verderbten Prieſterkirche, der Heiligen von den Unheiligen, war ihr Schlagwort.

Sie waren unbezwungen, als in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts die allgemeine Religionsfreiheit kam und ihnen ſo ſehr den Sieg und die Herrſchaft gab, daß ſie bald die Mehrzahl in Afrika für ſich hatten. Die Katholiken mußten die ihnen entriſſenen Kirchen wieder abtreten; aber gleich dabei zeigten ſie, daß ſie den Sieg nicht mit Mäßigung zu benützen wußten: die Verbannung hatte die Bitterkeit gegen ihre Verfolger geſchärft, nicht gemildert. Sie weihten dieſe Kirchen neu ein, als durch Götzendienſt entweihte Orte; die Altäre darin ſchabten ſie ab, andere riſſen ſie geradezu ganz nieder; die heiligen Gefäſſe verkauften ſie und kauften neue; die Wände und Fußböden der Kirchen wurden gründlich abgewaſchen; geweihten Jungfrauen, welche aus dem Zwang der katholiſchen Kirche zu der Freiheit der Donatiſten übertraten, nahmen ſie die übliche Kopfbedeckung ab, beſtreuten das Haupt derſelben mit Aſche, und gaben ihnen Schleier, wie ſie die Jungfrauen der Donatiſten trugen. Wie früher, unterwarfen ſie auch jetzt römiſch getaufte Chriſten, die zu ihnen übertraten, einer zweiten Taufe. Dieſe Wiedertaufe gehört mit zu dem, was ſie kennzeichnet.

Im Sieg über ihre Gegner, die Katholiken, zu mächtig, als daß einzelne den Kaiſern entlockte ſtrenge Verordnungen gegen ſie hätten vollzogen werden können, ſchwächten ſie ſich ſelbſt durch Spaltungen in ihrer eigenen Mitte: die Partei fiel aus einander in eine Menge Bruchtheile, die gegen einander eiferten; der Kampf

wandte ſich von den Katholiken ab auf die eigenen Brüder; jede Schattirung wollte allein im Beſitz der wahren Chriſtus-Religion ſeyn. Sie ſchleuderten Bannflüche gegen einander; es kam zu Gefechten, zum Häuſeranzünden. Ein Theil der Donatiſten rief jetzt ſelbſt den weltlichen Arm gegen den andern Theil auf. Das thaten Donatiſten gegen Donatiſten. Je größer die Zahl derer geworden war, die ſich den Donatiſten, weil ſie die Oberhand hatten, anſchloßen: deſto ſchwächer wurde die Partei an innerer Kraft und Haltung, durch dieſes Hinzutreten von Elementen, welche den ſtrengen ſittlichen Grundſätzen fremd waren, auf denen bisher die Stärke der Partei geruht hatte. Schon Fremdartiges, geſchweige Unreines, was in Maſſe einer politiſchen oder religiöſen Partei ſich anhängt, wirkt auf den Kern und die wahre Kraft derſelben verunreinend, ſchwächend, zerfreſſend, auflöſend.

Mit dem fünften Jahrhundert entwickelte der „heilige" Auguſtin, Biſchof von Hippo, mit Schrift und Rede eine große Thätigkeit, die Kirchenſpaltung zu überwinden, und die Donatiſten mit den Katholiken wieder zu vereinen, unter den mildeſten Bedingungen für die Donatiſten. Die Entſchiedenſten der Letzteren witterten hinter dieſer Milde die Abſicht, ſie nur herüber zu locken, um dann ihren Glauben zu unterdrücken. Die Söhne der Märtyrer und Heiligen, entgegneten ſie, werden ſich nimmermehr vertragen mit den Nachkommen der Verräther an Chriſtus. Die Wüſtenheiligen bedrohten Jeden, der abtrünnig würde, mit ihrer Heimſuchung, und lauerten den Katholiken auf, die in Städten und Dörfern herumzogen, um Donatiſten zu gewinnen. Zu Anfang des Jahres 405 erſchien aber ein kaiſerliches „Unionsedikt", das mit ſchweren bürgerlichen Strafen drohte, wer dieſen Frieden nicht annehme, dieſen kaiſerlichen Befehl zur Wiedervereinigung mit der Kirche. Die Mehrheit der Donatiſten blieb ſtandhaft. Das Gaukelſpiel eines Religionsgeſpräches wurde aufgeführt, um blutige Maaßregeln gegen die „Ketzer" einzuleiten; ein Gaukelſpiel, da der Kaiſer ausdrücklich erklärte, er behalte ſich vor, durch einen von ihm ernannten weltlichen Regierungskommiſſär am Schluſſe des Religionsgeſprächs entſcheiden zu laſſen, wer Recht habe. Das mußten die Donatiſten ver-

werfen. Aber um nicht den Schein zu haben, als scheuen sie eine offene Besprechung ihres Glaubens, erschienen sie auf dem Religionsgespräch zu Karthago. Am Schlusse des dritten Tages sprach der Katholik und kaiserliche Kommissär Marcellinus, ein zuvor bekannter Bewunderer des heiligen Augustin, des Hauptsprechers auf katholischer Seite, den Katholiken den Sieg zu: weder ihn noch den Kaiser kümmerte es, daß die Donatisten vornherein gegen das ganze Verfahren Protest eingelegt hatten. Die alten Strafgesetze wider Ketzer wurden gegen die Donatisten erneuert, und denjenigen Gemeinden, welche sich nicht mit der katholischen Kirche wieder vereinen wollten, ihre Kirchen mit Gewalt entzogen, ihre Güter konfiszirt, alle Halsstarrigen des Landes verwiesen. Zwei Jahre darauf wurde jeder Donatist aller bürgerlichen Rechte verlustig erklärt, und wieder ein Jahr später alle religiösen Zusammenkünfte von Donatisten bei Todesstrafe verboten.

Kaiserliche Kriegshorden ergoßen sich über das Land zur Vollstreckung der Befehle. Aus Furcht unterwarfen sich die Meisten, ganze Städte und Dörfer; aber nicht Alle. Es floß viel Blut in heißem Kampf hüben und drüben. Viele flohen ins Gebirg und in die Wüste; viele Hunderte gaben sich lieber selbst den Tod, um nicht ihren Glauben verläugnen zu müssen, so Viele, daß selbst in dem heiligen Augustinus, so stark er zu einem Großinquisitor angethan war, Gewissensbisse sich regen wollten, und selbst Freunden Augustins vor diesem Blut zu grauen anfing.

Augustin suchte sich und diese mit Worten darüber zu beruhigen, welche seitdem Schlagworte für alle die geworden sind, welche den Schlächtereien der Inquisition, den Bartholomäusnächten, dem Ketzer- und Hexenbrennen das Wort reden. „Wenn du," schrieb er an einen solchen Freund, „die Menge der Neubekehrten und ihren inbrünstigen Kirchenbesuch sehen würdest, so würdest du mit Freuden zugestehen, daß es die *größte Grausamkeit gewesen wäre*, so *viele* Menschen der ewigen *Verdammniß* und den Flammen der *Hölle* zu überlassen, nur damit nicht jene Hand voll Verzweifelter sich selbst entleibe, deren *Zahl* gar keinen Vergleich aushält mit der *Menge* jener Ver-

führtgeweſenen und jetzt (in Folge der Gewalt- und Blutmaaßregeln) Neubekehrten."

Für den Heldenmuth, der lieber freiwillig ſterben, als den Glauben ohne Ueberzeugung wechſeln wollte, und für dieſe erhabene Gewiſſenhaftigkeit war die Seele Auguſtins ſtumpf; ſtumpf ſein Auge für die klarſten Worte Jeſu Chriſti ſelbſt, in deren Lichte dieſer Ausſpruch Auguſtins als völlig ſataniſch erſcheint. Auguſtins Charakter iſt bis heute eben ſo unwahr und in ſo falſchen Lichtern gemalt und gangbar worden, als bis vor wenigen Jahren das Charakterbild Konſtantins des Großen.

Der Opfertod ſo vieler Donatiſten wirkte zu ihren Gunſten, ſelbſt unter Katholiken. Biſchof Gaudentius von Thamaguda ſchrieb dem anrückenden Oberſt der Kriegshorde: „Wiſſe, wenn du Gewalt gegen uns brauchen willſt, werden ich und meine Gemeinde uns in unſere Kirche zurückziehen, und in deren Flammen ſterben." Dieſe Beleuchtung des donatiſtiſchen Glaubensmuthes ſchien dem katholiſchen Oberſt und Auguſtin nach den gemachten Erfahrungen nicht politiſch; ſie ſtanden ab von fernerem gewaltſamem Einſchreiten gegen dieſe Gemeinde.

Die Berührung Afrikas durch die Völkerwanderung, durch arianiſchen Vandalen, hemmte ohnedieß bald genug den Verfolgungseifer der Katholiken, über welche ſchwerſte Vergeltung kam. Und bald hob ſich die Kraft, welche in dem Glauben der Donatiſten war, wieder ſo, daß am Schluſſe des ſechsten Jahrhunderts die Donatiſten über die Katholiken in Afrika das Uebergewicht hatten. Entartet, wie die Katholiken, erlagen mit dieſen auch die Donatiſten im ſiebenten Jahrhunderte den Sarazenen. Ueber dem Untergang des Chriſtenthums auf dem Boden Afrikas, den die Verfolgungen von Chriſten durch Chriſten entweiht hatten, pflanzte ſiegreich der Islam ſeine Herrſchaft auf.

Eilftes Kapitel.

Die älteſten Proteſtanten.

3. Einzelne Lehrer.

Vor ſolchen maſſenhaften Bewegungen wider die katholiſche Kirche treten die einzelnen proteſtirenden Kirchenlehrer in den Hintergrund.

Zu dieſen gehörte Aerius, Presbyter zu Sebaſte. Der erklärte die Kirchenfaſten für jüdiſch, für eine unchriſtliche Zwangsanſtalt, Gebet und Almoſen ſeyen den Verſtorbenen unnütz; „hochketzeriſch“ wollte er ſogar keinen Unterſchied zwiſchen einem Biſchof und einem Presbyter gelten laſſen, zwiſchen der Biſchofswürde mit der Biſchofsbefugniß und der in der katholiſchen Kirche ſo ſiegreich hinabgedrückten Stellung der Presbyter. Die Opfer, die Almoſen, die Stiftungen für Verſtorbene — wie waren ſie ſo einträglich für die Finanzen der Prieſterkirche; und dieſer Aerius behauptete, es ſey ein verderblicher Wahn, zu glauben, dieſelben tragen etwas dazu bei, die Sünden der Verſtorbenen zu ſühnen!

Dahin gehört ferner Udo oder Audius, ein ſyriſcher Laie. Der trat um die Mitte des vierten Jahrhunderts mit ſeinem Anhang, darunter mehrere Biſchöfe, aus der katholiſchen Kirche aus, weil ſeine Mahnungen an die Geiſtlichkeit, arm und demüthig, einfach und züchtig zu leben, wie die Apoſtel, mit Hohn, Haß und Verfolgung zurückgewieſen worden. Er bildete eine ſelbſtſtändige Gemeinde. Dieſe hielt ſich für die allein wahre Kirche, die der Katholiken aber nicht bloß für die entartete, ſondern für die von Chriſtus abgefallene Kirche. Sie achteten es für Sünde, mit Katholiken ſich zu berühren. Udo und viele der Seinen, vom Prieſterhaß in die ſcythiſchen Landſchaften am ſchwarzen Meere verbannt, wurden eifrige Gothen-Bekehrer. Auch das erklärt die unkatholiſche Richtung der älteſten germaniſchen Kirche.

Dahin gehört Helvidius, am Ende des vierten Jahr-

hunderts zu Rom, welcher die Verdienſtlichkeit des eheloſen Lebens läugnete, die Möncherei bekämpfte, und für einen Ketzer erklärt wurde, weil er, was jetzt jeder wiſſenſchaftlich gebildete Menſch überzeugt iſt, behauptete, Maria habe als Früchte ihrer ehelichen Verbindung mit Joſeph Brüder und Schweſtern des Herrn geboren. Bonoſus, Biſchof von Sardika in Illyrien, und ſeine Anhänger in Spanien und Gallien theilten dieſe Anſicht von der „Mutter Gottes".

Dahin gehört auch Jovinian, ebenfalls zu Ende des vierten Jahrhunderts, ſeit ſeiner Jugend ein Mönch zu Rom, ein Hauptfeind des Mönch- und Nonnenweſens, den der „heilige" Ambroſius von Mailand verdammte und vertrieb, nachdem er ſeine Ausſtoßung aus der Kirche glücklich durchgeſetzt, weil er das und noch weiter behauptet hatte, vor Gott ſey es gleich, ob man faſte oder die Speiſen jeder Art mit frommem dankbarem Gemüth genieße, ob man unverehelicht bleibe oder heirathe.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts war der am meiſten proteſtantiſche Kirchenlehrer Vigilantius.

Vigilantius war Presbyter in Barcellona, ein geborener Gäle. Er nannte die Heiligen- und Reliquienverehrung laut und offen in einer vielgeleſenen Schrift „heidniſche Abgötterei" und den chriſtlichen Gottesdienſt entſtellt durch heidniſche Ceremonien. Gottloſigkeit ſey es, todten, für Heilige erklärten Menſchen Kirchen zu bauen, ihre Knochen zu küſſen, kirchliche Feier ihren Gräbern zu Theil werden zu laſſen. Eher, als daß die Chriſten ſo zu „Aſchenanbetern und Götzendienern" dadurch gemacht werden, ſollte man jene Knochen, ſtatt ſie in Juwelen zu faſſen, mit gemeinem Tuch umhüllen, und ſie in die Erde begraben. Beſſer ſogar, als in der Kirche zur Abgötterei, lägen ſie auf dem „Düngerhaufen". Die meiſten Reliquien ſeyen ja unächt; und ſelbſt, wenn ſie ächt wären, ſey es Thorheit, zu meinen, „ihre Geiſter ſeyen ſo verliebt in ihre Aſche oder Gebeine, daß ſie ſtets um dieſe ihre Erdenreſte herumſchweben, und immer bereit und zur Hand ſeyen, damit ſie ja Keinen, der zu ihrem Grab komme und ſie anrufe, durch ihre Abweſenheit um die Anhörung ſeiner Bitten bringen".

Dabei ließ er durchblicken, daß er die Wunder in ihren Kapellen und an ihren Gräbern für Täuschung oder geradezu für Betrug halte. Die späten Nachtgottesdienste an den Märtyrerfesten nannte er Anlässe zu schmutzigen Ausschweifungen, das Anzünden von Lichtern bei hellem Tage schalt er heidnisch und lächerlich; ob man denn meine, jene heiligen Seelen, welche das Lamm Gottes mitten auf dem Throne mit dem Glanz seiner Herrlichkeit überstrahle, haben Freude an solchen armseligen Wachskerzen?

Den Ehelosigkeitszwang der Geistlichen erklärte er für eine Pflanzschule unnatürlicher Lüste, das Mönchthum für eine Untergrabung der bürgerlichen Gesellschaft. Ihm erscheine ein Geistlicher, welcher die Pflichten eines Gatten und Vaters erfülle, weit ehrwürdiger, als ein Eheloser; und statt in die Einsiedelei oder ins Kloster zu laufen, solle Jeder auf dem Posten bleiben, auf welchen ihn der Wille Gottes gestellt habe, und nach Kräften für das Wohl seiner Mitmenschen wirken.

So sehr alles Das und besonders noch sein Eifer *gegen* das Verschenken aller seiner Güter auf Einmal an den Armenkasten und *für* eine weise eintheilende, fortgehende Armenunterstützung in den Augen der meisten Kirchenmänner „Ketzereien" waren, so starb doch Vigilantius unangetastet auf seinem Posten; die Kirche wagte ihn nicht zu verdammen; die Zeitverhältnisse waren nicht dazu angethan. Das war der Grund, nicht die Einsicht in die Wahrheit, obgleich mancher Bischof und mancher Laie diese hatte. Es war ja die Zeit, wo der Arianismus in der germanischen Kirche mächtig wurde. Nur der „heilige" *Hieronymus* schleuderte für Vigilantius unschädliche Blitze.

Dieser Hieronymus, der im Jahre 420 starb, hat Verdienste durch seine Gelehrsamkeit, mit welcher er die hebräische Literatur und die der griechischen Kirche dem lateinischen Abendlande vermittelte. Aber Eitelkeit und Ehrsucht zerfraßen den sittlichen Kern in ihm; er war ein unschöner nicht bloß, sondern ein unedler Charakter; auch war es kein Mann von eigenthümlichem Geist; wie ohne sittlichen Adel, so ohne Tiefe des Geistes. Nach mancherlei Abenteuern und gelehrten Streiten in *Rom* hatte seine bei der Bischofswahl übergangene Ehrsucht sich zuerst in die

Wüſten des Morgenlands zurückgezogen, dann aber in Bethlehem ſich angeſiedelt mit einem Verein von Eremiten und ſchönen frommen Römerinnen, ſeinen Verehrerinnen, welche ihm von Rom aus gefolgt waren.

Hieronymus ſchrieb eine Schrift gegen Vigilantius, welche durch Zweierlei merkwürdig iſt: erſtens durch die Zugeſtändniſſe der Verirrungen und der Vergehungen bei den von Vigilantius angegriffenen kirchlichen Feiern als wirklicher Thatſachen, die Hieronymus wider Willen macht; zweitens durch die Gemeinheit der Geſinnung und Handlungsweiſe, ſowie des Tons. Wie ſpäter die Pfaffen ſeiner Zeit gegen Luther, ſchimpfte Hieronymus heuchleriſch und grob gegen Vigilantius. „Der Teufel," ſagte er, „hat dir deine Worte gegen die Wunder der Heiligen eingegeben; derſelbe Teufel, der vor jenem Staube der Heiligen, den du einen elenden Unrath nennſt, ſich ſo oft gekrümmt hat, und noch täglich krümmt. Von Jungfräulichkeit willſt du nichts hören; freilich, wenn alle Weiber Jungfrauen wären, müßteſt du mit ungekühlter Brunſt allein in deinem Bette ſchlafen. Bei den Trinkgelagen reicher Laien eiferſt du gegen das Faſten der Heiligen, beim Becher predigſt du." Das Roheſte muß hier ausgelaſſen werden; das Angeführte iſt an und für ſich ſchon kennzeichnend für Hieronymus.

Mit ſolcher Gehäſſigkeit kämpften Männer der katholiſchen Kirche, die ſich ſelbſt den Heiligenſchein gaben, und von Andern für Heilige gehalten wurden.

Man begreift, wie wiſſenſchaftliche Männer ſich davon abgeſtoßen fühlten, und der Manichäer Fauſtus ſagte ohne Weiteres der Kirche ins Angeſicht, ohne daß der heilige Auguſtin Schlagendes darauf zu antworten wußte: „Ihr Katholiken ſeyd nichts Anderes, als eine Schattirung des Heidenthums, die ſich vom Heidenthum losgetrennt hat; nur die Art des gottesdienſtlichen Zuſammenkommens iſt geändert, nicht das Weſen. Die Opfer der Heiden habt ihr in Liebesmahle umgewandelt, ihre Götzen in Märtyrer; die Schatten der Verſtorbenen ſühnt ihr, wie die Heiden, mit Weinſpenden und Mahlzeiten."

Aber ſolche einzelne Stimmen verhallten unmächtig. Waren

doch ganze große fromme Brüderschaften nicht mächtig genug, auf dem Grund der evangelischen Wahrheit, auf welchem sie standen, gegen die Uebermacht der katholischen Kirche sich zu halten.

Zwölftes Kapitel.

Paulicianer (Neuarianer).

„Fromme Brüderschaften" sollen sie genannt werden, nicht „Sekten", nicht „Ketzer", wie die römische Kirche sie nennt. Sie haben ihr volles Recht dazu vor Jedem, der auf evangelischem Standpunkt steht; denn sie sind die Bibelchristen der Zeit. Bei Mängeln, Schwächen und Sonderbarkeiten, welche in ihrem durch die katholische Kirche gedrückten Verhältnisse die natürliche Erklärung finden, waren es diese frommen Brüderschaften, welche fest auf dem evangelischen Grunde der heiligen Schriften stehen blieben.

Bevor die Zeit kam, wo nicht mehr Einzelne, sondern Nationen, mündig und geisteskräftig geworden, den Durst in sich fühlten, aus den ursprünglichen Quellen des christlichen Lebens, den heiligen Schriften, zu trinken: waren es diese frommen Brüderschaften, welche sich ununterbrochen fort an diesen Quellen nährten, und, bei mancherlei Auswüchsen, die stille, auf Bibelgrund ruhende, evangelische Kirche bildeten, der großen sichtbaren Kirche gegenüber, welche den heiligen Grund des evangelischen Christenthums längst verlassen hatte, ja bibelfeindlich geworden war.

Todfeind war die römische Kirche dem geworden, was die wahre Kirche braucht, als das zu ihrem gesunden Leben Nothwendigste, dem Ernste der Forschung, und der damit verbundenen, auf der freien Forschung in der heiligen Schrift ruhenden, Gottesfurcht, die ihre Aechtheit zeigt in der Frucht wahrer Sittlichkeit. Schön leuchten in diesen beiden Hinsichten die frommen Brüderschaften.

Ein Irrthum wäre es, in denſelben bloß die „Aufgeklärten“ ihrer Zeit zu ſehen, in dem Sinn, in welchem dieſe Bezeichnung jetzt gäng und gäbe iſt; im Gegentheile gleichen ſie, ſo aufgeklärt ſie über viele Mißbräuche der katholiſchen Kirche ſind, zunächſt am meiſten den „Pietiſten“ in deren erſten Zeiten, mit einer ſtark puritaniſchen Beimiſchung. Nur der römiſch-katholiſchen Kirche erſcheinen ſie als „Freigeiſter“; vom evangeliſchen Standpunkt aus betrachtet, ſind ſie „Bibelgläubige“, die ſich über die Prieſtermährchen wegſetzen, nur um deſto feſter ſich auf den Schriftgrund zu ſtellen. Sie prüfen am Worte Gottes Lehre und Leben der katholiſchen Kirche. Ein Unrecht iſt es darum, ſie vom evangeliſchen Standpunkt aus Ketzer zu nennen; ein Scheltwort, das ohnedieß nicht im Munde von Chriſten, ſondern nur von Widerchriſten in helleren Tagen des Chriſtenthums gehört werden kann, weil es ganz nur dem Gebiete des Satanismus angehört.

So die Paulicianer. Dieſe haben ſich ſelbſt einfach „Chriſten“ genannt, im Gegenſatze zu den „Römiſchen“, wie ſie die Katholiken nannten. Von den Katholiken wurden ſie Paulicianer genannt, weil ſie ſehr auf den Apoſtel Paulus hielten. Ihr Stifter war Konſtantin, aus einem ſyriſchen Flecken bei Samoſata. In Syrien und Armenien hatten ſich gnoſtiſche und manichäiſche Richtungen bis ins ſiebente Jahrhundert erhalten. Da kam zu Konſtantin ein Diakon, der aus der Gefangenſchaft der Sarazenen zurückkehrte, und fand gaſtliche Aufnahme bei ihm. Zum Danke dafür ſchenkte ihm der Diakon bei ſeiner Abreiſe — eine Handſchrift des neuen Teſtaments. Konſtantin fühlte ſich durch dieſes Buch, das er nie als ein Ganzes geſehen hatte, in einer ganz neuen geiſtigen Welt, und auf Grund deſſelben fing er an, zunächſt die ihm benachbarten Gemeinden in apoſtoliſchem Sinne zu reformiren.

Man weiß von ihnen nur durch ihre Feinde in der katholiſchen Kirche, und deren Art, zu entſtellen und zu verläumden, Andersgläubigen gegenüber, iſt eben ſo althergebracht als allbekannt. Selbſt aus dieſen feindſeligen Nachrichten erhellt die unzweifelhaft evangeliſche Grundanſchauung derſelben, ſeyen ſie nun, wie die Einen meinen, der Richtung Marcions gefolgt, in

einseitiger Vorliebe für den Apostel Paulus und hinter dem für Johannes, oder durchweg Christen gewesen, welche in allen Stücken, wie Andere berichten, auf das neue Testament im Ganzen als auf ein heiliges Volksbuch sich beriefen, und zwar auf das neue Testament nach dem kirchlichen Texte mit einziger Ausnahme der Briefe, welche den Namen des Petrus führen.

Ihren Protestantismus kennzeichnet, daß sie den Gebrauch der heiligen Schrift für Alle, und die freie Forschung, überhaupt die evangelische Freiheit, für Alle zurückforderten. In ihrer Gemeindeverfassung waren alle Glieder der Gemeinde, als allesammt zum geistlichen Priesterthum berufen, einander ganz gleich. Die Gemeindevorsteher hatten durchaus keinen priesterschaftlichen Charakter, mußten sich von ihrer Hände Arbeit ernähren und verrichteten den Gottesdienst ohne eine besondere geistliche Kleidung. Nicht einmal der Name Priester oder Geistlicher wurde unter ihnen geduldet. Es gab bei ihnen, weil sie bei allen Gläubigen auf fleißiges Bibellesen eifrigst drangen, „Notare", d. h. Schriftgelehrte, welche die heilige Schrift zu bewahren, zu vervielfältigen und zu erklären hatten. Statt der Priester hatten sie an ihren Gemeinden „Lehrer", welche auch „Hirten" genannt wurden.

Den Briefen des Apostels Paulus glaubten sie vor allen anderen heiligen Schriften als einer Richtschnur für Lehre und Leben folgen zu müssen; ja es wird bezweifelt, ob sie außer diesen und den Evangelien des Johannes und des Lucas eine andere Schrift des neuen Testamentes als ächt anerkannten. Gewiß ist, daß sie die Briefe des Petrus verwarfen und das alte Testament von ihnen sehr zurückgestellt wurde gegen das neue Testament, als unvollkommene Offenbarung gegen die vollkommene. Die Tradition verwarfen sie ganz. Ihr Kultus war ohne Schmuck und ohne Ceremonien. Sie wollten nichts wissen von „Tempeln" und „Heiligthümern"; sie hatten nur Betsääle. Selbst die Taufe und das Abendmahl feierten sie nicht, wie die Kirche. Sie feierten beide nur geistig, nicht äußerlich, ohne alles Ceremoniöse, vermittelst des bloßen Wortes. Christus habe ja eine Geistestaufe, und nicht eine Wassertaufe verordnet; er selbst sey das lebendige Wasser, mit welchem die Gläubigen

getauft werden müssen. Das rechte Abendmahl geschehe, indem man seine Lehre sich aneigne und danach lebe; denn seine Worte seyen nach Johannes sein wahres Fleisch und Blut. Wer des Herrn Lehre und Leben in sein eigenes Fleisch und Blut verwandle, der nur feire das Abendmahl recht.

Fasten- und Speisegesetze, die Eheverbote unter nahen Verwandten und Derartiges hatten für sie keine Geltung. Vorzugsweise innerlich religiös, innerlich sittlich, dachten sie sehr frei in diesen Beziehungen und gaben volle Freiheit, so streng sittlich sie lebten. Die Eheverbote mußten ihnen widerwärtig seyn, weil sie Herzens- und Neigungsehen schloßen, und die Ehe ihnen etwas Heiliges war. Selbst ihre angesehensten „Apostel" waren verheirathet, weil nach dem Glauben der Paulicianer der Unverheirathete etwas Heiliges und Schönes entbehrte, etwas, welches das Leben heilige und verschöne.

Man sieht hieraus, daß sie die Schriften des Paulus, und die heiligen Schriften überhaupt, mit Rücksicht auf die Zeit und Umstände, unter welchen ein Wort gesagt wurde, auslegten. Im Ganzen liebten sie die geistige, allegorische Auslegung der Schrift, wie Origenes in alter, wie die Swedenborgianer und die großen Philosophen in neuer Zeit.

In der katholischen Kirche sahen sie einen Abfall vom wahren Christenthum, einen Rückfall in das Jüdische. In Jesus sahen sie nicht den Messias des alten Testaments, sondern einen viel höheren Messias. Auch glaubten sie, Jesus habe sich aus Lehrweisheit den Formen und Ausdrücken anbequemt, wie sie das alte Testament vom Messias überliefert habe. Vom heiligen Geiste glaubten sie, daß er sich fortwährend auf übernatürliche Weise den Gläubigen mittheile, und zwar den Einen mehr als den Andern. Ob und wie viel Gnosticismus, namentlich Anschauungen der Doketen, sich mit ihrem Glauben vermischt haben, darüber wird gestritten. Gewiß ist, daß es für ihren Doketismus nichts beweist, wenn berichtet wird, es sey ihnen der Katholiken abgöttische Verehrung des Kreuzes als eines Marterwerkzeuges zuwider gewesen, und sie haben in der Figur des Kreuzes ein bedeutsames Symbol gesehen, nicht ein Symbol des sündenbüßenden

Leidens Christi, wovon sie nichts wissen gewollt, sondern ein Symbol der weltumfassenden Liebe Christi. „Das Kreuz," sagten sie, „stellt uns die Gestalt des seine Arme ausbreitenden Erlösers dar."

Wie bei den Montanisten, hatten bei den Paulicianern die Frauen eine höhere Stellung, als in der katholischen Kirche, und Frauen zeigen sich als fleißige Bibelleserinnen, Frauen kennen die Bibel durchaus, eine Frau bekehrte den Sergius, welcher nachher der Reformator der paulicianischen Gemeinde wurde; und der römisch-katholische Eiferer Petrus von Sizilien erzählt, die Ketzerin habe den Sergius gefragt: „Warum lieseſt du die heiligen Evangelien nicht?" — „Das ist uns Weltlichen nicht erlaubt, es steht allein den Priestern zu," habe Sergius geantwortet. — „Dem ist nicht so, wie du voraussetzest," habe die Ketzerin entgegnet. „Denn bei Gott gilt kein Ansehen der Person. Der Herr will, daß Alle zum Heil und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen."

In diesen Aeußerungen sieht der römisch-katholische Petrus Ketzerei und Verführung zur Ketzerei. In ihren Ehen trotz der verbotenen Verwandtschaftsgrade findet er Hurerei und unnatürliche Wollust. Nur aus den Berichten solchen Ketzerhasses kennt man Leben und Lehren dieser christlichen Gemeinden, welche sich selbst „Christopoliten", d. h. Bürger des Christus-Staates, nannten, von ihren Feinden aber Paulicianer genannt wurden, welche sie verfluchten, und noch im zwölften Jahrhundert ertönte die Verwünschung: „Auf alle die, welche den Leib und das Blut des Herrn im gesegneten Abendmahl für bloßes Brod und bloßen Wein erklären, sey der Fluch gelegt, obgleich sie sich selbst Bürger des Reichs Christi nennen."

Zweierlei ist zu bemerken: einmal, daß die Wiege dieser ältesten Protestanten Samosata in Syrien ist, wo auch die Wiege jenes Heiden Lucian stand, welcher mit seinen Zweifeln und seinem Witze an der Bahre des Heidenthums mitarbeitete, und so dem Christenthum vorarbeitete, ob er gleich auch das Christenthum für einen Aberglauben hielt. Weiter ist zu bemerken, daß diese christlichen Gemeinden, in welchen alle Gläubigen gleiche

Rechte hatten, an den sie verketzernden Gegnern wider deren Willen ihre Zeugen für das Apostolische ihres Lebens und ihrer Lehre fanden. Gerade mit Vielem und Wesentlichstem, was diese über sie aussagen und was ganz evangelisch ist, sind andere Nachreden unvereinbar und stellen sich handgreiflich als Erfindungen des Ketzerhasses, als Lügen und Verläumdungen dar, wie sie der Fanatismus noch heute übt, und eben so leichtgläubig annimmt, als sie gewissenlos erdichtet, und zwar hüben wie drüben, im protestantischen wie im katholischen Lager.

Jedes Mitglied dieser protestirenden Gemeinde nahm einen neutestamentlichen Namen an, wie später in der englischen Geschichte jeder Puritaner einen alttestamentlichen.

Hatte schon Konstantin, der Wiederaufnehmer der Marcioniten und ihr Umwandler in Bürger des Christus-Staates, auf Grund der wieder entdeckten Bibel sich zu Ende des siebenten Jahrhunderts lieber steinigen lassen, als daß er seine Ueberzeugung verläugnete; so hatte sich bei dieser Steinigung etwas wiederholt, was bei der Steinigung des Stephanus geschehen war; indem der kaiserliche Kommissär Symeon, welcher die Steinigung beschloß und leitete, durch den Anblick des Heldenmuths des Gesteinigten und durch die Unterredungen mit ihm und mit den andern verfolgten „Ketzern" wider Willen so tief im Innersten berührt wurde, daß er nach seiner Rückkehr am Kaiserhofe keine Ruhe mehr hatte, nach drei Jahren den Kaiserhof plötzlich verließ, zu den von ihm verfolgten Paulicianern eilte, als Bürger in die Christus-Gemeinde eintrat, bald zum Vorstand gewählt, dabei der Eifrigste derselben wurde, und im Jahre 693 auf dem Scheiterhaufen sein Leben für seinen Glauben ließ, bei einer Verfolgung, welche Kirche und Kaiserhof gegen die Paulicianer anordneten, und in welcher Viele verbrannt wurden.

Seit dieser Zeit gewöhnten sich die Verfolgten, durch doppelsinnige Antworten sich zu schützen, in welchen sie der Kirchenlehre sich anzuschließen schienen, während sie etwas ganz Anderes darunter verstanden. So sagten sie, sie verehren die Jungfrau, in welche Jesus Christus eingegangen und von welcher er ausgegangen sey. Unter sich aber nannten sie mit dem Namen der

Jungfrau das himmlische Jerusalem, das die Mutter des göttlichen Lebens sey.

Im neunten Jahrhundert reiste Sergius zuerst in den Gemeinden umher und reinigte sie von eingeschlichenen Mißbräuchen. Dann machte er in den Fußstapfen des Apostels Paulus große Reisen zu Fuß, wie er selbst sagt, „von Osten nach Westen, von Süden nach Norden, um das Evangelium Christi zu verkünden". Um Niemand zur Last zu fallen, hatte er das Zimmerhandwerk erlernt, und lebte überall von seiner Hände Arbeit, wie der Apostel Paulus. Er stiftete eine Reihe neuer Gemeinden eben so durch sein Leben wie durch seine Lehre; namentlich hebt Peter von Sizilien hervor, „von Sergius, diesem bösen Geiste, der eine Masse Schafe in reißende Wölfe verwandelt und unzählige Seelen verführt habe, seyen sehr viele Priester zum Abfall vom katholischen Glauben verleitet, eine Menge Mönche und Nonnen zum Austritt aus dem Kloster beredet worden".

Vier und dreißig Jahre wirkte Sergius, nur eilf Jahre unverfolgt in den armenischen Bergen. Als in den Jahren 811 bis 813 der Kaiserhof zu Byzanz nach längerer Schonung und Duldung der rechtgläubigen Priesterschaft wieder seinen weltlichen Arm lieh, und ein geistliches Gericht, einen Inquisitionshof, niedersetzte, um die von der weltlichen Macht verhafteten „Ketzer" zu untersuchen; als in den Jahren 813—820 dieses Ketzergericht jeden Reuigen nach geleisteter Buße wieder in die Kirche aufnahm, Jeden, der seinem Glauben treu blieb, dem Henker überantwortete: da kam zuletzt ein anderer, ein schrecklicher Geist über einen Theil der so blutig-grausam Verfolgten. Flüchtige Paulicianer, die bei ihren Glaubensgenossen in Kynoschora eine gastliche Aufnahme gefunden hatten, verschworen sich, überfielen die Ketzerrichter, ermordeten die beiden Vorsitzenden, und flüchteten dann auf das von den Sarazenen eroberte Gebiet in Armenien. Der Emir von Melitene nahm die Flüchtlinge mit offenen Armen auf und wies ihnen die Stadt Argaun zum Wohnsitz an. Von da an wurden sie kriegerisch. Sie machten einen glücklichen Raubzug um den andern in das byzantinische Gebiet. Sergius, der mit

ausgewandert war, mißbilligte nach dem Zeugniß seiner römisch-katholischen Gegner, entschieden, aber ohne Erfolg, diese Einfälle und Raubzüge, und die fortdauernde Verfolgung führte immer neue Glaubensgenossen zu ihnen herüber. Im Jahre 835 wurde Sergius, als er auf einem Berge bei Argaun Holz im Walde fällte, von einem fanatischen Katholiken, der ihm auflauerte und dem Greis die Axt aus der Hand riß, erschlagen.

Nach seinem Tode brachen blutige Parteizwiste unter den „Bürgern des Christus-Staates" aus. Sie wurden beigelegt. Gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts erneuerte die Kaiserin Theodora die Ketzerverfolgung gegen Paulicianer, Manichäer und Bilderstürmer. Flüchtlinge der beiden letzten Parteien schloßen sich an die Paulicianer an. Wer nicht zur Kirche übertrat, wurde hingerichtet. Dieser Glaubensopfer sollen über hunderttausend gewesen seyn. Unter den Hingerichteten war ein hoher Kriegsoberster. Dessen Sohn, Karbeas, rief alle waffenfähigen Paulicianer des byzantinischen Reichs unter die Fahne der Rache. Fünftausend Waffentragende folgten ihm nach Argaun, wohin sich flüchtige Paulicianer von allen Seiten her retteten, gedeckt auf ihrem Auswanderungszug durch diese fünftausend bewaffneten Brüder. Der Kalif von Bagdad wies den vertriebenen Christen zwei weitere Städte an, Amara und Tephrika; das letztere war eine starke Festung an der byzantinischen Grenze. Karbeas, das sogleich erwählte Haupt aller Bürger des Christus-Staates, schuf diese zu einem wohlorganisirten Kriegerstaat um, und schlug, durch Sarazenen verstärkt, wiederholt kaiserliche Heere. Sein Schwiegersohn, Chrysocheir, drang bis Ephesus vor, und drohte den Kaiser von Byzanz aus seinem ganzen Reiche zu vertreiben. Zwei Feldzüge, 870 und 871, welche die gesammte Kaisermacht gegen den Christus-Staat der Paulicianer unternahm, brachen die politische Macht der Paulicianer. Aber hundert Jahre später zählte ihr Glauben wieder so viele Glaubensgenossen mit tapferem Herzen und starkem Arm, daß ihnen der byzantinische Hof vollkommen freie Religionsübung zugestand, und die Rückkehr eines großen Theils nach Thracien, unter der Bedingung der Grenzhut hier im Nordwesten wie dort im Nordosten. Im Anfang des zwölften

Jahrhunderts bildeten die Paulicianer den Kern des byzantinischen Heeres. Im Kriege gegen den Normannen Robert Guiscard verließen sie den Kaiser von Byzanz. Der brachte zwar durch Belohnungen wie durch Strafen viele von ihnen zur rechtgläubigen Kirche zurück; aber die Hauptkraft derselben zeigt sich von da an in Unter- und Oberitalien und an den Küsten Frankreichs.

Wie im Politischen Parteien, welche, obgleich im Einzelnen verschieden, doch auf einem und demselben Standpunkt der Opposition stehen, im Laufe der Zeit sich verschmelzen, in andere Namen übergehen und Wandlungen der Anschauung und der Richtung durchmachen: so ists auch mit den Parteien der religiösen Opposition. Alle Protestirenden des Mittelalters von Arius an stehen auf einem und demselben Grunde, auf der Bibel, der Priester- und Staatskirche gegenüber; und das gewaltige Regen protestirender Kräfte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert diesseits und jenseits der Alpen ist nichts Anderes, als das Ergebniß des stillen Fortwirkens arianischer, paulicianischer, kaharischer und anderer unter anderen Namen auftretender, protestirender Grundsätze.

Unverkennbar ist, daß die Paulicianer und die Protestanten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts viel Aehnlichkeit haben, und zwar nicht nur in ihrem Kampfe gegen Jüdisches und Heidnisches, was in Lehre und Brauch in die katholische Kirche übergegangen war.

Dreizehntes Kapitel.

Katharer, Waldenser.

Hatten sich die Paulicianer im Morgenlande die reinen Christen genannt: so sehen wir auf europäischem Boden, und zwar an der untern Donau wie in Frankreich Protestirende hervortreten, welche sich selbst „Katharer", d. h. die Reinen, nannten; der Name Katharer taucht zuerst auf gerade in der

Gegend, in welche ein Theil der Paulicianer als Grenzhut verpflanzt worden war. Aus dem Namen Katharer entstand im Munde der Gegner der Schimpfname Ketzer.

Nicht als ob in Deutschland und England, in der Lombardei und in der Provence nicht aus dem eigenen Boden auch der Protest des religiösen Geistes gegen die so gewordene römisch-katholische Kirche erwachsen wäre. Wohl aber brachten die aus den Kreuzzügen Zurückgekehrten und die vor den Verfolgungen des Morgenlands nach dem Abendland Uebersiedelten arianische und paulicianische Ernüchterungen und Grundsätze mit herüber. Die deutschen Kaiser, die Fürsten Frankreichs und Englands duldeten längere Zeit das, was der päbstliche Stuhl für Ketzerei erklärte, weil ihre Fürstenmacht wuchs durch diese Gegner der päbstlichen Macht, der Hierarchie überhaupt. Ja der römische Stuhl schonte lange die Ketzer in Oberitalien, weil die Lombarden beides zugleich waren, Ketzer und Republikaner, d. h. Feinde des deutsch-kaiserlichen Absolutismus, und die bewaffnete Mauer zwischen dem deutschen Kaiserthum und Rom.

Aus eigenem Boden erwachsen war der Protest in Oberitalien im Jahre 1000, in Orleans und Toulouse im Jahre 1017, zu Arras in Flandern 1025, zu Goslar 1052, in Mailand und in Spanien 1080. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht Berührungen mit Menschen und Anschauungen aus dem Morgenland her hinzugetreten seyen.

Bischof Peter von Padua fand und bekämpfte in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, wie es ausdrücklich heißt, „Arianer" in seiner Diözese. Die Zustände Italiens aber erlaubten erst nach fünfzig Jahren, diese „Arianer" auszurotten, durch Todesstrafe oder Vertreibung.

Aber der gleiche Protest des religiösen Geistes zeigte sich in demselben Jahre, im Jahre 1000, im Bisthum Chalons, angeregt durch einen Mann gemeinen Herkommens, welcher dem Namen nach ein Deutscher war, denn er hieß Leuthard. Er sprach gegen die Anbetung des Kreuzesholzes, gegen den Reichthum der Kirche, für die Abschaffung des Zehenten und gegen Alles, was nicht in der heiligen Schrift begründet sey.

In Ravenna behauptete, wie Leuthard die Freiheit der Schriftforschung und Auslegung, so Veitgard, offenbar dem Namen nach ebenfalls ein Deutscher, die Offenbarung Gottes durch die ganze Weltgeschichte; er fand auch in den Wahrheiten der großen heidnischen Schriftsteller die Wirkung des göttlichen Geistes. Viele in Italien fielen ihm bei, Sardinien wurde der Herd dieser neuen Gedanken. Einige dieser Brüderschaft gingen nach Spanien. Ehe aber diese Richtung praktisch werden konnte, wurden ihre Anhänger ergriffen und hingerichtet.

Unter den in Italien Verfolgten, welche sich durch die Flucht retteten, war eine Frau, welche nach Orleans kam und dort insgeheim eine Gemeinde stiftete. In diese geheime Brüderschaft traten auch manche Lehrer der Wissenschaft an der Schule zu Orleans. Die Wissenschaft war ohnedieß in Frankreich von einem der Kirche abholden Geiste berührt, durch die Scholastik, d. h. durch die wissenschaftliche Religionslehre. Von den Arabern war die Kenntniß des Altgriechen Aristoteles nach Frankreich gekommen; christliche Gelehrte wandten die scharfe Begriffsentwicklung dieses griechischen Philosophen auf die Lehrsätze des christlichen Glaubens an, und besonders in Nordfrankreich fing es an, sich geistig zu regen, schon seit der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts, indem die Wissenschaft die Geheimnisse der Offenbarung mit den Ansprüchen des menschlichen Verstandes auszugleichen suchte.

Zu Orleans nannten unter sich die Mitglieder jener geheimen Brüderschaft ihr geheimes Wissen die eigentliche „Lehre des Geistes".

Nur von denen, welche ihre Henker wurden, hat man Nachrichten über sie, welche den Stempel an der Stirne tragen, daß darin Wahres mit Erdichtetem, mit absichtlicher Lüge und Verläumdung, aber auch mit Mißverständniß vermengt ist. Die ausgezeichnetsten Lehrer, dabei Mitglieder der geheimen Brüderschaft, waren die Kanoniker Stephanus und Lisojus, Männer untadelhaften Wandels und mächtig anziehender Gelehrsamkeit. Ihre Geheimlehre muß nicht bloß Manches gegen den Glauben der Kirche enthalten haben, sondern politisch gefährlich den welt-

lichen Gewalthabern erschienen seyn; denn die weltlichen Großen, der Herzog der Normandie und der König von Frankreich, waren es zunächst, welche gegen diese geheime Brüderschaft einschritten.

Ein Spion schlich sich auf Weisung des Königs als Studirender in das Vertrauen der Lehrer zu Orleans ein, und hielt sich so, daß er als Angeber denunciren konnte, sie haben gelehrt, und das die eigentliche Lehre des Geistes genannt, weder Gott sey von Maria geboren, noch sey die Mutter Jesu Christi eine Jungfrau gewesen oder gar geblieben; weder Gott noch der Sohn Gottes, sondern der Mensch Jesus Christus habe zum Heile der Menschheit gelitten und sein Leben gelassen; nicht Gott sey in dem heiligen Grabe bestattet worden, und der aus diesem Grab hervorgegangene Jesus sey nicht vom Tod auferstanden. Die Taufe sey keine Sündenabwaschung mit magischer Kraft, Brod und Wein werden durch den weihenden Priester nicht in den Leib Gottes verwandelt; das Beten zu den Märtyrern, die Anrufung der Heiligen diene zu nichts und sey unbiblisch. Die Gnade des heiligen Geistes werde einem zu Theil durch Eindringen in die Tiefen der heiligen Schrift; Gottes Wort sey die rechte Himmelsspeise, und die Wirkungen des Gotteswortes auf die Menschenseelen seyen das Auf- und Absteigen der Engel, der Kräfte vom Himmel auf die Erde.

Das ist, kritisch untersucht, der Kern dessen, was der Spion von unkirchlichen Lehren der neuen Gemeinde zu Orleans denuncirte. König Robert von Frankreich mit seiner Gemahlin, der Königin Konstanze, und einer Zahl Bischöfen eilte nach Orleans, ließ das Versammlungshaus der Brüderschaft umringen und alle Anwesenden in Ketten abführen.

Der König und die Bischöfe saßen zu Gericht. In Fesseln vorgeführt, erklärten Stephanus und Lisojus, sie glauben nicht, daß Gott Mensch geworden und Gott gestorben sey im Sinne der Kirchenlehre; sie glauben nur, daß der Mensch Jesus sey Christus, der Herr der Gemeinde, der Weltheiland, daß sey Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben für Alle zur Erlösung.

Auf eine lange Ausführung des Bischofs von Beauvais, welche solche Meinungen als lächerlich und unhaltbar und die Lehre der Kirche als die einzige Wahrheit darzustellen suchte, entgegnete Stephanus, die Römischen mögen ihre Lehre denjenigen vortragen, welche irdischen Sinnes seyen und welche die auf Thierhäute geschriebenen Erfindungen fleischlicher Menschen glauben. „Uns aber," schloß er, „die wir ein Gesetz haben, welches von dem heiligen Geist in den inneren Menschen geschrieben ist, und die wir nichts Anderes wissen, als wir von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, selbst und aus seinem Wort gelernt haben, uns trägst du vergeblich solche eitle, von der Gottheit abführende Dinge vor. Mache dem Gered' ein Ende. Schon schauen wir unsern König, der im Himmel herrscht und bereit ist, uns mit seiner Rechten zu unsterblicher Siegesfeier zu erheben und uns überirdische Freuden zu gewähren."

Der König befahl, sie alle vor die Stadt zum Feuertode zu führen, und zuvor die dreizehn Priester darunter, wovon Zehn Kanoniker von der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans waren, ihrer priesterlichen Kleider und Würden zu berauben. Das Volk, welches dieselben, wie der römisch-katholische Eiferer berichtet, als „fromme Männer verehrt hatte", wurde von den Mönchen aufgehetzt als gegen Leute, welche „unter der Maske eines sittlich-strengen und frommen Lebens die Lehre des Antichrists verborgen und im Stillen verbreitet haben". Die Königin hatte sich an die Kirchenthüre gestellt. Als Stephanus mit den andern Verurtheilten vorüber geführt wurde, der früher ihr Beichtvater gewesen war, „vermochte sie," sagt der katholische Berichterstatter, „ihren Unmuth über so schändliche Heuchelei nicht zu bemeistern, sie erhob ihren Stock gegen ihren früheren Beichtvater, welcher das Haupt der antichristlichen Sekte geworden war, und schlug ihm, dem Gefesselten, das eine Auge aus. Ein Geistlicher und eine Nonne bekehrten sich; die Andern aber sprachen die Hoffnung aus, es müsse in Kurzem der Erdkreis sich zu ihrer Lehre bekennen, und verlangten selbst, zum Holzstoß geführt zu werden."

Ihre Leiber wurden zu Asche verbrannt. Selbst die Gebeine des Archidiakonus Theodot wurden aus dem Grabe genommen

und verbrannt, ob er gleich schon drei Jahre todt war, als Anhängers der falschen Lehre, welche die Tücke des Teufels aufgebracht habe. Wo ein Glied dieser Brüderschaft, Frau oder Jungfrau, Jüngling oder Greis, von dem Arme des Königs in seinem Gebiet erreicht wurde, vollzog er die Strafe des Feuertods. Dem Volke wurde vorgespiegelt, die „Himmelsspeise", von welcher die Anhänger der „Lehre des Geistes" gesprochen, sey Asche gewesen, Asche eines Kindes, das sie in allgemeiner Unzucht erzeugt und dann gräulich unter allerlei Ceremonien ermordet haben. In Toulouse und dessen Umgebung endigten Viele auf dem Scheiterhaufen, wie die „Ketzer" zu Orleans. Als „Manichäer", als „Sendboten des Antichrists", wurden auch diese in Gegenwart aller Fürsten und Herren Aquitaniens verbrannt; Männer und Frauen, welche zuvor das Volk geehrt hatte, weil sie, wie der katholische Bericht sagt, „durch den Schein eines enthaltsamen sittlich-reinen Lebens das Volk zu ihrer Lehre zu verleiten gesucht hatten".

Das geschah im ersten Viertel des eilften Jahrhunderts zu Orleans und Toulouse, und drei Jahre später, im Jahre 1025, saß zu Arras, das wie Cambray damals noch zum deutschen Reiche gehörte, ein Glaubensgericht über Viele, welche, wie sie selbst sagten, durch Gaudulfus aus Italien die evangelische und apostolische Lehre empfangen hatten, der „unsichtbaren Kirche" angehörten, und von ihren Feinden das Zeugniß hatten, daß sie von der Welt abgezogen leben, Niemand beleidigen, gegen Alle Liebe üben. Ungeachtet sie die Sakramente im kirchlichen Sinne nicht annahmen, so wurden sie doch nicht verbrannt: auf dem Boden des deutschen Reiches war dem unter der Maske der Rechtgläubigkeit umgehenden Satanismus, da Konrad der Salier Kaiser war, die Hand noch gebunden, während in Italien und Frankreich die priesterfeindlichen Brüderschaften mit Feuer und Schwert gestraft wurden. Bischof Gerhard begnügte sich damit, daß sie das Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche unterzeichneten, das er entworfen hatte. Dieser Bischof von Arras und Cambray war selbst fromm und ein Mann von Geist, und wollte dieser Brüderschaft, statt sie zu verbrennen, lieber beweisen, daß

mit der Lehre des heiligen Paulus, auf welche jene sich beriefen, die Lehre der Kirche wohl bestehe, und daß neben der unsichtbaren Kirche die sichtbare Kirche nothwendig sey.

Um diese Zeit schon hatte sich die Lehre der frommen Brüderschaften in den Thälern von Piemont festgesetzt, besonders in der Grafschaft Asti. Hier war ihr Halt die Gräfin von Montfort und das Schloß Montfort. Von den Bischöfen und Herren verfolgt, zogen sich im Jahre 1028 die Brüder in das Schloß Montfort zurück, und erst nach längerem Glaubenskriege wurde die Burg durch Belagerung genommen, die Gräfin und ihre Glaubensgenossen wurden nach Mailand gebracht, und, wer nicht abschwur, verbrannt. Es ließen sich zwar auch hier einzelne Stimmen vernehmen, „nach der Lehre Christi und dem Vorbild des heiligen Martin seyen die Unglücklichen zu belehren, nicht zu hängen und zu verbrennen". Bischöfe und Herren hörten nicht darauf.

Das Kirchenthum war so verweltlicht, die Gottesverehrung so veräußerlicht, die römisch-katholische Religion so stark mit Heidnischem versetzt, die ganze Kirche so sehr von der Bibel abgewichen, daß, wer die Bibel kannte, von dieser Kirche unbefriedigt, ja mit ihr unzufrieden seyn mußte. Das war aber gerade die Kraft und das Verdienst der frommen Brüderschaften, daß sie die Bibel im Ganzen und in einzelnen Theilen unter sich besaßen, Vieles daraus auswendig lernten, und die Bibel in der Uebersetzung der Landessprache zu verbreiten sich bemühten. Besonders waren es Handelsleute, welche die Ansichten ihrer Brüderschaften und namentlich die Briefe des Apostels Paulus weit umher auf ihren Reisen verbreiteten; denn in frühester Zeit schon zeichnen sich diese Andersgläubigen vor den Rechtgläubigen durch Gewerbfleiß aus.

Man hat sich viele Mühe gegeben, die vielnamigen geheimen und offenen Brüderschaften des Mittelalters auf bestimmte Lehrunterschiede zurückzuführen, sie dadurch von einander selbst zu unterscheiden, und jede einzelne als eine für sich besondere zur Anschauung zu bringen. Das ist aber so unmöglich als bei den Schattirungen der politischen Opposition. Kampf und Verfolgung,

wie das Bewußtſeyn des Allen gemeinſamen Gegenſatzes gegen den Einen Feind bringen die Schattirungen im Ganzen einander nahe, und die Einzelnen nehmen von einander an in Grundſätzen und Handlungsweiſe, und die Tage der Verfolgung und des Kampfes werfen Alle durch einander, ſo daß Stimmen aus dem gemäßigten Lager ſich hören laſſen, die ſich ſonſt nur im äußerſten Lager kund gaben, und daß die Einen jetzt denken und fordern, was früher nur die Andern gedacht und gefordert haben. Eben ſo iſt es im Gebiete der religiöſen Oppoſition.

Die religiöſen Geſellſchaften, welche von der Kirche des Mittelalters verketzert wurden, heißen: in Italien Katharer (Reine), Patarener (Leute vom Pöbel), Fratizellen (Brüder), Apoſtoliſche, Arnoldiſten (Anhänger Arnolds von Brescia); in Piemont und Südfrankreich namentlich Waldenſer (entweder Anhänger des Peter Waldus, oder nach ihrem Wohnſitz in den drei Thälern ſo viel als Thalleute), Albigenſer (nach der Landſchaft Albi in Languedoc), arme Leute von Lyon mit verſchiedenen Nebenbezeichnungen, wie Humiliaten (geringe Brüder), Sabatiaten (von ihren Holzſchuhen, die ſie in apoſtoliſcher Armuth trugen), Weber (weil beſonders Viele von dieſem Handwerke zu dieſen Brüderſchaften ſich hielten), Henricianer (nach ihrem Meiſter Heinrich, einem ausgetretenen Mönch); in Spanien, beſonders in Leon, ebenfalls Albigenſer; in Flandern Tanchelianer (nach ihrem Meiſter Tanchelin) und Turlupins (weil ſie unter Wölfen auf dem Gebirge ſiedelten vor den Verfolgungen der Kirche); am Niederrhein und in England Lollharden (ſanfte Sänger); an der Küſte der Nordſee in Friesland nach der daſelbſt ſeßhaften freien Völkerſchaft Stedinger; in Griechenland Paulicianer, Bulgaren, Chazaren (weil viele Andersgläubige unter dieſen halbheidniſchen Stämmen ihren Aufenthalt hatten oder nahmen); bei vielen katholiſchen Schriftſtellern heißen die Andersgläubigen geradezu Manichäer, ohne Rückſicht auf irgend einen Zuſammenhang mit dem frühe als Ketzerei verurtheilten Manichäismus.

Abgeſchloſſene Gemeinden, ſo daß ganze Dörfer oder Städte andersgläubig geweſen wären, gab es vor dem zwölften

Jahrhundert nicht, weder in Frankreich noch in Italien: die bibellesenden Brüder und Schwestern fanden sich zerstreut umher; und so gewiß es ist, daß in den piemontesischen Bergen es andersgläubige Brüder seit dem neunten Jahrhundert gab, so gewiß ist es, daß abgeschlossene Gemeinden erst mit der Zeit des Peter Waldus sich daselbst bildeten.

Von den Häuptern und Führern dieser manchfach gefärbten und im Gegenstand der Bekämpfung ganz einigen Richtung gegen die katholische Kirche sind im zwölften Jahrhundert besonders namhaft geworden: Peter de Bruys, sein Schüler Heinrich, Tanchelm, Eon, Arnold von Brescia und Peter Waldus.

Peter de Bruys aus Toulouse wirkte im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts, von 1104 bis 1124, unter den Bewohnern der Provence, der Dauphine und Languedocs. Er predigte wider das Fegfeuer, den Bilderdienst, die Ehelosigkeit und Sittenlosigkeit der Priester, gegen das Meß- und Todtenopfer, wider die abgöttische Verehrung des Kreuzes, aber auch wider die Kindertaufe, nachdem er anfangs nur gegen den Aberglauben in der zeitlichen Lehre von der Taufe gesprochen hatte. Er hat viel an sich von den späteren Täufern, zwar nicht Münsters, aber Zwickaus. Die betäubende Pracht der Gotteshäuser und des Gottesdienstes bekämpfte er. All dieß äußere Kirchenthum sey gehaltlos ohne die Reinheit des Herzens, das Pabstthum sey Menschenwerk; es müssen alle Verhältnisse der Gesellschaft umgewandelt werden, dem Geiste des ursprünglichen Christenthums gemäß.

Er wurde seines Priesterthums entsetzt. Dadurch gereizt, ging er weiter. Er erklärte das Meßopfer geradezu für Priesterbetrug; und wenn er früher gesagt hatte, die wahre Kirche bestehe in der Einheit der Gläubigen, und Gott höre, wo man in Andacht ihn anrufe; wenn er bisher nur gegen die Ueberschätzung und die Mißbräuche der äußeren Kirche gewesen war: so erklärte er jetzt, die äußere Kirche sey ganz überflüssig, neue Gotteshäuser zu bauen, sey unnöthig, und zuletzt ließ er nicht nur die Kreuze, weil Aberglauben damit getrieben werde, an einem Fasttag aus der ganzen Umgegend zusammen tragen, verbrennen und bei dem

Feuer Fleisch für seine Anhänger kochen, sondern er forderte zu Zerstörung von Kirchen mit abgöttischen Bildern und Reliquienaltären auf, weil Gott so gut als am Altar überall höre; sogar in der Schenke oder im Stalle; welches Letztere wohl ein Zusatz des feindseligen Berichterstatters ist.

Zwanzig Jahre hatte er gewirkt. Wie überall bei den Brüderschaften des Mittelalters, waren meist Bauern und Handwerker und die unteren Bürger, die sich von geistlicher und weltlicher Aristokratie gedrückt fühlten, sein Anhang. Er war so stark, daß er der bischöflichen Anklage wegen Ketzerei lachen konnte; einst aber, im Jahre 1124, überfiel ihn eine von Mönchen aufgehetzte Rotte der Rechtgläubigen unversehens, schleppte ihn weg nach St. Gilles und verbrannte ihn.

Die stürmischen Bewegungen wie die Lehre desselben kennen wir einzig nur durch seine Todfeinde. Durchscheint, daß de Bruys gegen die geistlichen *Herren*, gegen die *weltliche* Herrschaft des Krummstabs eine Stellung nahm, welche den gedrückten Bauern und Handwerkern Befreiung von bürgerlichen Lasten in Aussicht stellte. Die bürgerliche Rechtslosigkeit und die Auspressung des gemeinen Mannes vertragen sich nirgends lange mehr mit einer geistigen Auffassung des Christenthums, und mit den Grundsätzen der urchristlichen Gesellschaftsverhältnisse und der Bibel.

War de Bruys zu weit fortgerissen worden, so war sein Nachfolger, der ausgetretene Mönch Heinrich aus Lausanne, vorsichtiger. Er hatte als Bußprediger zuerst mit Willen seines Bischofs gewirkt; als aber in Folge seiner Predigten Aufruhr gegen die Geistlichkeit entstand, mußte er nach Languedoc entweichen, und nach längerem Umherziehen hier und in der Provence hatte er sich an Peter de Bruys angeschlossen. Zehn Jahre lang war er nach dessen Tode Führer und Sprecher in der von Bruys angeregten Richtung, aber ohne dessen Gewaltsamkeit. Er wollte durch die *Laien* die Christenheit reformiren, Bruderliebe und Gemeinschaft stiften, und namentlich dem ehelichen Leben eine neue Weihe geben, durch Schließung von Ehen ohne Selbstsucht nach der Neigung des Herzens. So segnete er Ehebündnisse

Gleichgesinnter ein ohne alle Rücksicht auf kirchliche Hindernisse; so traute er Leibeigene mit Freien. Als er dem Erzbischof von Arles in die Hände fiel, wurde er auf der Kirchenversammlung zu Pisa zu lebenslänglichem Gefängniß als Ketzer verurtheilt. Er entkam und wirkte jetzt erst recht aufregend durch Anknüpfungen an Bibelstellen. Die Leute in Languedoc wurden dadurch so bibelfest, daß sie den heiligen Bernhard einmal durch Entgegenrufen von lauter Bibelstellen verstummen machten. Noch dreizehn Jahre wirkte Heinrich, wurde endlich gefangen, abermals zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt, 1148, und starb im folgenden Jahre. Tanchelm, der zu Antwerpen und andern Städten Flanderns feindselig gegen die römische Kirche auftrat, starb im gleichen Jahre mit de Bruys durch den Dolch eines schwärmerischen Mönchs, der ihn mitten in einer Rede vor dem andächtig horchenden Volke meuchlings niederstieß. Er war gegen alles Kirchenwesen, während Heinrich nur die Kirche reformiren wollte. Eon, in gleichem Sinn, überfiel Kirchen und Klöster mit einem schwärmerischen Volkshaufen, da und dort in Frankreich, als „der, welcher gekommen sey, die Lebendigen und die Todten zu richten". Die Reichthümer dieser Kirchen und Klöster theilte er unter das Volk aus; aber nach kurzem Umherschweifen in der Bretagne und Gascogne wurde er gefangen, 1148, durch Ueberfall, vor eine Synode zu Rheims gestellt; er vertheidigte seine Sache hier mit festem Glauben an deren endlichen Sieg und starb in den Kerkern von St. Denis.

Wie groß die kirchlich-politische Bewegung war, welche durch die christliche Welt ging, hat sich uns schon früher in Demjenigen gezeigt, in welchem sich die zerstreuten Kräfte der priesterfeindlichen Richtung gesammelt zeigten, in Arnold von Brescia, dem „Erzvater der politischen Ketzer", wie er von feindlicher Seite genannt wurde.

Während Arnolds Geist in Oberitalien und in den Alpenlanden fortwirkte, trat im südlichen Frankreich ein neuer Reformator hinzu, läuterte und klärte die bisherigen Bestrebungen durch ein strengeres Anschließen an die heilige Schrift, namentlich an die Sittenlehre der Bergpredigt, und in ihm trat zum ersten-

mal ein rein evangeliſcher Proteſt zu Tag: das war Peter Waldus, ein reicher Bürger von Lyon.

Die Bibel war es, welche dieſen Mann in Bälde ganz umwandelte. Er hatte die Leſeſtücke für den Gottesdienſt in ſeiner Vaterſtadt oft genug verleſen hören, aber ohne das Vorgeleſene zu verſtehen, weil es lateiniſch war. Begierig, dieſe heilige Schrift ſelbſt zu leſen und zu ihrem Verſtändniß zu gelangen, ließ er durch zwei befreundete Geiſtliche, namentlich durch Stephan von Coiſa, zuerſt die Evangelien, dann andere bibliſche Bücher nach und nach für ſich in die romaniſche Landesſprache überſetzen; ebenſo ließ er die auf die Evangelien und die heiligen Schriften überhaupt ſich beziehenden Ausſprüche alter Kirchenväter über die wichtigſten chriſtlichen Lehren zuſammenſtellen und überſetzen. Mit welchem Eifer mag er ſich in das Leſen der heiligen Schriften geſtürzt und Geiſt und Herz geſtärkt haben in dieſem urſprünglichen Quell! Dadurch erleuchtet, durch den plötzlich erfolgten Tod eines ſeiner Mitbürger tief erſchüttert, faßte er den Entſchluß, für den Geiſt urchriſtlicher Einfachheit und Wahrheit zu wirken, und die Sehnſucht, eine apoſtoliſche Kirche wieder herzuſtellen, zur That werden zu laſſen. Im Jahre 1160 entſagte er plötzlich der Kaufmannſchaft und entäußerte ſich ſeines Reichthums. Er gab all das Seine theils den Armen und Hülfsbedürftigen, theils widmete er es gemeinnützigen und geſellſchaftlichen Zwecken. Ueber den zuvor nur kirchlichen Mann war ein tiefer Ernſt und eine Begeiſterung gekommen, die ihn zur vollen Selbſtverläugnung führte. Er zog das Gewand eines Bußpredigers an, und fing an, von unten herauf, wie Chriſtus, zunächſt unter dem armen Landvolke das Reich Gottes zu verkünden, ſo wie er es aus den Evangelien erkannt hatte, und eine Gemeinde urevangeliſchen Geiſtes zu ſammeln.

Das geſchah fünf Jahre nach dem Flammentod Arnolds von Brescia. Hatte ſchon jener Heinrich ſich nicht wider alles Kirchenthum erklärt, ſo erklärte ſich Peter Waldus nicht nur nicht gegen die Kirche, ſondern als begeiſtert für die Kirche, obwohl für ein Ideal der Kirche. Er vermied jedes Wort feindſeliger Oppoſition gegen die herrſchende Kirche, er löste ſich nicht von

ihr ab, seine Gemeinde, in der Kirche bleibend, sollte wie Salz des Evangeliums in ihr wirken. So geklärt und geläutert von jedem kirchenfeindlichen und selbstischen Beisatz, war die Bestrebung nach christlicher Reform zuvor nicht da gewesen. Die „Armen von Lyon", die „Geringen", die „Holzschuhträger", waren ein kirchlicher, von der Welt abgezogener Verein, wie sonst ein strenger Mönchs- oder Nonnenverein; und sie unterschieden sich nur dadurch äußerlich, daß sie die Bibel lasen, vorlasen, erklärten, ihre Abschriften vervielfältigten und unter das Volk vertheilten.

Zuerst umschloß nur Stadt und Landschaft Lyon diese Brüderschaft, die armen Leute von Lyon genannt. Sie dachten nicht an eine Losreißung von der allgemeinen Kirche, weil zunächst weder Peter Waldus noch die armen Brüder die Folgerungen zogen, oder eine Ahnung von den Folgerungen hatten, welche sich aus ihrer biblischen Richtung so nothwendig ergaben, als aus den Vordersätzen ein Schluß. Hatte doch Luther selbst keine Ahnung von der Tragweite seines Protestes, und erschrack sogar, nicht vor den Folgerungen, sondern vor den nothwendigen Ergebnissen seines aufgestellten Grundsatzes.

Der Erzbischof von Lyon und die Klerisei dagegen sahen bald die Folgerungen und die Folgen der Bibelpredigt der „armen Leute von Lyon" ein. Sie legten ihnen Stillschweigen auf. Da wandten sich diese frommen Menschen, die gar nicht begreifen konnten, daß unentgeldliche Austheilung der heiligen Schriften ein Kirchenverbrechen seyn könne, in harmlosem Vertrauen an Pabst Alexander III., damit der Pabst ihnen bestätige, daß sie nach der heiligen Schrift predigen, und die heilige Schrift erklären und verbreiten dürfen, und daß Peter Waldus evangelisch Recht gehabt habe, wenn er zum Erzbischof Johann von Lyon gesagt, man müsse in Sachen der Bibel Gott mehr gehorchen als den Menschen, und darum nach wie vor biblisch geprebigt und Bibeln verbreitet habe.

Im Jahre 1179 waren von Peter Waldus Abgeordnete seiner Brüderschaft und ein Exemplar seiner Bibelübersetzung nebst dem Plan seines evangelischen Vereins an den Pabst abgeschickt worden, mit der Bitte, daß er Bibelübersetzung und Vereinszwecke

bestätige. Beides wurde verweigert, gewiß mehr darum, weil man am römischen Hofe das allem Pabst- und Priesterthum Feindselige dieser Richtung durchschaute, als weil, wie man schon meinte, „der scholastischen Gelehrsamkeit in Rom die ungelehrten Waldenser Laien als ganz verächtliche Ignoranten erschienen." Daß sie das Lehramt an sich nahmen, konnte das Pabstthum nicht zugeben. Uebrigens sah man in ihnen zu Rom nur Gegner, über die man lachen dürfe.

Pabst Lucius III. sprach sogar vier Jahre später den Bann über die „armen Leute von Lyon" aus. Aber gerade durch diesen Bannspruch wurde das bisher noch gebundene Auge des Waldus und der Seinen vollends frei: sie erkannten die herrschende Kirche als unchristlich im Leben und manchfach in der Lehre. Ungeschreckt durch Bann und Acht, zog Waldus nach dem Vorbild der Apostel, zogen viele der Seinen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und in Südfrankreich bis nach Arragonien hin; in Oberitalien, in Deutschland, zumal in den obern Landen, begründeten sich schnell ihre Gemeinden, trotz der Verfolgungen; ihre Hauptsitze wurden die Hochthäler von Piemont und die Provence, eben die Gegenden, in welchen schon seit dem neunten Jahrhundert ein Gegensatz gegen die römische Kirche in zahlreichen Andersgläubigen hervorgetreten war.

Die Thalleute in den piemontesischen Alpenthälern von Luzerna, Perusa und St. Martin wurden der Kern dieser Brüderschaft, und jetzt erst wird der Name Waldesi, Waldenser, geläufig. „Die römische Kirche ist nicht die Kirche Christi; nicht der Pabst, kein Priester, nur Gott kann Sünden vergeben; die Bibel ist die einzige Quelle christlicher Erkenntniß", lehrten sie. Ihre Gemeindeverhältnisse ordneten sie nach dem Evangelium und nach dem Vorbild der urchristlichen Gemeinden. Ihr Glaube war werkthätiges Christenthum, ihr Leben so, daß selbst der Dominikaner Rainerius, welcher gegen sie schrieb, ihnen das Zeugniß gab: „Sie sind in ihren Sitten ordentlich und bescheiden, tragen weder kostbare noch ganz armselige Kleider; um Eid, Lüge und Trug zu meiden, treiben sie keinen Handel; sie leben nur von ihrer Hände Arbeit; auch Schuster sind Lehrer unter ihnen; sie sammeln keine

Schätze, sondern sind zufrieden mit dem Nothdürftigen; sie sind keusch, besuchen keine Schenke und keine öffentlichen Tänze; man bemerkt bei ihnen keinen Zorn; immer sieht man sie arbeiten, lernen und lehren und deßhalb wenig beten."

Daß sie gar keinen Handel getrieben, ist nicht richtig. Im Gegentheil wählten sie gerade die Handelschaft gerne als diejenige bürgerliche Beschäftigung, durch die es ihnen am leichtesten wurde, ihren Glauben und die Bibel zu verbreiten. Als Putzhändler z. B. verschafften sie sich Eingang in die vornehmsten Familien, und während sie ihre Putzwaren auslegten, boten sie zugleich auch die Bibel aus. Sie waren weder Schwärmer noch Weltleute. Ihre Meister, Barben genannt, wurden durch Gemeindewahl gewählt. Diese predigten und hielten Beichte. Später, als die Verfolgungen schwerer wurden, bargen viele einzelne zerstreute Waldenser ihren waldensischen Glauben unter äußerlichem Halten zur katholischen Kirche. So lebten sie inmitten derselben unangefochten, und während sie den Katholiken für Katholiken galten, erkannten die geheimen Brüder sich unter einander durch eigene Erkennungszeichen. Von ihnen gingen evangelische Tugenden aus und die Bekanntschaft mit der Bibel. Sie waren, was das spätere Sinnbild der Waldenser, eine in dicker Finsterniß stehende, von sieben Sternen umgebene Fackel, andeutete, ein Licht in der Nacht.

Vierzehntes Kapitel.

Untergang der Albigenser.

Die sämmtlichen, auf die Bibel zurückgehenden frommen Brüderschaften trafen in ihrer Regsamkeit zusammen mit den Gedanken und dem Drang, welche sich seit dem zwölften Jahrhundert durch die christliche Welt durchziehen, und welche darauf gingen, daß, weil Kirche und Mönche entartet seyen, ein neues christliches Leben und eine neue christliche Lehre, eine Verjüngung der Christenheit Noth thue. Weil dieser Drang in der Welt

war, riefen die frommen Brüderſchaften eine ſolche Gährung im Volke hervor, und liefen ihnen Männer und Frauen in Schaaren zu. Von dieſen Laien ſchien eine Reformation auszugehen, welche die Hierarchie und die römiſche Kirche bedrohte. Eine bürgerliche Freiheitsbewegung war zuvor da, jetzt wurde dieſelbe noch mit religiöſen Ideen durchzogen und geſtärkt, und neben dem geiſtigen Kampfe, den die Wiſſenſchaft gegen das Pabſtthum begann, ſtellte ſich eine immer höher anſchwellende Volksbewegung der römiſchen Kirche gegenüber. Und dieſe Volksbewegung ging auf eine Socialreform. Der Druck der verweltlichten Kirche wurde von dem Volk um ſo härter empfunden, je unverhüllter die Hoffart und das üppige Weltleben der Kirchenwürdenträger hervortrat, und je größer der Reichthum an Geld und Gut wurde, welcher ſich anhäufte „in der todten Hand", die doch nicht mit trug an den bürgerlichen Laſten.

Die klöſterlichen Orden waren vom Grundſatz der chriſtlichen Armuth ausgegangen, gemeinſamer Arbeit und gemeinſamen Beſitzes der durch die Arbeit für den Lebensunterhalt erworbenen Mittel. Die Ueberſchüſſe waren für die Bedürftigen der Umgegend eines Kloſters anfangs und länger verwendet worden. Das hatte dem Mönchthum die ungemeſſene Vorliebe des Volkes für die Mönche urſprünglich gewonnen. Aber aus den Asceten, aus den für ſich und Andere Arbeitenden waren Luxusmenſchen und Drohnen geworden, ja Vampyre am Mark des Volkes. War ſchon gegen den Umſchlag aus Sittenſtrenge in Ueppigkeit und in Sittenverderbniß ein Proteſt aus dem Volke etwas ſich von ſelbſt Ergebendes, ſo wurde dieſer Proteſt beſchleunigt und verſtärkt durch die Härte der klöſterlichen Gemeinſchaften und der Stifte, womit ſie, zwar durchſchnittlich weniger hart als die weltlichen Herren, aber eben doch hart, auf ihre Hörigen und Leibeigenen drückten. Die Stifte und Klöſter waren Feudalherren geworden, ſie, welche vom Grundſatz der chriſtlichen Armuth und des Kommunismus ausgegangen waren; ihr Geiz, ihr Wucher, ihre Habſucht fraß nicht bloß in das Mark des Volkes, ſondern ſelbſt in das Mark des Adels und der Fürſten hinein, und ſo kam es nach und nach,

daß immer stärker und in immer weiteren Kreisen die Laienwelt und besonders der Volksgeist sich protestirend gegen Klöster und Stifte, gegen die so gewordene Kirche überhaupt stellten.

Der scharfsinnige Pabst Innocenz III. regierte, als Katharer und Waldenser ihre Forderungen mit größtem Beifall Unzähliger stellten, daß die Kirche in Lehre und Leben eine apostolische werden müsse, und vom Pabst bis zum letzten Laien der Bergpredigt gemäß gedacht und gehandelt werden solle. Die politischen Folgerungen und Folgen, wofern diese Forderungen durchdrangen, trafen, wie die geistlichen, so auch die weltlichen Herren.

Der dritte Innocenz beschloß, die der Hierarchie und römischen Kirche drohende Gefahr abzuwenden, einerseits durch diplomatische Unterhandlungen und Kunstgriffe, andererseits durch blutige Gewalt.

In feiner und verschlagener Weise wußte der Pabst das Haupt der waldensischen Laienreformation zu gewinnen. Peter Waldus, flüchtig vor den Verfolgungen aus Frankreich, hatte zuletzt eine Zufluchtsstätte in Böhmen gefunden und hier im Jahr 1197 sein edles Daseyn geendet, nachdem er in den Boden Böhmens den christlichen Samen gelegt hatte, dessen Aufgehen für jeden Kenner der Weltgeschichte wunderbar mahnt an den Gang Gottes, den stillen, im Leben der Völker und Menschen. Durandus von Huesca war zwölf Jahre nachher der Wortführer dieser Kirchenreformation von unten auf. Pabst Innocenz III. gewann diesen, und die „armen Leute von Lyon" wurden von diesem in „arme Leute der katholischen Kirche" umgewandelt. Sie erhielten Geistliche, welche nur unter kirchlicher Oberaufsicht dem Volke predigen, die Schrift erklären und Versammlungen zur Erbauung halten sollten. Den Laien wurde nur die Armen- und Krankenpflege zugewiesen. Er ließ sich mit vielen der Seinen in diese Falle hineinführen. Daß ein päbstlicher Legat, und zuletzt schriftlich der Pabst selbst, mit ihm unterhandelte, scheint sehr ihn bestimmt zu haben. Uebrigens folgte dem Durandus nur ein Theil der Waldenser.

Es war in Gottes Plan anders, als daß diese Laienformation mit der Bibel in der Hand, die so sehr unrömisch

war, aufgehen sollte in ein römisch-katholisches, mönchsartiges Laienthum. Selbst die blutige Verfolgung, in welche sie mit den Katharern hineingezogen wurden, trug nur zu ihrem festen Bestand bei.

Der Grundstock der Katharer saß in Toulouse, Carcassonne, Bezieres, Avignon, Narbonne und in der Gebirgslandschaft Albi. Nach dem letzteren Namen nannte man oft sämmtliche der römischen Kirche abholden Brüderschaften Südfrankreichs Albigenser.

Schon im Jahre 1179 hatte eine Kirchenversammlung zu Narbonne einen Waffenzug gegen diese „Ketzer" beschlossen, um sie auszurotten. Aber die feurigen Albigenser schlugen die zuchtlosen römisch-katholischen Rotten mit Schimpf und großem Verlust zurück. Innocenz III. versuchte zuerst einen geregelten Kreuzzug gegen diese Bibelchristen aufzubringen. Das war die äußerste Ausartung der Kreuzzüge. Der Kreuzzug wurde von päbstlichen Legaten gegen sie förmlich gepredigt, wie sonst gegen die Sarazenen. Der päbstliche Legat Peter von Castelnau hatte einen Glaubensgerichtshof in Toulouse errichtet, um die Ketzer durch gerichtliche grausame Strafen zu schrecken und zu unterdrücken. Der Legat hatte zu diesem Zweck in die Staatsgewalt eingegriffen und war darüber mit dem mächtigsten Fürsten des Landes, dem Grafen Raimund VI. von Toulouse, zerfallen.

Durch einen Unbekannten wurde der Blutrichter, der mit den ausgedehntesten Vollmachten zur Ausrottung der „Ketzerei" ins Land geschickte Legat des Pabstes, ermordet, im Jahre 1208. „Das hat Graf Raimund angestiftet," schrieen die Mönche. Pabst Innocenz verhieß in offenem Ausschreiben vollkommenen Sündenablaß allen denen, welche an dem Kreuzzug wider die Ketzer Theil nehmen würden. Alle Fürsten und Ritter forderte er auf, durch Feuer und Schwert „die Ketzer und ihre heillosen Grundsätze zu vertilgen". Die Brüderschaften waren allesammt dem Lehenwesen mit seiner Hörigkeit und Leibeigenschaft eben so abgeneigt, als dem Pabstthum, und der bedeutende Wohlstand derselben in den Städten und auf dem Lande stach sehr in die Augen. Lockte diese die Beutelust an, so stellte der Pabst die Brüderschaften als Revolutionäre dar, als Verschwörer wider Altar und Thron der Rechtgläubigen, als einen gemeinsamen Feind der geistlichen wie

der weltlichen Macht. Laien und Priester wetteiferten, für diesen Kreuzzug zu rüsten. Um der Gefahr sich zu entziehen, da auch gegen ihn der Kreuzzug gepredigt war, demüthigte sich Graf Raimund und nahm selbst das Kreuz gegen sein eigenes Volk. Von Lyon brach das Kreuzheer unter Führung des päbstlichen Legaten Arnold und des rohen, grausamen Ritters Simon von Montfort im Sommer 1209 nach dem Süden auf, zunächst gegen den Vicomte Raimund Roger von Bezieres und Albi, den Hauptsitz der Katharer. Trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung wurde Bezieres erstürmt. Es schien schwer, Katholiken und Ketzer in der erstürmten Stadt zu scheiden. „Tödtet sie," rief der Legat, „tödtet Alle mit einander; der Herr kennt die Seinen." Siebenzehntausend Menschen, Weiber wie Männer, Greise wie Säuglinge, wurden theils niedergehauen, theils verbrannt. Als ein Bote der göttlichen Rache habe er die Stadt vernichtet, berichtete der Legat.

Carcassonne hatten die Bewohner verlassen und sich ins Gebirg zurückgezogen. Die leere Stadt wurde wie die Burgen der Umgegend besetzt, und Simon von Montfort übernahm als Statthalter der Kirche die Bewachung des eroberten Landes. Die Grafen von Toulouse und Foix wurden durch vertragsbrüchige Gewaltthat ihrer Erbgüter beraubt, und die Verdächtigung, Dieser oder Jener sey ein Ketzer, wurde zum Vorwand genommen, um plündern zu können; gut katholische, aber reiche Hausväter wurden zu Ketzern gestempelt, gebrandschatzt und eingekerkert. Gegen das schamlose Treiben Simons von Montfort griffen Adel und Volk besonders in Albi wieder zu den Waffen. Die Besatzungen der Burgen wurden überfallen, ermordet oder zersprengt, schrecklich das Wiedervergeltungsrecht geübt. Zu Albi wurden sechs Ritter, sechszig Knappen und ein Priester lebendig verbrannt, Andere der Augen beraubt oder an Händen und Füßen verstümmelt. Im Jahre 1210 und 1211 geschahen abermals zwei Kreuzzüge nach einander gegen diese christlichen Lande. Viele gefangene Albigenser wurden dem Feuertod oder dem Galgen überliefert, aber überwältigt wurde das standhafte Volk nicht. Das eroberte Land wurde auf einer Kirchenversammlung im Lateran Simon von Montfort zugesprochen, im Jahre 1215, ein neuer

allgemeiner Kreuzzug gegen die Ketzer verkündet, sie selbst, ihre Hehler und Beschützer in Bann und Acht erklärt, auf das ganze Land das Interdikt gelegt. Jetzt erst begann recht durchs ganze südliche Frankreich der Grausen, Abscheu und Bewunderung erregende Kampf des fanatischen Wahns, der seine Mitmenschen in teuflischen Martern hinschlachtete, um ihre Seele zu retten, mit der Begeisterung der hellen Ueberzeugung, welche über ihre zerstörten Dörfer und Städte, über ihre gemordeten Geliebten, über den eigenen Scheiterhaufen hinweg den Himmel offen sah.

Zwanzig Jahre lang wüthete der fürchterliche Kampf, von 1209 bis 1229. Geführt von dem klugen, kriegskundigen und tapfern Raimund von Toulouse und unterstützt von ihren Brüdern in Arragonien, waren die Streiter des hellen neuen Glaubens von den Jahren 1217 bis 1222 im entschiedensten Uebergewicht gegen das Kreuzheer und den französischen König. Schon 1217 wurde Simon von Montfort aus Toulouse hinausgeschlagen, bald darauf ein zahlreiches Kreuzheer aufgerieben oder zersprengt, die meisten Burgen der Umgegend erobert. Mit dem Tode Raimunds hatten sie ihren besten Führer verloren. Das benützten die Gegner. Nach tapferster Gegenwehr wurde von diesen Avignon erstürmt, die Thürme, Mauern und festen Häuser gebrochen. Unter blutigen Gefechten mit den Neugläubigen waren im Jahre 1226 die Altgläubigen bis in die Nähe von Toulouse vorgedrungen. Im Angesichte des siegreichen Kreuzheeres gab der junge Graf Raimund die Hoffnung des Widerstandes auf und vertrug sich mit der geistlichen und der weltlichen Krone: er that schimpfliche Kirchenbuße und trat den größten Theil seiner Eigengüter in Languedoc an die Krone Frankreich ab. Der Abfall dieses mächtigen Fürsten wirkte lähmend auf den Widerstand der neugläubigen Städte und Dörfer: Toulouse, Carcassonne und Albi unterwarfen sich. Viele schwuren ihren Glauben ab und traten in den Schooß der katholischen Kirche zurück; mehr aber wanderten aus, flüchtig, nach Piemont und in die Lombardei. Andere starben als Märtyrer ihres Glaubens in den Kerkern oder auf den Scheiterhaufen der Inquisition.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Inquisition und die Unfehlbarkeit des Pabstes.

Das südliche Frankreich — das Land, wo die Vernunft und die Bibel in Glaubenssachen zur Geltung gekommen waren, und ein einfaches Christenthum an seinen Früchten sehen ließ, daß es das ächte war, hatte vor dieser grauenhaften Glaubensverfolgung das glücklichste Land der Christenheit heißen können. Viele Hunderttausende fleißiger Hände hatten sich hier geregt Tag und Nacht, und gerade die Neugläubigen waren die Fleißigsten und Bildsamsten gewesen. Wie nirgends hatten hier der Ackerbau auf dem Lande, der Gewerbfleiß und der Handel in den Städten geblüht, und die Künste und die Wissenschaften gediehen hier, entbunden vom Gewissenszwang, entwickelten sich hier rascher in dieser Luft der geistigen Freiheit. Die fröhliche Kunst der Troubadours sang hier in kühneren Tönen gegen die Mißbräuche des Pabst- und Priesterthums. Da war das Leben klar, frei und wahr.

Nicht gehörte, wie man gemeint hat, „zu den Grundsätzen der Katharer, durch Verzicht von aller Art Besitz der Welt abzusterben, und allen Reichthum und Besitz als Verführungsmittel des Satans zu hassen". So mancherlei sich absondernde Brüderschaften im südlichen Frankreich sich auch zusammenfanden und vermischt unter einander lebten, so waren doch die „Katharer" die größere Zahl und gerade da am zahlreichsten, wo Gewerbfleiß, Handel und Landbau am blühendsten und der Privatbesitz der reichste war. Es herrscht offenbar über die Gütergemeinschaft aus religiösen Grundsätzen in Betreff der Katharer derselbe Irrthum, wie er über die späteren Anhänger Thomas Münzers noch gäng und gäbe ist, nicht Gütergemeinschaft, sondern Liebes- und Brüdergemeinschaft war es, in welcher Jeder, der hatte, aus Religions-Grundsatz und Pflicht denen gab, die nicht hatten. Eben so wenig war bei den Waldensern, die mit in den blutigen Kampf hineingezogen wurden, Gütergemeinschaft. Schon die Grundgesundheit der zum Denken erwachten Vernunft unter diesen mancherlei

Brüderschaften und ihr rastlos arbeitender Gewerbfleiß mußten gegen so etwas seyn, das wider alle Natur des gesellschaftlichen Lebens war.

Dieses schöne Land der bibellesenden, der ihre Vernunft gebrauchenden, der frei denkenden und urtheilenden Christen, unter denen selbstverständlich alle Schattirungen des freien Gedankens sich fanden, war nun zum Kirchhofe gemacht, zur Einöde. Auch die geheimen Ueberreste der Neugläubigen auszurotten, wurde nun das Glaubensgericht zu einer bleibenden Anstalt gemacht, das Inquisitionstribunal entstand.

Auf einer Kirchenversammlung zu Toulouse 1229 wurde beschlossen, daß die seit 1215 bestehenden Glaubensgerichtshöfe für immer bleiben und allgemein werden sollen. Es sollen die Erzbischöfe und Bischöfe für jede Gemeinde in der Stadt und auf dem Lande einen Priester und zwei oder drei bewährte Laien aufstellen und ihnen den Eid der Treue und Wachsamkeit bei Tag wie bei Nacht abnehmen, Ketzereien und Ketzer aufzuspüren, verdächtige Häuser, Erker und Keller, alle möglichen Schlupfwinkel zu durchsuchen, die Ketzer und die Hehler derselben ohne Säumen einzuziehen, und den geistlichen oder weltlichen Gerichten zur schleunigen Bestrafung zu überliefern. Jeder Fürst, Gutsherr, Bischof oder Richter, der einen Ketzer verschone, solle sein Land, Gut oder Amt verlieren; jedes Haus, wo man einen Ketzer antreffe, dem Boden gleich gemacht werden; zu Ketzern und Verdächtigen auch in tödtlicher Krankheit kein Arzt und kein Genosse ihres Verbrechens kommen dürfen. Ein aufrichtig Reuiger solle aus seiner Heimath, wenn diese verdächtig ist, entfernt und in besondere Tracht gekleidet werden, auch aller öffentlichen Rechte, bis auf päbstliche Dispensation, verlustig seyn. Solche, die als Bußfertige aus Furcht sich darstellen, sollen eingeschlossen werden.

So waren also überall und für Jedermann „polizeiliche Gewissensräthe" aufgestellt, zunächst nur für das südliche Frankreich. Aber zugleich wurde jeder Christ in der ganzen Christenheit unter kirchliche Aufsicht gestellt, ohne Unterschied des Rangs und Standes. Es wurde beschlossen, jede Pfarrgemeinde solle ein genaues Namensverzeichniß führen über alle

Männer und Weiber, und diese alle zwei Jahre schwören lassen, daß sie den römisch-katholischen Glauben treu bewahren und jeden Ketzer nach Kräften verfolgen und entdecken wollen. Zu gleicher Zeit wurde beschlossen, daß jährlich dreimal Männer und Frauen dem Priester ihre Sünden zu beichten und das heilige Abendmahl zu nehmen haben; wer das versäume, solle als der Ketzerei verdächtig behandelt werden.

Sollten dadurch Mißtrauen und Zwiespalt in die Familien verpflanzt, die Fäden der Geheimnisse aller Familien in die Hand der Kirche zusammengefaßt und so in neuer Weise die Kirche Herrin der Welt werden, so sollte überdieß das Lesen, ja nur der Besitz der heiligen Schrift für jeden Laien ein Grund zum Verdacht, für Jeden, der sie in der Landessprache habe, eine Ueberweisung der Ketzerei seyn. Selbst der „Psalter" und das „Brevier" waren nur in lateinischer Sprache ein unverdächtiger Besitz des Laien.

In Frankreich wirkten diese Maaßregeln so, daß sie das gläubige Denken und den Anfang des durchdachten Glaubens, soweit es Gemeinden betraf, im Lebenskeim tödteten, nicht sofort, aber allmählich. Aber an dem freien Geiste der Bürger der Lombardei und an der späteren Stellung des römischen Stuhles zu den Hohenstaufen scheiterte jeder Versuch der Durchführung dieses Gesetzes.

Es blieb die Bibel und durch das Verbot gerade das Auswendiglernen der bedeutungsvollsten Stellen der heiligen Schriften; denn wie zuvor Väter und Mütter diese auswendig wußten, so lernten die Kinder jetzt noch aus Vater- und Muttermund diese so wörtlich, daß sie sie jeden Augenblick auswendig hersagen konnten. Viele Hunderttausende von Morgen Landes blieben unbebaut und öde durch Verjagung oder Erschlagung ihrer früheren Bebauer; aber eben so viele Köpfe wurden aufgeregt theils für die Lehre der Untergegangenen, theils in höheren Kreisen für die Lehren wissenschaftlicher Köpfe.

Selbst dem Kaiser Friedrich II., in welchem doch keine Spur römisch-katholischer Gläubigkeit, kein Funke Ehrfurcht vor der Heiligkeit und Hoheit der Hierarchie sich fand, war im Jahr 1220 von Pabst Honorius III. ein neues Gesetz gegen die Ketzer,

ein Zusatzgesetz zu dem von 1215, abgepreßt worden, als Opfer für die Ertheilung der Kaiserkrone. Dieses Gesetz lautete: „Alle Ketzer in allen Landen, wie sie auch heißen mögen, sind ehrlos und geächtet. Jeden von der Geistlichkeit als verdächtig Bezeichneten sollen die weltlichen Behörden sogleich gefangen legen und dem Glaubensgericht zur verdienten Strafe des Feuertods überliefern; Roms Inquisitoren, die Wächter des reinen apostolischen Glaubens, unter kaiserlichem Schutze stehen und jeden Vorschub erhalten; die Söhne, Enkel und Urenkel der wegen Irrglaubens Verurtheilten sollen ehrlos bleiben, und weder die Güter ihres Hauses noch Lehen. oder Aemter empfangen können, da Beleidigungen des himmlischen Herrn eine schwerere Strafe verdienen, als Beleidigungen des weltlichen Herrn, und Gott die Sünden der Väter heimsuche auch an den spätesten Nachkommen. Die Söhne sollen ihre Eltern anzuzeigen verbunden seyn, und durch diese Anzeige den Gewinn haben, daß für sie die Güter der Eltern nicht verwirkt seyen. Die Güter der ohne solche Anzeige überführten Schuldigen sollen dem Fiskus anheimfallen, die Wohnungen aber in Schutt verwandelt werden, ohne daß sie jemals wieder aufgebaut werden dürfen. Wer den geringsten Verdacht auf sich lade und nicht binnen Jahresfrist sich reinige, solle als Ketzer verurtheilt werden; endlich jede obrigkeitliche Person vor dem Antritt ihres Amtes schwören, auf die Reinheit des Glaubens zu halten, sowie alle Ketzerei nach Kräften auszuforschen und auszurotten."

Dieses völlig satanische Gesetz nahm der Hohenstaufe Friedrich II. an und ließ es unter seinem Namen veröffentlichen, aus selbstsüchtiger Staatsklugheit, mit jenem Lächeln der Gleichgültigkeit, die sich über alle Religion und darum über alle religiöse Meinungsverschiedenheit hinwegsetzt. Das Brandmaal, das er durch dieses Ketzergesetz seinem eigenen Bewußtseyn aufbrannte, ist ihm nicht nur geblieben, und der Glanz der dadurch gewonnenen Kaiserkrone hat dieses Mgalzeichen nicht nur nicht überstrahlt, sondern ihn als den Schüler des dritten Innocenz allen Zeiten gekennzeichnet, und er hat diese Missethat seiner Jugend sein ganzes Leben hindurch büßen müssen. Indem er die Freiheit

des Gewissens und der Gedanken verdammte, verdammte er sich selbst, und diesem inneren Gerichte folgte das äußere auf dem Fuße. Wie er dadurch in Widerspruch mit sich selbst kam, kam er es mit dem Geist in der Zeit. Der wäre sein natürlichster und mächtigster Verbündeter gewesen in dem Zusammenstoß mit Rom, der für ihn ein unausweichlicher war. Friedrich II. war Absolutist und der Pabst war Absolutist: jeder wollte allein die Herrschaft der Welt. Bald genug kamen die Tage, in welchen der zweite Friedrich den Geist freier Bewegung, den Geist in der Zeit zu seiner Hülfe aufzurufen sich genöthigt sah. Dann war es zu spät: er hatte selbst mitgewirkt, diesen Geist freier Bewegung zu fesseln und zu erdrücken.

Die Glaubensgerichtshöfe aber vermochten in Italien im Anfange seines Kaiserthums nicht Wurzel zu fassen, der im Religiösen und Bürgerlichen gleich freie Geist war zu mächtig. In Mailand konnte der Podesta es wagen, den Glaubensoberrichter in den Bann zu thun, der Bürgermeister den Erzbischof. In Parma wurde jedem Priester Recht versagt, wenn er sich nicht vor dem weltlichen Gerichte stelle. Kein Bürger Parmas durfte mit einem Geistlichen einen Vertrag schließen, welcher nicht das weltliche Gericht und die Verpflichtung der Geistlichen zu bürgerlichen Lasten anerkannte; keiner durfte einem solchen mahlen, backen, ihn rasiren oder sonst ihm etwas arbeiten. Verleitete die Nähe des Todes einen Bürger auf dem Krankenbett zu dem Gelübde, wenn er die Absolution erhalte, den Befehlen der Kirche gehorsam zu seyn; so wurde er im Falle des Todes nicht in geweihter Erde, sondern im Miste begraben, und kam er wieder auf, so wurden seine Güter eingezogen. In Modena, Novara, Viterbo, Fano, Treviso, Feltre, Belluno und andern großen und kleinen Städten wurden die bischöflichen Gebäude geplündert und geschleift, die Güter eingezogen, Geistliche thätlich mißhandelt.

So antwortete Oberitalien auf die Ketzergerichte und die Glaubensgerichtshöfe.

In Deutschland vereinigten sich sogar Bischöfe mit dem Volke gegen das aufgezwungene Ketzergericht. Der erste Inquisitor in Deutschland war jener Dominikanermönch Konrad von

Marburg. Er wüthete vorzüglich gegen die, welche die heiligen Schriften in deutscher Uebersetzung verbreiteten, dann gegen die Bibelleser, aber auch gegen Jeden, der nicht ganz rechtgläubig schien. Er marterte und mordete. Jedes Geschlecht lieferte ihm seine Opfer. Zuerst mordete er nur geringe Landleute, dann Städtebürger, Mönche und Nonnen. Zuletzt kecker, griff er nach Edeln, Grafen und Fürsten. Drei Jahre schon hatte das Glaubensgericht den deutschen Boden entweiht, als er den Grafen von Sayn, den Grafen von Henneberg, den Grafen von Solms, die Gräfin von Loots und Andere vor seinen Richterstuhl zog. Sein Grundsatz war, man müsse lieber viele Unschuldige, weß Standes sie auch seyn mögen, opfern, als Eines Schuldigen schonen. Die Erzbischöfe von Mainz, von Köln und Trier griffen jetzt ein, und riefen ihm ein Halt zu; er aber, der Ketzermeister, weigerte sich, auf sie zu hören, und einen Unterschied zwischen Fürsten und Gemeinen zu machen. Eine große Fürstenversammlung zu Mainz sprach die Angeklagten frei. Da fing der Ketzermeister an, das Kreuz wider diese Erzbischöfe und andere Fürsten zu predigen, als Beschützer und Verdächtige der Ketzerei, und wandte sich voll Grimms von der Versammlung hinweg nach Marburg. Er erreichte es nicht mehr; am 30. Juli 1233 wurde der Bluthund unterwegs von deutschen Edelleuten todtgeschlagen, und die Scheiterhaufen des Glaubensgerichtes verschwanden wieder vom deutschen Boden.

Auch im südlichen Frankreich nahm das Volk an einzelnen Inquisitoren blutige Rache.

Zu gleicher Zeit aber siegte der verbündete Fürsten- und Priesterhaß über die Stedinger, die aufwärts an beiden Ufern der Weser an der Küste wohnten; ein kleiner Freistaat, von freiem Landvolk gebildet, das in seinen Sitten und Bedürfnissen einfach war. Das Lehenwesen hatten sie von ihren Marschen fern gehalten und seit einem halben Jahrhundert schon den Priestern den Zehenten verweigert. Gegen solche Ketzerei sandte der Pabst dem Erzbischof Gartwich II. von Bremen ein Schwert von besonderer Weihe, „das Schwert, womit Petrus dem Knechte Malchus das Ohr abgehauen habe". Aber dieses Schwert that den

Bauern so wenig Schaden, als das bischöfliche Kriegsvolk, als der Bannfluch, der auf den Freistaat gelegt wurde, als der Abzug aller Priester daraus. Gegen solche Ketzer, welche frei seyn wollten und gar kein Bedürfniß nach Priestern fühlten, wurde ein allgemeiner Kreuzzug gepredigt, und die aus dem Lande geflohenen Priester, welche Niemand dort zurückwünschte, suchten die religiöse Wuth der leichtgläubigen Masse gegen die Stedinger aufzustacheln, indem sie den Leuten vorlogen, das Stedinger Land sey voll Hexen und Teufelsbeschwörern; ein großer Frosch sey ihr Götze, dem sie den Hintern küssen. Giftige Kröten und schwarze Kater beten sie an; sie kreuzigen Christus, und treiben mit Kaiser, Pabst und Bischof ihr Gespötte.

In mehreren Kreuzzügen blieben die Stedinger Sieger, das zurückgeschlagene Kreuzheer aber verbrannte jedes Weib oder Kind, das in ihre Hände fiel, lebendig. Erst dem vierten Kreuzzug wider sie, unter vierzigtausend Kreuzfahrern, erlagen diese freien Männer des einfachen Glaubens, sie waren nur Eilftausend gegen vierzigtausend Feinde. Nachdem sechstausend der Ihren, mehr der Feinde, die Wahlstatt deckten, schlug sich der Rest der Stedinger zu ihren Nachbarn, den freien Friesen, durch. Greise, Weiber und Kinder fochten noch vor ihren brennenden Hütten bis auf den Tod, und das Kreuzheer ließ nichts Lebendiges übrig, als die Heerden der Bauern; in diese und in das verödete Land theilten sich die geistlichen und weltlichen Lehensherren.

So hatte sich auch hier, an der deutschen Küste, wie in Südfrankreich und Oberitalien, gezeigt, daß eine reine und lebendige Auffassung des Christenthums reine einfache Sitten, aber auch Widerstand gegen weltlichen und kirchlichen Absolutismus, gegen Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit, wie gegen Glaubensdespotismus, zur Folge hat; aber auch, daß sich gegen solche bürgerliche, wie gegen solche religiöse Selbstständigkeit die Gewaltthätigen der Kirche und der Welt stets die Hand reichen, zu augenblicklichem Sieg über solche Freie, ohne die Freiheit vernichten zu können, da diese unsterblich ist, „die herrliche Freiheit eines Christenmenschen".

Seit 1215 auf jener Lateransynode des dritten Innocenz

galt die römisch-katholische Glaubenslehre als unverrückbar für immer, und für Alle abgegrenzt. Sieben Heilsmittel (Sakramente) der „alleinseligmachenden" Kirche waren festgestellt: die Taufe; die Firmelung; die Ohrenbeichte; das Abendmahl unter Einer Gestalt mit der Transsubstantiation, d. h. mit der Lehre und dem Glauben, daß der Priester, als die von Gott über die Laien verordnete Macht, auf geheimnißvolle, wunderbare Weise Brod und Wein in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Jesu Christi umwandle; die Ehe als unauflöslich, lösbar nur durch den Pabst; die letzte Oelung; und endlich die Priesterweihe, d. h. die Priesterschaft als etwas Geheiligtes, von Gott unmittelbar Gesetztes, mit dem Pabst an der Spitze, als Oberhaupt aller Christgläubigen.

Jede Abweichung von einem dieser zum unumstößlichen Dogma erhobenen Heilsmittel der katholischen Kirche war für ketzerisch erklärt worden, für eine Sünde, welche auf Erden die Leibesstrafe durch das weltliche Schwert, jenseits die Höllenstrafe, körperliche und geistige Pein nach dem Tode, nach sich ziehen müsse. Da Bibellesen eines Laien ebenfalls als Ketzerei bestraft wurde, so half es nichts, für eine Abweichung auf das klare Wort der heiligen Schrift sich zu berufen. Es half das selbst den Geistlichen nicht; denn nicht das Christliche, sondern das Kirchliche einer Ansicht und einer Handlung kam allein in Betracht, nicht das Wort der heiligen Schrift, sondern von jetzt an nur noch das Wort des Pabstes.

Die Lehre von der göttlichen Macht und Unfehlbarkeit des Pabstes trat zuerst nur unter milderer Form in die Kirche herein. Waren es zuerst die Kirchenversammlungen, welche diese Unfehlbarkeit in Anspruch nahmen, so wurde sie bald von dem über die Kirchenversammlungen sich stellenden Pabste allein beansprucht. Der Pabst ward in den Glauben der Menschen eingeführt als die von Gott selbst aufgestellte „lebendige Autorität", welche den „wahren und richtigen Sinn der himmlischen Offenbarung Gottes lehren, bekräftigen und alle Streitigkeiten in Sachen des Glaubens und der Sittlichkeit durch ein unfehlbares Urtheil zu schlichten habe". Die ganze Kirche, wie

sie sich entwickelt habe, sey Gottes Werk. Diejenigen seyen darum Irrgläubige, Ketzer, welche ihre Vernunft mißbrauchen, und die Kirche für Menschenwerk ausgeben, den Pabst nicht als von Gott gesetzte lebendige Autorität anerkennen und die heilige Schrift nach eigenem Gutdünken zu erklären und auszulegen sich erdreisten. In Kurzem glaubten alle Gläubigen, gut christ-katholisch sey nur der, welcher ohne Untersuchung glaube, in blindem Glauben das Gesetz und die Autorität des sichtbaren Oberhauptes der Kirche, als des Organes des heiligen Geistes, annehme, und sich, seine Vernunft wie seinen Willen, aus Liebe und Gehorsam unterwerfe.

So gewiß es ist, daß, wenn nichts als objektive wirkliche Wahrheit angenommen wird, die Menschheit in Mißverstand, in schlechthinige Zweifelsucht, in Anarchie verfällt, und nichts Festes, nichts ihr bleibt, „was dem Leben und Wirken Zwecke verleiht“: so gewiß ist es auf der andern Seite, daß der Dogmatismus, die Bannung in einige fest für immer abgemarkte Glaubenslehrsätze, Despotie ist, und nicht zum Heile, sondern zum Verderben der Menschheit führt, zu „starrer, lebloser Einheit und Festigkeit“, nicht zu einer naturgemäßen Entwicklung und Ordnung des Lebens, sondern zu einem todten Mechanismus, nicht zur Kräftigung des sittlichen Charakters in den Einzelnen und in den Völkern, sondern zu Schein und Heuchelei; nicht zur Entfaltung, sondern zur Verkrüpplung des Geistes, zur Verdummung der Massen und zur Kreuzigung des Talentes und des Genies.

Statt jedem Geiste seine Eigenthümlichkeit zu lassen, und zur Förderung des christlichen Geisteslebens, der Wissenschaft und Kunst, den Kreis freier Bewegung, Ansicht und Schöpfung so weit als möglich zu ziehen und gezogen zu lassen, hatte das Pabstthum jetzt Alles darauf angelegt, die geistige Entwicklung der Christenheit zu fesseln und zu hemmen, nicht bloß das freie Denken der Laienwelt, sondern auch das Denken, Forschen und Schaffen der Einzelnen aus der Geistlichkeit. Alles sollte eine willenlose Heerde werden, blind hingegeben, Geist und Gemüth der Nationen ganz unter die Macht des römischen Stuhles kommen.

Da Pabst Gregor IX. sah, daß die Inquisition sogar an den ersten deutschen Bischöfen in so bedeutenden Fällen Widerstand fand, und da sie überhaupt nicht thätig und geneigt für den Vollzug der römischen Ketzerverordnungen sich zeigten, Rücksichten nahmen und entgegen traten, übertrug er das heilige Glaubensgericht, die Inquisition, nur an solche Gerichtshöfe, welche einzig aus Mönchen, und zwar aus nicht landeseinsäßigen Mönchen, gebildet wurden, damit keine Rücksicht auf nähere Beziehungen den Arm des Ketzergerichts lähme.

Die Instruktion dieser Inquisitionstribunale kennzeichnet den „Satanismus" dieser kirchlichen Politik ohne Zusatz.

Die „Inquisitoren der ketzerischen Verruchtheit" sollen Klagen gegen alle der Ketzerei verdächtig Gemachten annehmen, und zwar ohne Weiteres, und diese inquiriren, ohne den Verdächtigten und Angeklagten den besondern Grund der Anklage, den Namen des Klägers oder eines Zeugen zu nennen. Sie sollen verpflichtet seyn, überall nach Ketzereien zu spähen, und Pflicht und Macht haben, jeden ihnen Verdächtigen oder verdächtig Gemachten sofort zu verhaften, und, so lange sie es für nöthig erachten, im Kerker zu halten. Dabei stand jedes Inquisitionstribunal nicht mehr unter dem Erzbischof des Landes, sondern unmittelbar unter dem Pabst.*) Statt einzelne Anklagepunkte vorzulegen, solle zuerst eine allgemeine Beichte gefordert, und, wo es nöthig wäre, diese durch die Folter ergänzt werden, mit Anwendung aller Martern, um zum Geständniß zu zwingen. Die verdächtig Gemachten, welche widerriefen, sollten je nach dem Erachten der Mönche im Inquisitionstribunal zu zeitweisem oder lebenslänglichem Kerker verurtheilt werden. Welche aber das Mönchstribunal für unverbesserlich erkläre, die sollen verbrannt werden, aber nicht durch die Richter des geistlichen Gerichts, sondern diese sollen sie, gemäß

*) Nur die Republik Venedig gestattete nie eine andere als von der weltlichen Obrigkeit abhängige Inquisition, aller Proteste und Intriken des römischen Stuhls ungeachtet. So brach die bürgerliche Freiheit auch hier dem Glaubensdespotismus möglichst den Giftzahn aus.

dem Grundsatz, daß „die Kirche nicht nach Blut dürste", übergeben an die weltliche Macht, zur Vollziehung des Todesurtheils auf dem Scheiterhaufen.

Unbeschränkte Vollmachten waren diesen Inquisitionstribunalen übergeben. Verbrecher, Ehrlose und sogar Mitschuldige wurden als Zeugen bei dem Verfahren der Inquisition zugelassen, ohne diese Zeugen den Angeklagten vor dem Gericht vors Angesicht zu stellen, ohne ihnen nur die Namen zu nennen. Die unbeschränkten Vollmachten wurden von der Privatleidenschaft wie von dem Fanatismus in, selbst katholischerseits anerkannter, „oft scheußlichster Weise" mißbraucht.

Milde Strafen für Ketzerei waren: Kirchenbußen jeder Art und Einziehung des Vermögens; härtere: ewiger Kerker und der Tod durch Feuer oder Schwert. Selbst Bußfertige wurden, wenn auch nicht verbrannt, doch enthauptet, gehängt oder ersäuft.

Mehr als ein Jahrhundert später, erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, kam die Inquisition in Spanien zur Herrschaft. Die neugläubigen Brüder in Arragonien vermochten der fürchterlichen Gewalt nicht zu widerstehen; auch hier wurde im Lauf eines halben Jahrhunderts die freie Bewegung des Geistes durch die Inquisition nach und nach so eingeengt, daß ihr selbst die Felsen der Gebirge keine Zuflucht mehr gaben, und sie im Herz ihres Lebens getroffen wurde und verendete. Später waren Gegenstand der Inquisition vorzüglich die Juden und Mauren Spaniens, die aus Furcht, der Gewalt weichend, um nicht Heimath, Hab und Gut hinter sich lassen zu müssen, die Taufe genommen hatten, in deren Herzen und Familien aber vom Vater auf den Enkel der väterliche Glaube sich fortpflanzte. In diesen Kreisen spürte die Inquisition umher, heimliche Juden und Muhamedaner herauszufinden. Mancher, welcher sich Christ nannte, und in die Messe, zur Beichte und zum Abendmahl ging, auch das Kreuz und alle anderen Ceremonien der römisch-katholischen Kirche mitmachte, wurde verbrannt, weil er auf der Folter sich zu seinem altväterlichen Glauben bekannte, oder wirklich ein heimlicher Jude oder Maure war, oder weil er offen zum altväterlichen Glauben sich zurückgewandt hatte. Solchen Rückfall strafte

die Inquiſition als einen Bruch des chriſtlichen Gelübdes auf das Strengſte.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erreichte das heilige Glaubensgericht in Spanien, im Bunde mit der Krone, bereits ſeine ſchrecklichſte Höhe. Der Großinquiſitor Torquemada wüthete ſo rückſichtslos, daß jeder freie Gedanke vor dem Meduſenhaupt der Inquiſition auf dem Grunde des Herzens ſchon erſtarrte, und ein fürchterliches Schweigen über der Kirche und über dem Staate Spaniens lag: es war jene Art von Stille, welcher der Sturm folgt, und bald genug auch in Spanien folgte. Umſonſt thaten die Stände des Reichs gegen die blutigen Griffe der Inquiſition Einſprache. Die Inquiſition trat jeden Widerſtand nieder, und lähmte die Zunge, nicht bloß die Hand, welche wider ſie ſeyn wollte. Selbſt die Päbſte ſahen ſich von Zeit zu Zeit veranlaßt, dem Wüthen des „heiligen Glaubensgerichtes“ durch zeitliche Schranken Einhalt zu thun.

Es gelang der Inquiſition in Spanien, jede nicht römiſch-katholiſche Regung zu vernichten; aber die einſt große ſpaniſche Nation iſt unter den Nachwehen der für die Reinhaltung des Glaubens aufgewandten Mittel an Leib und Seele ſo ſiech geworden, daß ſie auf die unterſte Stufe des ſittlichen, des geiſtigen und des politiſchen Lebens herabſank, und jetzt als eine Leiche da liegt, welche, durch das Einſtrömen neuzeitiger Ideen galvaniſirt, nur noch von Zeit zu Zeit Zuckungen eines Scheinlebens aufzeigt, und verweſen muß, wenn nicht an ihr der Geiſt der Geſchichte ein Wunder vollbringt.

In Südfrankreich aber erhielten ſich ſelbſt zwiſchen den Leichenfeldern und Brandſtätten, welche die Ketzerkreuzfahrten und die Glaubensgerichtshöfe zurückgelaſſen hatten, viele heimliche Neugläubige, und war die Zahl der Waldenſer durch Feuer und Schwert auch ſehr vermindert worden, ſo blieben doch durch ganz Frankreich dieſe frommen Brüder zerſtreut, und bildeten in der Zerſtreuung eine unſichtbare Kirche. Sie wurden hier, ganz in der Stille, das Salz des Landes, welches das chriſtliche Leben vor völliger Fäulniß bewahrte. War das Salz auch unter die Füße getreten und verunehrt, ſo blieb es doch Salz und behielt

seine Kraft, und in den abgelegenen Thälern von Piemont blieben die Waldenser, unter Verfolgungen und Märtyrerthum, das bibellesende und bibelgläubige Völkchen, das „Israel der Alpen"; in der „Wüste, an einem von Gott ihm bereiteten Orte", eine Leuchte in der Nacht des Aberglaubens, womit das immer heidnischer werdende Pabstthum Europa verfinsterte.

In Deutschland war der Kampf Friedrichs II. mit dem römischen Stuhle, der sich bis zum Untergang des hohenstaufischen Hauses, dieses, wie der Pabst es nannte, „heillosen Ketzergeschlechts", fortzog, den freien Gedanken und den Neugläubigen sehr günstig. Friedrich II. wurde ein völliger Freigeist, und er und seine Freunde deckten die Sünden und Mängel und die satanische Politik des römischen Stuhles nackt auf. Es war beiderseits eine Zeit schonungsloser Enthüllungen; denn auch das Pabstthum enthüllte seinerseits die Sünden des weltlichen Absolutismus, und die von beiden Gipfeln, von der weltlichen wie von der geistlichen Höhe, durch die Zeit flammenden Blitze leuchteten noch Jahrhunderte lang nach in der Erinnerung der Menschen, der freien Entwicklung der Völker günstig, und schädlich den beiden Despotien, der weltlichen wie der geistlichen, welche die Blitze gegen einander geschleudert hatten.

Noch ein anderes Gottesgericht ist merkwürdig. Vor den Scheiterhaufen der Inquisition, nach dem Untergang der Hohenstaufen, flüchteten sich vom deutschen Boden hinweg die Reste der Katharer und anderer unrömischer Brüderschaften in die Gebirge Ungarns und Bosniens. Hier richteten sie in ihrer Art ein geordnetes Gemeinde- und Kirchenwesen ein, und behielten die Oberhand bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Als die Rechtgläubigkeit sie auch hier zu unterdrücken versuchte, und die Freiheit des Gewissens umstrickte: da reichten diese in der Verzweiflung, mit dem Schrei nach Hülfe und Rettung, wie einst Jahrhunderte früher die Paulicianer, den Bekennern des Islam die Hand, des Islam, dessen Grundsatz Duldung und Gewissensfreiheit war: und die Türken kamen, und stürzten das Reich der byzantinischen Rechtgläubigkeit; der Halbmond nahm den von Christen verfolgten freien Gedanken unter seinen Schutz, und

ſtrafte nach Gottes Rathſchluß die, welche denſelben verfolgten, mit dem Untergang.

So wirkte die Inquiſition. Hauptwerkzeuge dazu waren die Bettelmönchsorden.

Sechszehntes Kapitel.

Blüthe und Verfall der Mönchsorden.

Der ſcharf- und tiefſinnige Philoſoph und Katholik Franz von Baader hat geſagt: „Als in der Kirche die drei Autoritäten, die Tradition, die heilige Schrift und die Wiſſenſchaft noch ungeſchieden, und nicht gegen einander, ſondern mit einander wirkſam waren, beſtand die Kirche in ihrer ganzen Kraft. Als aber die Kirche Schrift und Wiſſenſchaft in Verfall kommen ließ, wurde das verkannte Recht der Schrift geltend gemacht gegen das Recht der Autorität der Tradition; und endlich erhob ſich gegen beide Autoritäten die Wiſſenſchaft als „dritter Stand". Die Wiſſenſchaft machte ihr Recht gleichfalls geltend durch das Unrecht gegen jene beiden. Und ſo kam es, daß die Kirche zerriſſen war, und das zum Vorſchein kam, was wir jetzt als Katholizismus, welcher zum Partikularismus heruntergeſchwunden iſt, als Proteſtantismus und als Rationalismus ſehen; und welche alle drei einander zu Grunde richten, oder zu Grunde gerichtet haben, weil ſie alle drei nur in ihrer Eintracht und wechſelſeitiger Anerkennung ſich begründen können."

Dieſes Wort des katholiſchen Weiſen wirft ein helles Licht auf den Gang, welchen die Lebensgeſchichte der chriſtlichen Kirche vom Mittelalter an bis auf unſere Tage genommen hat. Dieſes Wort iſt als Wahrheit aus der Wirklichkeit der Geſchichte zurückgeſpiegelt, und die vorübergehenden Siege bald dieſer, bald jener über die andere Autorität oder Kirche vermögen die Wahrheit dieſes Wortes nicht zu beſchränken.

Der Geist war mehr außerhalb der Pabstkirche, als innerhalb derselben, da nur, wo Freiheit der Bewegung ist, der Geist seine Heimath hat; jedenfalls war der wissenschaftliche Geist, welcher noch innerhalb der Kirche seinen Standpunkt hatte, obschon katholisch, doch nicht papistisch, und entfernt nicht geneigt, dem Pabste eine „individuelle Besessenheit vom heiligen Geiste", deren sich auch der heilige Petrus keineswegs anmaßte, zuzugestehen; ja er setzte sich zum Theil in offenen, feindlichen Gegensatz, seit den Tagen der Salier und der Hohenstaufen, gegen den päbstlichen Kirchenabsolutismus.

Weil darum die Pabstkirche die freie Bewegung des Geistes, damit den Geist selbst, in Bann und Acht gethan, den Geist nicht sowohl mehr in sich, als außer sich und wider sich hatte, griff sie zur Gewalt. Weil sie von ihren Grundlagen der ersten allgemeinen (katholischen) Kirchlichkeit und Christlichkeit abgewichen war, und ihren ursprünglichen religiös-sittlichen Halt verloren hatte, griff sie zum „System des Schreckens". Die Einführung der Inquisition war eine That der Verzweiflung, zu welcher nicht die Kirche, sondern das Pabstthum als Weltmonarchie sich entschloß, eine That der Nothwehr für seine Selbsterhaltung; weil es nicht aufhören wollte, zu seyn, was es war, und so zu seyn, wie es das war; und weil es, wenn es nicht den Geist, seinen Gegner, und die in die Pabstkirche eingedrungenen, zersetzenden Elemente mit Gewalt unterdrückte, zu Scheitern ging. Es handelte sich nicht um die Fortexistenz der Religion, ja nicht einmal um die der Kirche, sondern lediglich um die der Pabstmacht in ihrem bisherigen Bestand. Jede Umwandlung des Pabstthums nach den Anforderungen des Geistes, der in der Wissenschaft und in den frommen Brüderschaften war, wäre eine Selbstauflösung des bisherigen Pabstthums gewesen. Wenn aber irgend eine Macht dahin gerathen ist, daß sie sich nur durch die gewaltsame Unterdrückung der Freiheit des Wortes, ja durch Ausspähung und Verfolgung der Gedanken halten zu können glaubt, so hat sie den Keim ihrer Selbstzerstörung in sich. So war auch die Inquisition, die Bindung des Geistes durch das System des Schreckens, der Vorbote

der nahen Reformation, der Befreiung des Geistes von der Pabstmacht.

Hatten sich die „Ketzer" gegen die äußere Pracht des römischen Gottesdienstes erklärt, so war dieß ein Zeichen, daß die Zeit, wo dieser kirchliche Festpomp den rohen Massen imponirte, im Abgang begriffen und der Verstand daran war, aus der Knospe zu brechen, der Verstand, welcher die Kritik anlegte und diesen Pomp mißachtete, als etwas der Anbetung Gottes im Geiste Fremdes, als etwas, in welchem die Geistesanbetung untergehe. Wenn die „Ketzer" die Ohrenbeichte zurückwiesen, weil sie sittenverderblich wirke, die letzte Oelung, weil sie den Ernst des Lebens und die Bekehrung in der Jugend und im Mannesalter durch eine falsche Vorstellung untergrabe, den Ablaß als einen seelenverderblichen Irrthum, als einen Krebsschaden des Christenthums, die Seelenmessen als eine Quelle falscher Beruhigung und der Leichtfertigkeit; wenn sie gegen die lateinische Sprache beim Gottesdienst eiferten und ihn in der Muttersprache hielten, damit Jeder ihn mitfeire; wenn sie eine freie Kirche wollten und gegen den römischen Kirchenabsolutismus protestirten: so sagt dasselbe, in vollkommenem Einklang, ein berühmter katholischer Priester und Lehrer an einer gut katholischen Hochschule unserer Tage.*)

Die frommen Priesterschaften hatten und zeigten an sich, was die römisch-katholische Kirche nicht hatte und nicht zeigte, „die Frucht der wahren gottesfürchtigen Sittlichkeit", eine Liebe unter sich, die „in selbstvergessender Aufmerksamkeit und Leistung Anderen diente, und im Hause wachte, sorgte, schaltete mit Mühe und Treue um Gottes willen". Zeigte sich bei den Rechtgläubigen ein todter Mechanismus, der in die Zahl der äußeren Andachten die Andacht setzte, ein roher Fanatismus, eine Leichtfertigkeit im Leben, eine genußsüchtige Arbeitsscheue und im besten Fall eine einseitige Gefühlsfrömmigkeit: so zeigte sich bei den frommen Brüderschaften eine evangelische Art des Gebets, eine schöne Duldsamkeit, ein Ernst des Lebens, die rührigste ausnahmslose Arbeitsamkeit und ein Eifer des Denkens und Lernens, welcher

*) J. B. Hirscher, die kirchlichen Zustände der Gegenwart S. 62–81.

auf Grund der heiligen Schriften und der Vernunft vom Glauben Rechenschaft forderte und gab. Ihr Christenthum war Leben, That; die Religion war für sie nicht etwas von den menschlichen Verhältnissen Abgetrenntes, sondern das, was ihr ganzes Gemeindeleben durchdrang, sie lebten, was sie glaubten, und durch ihren Glauben waren sie eben gerade diese Menschen, welche sie waren. Sie waren unkirchlich aus Religiosität, weil die Kirche unreligiös geworden war, weil dieselbe ihrer Erkenntniß im Lichte des Evangeliums als eine ganz unevangelisch gewordene erscheinen mußte.

Traten Irr- und Abwege hie und da bei dieser oder jener der frommen Brüderschaften ein, so lag das bei ihnen in dem schrecklichen Unrecht der römisch-katholischen Kirche, welche sie wie Wild und Raubthiere hetzte, und man vergesse ja nicht, daß die rechtgläubige Philosophie und Kritik zu allen Zeiten für die Kirche in Anspruch genommen hat, daß „die Irr- und Abwege der Kirche in der Nothwendigkeit aller Entwicklung gelegen seyen, und daß nicht das Falsche und Schlechte verwundern und festgehalten werden dürfe, sondern der Faden des Wahren und Guten, der endlich zum Ziele geführt".

Wenn das der christlichen Kirche zu gut kommt, so wird wohl noch mehr und in viel höherem Sinne Manches, was sich im Verlauf und Drang der Zeiten den religiösen Brüderschaften ansetzte, die Anwendung dieses Satzes für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Zwei große durchaus wahre Grundgedanken sind es, deren Wiedereinführung in das Leben ein unbestreitbares Verdienst er von der Kirche mit dem Namen der „Ketzer" Gebrandmarkten ist.

Der eine dieser Grundgedanken ist: Die Kirche suche und fordere eine Religion jenseits des gewöhnlichen menschlichen Lebens, selbst in ihrer schöneren Zeit, nicht bloß in der Gegenwart der Andersgläubigen. Die wahre Religion aber sey nicht was Abstraktes, von dem Menschenleben Abgezogenes, sondern gerade das Menschenleben selbst, erfüllt, durchdrungen und beherrscht von der Religion. Das Reich Gottes

auf Erden sey die Verwirklichung der Gebote Gottes in jedem Verhältniß des Lebens. Diese „Ketzer" haben die große Wahrheit des Evangeliums und der apostolischen Gemeinden nach langem Vergessen derselben wieder ins Leben eingeführt und die ersten Grundsteine gelegt zum Wiederumbau der Kirche auf evangelischem Grunde.

Daraus ergab sich von selbst der zweite Grundgedanke, daß das Staatliche und das Kirchliche nicht etwas ganz und gar Verschiedenes seyen, daß es nicht etwas apart Göttliches und etwas apart Menschliches gebe im Reiche Gottes auf Erden, nicht eine aparte Religiosität und wieder eine aparte bürgerliche Sittlichkeit, nicht einen Kirchenmenschen und einen Staatsmenschen, nicht Leute, welche auf der einen Seite Vergebung für das holen und haben, was sie auf der andern Seite sündigen.

Dieser zweite Grundgedanke, der, daß es für den Christen keine Trennung für religiöses und sittliches Handeln, für Auftreten und Benehmen in kirchlichen und bürgerlichen Dingen gebe, ist wunderbar vorbereitend für die neue Zeit.

An diesen scharfgeschliffenen Grundsätzen erhob sich der Kampf des Geistes und des Charakters für die neue Zeit, und diese Grundsätze haben ihre Märtyrer, ihre blutigen Opfer gefunden durch die Jahrhunderte hindurch; aber von da an hat es als Wahrheit durch die christliche Kirche durchgeleuchtet, daß, wo das Religiöse und Sittliche in der irdischen Erscheinung des Reiches Gottes getrennt, aus einander gehalten war, wie ein Jenseits und Diesseits, wie Eines, das man mit dem Andern abkaufen könne, — ein großes allgemeines Verkommen der christlichen Welt war.

Wo sich die Religiosität abzog von dem wirklichen Leben, da hat sie sich überall in der christlichen Kirche verzerrt; sie ist entweder zur Karrikatur, oder einseitig, unnatürlich geworden, und in eine der wahren Lehre des Evangeliums zuwiderlaufende, verkehrte Richtung gerathen.

Ganz wahr ist der Gedanke der „Ketzer" des Mittelalters, daß die Religion ihre Verwirklichung und Vollendung habe in

der Sittlichkeit des Gemeindelebens; daß zwar nicht im Aufgehen des Staatlichen im Religiösen, des Staates in der Kirche, das „Gottesreich auf Erden" zu suchen sey, wohl aber darin, daß das Christenthum das Leben durchdringe, und die bürgerliche Gesellschaft der lebendige Ausdruck der christlichen Ideen und Grundsätze immer mehr zu werden strebe.

Die protestirenden frommen Brüderschaften waren durchdrungen von dem Gedanken, daß der Mensch zum Handeln geboren sey, seine Verpflichtungen für das Leben, nicht für die Einsamkeit habe, und diesen Verpflichtungen nachkommen müsse. Eine Verkennung dieser wahren Bestimmung des Menschen war von Haus aus das Mönchthum. Aber eine Verirrung des Verstandes, eine Verrücktheit, eine abenteuerliche Befriedigung der Eitelkeit war das Leben als „Säulenheiliger". Auch das wurde aus dem Heidenthum, und zwar aus dem phönizischen Heidenthum, herüber genommen. Lucian weiß von einem Narren, der zweimal im Jahr auf die Spitze einer Säule der zeugenden Naturkraft stieg und sieben Tage lang darauf blieb, um mit den Göttern Umgang zu pflegen. Dem that es die Eitelkeit Symeons bei Antiochien um 422 nach, welcher dreißig Jahre lang, um recht ein Bild der Enthaltsamkeit und Selbstpeinigung zu seyn, und als solches beschaut werden zu können, auf einer sechs und dreißig Ellen hohen Säule lebte.

Dieser Schwärmer war als Knabe ins Kloster gegangen, und hatte sich schon da selbstmörderischen Peinigungen unterworfen. Von seiner Säule herab predigte er Buße, und das Volk schwärmte für ihn, ohne eine Ahnung des Närrischen dieser Art von Heiligkeit. Wie jede Art von Verrücktheit noch in der Welt ihre Nachahmung gefunden hat, so fand sie auch Symeon, wiewohl sehr wenige, nicht nur im Morgen-, sondern sogar im Abendlande.

Hatte man im Abendlande die Mönche, die aus dem Morgenlande kamen, zuerst mit gesunder Verwunderung betrachtet und über sie gelacht, so wirkte diese Absonderlichkeit bald so ansteckend, daß Europa und Afrika von Mönchs- und Nonnenklöstern bedeckt ward.

Der heilige Martin von Tours, welchem Satan in

Person erschien, und zwar in der angenommenen Gestalt des Heilands, welcher aber den Betrüger sogleich heraus erkannte, und der heilige Cassianus in Gallien, der heilige Ambrosius und Hieronymus in Italien, der heilige Augustin in Afrika, waren besonders thätig für das Mönchthum.

Benedikt von Nursia, ein Mann mit dem praktischen Blick und Organisationstalente der alten Römer, brachte das Mönchswesen in eine feste Regel, mitten unter den rauschenden Wogen der Völkerwanderung.

In der Felsenschlucht von Subiaco, in einer schwer zugänglichen niedrigen Höhle am Fuß eines steilen Berges, verlebte der den Lastern Roms entflohene Jüngling seine ersten Jugendjahre, als heiliger Entsager, in schauerlicher Abgeschiedenheit, oft vom Teufel geplagt. Er sah ihn bald in Gestalt einer Amsel um seinen Felsen flattern, bald erkannte er dessen Einwirkung darin, daß das Andenken an eine schöne Frau, die er in Rom gesehen, ihn erregte. Hirten des Gebirges, die ihn entdeckten, erschraken zuerst vor ihm als einem wilden Thiere; bald war er Gegenstand der Verehrung, ein Heiliger der Hirten des Gebirgs. Keines Heiligen Leben ist vom frommen Glauben und der unwillkürlich dichtenden Volkssage so mit Wundern ausgeschmückt, wie das Benedikts von Nursia im Neapolitanischen, des „Patriarchen des abendländischen Mönchthums".

Seine Bedeutung hat er aber darin, daß er das Kloster Monte Cassino in romantischer Wildniß im Jahre 529 in Unteritalien gründete, mit seiner milden, aller ascetischen Ueberspannung fernen, aber fest, mit vernünftiger Berücksichtigung der menschlichen Natur, soweit das Mönchsthum das zuließ, geordneten Regel, und daß dieses Kloster und seine Regel das Vorbild für die meisten Klöster des Abendlands wurden. Benedikt war im Jahre 543 gestorben. Im achten Jahrhundert schon hatte seine Klosterregel fast alle andern verdrängt, und von Benediktinerklöstern waren die meisten Heidenapostel ausgegangen. Seine Regel hielt die Mönche zur Arbeit an neben dem Gebet, zum Selbsterwerb des Unterhalts; sie hielt sie an zum Lesen der heiligen Schrift und zum Jugendunterricht. Cassiodor, ein Bene-

diktiner Italiens, fügte die wissenschaftliche Thätigkeit als Pflicht der Benediktiner hinzu, Pabst Gregor der Große die Missionsthätigkeit.

Hier zeigt sich der weltgeschichtliche Beruf des Benediktinerordens, aber auch des Mönchthums an sich. Die Einen gingen als Missionäre hinaus, in der Ferne das Christenthum zu pflanzen, und Wilden Bildung zu bringen. Die Andern lichteten in der Heimath die Wälder, vertilgten den Götzendienst in heidnischen Gemüthern, und schufen getaufte, aber verwilderte Christen zu christlichen Menschen um. Wo ein Benediktinerkloster war, siedelten sich fleißige Menschen darum an, die Wüste wurde zum Fruchtfeld, die Wildniß zum Garten und Weinberg, und an das, was wild war im Menschenherzen und Leben, legte der Geist, der im Benediktinerorden war, die bändigende, die sänftigende, die mildernde und die bildende Hand. Und Jahrhunderte lang war dieser Orden in Europa derjenige, welcher allein durch Abschreiben klassischer Schriften der alten Welt und der christlichen Werke das, was an Wissen, Kunst, Literatur und Bildung überhaupt die vorangegangenen Jahrtausende hinterlassen hatten, aus den vernichtenden Stürmen rettete, in welchen die alte Welt unterging. Die Benediktinerregel war die Fortpflanzung des Jugendunterrichts und die Erzieherin von Geistlichen für wissenschaftliche Thätigkeit.

Die Privilegien, welche die Päbste, die Lehen, welche die Könige und Fürsten den Klöstern gaben, machten aber seit dem zehnten Jahrhundert die Vorsteher selbst der Benediktinerklöster, die Aebte, zu Kirchenfürsten. Sie traten den Bischöfen und weltlichen Fürsten an die Seite, und wo die Arbeit und Armuth geherrscht hatte, kehrte die Weltlust ein, die Herrschsucht und die Habsucht. Die Klöster wurden Feudalaristokraten gleich den weltlichen Herren, drückten hart und ungerecht auf das Volk, lebten hoffärtig, üppig und oft lüderlich, und das Volk sah mit eigenen Augen diese Umwandlung an, welche mit den Stätten der Entsagung und des ausschließlich Gott geweihten Lebens vorgegangen war, mit um so mehr eigenen Augen, je mehr der Geiz und die Habsucht und das alle hergebrachten Rechte mit Füßen tretende

Uebergreifen manches Kloſters dem gemeinen Manne täglich den Blick ſchärften.

Aber ehe wir den argen Verfall des Mönchthums ſchildern, ſollen wenigſtens noch die Namen der berühmteſten Klöſter genannt werden, welche als Bewahrer und Pfleger der Geiſtesbildung noch heute unſern Dank verdienen. Dahin gehören außer den früher genannten in Frankreich St. Denis bei Paris und Corbie in der Picardie; in Süddeutſchland St. Gallen, Reichenau, Lorſch und Hirſau; in Mitteldeutſchland Fulda, Hersfeld und Frizlar; in Norddeutſchland Neu-Corvey.

Seit dem zehnten Jahrhundert erſt wurden die Mönche als ein beſonderer geiſtlicher Stand anerkannt, welcher für die weltlichen Geſchäfte Laienbrüder aufnahm. Dadurch gewann ein Kloſter, daß es die nöthigſten Handwerker in ſeinen eigenen Mauern hatte, und beſonders die großen Benediktinerabteien hatten unter ihren Mönchen und Laienbrüdern alle Arten von Künſtlern und Handwerkern, welche zu ihren großen Kunſtbauten nöthig waren. Allmählig wurden auch Klöſter in ſchon beſtehenden Städten gegründet. Zuerſt hatten die Mönche und Nonnen die Volkstracht getragen, und erſt nach und nach war ein beſonderes Ordenskleid aufgekommen.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts beſtand in Frankreich eine Benediktinerkongregation, welche an zweitauſend Klöſter zählte, die alle von der Abtei Clugny aus regiert wurden und ihre Prioren erhielten. Die Oberaufſicht und Geſetzgebung hatte ein Generalkapitel, das ſich alljährlich in Clugny verſammelte. Selbſt der Benediktinerorden aber litt ſtark durch die Anhäufung ſeiner Reichthümer. Auch die Benediktiner verwilderten, und der Buchſtaben der Regel war nicht ſtark genug gegen die Einflüſſe und Verlockungen des Reichthums, und die Laienwelt ſchüttelte den Kopf über dem Kontraſt, welcher zwiſchen dem Armuthsgelübde der Mönche und der Art grell hervortrat, in welcher ſie allen Genüſſen des Reichthums ſich hingaben.

So entſtanden durch ſtrenger Geſinnte ſchon im eilften und zwölften Jahrhundert neue ſtrengere Orden, wie der der Camaldulenſer, der der Karthäuſer, der der Ciſterzienſer.

Der Cisterzienserorden wurde ausdrücklich von dem Mönche Robert gegründet, um dem genießenden Leben der reich gewordenen Mönche einen Gegensatz gegenüber zu stellen, streng enthaltsam und ohne allen Pomp beim Gottesdienst. Trugen die Benediktiner die schwarze Kutte, so nahmen die Cisterzienser die weiße Kutte an. Sowohl durch ihre Einfachheit gewannen die Cisterzienser schnell viel in den Augen der Welt, als auch durch den heiligen Bernhard, welcher im Jahre 1113 in Citeaux, dem Mutterkloster der Cisterzienser, Mönch wurde, und von da aus zwei Jahre später das Kloster Clairvaux gründete, ein Theokrate im altjüdischen Sinne, ganz Hierarch, für den Glauben der Kirche begeistert, aber ein Verfolger des freien Gedankens, und der Wissenschaft, als einer dem Glauben gefährlich werdenden Macht, abhold. Kein Jahrhundert verging seit der Stiftung des Ordens, als auch die Cisterzienser nicht mehr ärmlich, sondern gemächlich, nicht mehr demüthig, sondern stolz, nicht mehr Weltverächter, sondern genießende Weltleute geworden waren, und Reichthum auf Reichthum häuften.

Noch sind die Orden der Prämonstratenser, der Karmeliter, der Trinitarier, als Orden strengerer Art, zu nennen, der letztere auch darum, weil er die menschenfreundliche Aufgabe sich stellte, Christensclaven unter den Ungläubigen aufzusuchen und loszukaufen; und die Kongregation für Büßende, besonders für gefallene Mädchen, mit einer Priorin an der Spitze. Das erste Kloster dafür war im Jahre 1094 zu Fontevraud nach Benediktinerregel gegründet worden.

Im dreizehnten Jahrhundert hatte sich die Zahl der Mönchsorden so sehr vermehrt, daß Pabst Innocenz III. die Stiftung neuer Orden verbot; aber bald darauf bildeten sich zwei neue Orden, welche an Einfluß auf das Volk und an Ausdehnung reißend schnell alle andern Orden übertrafen, und welche der römische Stuhl, nach einigem Bedenken, gewähren ließ, weil er auch ihre Thätigkeit brauchbar für den Kirchenabsolutismus zu machen hoffte.

Das waren die beiden großen Bettelmönchsorden, der Orden der Dominikaner und der Orden der Franziskaner.

Siebenzehntes Kapitel.

Dominikus und die Dominikaner.

Dominikus Guzmann, ein altkastilischer Edelmann, mit dem heißen Blut und leicht rührbaren Herzen des Spaniers, frühe durch seine schwärmerische Mutter für den Kirchenglauben begeistert, glaubte es als seine erste Pflicht ansehen zu müssen, für das Seelenheil seiner Nebenmenschen zu sorgen, und Sünder, vorzugsweise die „Ketzer", zu bekehren. Mehrere Reisen führten ihn als Subprior durch das südliche Frankreich. Bei der fünften Reise weilte er länger dort und sah, daß dem, was in seinen Augen Ketzerei war, dem bürgerlichen Freiheitsdrang wie der Ausbreitung der freien Gedanken der frommen Brüderschaften, hauptsächlich durch die Entartung der Geistlichkeit, durch ihre Vernachlässigung alles Volksunterrichts, durch die Pracht und Genußsucht der Prälaten und durch deren Folge, die finanzielle Ausbeutung der Laien, Vorschub gethan wurde. Dem kirchenschwärmerischen Dominikus war es ein Gräuel, in Südfrankreich alles Ansehen der Kirche so im Verfall und alle Stände so von revolutionärem Geiste durchdrungen zu sehen; denn dem bigotten Spanier war unpäbstlich so viel als unchristlich, unkirchlich so viel als irreligiös, und dem Edelmann aus altem, reinem, stolzem Blut war das Umsichgreifen bürgerlicher Freiheit auf Grund selbstgeschaffenen Wohlstandes so viel als eine vermessene Auflehnung des Pöbels gegen die in seinen Augen göttliche Ständegliederung.

So bigott aber Dominikus war, so ein scharfes Auge hatte er für die Mittel, mit welchen Katharer und Waldenser wirkten. Diese lernte er ihnen ab, und er ging gleich daran, diese Mittel gegen sie selbst und für die Kirche anzuwenden. Den „ketzerischen" Reisepredigern stellte er sich selbst und Gleichgesinnte als Reiseprediger entgegen; er brachte gegen die evangelische Mission der frommen Brüderschaften eine römisch-katholische Mission in Anregung, und zeigte, wie namentlich die Waldenser dadurch so

ſehr auf die Laienwelt wirken, daß ſie, ohne etwas vom Volke zu nehmen, ohne ihm zur Laſt zu fallen, in apoſtoliſcher Einfalt, umgehen und lehren, ohne ſich an einen Ort oder ein Amt zu binden, während die päbſtlichen Legaten und die Prälaten als große Herren herumreiſen und durch den Glanz und Stolz ihres Auftretens die Leute abſtoßen, welche in ihnen nichts Anderes ſehen, als eine rechte Schauſtellung des kirchlichen Herrenthums und der dem Volke fremd, reich und vornehm gewordenen Geiſtlichkeit.

Dominikus rieth den in Montpellier verſammelten römiſchen Legaten und Prälaten, das Prieſterthum müſſe, wenn es die Herzen des Volkes wieder gewinnen wolle, wieder werden, wie es war, als es ausging, die Welt zu erobern, arm und volksfreundlich; es müſſe mitten im Volke ſtehen, mit dem Volke gehen, mit dem Volke leiden, und durch Lehre und Leben dem Volke zeigen, daß es ein Herz für das Volk habe und für daſſelbe lebe und arbeite. Sie ſollen gleich einen Verſuch machen, ihre Prachtgewande ablegen, und in armem Kleide den Strapazen der Fußwanderung ſich unterziehen, ſich mitten ins Volk hineinwerfen, und ihm wie die Albigenſer und Waldenſer das Evangelium predigen und die Briefe des Paulus. Hingeriſſen von der Begeiſterung des Dominikus thaten ſie alſo, aber ohne allen Erfolg.

Dominikus hatte in ſeiner Schwärmerei überſehen, daß dieſe Legaten und Prälaten von Haus aus unbrauchbar für eine apoſtoliſche Miſſion waren; daß das Mittel, das er vorſchlug, ganz andere Leute erforderte, und daß ſchnell kommen mußte, was kam, nämlich daß alle dieſe vornehmen Herren, einer um den andern, ſich davon machten, ſich nach ihren Pferden und nach ihrem Gefolge umſahen und heimeilten in die Gemächlichkeit ihrer geiſtlichen Hofſtatt.

Der Hauptpunkt aber war: Dominikus überſah ganz, daß er der Pabſtkirche gegenüber ein *Revolutionär* war, ſo gut wie die Albigenſer oder Waldenſer, in Hinſicht der letzten Folgen, die ſein Plan, wenn er *redlich* gemeint war und redlich *durchgeführt* wurde, nothwendig für das Pabſtthum und die geſammte Hierarchie nach ſich ziehen mußte.

Denn dann ging Dominikus auf eben das aus, auf was

Albigenser und Waldenser, und noch gefährlicher für die Hierarchie, weil innerhalb der römischen Kirche, unter dem Schein und in der Meinung, für dieselbe zu wirken, gegen sie gewirkt wurde. Denn wurden das Evangelium und die paulinischen Briefe, wurde mit einem Wort die Bibel unter das Volk gebracht, diese zum Ausgangspunkt der Predigt genommen, und von der Kirche verlangt, wieder arm und apostolisch einfach zu werden: so war das nichts Anderes, als eine völlige Umwälzung der Kirche verlangen, und an sie das Ansinnen stellen, aufzuhören, das zu seyn, was sie im Laufe der Jahrhunderte geworden war, sich selbst aufzugeben, herabzusteigen von ihrem Thron, und wieder etwas zu werden, dem sie ganz entwachsen war.

Das Pabstthum aber und mit ihm die Hierarchie, nachdem sie so ins Alter und ins Feste gewachsen waren, konnten sich nicht umwandeln und verjüngen, sondern sich nur aus- und ableben, fortgehen bis dahin, wo es mit ihnen hinab ging.

Das sahen die Staatsmänner am römischen Hofe ein. Sie übersahen weit den schwärmerischen Dominikus, welcher sich über die Tragweite dessen, was er wollte, gar nicht klar war, ahnungslos, daß er der Hierarchie den Selbstmord zumuthete. Nicht weil der römische Hof „von der Nothwendigkeit einer ständigen Wanderpredigergesellschaft und von dem hohen Werthe seiner Bettelmission nicht überzeugt war", sondern gerade weil derselbe in das Gefährliche, das diejenige Mission, wie sie Dominikus wollte, für die Hierarchie hatte, die klarste Einsicht besaß, ließ man von Rom und von den erzbischöflichen Höfen Frankreichs aus ihn ohne Vorschub, und darum, nicht aber, um ihn zu ehren, wurden ihm mehrere Bischofsstühle angeboten.

Als Dominikus sich dadurch nicht beseitigen ließ, eilte der römische Hof, ihm die Folgen seines Denkens und Strebens künstlich aus der Hand zu spielen.

Dominikus selbst hatte noch keine großen Ergebnisse erzielt: sie bestanden in der Bekehrung von neun albigensischen Mädchen, welche dem feurigen fünf und vierzigjährigen Spanier folgten. Gegen den Rückfall dieser schloß er sie ein in ein Asyl zu Prouille im Sprengel von Toulouse, und, um andererseits einem Abfall vor-

zubeugen, gesellte er zwei andere Mädchen, die noch katholisch, aber wankend waren, aus adeligen Familien, ihnen bei.

Dieses Mädchenstift konnte ein Anfang dazu werden, heruntergekommenen adeligen Familien ihre Töchter abzunehmen, wie es in den Nonnenklöstern anderwärts schon lange der Fall war, und sowohl diese Mädchen vor Ketzerei, als ihre armen Adelsfamilien vor der Versuchung, sie an wohlhabende bürgerliche Ketzer zu verheirathen, zu bewahren.

Besonders anlockend weder für Mädchen noch Frauen wurde die Regel des Dominikus auch nicht: strengste klösterliche Abgeschlossenheit, Schweigen und Arbeit waren ihnen aufgelegt. Später nahm Dominikus, unter milderer Regel, auch noch unter dem Namen Tertiarier, wie Brüder, so Schwestern von der „Miliz Christi" in seinen Orden auf.

Die schöne freie Stellung der Frauen bei den Albigensern und Waldensern und die Empfänglichkeit edler weiblicher Herzen für freie Ideen und Bestrebungen hatten der Sache der Waldenser wie der Albigenser sehr genützt; denn gerade Frauen und Jungfrauen waren seit Jahrhunderten die begeistertsten Fortpflanzerinnen der „Ketzereien" gewesen, und Wahrheit, von schönem Munde gesagt, oder nur von geliebtem Herzen geglaubt, war zu einer ganz anderen Macht geworden, als sie an und für sich hattte. Auch das war dem Dominikus nicht entgangen und, unpraktisch, wie er war, hat er wohl bei seiner Stiftung eines Ordens für „Schwestern der Miliz Christi" an eine ähnliche Wirkung gedacht, ohne in Betracht ziehen, daß hier alle Umstände und Bezüge ganz anders waren, jene also eine ähnliche Wirkung gar nicht haben konnten.

Doch der Naivität der Voraussetzungen des spanischen Dominikus kam auch hierin die raffinirte Politik des römischen Hofes zu Hülfe: in diese Dominikanerinnenklöster wurden alle diejenigen adeligen Töchter Frankreichs gesteckt und unschädlich gemacht, deren aufgeweckter Geist oder deren Herzensbeziehungen die Kirche besorgen ließ, sie möchten ketzerisch werden und ketzerisch wirken.

In einem Hause in Toulouse brachte er nach und nach sechszehn Reiseprediger-mönche zusammen. Er hat aber keineswegs,

wie man glauben machen will, sein Predigtamt bloß dazu gebraucht, die Briefe des Apostels Paulus zu predigen; vielmehr war er so wenig ein apostolischer, evangelischer, überhaupt biblischer Prediger, daß er und seine Genossen ihren Haupteifer darein setzten, statt des Evangeliums, das die „Ketzer" verbreiteten, den Rosenkranz als die beste Waffe wider alles Böse, statt den Psalmen Davids, welche die Waldenser sangen, den Marienpsalter unter das Volk auszutheilen; und daß er — die satanischen Kreuzfahrten begleitete, welche der bluttriefende, thierisch rohe Ritter Simon von Montfort gegen die Albigenser befehligte.

Ja, Dominikus, welchen man zum begeisterten Vertreter des Evangeliums und der Lehre des Paulus umlügen möchte, war es, welcher sich dazu hergab, die als des Irrglaubens verdächtig Eingezogenen und die kriegsgefangenen Albigenser und Waldenser auszuforschen und sie dann vor dem Ketzergericht zu überführen, daß sie, die doch bibelgläubig waren, unrömisch, also „Ketzer" seyen; und er war es, auf dessen Ausspruch hin Tausende dem Scheiterhaufen überantwortet wurden.

Dieser Mann, den man neuerdings sogar protestantischerseits gutmüthig, oder, aus andern Gründen, als einen „Nachfolger des Apostels Paulus in der katholischen Kirche" hinzumalen versuchte, hat mit dem Apostel Paulus nichts gemein, wohl aber viel mit dem unerleuchteten Saulus, welcher „schnaubete" nach dem Blute der Jünger Jesu, und hin und her zog, „mit Dräuen und Morden" auf „Männer und Weiber, daß er sie gebunden führete" zur Schlachtbank. Wenn wenige Jahre nachher Pabst Gregor IX. das Glaubensgericht einzig und allein an Dominikanermönche gab, so war das folgerichtig.

In Rom wußte man recht klar, wozu Dominikus und sein neuer Orden im römischen Sinne zu verwenden sey. Innocenz III. wußte das so gut als Honorius III., und schrecklich kennzeichnend ist, daß das Symbol und Wappen dieses Ordens ein Hund war, mit einer brennenden Fackel im Munde.

Sey es nun, daß, wie man später erzählte, die Mutter des Dominikus, als sie mit ihm schwanger war, im Traum einen solchen Hund in die Welt zu setzen meinte; sey es, daß Dominikus

dieſes Sinnbild ſelbſt wählte, um zu bezeichnen, daß er und die Seinen treue Hüter des Kirchenglaubens und anſchlagende Wächter gegen eindringende „Ketzerei“ ſeyn wollen, den Kirchenglauben als die erleuchtende Fackel in der Hand, als Nachahmung jenes Sinnbilds der Waldenſer, der Fackel, von ſieben Sternen umgeben. Oder ſey es endlich, daß der römiſche Hof dieſes Symbol dem Orden gab. Die freigeiſternde Ironie und der altheidniſche Humor des römiſchen Hofes ſteigerte ſich von da an reißend ſchnell bis zum Hölliſchen, ſo daß der tiefchriſtliche und altkatholiſche Dichter Dante in ſeinem großartigen Gedichte mehrere Päbſte dieſes Zeitalters darum in die Hölle verwies. Dann hätte dieſer Hof damit ausgedrückt, wozu er allein die Glieder dieſes neuen Ordens haben wollte, zu ſeinen Wacht-, Spür- und Jagdhunden, gegenüber den „Ketzern“, und zu Anzündern der Scheiterhaufen für dieſelben.

Jedenfalls war dieſes Sinnbild vorausſchauend gewählt: die Dominikaner wurden überall die „biſſigen Wächter“ zwar nicht der Chriſtus-Lehre, aber des römiſch-päbſtlichen Dogma, und ſie verbanden den Scharfſinn des Spürhunds mit dem Rache- und Blutdurſt der Hyäne, als Erbpächter der Glaubensgerichte, als Großmeiſter wie als Knechte der Inquiſition. Da, wo ſie ſich in die Univerſitäten eindrängten, wußte ihre Herrſchſucht und ihr Ehrgeiz, wie ihre Berechnung ſich ſchnell der Lehrſtühle zu bemächtigen, gleich ihren Nachfolgern, den viel höher ſtehenden Jeſuiten; aber wo die Dominikaner ſich feſtſetzten, erſtarrte vor ihrem Schreckensſyſtem der freie Gedanke, der Athemzug des Dominikanerordens wirkte tödtend auf das Leben der Wiſſenſchaft.

Natürlich gab es auch im Dominikanerorden geiſtig und ſittlich ausgezeichnete Männer, aber deren Zahl war ſehr klein, und, was auch hier wieder beſonders denkwürdig iſt, diejenigen namhaft oder berühmt gewordenen Glieder dieſes Ordens, in welchen ittliche und geiſtige Auszeichnung ſich paarte, haben größtentheils ine Richtung verfolgt, welche nicht *für*, ſondern *gegen* die Beſtrebungen des Ordens war, wie Albertus Magnus, Meiſter Ekkard, Johann Tauler, Heinrich Suſo, Savonarola, Las Caſas, Vincenz Ferreri, welche ſämmtlich vom Geiſte der anbrechenden

neuen Zeit berührt und sogar meist Bekämpfer des Pabstthums, Vorboten der Reformation waren: büßte doch Savonarola, auf des Pabstes Spruch, als Ketzer durch den Feuertod. Unter die hervorragenden gelehrten Männer des Ordens gehören weiter noch: Matthäus Paris, Thomas von Aquino, Vincenz von Beauvais.

Der Orden als solcher war eine ungeheure Zahl Trabanten der Alleinherrschaft des unfehlbaren Pabstes. Dominikus selbst schon war zum Oberhofprediger am päbstlichen Palast gemacht worden, und von da an war immer ein Dominikaner in diesem Amte. Der war zugleich oberster Censor aller Schriften; wie die Inquisition, so kam auch die Censur in die Hände der Dominikaner. Die Dominikanerinnen rühmten sich, daß sie da gewesen seyen, ehe es Dominikaner gab; sie verbreiteten sich aber keineswegs so wie die Dominikaner, und leuchtet auch Katharina von Siena als Ordensschwester, so war der Dominikanerinnen Einfluß doch gering gegen den der Dominikaner, welche sich nach und nach der Oberhofpredigerstellen in einem großen Theil Europas bemächtigten.

Dominikus starb, als sein Orden sechszig Klöster in acht Provinzen zählte, am 6. August 1221, und wurde zwölf Jahre darauf von seinem Freunde, Kardinal Ugolino, der als Gregor IX. Pabst geworden war, unter die Heiligen versetzt.

Ein Jahr vor seinem Tode hatte er seinem Orden die Verfassung eines Bettelordens gegeben. In der Erkenntniß, daß Charakter und Wirksamkeit der anderen Mönchsorden durch Reichthum und Streben nach Reichthum in Fäulniß gerathen waren, hatte er völlige Besitzlosigkeit und die tägliche Erbettelung des Nöthigsten zum ersten Grundsatz des Ordens gemacht, und sterbend noch einen Fluch auf denjenigen gelegt, welcher den Orden und dessen Zwecke durch Einführung sicherer Einkünfte und Güter vergiften würde.

Dennoch gab der Dominikanerorden das Betteln bald auf, und wurde reich an Grundeigenthum und Einkünften, auf demselben Wege, wie andere Orden. Die Dominikanerklöster und Dominikanerkirchen gehörten bald zu den herrlichsten gothischen

Bauten, und deren Baumeister waren aus ihnen selbst hervorgegangen. Statt dem armen Volke Prediger und Beichtväter zu seyn, suchten sie ihre Beichtkinder unter den Vornehmen und Reichen, und die durch Censur und Inquisition Entwürdigten wurden von der Ironie des römischen Stuhles unter der aufgegangenen Morgenröthe der neuen Zeit auch noch mißbraucht, und ließen sich mißbrauchen, zum Ablaßkram: der Vertrieb der päbstlichen Papiere, deren Eintausch unermeßliches Sündengeld nach Rom brachte, wurde ausschließlich durch Dominikaner besorgt. Sie hatten sich in der öffentlichen Meinung selbst ruinirt, sie waren dem päbstlichen Stuhl entbehrlich geworden und wie das Thier in ihrem Wappen abgedankt, als die französische Revolution sie vernichtete, nachdem die Reformation sie entkräftet, und der Jesuitenorden sie bei Seite geschoben hatte.

Zum Bettelorden hatte Dominikus seinen Orden erst gemacht, als er sah, daß der Franziskanerorden auf Flügeln sich ausbreitete, und alle Gunst des Volksgeistes für sich wegnahm.

Ganz zu gleicher Zeit mit Dominikus hatte Franzesko von Assisi seine Bettelmönchsorden gestiftet, den der Franziskaner.

Achtzehntes Kapitel.

Der heilige Franziskus und seine Bettelorden.

Der heilige Franz, geboren 1172, war der Sohn eines reichen Kaufmanns aus adeligem Blute zu Assisi in Spoleto. Mag, wer da will, an die Milde des frommen Gemüthes des Spaniers Dominikus glauben, bei Franz von Assisi aber ist die äußerste Sanftmuth und Liebreichheit der Seele außer Zweifel. Und wenn der letzte Stein eines Franziskanerklosters abgebrochen und die letzte Kapuzinerkutte verschwunden seyn wird auf Erden, werden die wunderbaren Gesänge und Klänge seiner Schüler, Thomas von Celano und Jacoponus, das Herz von

Christen und Heiden bewegen und in späten Jahrtausenden Zeugniß geben von der Tiefe, Innigkeit, Zartheit, Gluth des kindlich frommen Christenthums, welches im Meister Franz und in seinen Jüngern war, und wenn diese Letztern auch nichts hinterlassen hätten, als wie Thomas von Celano, des Franziskus Lieblingsschüler und Reisegefährte, den ewigen, furchtbar erhabenen Hymnus: „**Dies irae, dies illa**“, welcher das Weltgericht schon in die Gegenwart hereinrückt, und von dem man mit Recht gesagt hat, daß „dessen dreifacher Reim wie mit drei Hammerschlägen an den tiefsten Grund der Seele anschlage“; und der etwas jüngere Jacoponus das von Liebeinnigkeit und Seelengluth und Schmerzverklärung ganz getränkte: „**Stabat mater dolorosa**“.

Es erhellt daraus, wie so gar nicht äußerlich das Christenthum der ersten Franziskaner war, wie tief sie die Erlösung in das Innere des Menschen aufgenommen hatten, wie sie unter Thränen lächelten und der herzzerreißende Schmerz sich ihnen verklärte, wie sie in der wunden Brust den göttlichen Trost hatten, das Geheimniß der Leiden und des Kummers verstanden und mit Kindlichkeit in den Himmel hineinschauten; aber auch zugleich erhellt daraus der hohe Ernst, mit welchem sie die Sünde und ihre Folge nahmen, ein Ernst, der dem größten Theile der römischen Kirche abhanden gekommen war.

Aber noch ein Anderes ersieht man daraus: die wahre Poesie, die in der verweltlichten christlichen Kirche so lange stumm gewesen war, erwachte an der Liebesgluth des Franziskus und seiner Schüler, an ihrer Vertiefung des Gemüthslebens; und sie redete so schön und so erhaben, wie nur jemals früher. Im „**Dies irae**“ tritt die objektivste Poesie in Leben und Gestalt vor uns hin. Man fühlt sich mitten drin im Weltgerichtstag. Man sieht die Todten aufstehen, man sieht den Richter den Zitternden nahen, man hört die Posaune mit ihrem Schauertone, wie er dringt durch die Gräber jeder Zone, Alle sammelt vor dem Throne; man sieht den Tod, sein und der Natur Erstaunen beim Auferstehen aller Kreatur; man sieht den Weltrichter sich niedersetzen, und das Weltgerichtsbuch aufgeschlagen. Alles tritt

vors Aug und vors Ohr, ganz lebensvoll gegenwärtig. Die gewaltige, übernatürliche Macht des Zaubers, der im Reimklang des „**Dies irae**“ liegt, hat kein christlicher Dichter vorher, keiner sogar nachher ganz erreicht, selbst Göthe nicht, sogar nicht in dem dieser Zaubergewalt des Reimtons noch am nächsten stehenden: „Die Sonne tönt nach alter Weise“. Das, diese Dichtung des Thomas von Celano und des Jacoponus, das ist wahre Poesie, und die sie gemacht haben, das sind des heiligen Franziskus erste Schüler.

Dem heiligen Franziskus selbst war es rechter voller Ernst. Als er in der Marienkirche von Portiuncula, ein erwachsener Kaufmann, saß unter dem Volke und zuhörte, wie das Evangelienstück von der Aussendung der Jünger verlesen wurde im Jahre 1208: da erglühte es plötzlich in ihm. Schon in seiner Jugend hatte sichs in seiner Seele wunderbar geregt, in dunkelm Drange, für die Menschheit etwas zu thun; denn das geistliche und leibliche Elend derselben ging ihm nahe. Aber dieser dunkle Drang seiner Jugend war durch die Strenge seines geschlechtsstolzen, reichen Vaters in die Brust zurückgescheucht. Da berührten ihn jene Worte der Schrift über die Aussendung der Jünger Jesu, und der dunkle Drang wurde in ihm klar und brach mit solcher Macht hervor, daß ihn weder der Hohn seiner Mitbürger, noch der Fluch seines reichen Vaters, noch der Spott der Menschen auf seinen Wanderungen durch das Abendland und durch Egypten von dem Gedanken mehr abbrachten, Allem zu entsagen, um für eine sittliche Umwandlung der Christenheit zu wirken. Er liebte Gott, und, weil er Gott liebte, liebte er die Menschheit, und in dieser Liebe ahmte er Jesus Christus nach.

Wenn vom Pabste zu Rom an bis herab zum letzten Klosterbruder weitaus in der unendlichen Mehrheit der Geistlichen ihr christliches Auftreten Schein und Lüge war, so war in Franziskus seine Gottes- und Menschenliebe, seine Weltverachtung und seine Demuth, sein Eifer, Jesus nachzuahmen, seine auf Alles verzichtende Armuth und Freudigkeit in seinem Heiland die vollste, aufrichtigste Wahrheit. Franziskus war kein großer Mensch, aber eine wunderbar schöne und starke Seele voll Liebe, die nicht

beschattet werden kann durch das Excentrische, was sich ansetzte, und selbst die Uebertreibung, daß er im Mitgefühl des irdischen Schmerzes Jesu schwelgte, trägt nur dazu bei, seine Seele schön zu beleuchten.

Buße predigend auf der Bahn der Apostel, wollte er durch die Welt gehen, ohne Silber und Gold, ohne Stab und Tasche, wie die ersten Jünger Jesu, und des versäumten Volkes sich annehmen und ihm durch die Predigt des Evangeliums helfen, wie einem Kranken durch eine Heilquelle. Mit sieben gleichgesinnten Seelen fing er an, seinen Orden der Minoriten, d. h. der „geringen Brüder", zu stiften. So sollten demüthig seines Ordens Glieder sich nennen gegenüber der hochmüthigen Geistlichkeit und ihrer prächtigen Verweltlichung.

Franziskus war „ein wunderlicher Heiliger", nicht darin, daß er die braune Kutte nach der Sitte seines Landes trug, diese zur einzigen Kleidung und Tracht seines Ordens machte, und einen Strick zum Gürtel derselben wählte; sondern in Vielem, was er that, und was mit ihm und an ihm geschah.

War auch bald das Bild des Ordensstifters in der hochgesteigerten Seelenstimmung seiner von Bewunderung vollen Schüler unwillkürlich in eine solche Höhe hinauf gerückt, in welcher dasselbe durch das Licht der Verehrung und Liebe einen poetischen, wunderhaften Schein und Glanz erhielt: so dürfte doch nicht daran zu zweifeln seyn, daß er innerlich und äußerlich solches erlebt hat, was man wunderbar nennt.

War doch seine Seele ein mit nicht gewöhnlichen Saiten, mit Saiten höherer Art und höheren Klangs, bezogenes Instrument. Wenn der innerlich reiche, aber nicht äußerlich studirte Mensch nicht künstliche Reden halten konnte, oft, wo er zu reden gehabt hätte, stockte und verstummte, aber Alles hinriß, wenn aus der Tiefe seiner Seele plötzlich der Geist hervorbrach wie ein Sturm, und er dann gewaltig redete wie Keiner: so gehört das auch zu dem „Wunderhaften" solcher Naturen.

Und eben so hatte er, ein heiliger Troubadour seiner Zeit, die Wonneschauer himmlischer Liebe und die Natur poetisch gefeiert, in ihrer Andacht zu ihrem Schöpfer, und er stand als

ein ächt poetisches Gemüth in kindlicher Freundschaft mit dem Leben der Natur, mit dem Wild des Walds und mit den Vögeln des Himmels, mit den Quellen und Flüssen, mit den Blumen, Bäumen und Steinen; ihm lebte die ganze Natur und er grüßte alle Kreaturen als Brüder und Schwestern.

Nicht das, daß er nackt auf der Erde in seiner Lieblingskirche starb, im Jahre 1226, an den „eingedrückten Wundenmaalen Jesu Christi", wie seine Lebensbeschreiber berichten, gibt ihm seine große Bedeutung; wohl aber das, daß er in einem bei Stiftung seines Ordens über die Zulässigkeit wissenschaftlichen Bibelstudiums entstandenen Streit dahin entschied, „die Bibel sey zu studiren, aber man solle studiren mit Gebet, nicht um zu wissen, wie man zu reden, sondern um zu lernen, wie man zu leben habe, nicht für sich allein, sondern zum Gewinn auch Anderer, und mit gleichmäßigem Fortschritt, wie in der Erkenntniß, so in Reinheit und Einfalt des Herzens".

Wie sein Gegensatz gegen die verweltlichte Kirche, so macht ihn besonders diese Rückführung der Theologie auf die Bibel, und der Bibeltheologie auf das Leben zu einem Vorboten und Vorbereiter der Reformation.

Im Jahre 1223 bestätigte Pabst Honorius III. den Orden der Minoriten, mit dem Recht, überall zu predigen und Beichte zu hören. Barfüßer hießen sie auch, weil sie, selbst bei strenger Kälte, barfuß gingen, was freilich bloß in heißen Ländern ausführbar war; außerhalb Italiens legten sie bald Sandalen an.

Eine dem heiligen Franziskus geistesverwandte Freundin, die Jungfrau Clara von Assisi, hatte schon im Jahre 1212 einen weiblichen Orden gestiftet, den der Clarissinnen, und Franziskus hatte ihm die Regel gegeben. Aber die größte Bedeutung erhielt der Orden des Franziskus dadurch, daß er neben dieser weiblichen Ordensabtheilung noch eine dritte Abtheilung hinzufügte, den „Bußorden", die „Tertiarier".

Diese dritte Ordensabtheilung war eine Brüderschaft für solche Menschen, welche zwar in religiöser Gemeinschaft mit einander leben, aber in der Welt zurückbleiben wollten. Ohne dem

Zwange der Mönchsregeln sich ganz unterwerfen zu müssen, konnte man so dem großen Franziskanerorden angehören.

Denn reißend schnell breitete sich der Franziskanerorden aus und wurde mächtig in der Welt, und gerade die Tertiarierabtheilung wurde die zahlreichste. Denn dieser neue Bettelorden des heiligen Franziskus, ob er gleich nur eine Art Karrikatur jener Prediger aus den Waldenser- und Katharer-Brüderschaften war, entsprach eben doch der Zeitströmung des Volksgeistes, der auf eine ascetische Socialreform hindrängte; und darum erhielt dieser Bettelorden so außerordentlichen Vorschub aus dem Volke, solche Gunst bei der ganzen Zeit, einen solchen Andrang zur Aufnahme in den Orden, daß er schnell eine Macht in der römisch-katholischen Welt wurde, ja im dreizehnten Jahrhundert schon eine der ersten Mächte. Darum schuf auch Dominikus seinen Orden schnell zum Bettelorden um, und nahm vom Franziskanerorden die „Tertiarier" in seinen Orden herüber.

Von da an wetteiferten beide Orden, Franziskaner und Dominikaner, mit einander, als Prediger und Seelsorger mitten hinein in das Volk gestellt; doch kam es bald dahin, daß sie eifersüchtig auf einander wurden, weil ihre Bestrebungen sich kreuzten, daß sie über dogmatische Streitpunkte, wie über die „unbefleckte Empfängniß der Maria", sich verfeindeten und sich gegenseitig verkleinerten, während die anderen Orden ihnen ohnedieß auffätzig waren, gerade wegen des außerordentlichen Einflusses, welchen die Dominikaner und Franziskaner auf das ganze Leben der Zeit, nicht bloß der Kirche, sondern des Staates, gewannen.

Eben weil sie das päbstliche Recht hatten, überall Beichte zu hören, waren sie in Kurzem, aller Orten, oben und unten, die gesuchtesten Beichtväter, besonders die Gewissensräthe der Frauen geworden, und was keine Seele dem Ortsgeistlichen oder dem Beichtvater des einheimischen Klosters vertraut hätte, das wurde dem wandernden Predigermönche (Dominikaner) oder dem wandernden Baarfüßer (Franziskaner) gebeichtet, und alle Geheimnisse waren bald um so mehr in der Hand dieser beiden

Bettelorden, weil Fürsten und Volk vornehmlich aus ihnen ihre stehenden Prediger und Beichtväter nahmen. Dadurch wuchs die Macht dieser Orden unglaublich. Das gab ihnen Einfluß nicht bloß auf Familiensachen, sondern auf Gemeinde- und Staatsangelegenheiten. Und sie blieben volksbeliebt, da die Regel dieser beiden Orden das ausschloß, was den übrigen Klerus beim Volke so sehr verhaßt machte, nämlich das Feudalherrenthum des Krummstabs mit seiner Ueppigkeit und seinem Volksdruck.

Ueberall gastlich aufgenommen, und gerne beschenkt, konnten die Glieder dieser Orden ohne Belastung des Volkes sich ins Unzählige vermehren. Einerseits führte die Macht und der Einfluß dieser Orden ihnen von selbst die höheren geistigen Kräfte, die Talente und Genies, soweit sie nicht der Weltlichkeit der Kirche sich zuneigten, vorzugsweise zu; andererseits hob diese Orden zu ihrer Ueberlegenheit in der Kirche das rein Demokratische ihres Prinzips.

In Bälde hatte sich dieses der ganzen Kirche zu Grunde liegende demokratische Prinzip, trotz seiner Erneuerung durch den dritten Innocenz, wieder vor der Selbstsucht der Menschen und ihrer Standesunterschiede, vor den Intriken der Familien und der Geschlechter zurückziehen müssen: die Domkapitel wurden ausnehmend aus fürstlichem und adeligem Blute besetzt, bald durch Goldklang, bald durch Waffenzwang, und die höheren Kirchenwürden empfingen ihre Inhaber aus den Domkapiteln. Dieser aufs Neue einreißenden Praxis gegenüber war durch das reindemokratische Prinzip der Bettelorden, mit Ausschließung jedes Unterschieds der Geburt, einzig dem Talent und Verdienst die Bahn zu allen Würden der Kirche, auch den allerhöchsten, wieder geöffnet.

Das Pabstthum ging früher unter, wären ihm nicht die es haltenden Säfte und Kräfte aus den beiden rein-demokratischen Orden, den Franziskanern und Dominikanern, in seine Adern, in Herz und Haupt eingeströmt.

Diese neuen Kräfte der beiden Orden wirkten noch erhalend (konservativ) für die römische Kirche fort, obgleich der Franziskaner- und der Dominikanerorden jeder seinen besonderen Weg

ging, so daß die Dominikaner mehr im Kreise der höheren Stände, die Franziskaner fast ausschließlich im Volke herrschten; und obgleich der geistesmächtigere Theil der Franziskaner eine Schwenkung geradezu gegen das Pabstthum nahm.

Während aber der Dominikanerorden, als der Erbpächter der Inquisition, vorzugsweise durch Furcht, durch das System des Schreckens sich seinen Einfluß machte, und in die Leitung der Staatssachen sich einmischte, blieb es beiden Schattirungen des Franziskanerordens, daß sie dem Volke niemals fremde wurden, ein Herz für das Volk hatten, und darum das Herz des Volkes für sich behielten.

Erst neuerdings hat man angefangen, das dreizehnte Jahrhundert als die großgewordene Wurzel des Baumes zu begreifen, welcher neue Zeit heißt. Da heraus trieb Alles, was jetzt in der neuen Zeit grünt und blüht, nicht bloß in der Kirche, sondern im Staat, in Kunst und Wissenschaft. Es war eine gewaltige Regung und ein allseitiges Treiben der Ideen vom dreizehnten Jahrhundert an bis zum Ausgang des Mittelalters.

Neunzehntes Kapitel.

Die Ideen in der Zeit bis zum Anbruch des Reformationszeitalters.

Die Grundidee der letzten vier Jahrhunderte des Mittelalters war die Idee der Freiheit in dreifacher Erscheinung, als Geistesfreiheit, als religiöse Freiheit und als politische Freiheit; ein Geist des Widerstandes gegen jeden Absolutismus, in der Wissenschaft, in der Kirche, im Staat. Es war in der ganzen christlichen Welt ein Drang nach Mündigkeit, nach Emancipation, besonders aus der Vormundschaft der Pabstkirche.

Schon früher, von da an, wo der Enthusiasmus des christlichen Gefühles, auf dessen hochgehenden Wogen das Kirchenthum emporgehoben worden war, sich zu senken und bald zu ver-

rauſchen anfing, waren noch unter dem Verrauſchen Gedanken hervorgetreten, welche das Wort und auch hie und da Gehör dafür fanden, daß die Zeit der Vormundſchaft um ſey, welche die Pabſtkirche über die Menſchheit geübt habe; die Erziehung der Völker ſey vollendet, und die Kirche, welche ſo lange die Erzieherin der chriſtlichen Menſchheit geweſen, habe weder das Recht, noch die ſittliche Befähigung, wie bisher über die Menſchen zu herrſchen, da ſie durch Mißbrauch ihrer Gewalt und durch ihr inneres Verderben ohnedieß ſich dazu ganz unwürdig gemacht habe.

Waren das auch nicht die Worte, ſo war das doch zweifellos der Sinn und der Geiſt der Proteſte, welche eben ſo von den Thronen als von dem Volke gegen die Herrſchaft des Pabſtthums ausgingen.

Die Flammen der Inquiſitionsſcheiterhaufen waren zwar von dem deutſchen Kaiſer ſelbſt und von den Königen Frankreichs mitgeſchürt worden, aber ſelbſt dieſe Scheiterhaufen wurden zu Feuerzeichen der Bahnen, welche der Geiſt ging; ſie erleuchteten den Weg der nahenden Geiſtesfreiheit. Und die Vergeltung dieſer Theilnahme am Satanismus folgte für das hohenſtaufiſche Haus auf dem Fuße, und die weltliche Macht, die Kaiſermacht und die Königsmacht Frankreichs und Englands, die ſich zur Unterdrückung des nach Mündigkeit ringenden Geiſtes hergegeben hatte, ſah ſich genöthigt, dieſen Geiſt ſelbſt und das Volk anzurufen, um ſich gegen den Uebermuth und die Uebergriffe des päbſtlichen Stuhles zu halten.

Pabſt Innocenz IV. hatte es gewagt, zwar ohne Erfolg, den Hohenſtaufenkaiſer Friedrich II. als „Ketzer und Kirchenräuber“ unter fürchterlichen Bannflüchen abzuſetzen, und dieſer Kaiſer hatte es, wie Friedrich I., an ſich erfahren müſſen, wie der Fluch einer gegen die Ueberzeugung geübten Politik zurückfällt auf die, welche wider Gott und Gewiſſen handeln. Und ſo „ketzeriſch“, ſo freiſinnig in religiöſen Dingen ſich auch das hohenſtaufiſche Haus zuletzt den Völkern zeigen mochte: ihr Haus ging unter an der Zweizüngigkeit ihrer Politik, welche den Geiſt und das religiöſe Gewiſſen der Menſchen heute ihren eigenſüchtigen Staatsberechnungen dienſtbar machen wollte, und morgen, wenn das Intereſſe

ihrer Selbſtſucht ſie kurzſichtig machte und die Lage der Dinge das Gegentheil zu fordern ſchien, ſich ohne Scham und Scheu der religiöſen Richtung des Zeitgeiſtes entgegenſtellte.

Wehthuend iſt es, zu ſehen, daß in der Geſchichte ſelten ſind diejenigen chriſtlichen Fürſten von weltgeſchichtlicher Bedeutung, welche unverrückt und unter allen Umſtänden die Gebote Chriſti als oberſtes Geſetz ihres Handelns einhielten. Da, wo das geſchah, war immer Segen; da, wo ſich ein Fürſt, ſelbſt ein chriſtlichgeſinnter Fürſt, in verwickelten Augenblicken beſtricken ließ von den diplomatiſchen Rathſchlägen der Politik ſolcher Rathgeber, welche unter der Maske, „dem Thron und Altar zu dienen", die Grundgeſetze des Chriſtenthums verletzten, — da war immer der Unſegen auf der Ferſe, oft der durch Geſchlechter hingehende Fluch.

Das Pabſtthum hatte die Freude, das hohenſtaufiſche Haus zu vernichten; aber das, was das hohenſtaufiſche Haus unter die Völker gebracht hatte wider das Pabſtthum, wirkte fort über dem Grabe des ruchlos gemordeten letzten Hohenſtaufen.

In Rom wohl mochte man vorübergehen im vierzehnten Jahrhundert mit Siegesgefühl am Grabmale des vierten Innocenz. Da ruhte der Pabſt Innocenz IV., mit dreifacher Krone geſchmückt, auf dem Sarkophag; mit mächtigem Haupt, mit den feſten Zügen, welche ſein Regiment bezeichnen, aber auch mit der Plumpheit der Züge, welche ſein Auftreten gegen den Geiſt in der Zeit vorausſetzen.

Dumme Mönche mögen da mit Wohlgefallen die Grabſchrift dieſes Pabſtes geleſen haben, welche unter Anderem ſagt: „Er ſtreckte in den Staub auch Kaiſer Friedrich, die Chriſtum beſtreitende Schlange"; er war „um die ganze chriſtliche Republik wohl verdient und hat ſein Pabſtthum durch unzählige große und faſt göttliche Thaten überaus verherrlicht". An die Wahrheit dieſer unverſchämten, dummen und unevangeliſchen Inſchrift glaubte damals kein Gebildeter und keine Gebildete in Rom mehr; noch viel weniger außerhalb Roms die Denkenden, wenn auch gleich die Maſſe.

Derſelbe Pabſt Innocenz IV., der ſeinen Bannſtrahl gegen den Kaiſer ſchleuderte, hatte von England aus es zu erleben,

daß „die Zeit der Schule des Gesetzes“ durchlaufen und vorüber war. Dem der deutsche Kaiser wiederholt sich beugte, der scheiterte an dem einfachen Wort eines frommen, charaktervollen Geistlichen Englands.

Der Mann hieß Robert Großhead, Bischof von Lincoln. Der Pabst wollte ihm einen seiner italienischen Günstlinge, der fast noch Knabe war, als Kanonikus aufdringen. Großhead weigerte sich beharrlich, diesen Knaben anzunehmen, und schrieb zuletzt dem Pabst, gehorchen werde er allen Befehlen von Rom aus, welche apostolischer Art seyen, nimmermehr aber die schwere Sünde auf sich nehmen, ein Seelsorgeramt darum zu veruntreuen, weil es päbstlicher Befehl sey.

Das riß einen starken Riß, wenn es zum Streite kam, in die Unfehlbarkeit des Pabstes; das nahm viel weg von dem Scheingold des Nimbus, der das Pabstthum umgab, wenn man den Streit darüber fortsetzte. Darum schwieg der Pabst und nahm die bittere Pille hin, weil sie von England kam.

Es ist das, als hätte schon damals Rom die Ahnung gehabt, mit umsichtiger Würdigung der englischen Verhältnisse, als dürfe es sich mit diesem England nicht feindlich berühren ohne großen Schaden.

Großhead wäre, wenn er eines anderen Volkes Sohn gewesen wäre, vom römischen Stuhl aus sofort als Ketzer erklärt und verbrannt worden. Aber vor dem germanischen Charakter, wie er sich in England festigte, stand selbst die Inquisition des Mittelalters still, oder vielmehr die scharfwitternde Politik des päbstlichen Stuhls, der, wie er überall gut unterrichtet war, ganz gewiß die Kenntniß hatte, daß hier auf diesem Boden und in dieser Luft der „germanische Charakter“ sich noch ungebrochen, und darum unwiderstehlich, fand, der germanische Charakter in seinem Grundton als individuelle Freiheit und Selbstständigkeit.

Dieses Nichtanbinden mit dem charaktervollen Geiste des englischen Volkes beweist für den Takt des römischen Stuhles, und für die politische Ahnungsfähigkeit, was von da aus der römisch-katholischen Kirche herüber drohe. Freilich war auch bereits

England der Boden, auf welchem zuerst in der christlichen Welt der Volksgeist angefangen hatte, aus dem Mittelalter heraus sich zur Freiheit des individuellen Lebens hindurch zu arbeiten; da war es bereits zum Bewußtseyn der Würde des Einzelnen als eines Menschen, seiner Begabung und seiner Berechtigung gekommen.

Noch ehe aber Wycliffe, als eine wissenschaftliche Autorität, von England aus alles geschichtlich Gewordene in der Kirche kühn der Prüfung durch das Wort Gottes unterwarf, waren gewaltige Gedanken zwei Jahrhunderte vorher, wie wir gesehen haben, in Südfrankreich, Italien und Deutschland aufgetreten gegen den Riesen, das unfehlbare Pabstthum, welches der Einheit zu lieb, noch mehr aber seiner Herrschsucht zu lieb, mit äußerster Härte Alles unter das Joch unbedingten Gehorsams beugte, und die einzelnen Geister wie die Völker noch fester und kürzer als bisher an die Kette des blinden Autoritätsglaubens anschloß. Aber Alles arbeitete, diese Kette zu sprengen, die Wissenschaft, die Kunst, das Volksleben, und vor allen das Gewissen, das religiöse Herz der Besten in der Zeit.

Zwei mächtige Geister der Wissenschaft waren schon zu Ausgang des zwölften Jahrhunderts wider die Kirche aufgestanden in dem frommen Abt Joachim von Floris in Kalabrien und in Amalrich von Bena, dem Lehrer der Theologie an der Universität zu Paris.

Abt Joachim hatte einen prophetischen Geist: er war der eigentliche Prophet des zwölften Jahrhunderts. Durch die Verweltlichung der Kirche, durch den bürgerlichen Druck seines Vaterlandes, durch die Wüste einer dürren Scholastik, welche ihre dogmatischen Spitzfindigkeiten für christliches Lebensbrod ausgab, hindurch erscholl die Stimme dieses Propheten. Er hatte den sechsten Heinrich, den Hohenstaufen, mit der Weissagung begrüßt, das sey der Knecht des Herrn, der, wie es auch geschah, die Kirche zu züchtigen und die Völker heimzusuchen komme.

Die Zukunft der christlichen Kirche, der Untergang der jetzigen verderbten und die herrliche Erneuerung in einer Kirche der Zukunft, lag klar vor seiner Seele. Wie durchleuchtet muß dieser Geist gewesen seyn!

Er strafte nicht bloß die geistlichen Erpressungen, sondern er erklärte die ganze gegenwärtige Kirche als eine Entartung. Er verkündete deren Sturz, und schrieb drei Schriften, eine „Erklärung der Offenbarung des Johannes", einen „Psalter mit zehn Saiten" und „Von der Zusammenstimmung des alten und neuen Testaments". Der Grundgedanke dieser drei Schriften, wie seines ganzen Auftretens, ist die Idee eines „Ewigen Evangeliums".

Er theilte die Weltgeschichte ein in vier Weltalter, in das des Vaters, die Offenbarung des alten Testaments; in das des Sohnes, die Gründung und Verbreitung des Christenthums; in das des heiligen Geistes; und endlich in das der Vollendung. Und gerade so, wie ein berühmter Philosoph der Neuzeit, Schelling, diese Weltalter annahm, und sie nach dem Matthäus-Evangelium, dem Paulus-Evangelium und dem Johannes-Evangelium eintheilte, hat im zwölften Jahrhundert der Abt Joachim seine Weltalter eingetheilt, und das Zeitalter des Geistes, das des ewigen Evangeliums, als das johanneische bezeichnet.

Joachim erklärte den Besuch des materiellen Tempels für unnöthig, und weissagte ein Strafgericht, bei welchem Christus die Geißel ergreifen und Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treiben werde. Und im Hause des Herrn müsse das Gericht anfangen und das Feuer ausgehen von seinem Heiligthum, um es zu verbrennen. Es werde das Zeitalter des Geistes kommen, und mit ihm die Liebe, die Freiheit und die Freude. Alle Buchstabengelehrsamkeit werde untergehen, und der Geist frei hervortreten aus der Hülle des Buchstabens. Das Evangelium des Buchstabens sey etwas Zeitliches, seine Form etwas Vergängliches, Vorübergehendes. Das Evangelium des Geistes sey das ewige Evangelium. Mit diesem werde die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen, daß er noch Vieles zu verkündigen habe, was die Menschen seiner Zeit noch nicht fassen konnten, und daß der Geist ihnen dieß einst verkünden, und sie in alle Wahrheit leiten werde. Dann werde eine Gemeinschaft von Brüdern auf Erden seyn, von „Spiritualen", Söhnen des Geistes, denen die heilige Schrift nach ihrem geistigen Sinne das lebendige Wasser sey, jene Schrift, die nicht mit Tinte und Feder auf Papier

geſchrieben worden, ſondern durch die Kraft des heiligen Geiſtes in dem Buche des menſchlichen Herzens. Die Organe, durch welche bisher das Göttliche den Menſchen nahe gebracht worden ſey, Prieſter- und Lehrſtand, werden aufhören. Die Söhne des Geiſtes bedürfen einer ſolchen Vermittlung nicht mehr. Der Geiſt werde ihr Lehrer ſeyn, die innere Offenbarung die Stelle der äußerlichen Autorität vertreten, die Religion eine rein innerliche, eine unvermittelte Gottesanſchauung ſeyn. Alle Myſterien werden ganz offenbar, und die Weiſſagung des Propheten Jeremia (35, 33. 34.) erfüllt werden, daß Gott ſelbſt der Lehrer Aller ſeyn, und Allen ſein Geſetz in ihr Herz ſchreiben wolle. Wenn aber die Erhabenheit der himmliſchen Dinge ſich offenbare, werde alle irdiſche Hoheit zu Schanden werden.

Abt Joachim ſtarb im Jahre 1202. Zwar hatte, wie in unſerem Jahrhundert Schleiermacher über die Nähe einer allgemeinen geiſtigen Auffaſſung des Chriſtenthums, ſo Joachim über die Nähe des Sturzes der verderbten Kirche und des Anbruchs des Zeitalters des Geiſtes, den er auf das Jahr 1260 ſetzte, ſich getäuſcht; die Morgenröthe dieſer Zeit war nur in ihm ſelber angebrochen, und das Leuchten, das aus ihm ſelbſt herausſtrahlte, und aus den frommen Brüderſchaften übers Gebirg herüberblitzte, verwechſelte er, weil es die Zeit erhellte, mit dem Morgenroth für die Menſchheit, das erſt drei Jahrhunderte ſpäter heraufſtieg, und blutig weithin die Welt erleuchtete; denn die Tagesanbrüche des Geiſtes malen den Himmel blutroth, wie die Tagesanbrüche der Natur, und wenn große, Ketten der Menſchheit ſprengende Ideen allgemein werden, dann röthen ſich die Berge von den Signalfeuern, es röthet ſich der Himmel von den Flammen des Kampfes, in welchem Brüder mit Brüdern ſtreiten, und es röthet ſich die Erde mit Blut: die Erfüllung des Wortes des Herrn, daß er gekommen ſey, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und, damit der Friede des Reiches Gottes herniederkomme, nicht Frieden zu bringen, ſondern das Schwert.

Aber wenn Joachim ſich auch in der Zeit täuſchte, in der Sache hat er ſich nicht geirrt. Richtig ſchaute ſein Auge voraus in die Jahrhunderte hinein, in welchen die Völkerwelt der geiſtigen Frei-

heit immer mehr entgegen geht, und alle Keime, welche in der Menschennatur, dem Abbild des Unendlichen, liegen, nach und nach zur Entfaltung bringt, unter einem immer höher steigenden und darum immer mehr allgemein erleuchtenden Lichte, das von einem und demselben ausgeht, wie von Anfang des Christenthums, von Jesus Christus. Joachim sah mit Prophetenaug über die dazwischen liegenden Hindernisse hinüber in die neuen Formen, in welchen der christliche Glaube sich auszuprägen und sich den Völkern zu vermitteln den Beruf hat. Er hatte die Wahrheit erkannt, daß Christus von der Kirche, wie es neuerdings treffend von einem Ungenannten ausgedrückt wurde, immer von „Neuem der sich entwickelnden Völkerwelt eingezeugt werde als das befruchtende, fortzeugende und verklärende Ferment"; daß es immer derselbe Geist Christi sey, aber unter Wandlungen der Form seiner Erscheinung, und daß die wahre Kirche, die unsichtbare, immer „Hand in Hand gehe mit den wachsenden Bedürfnissen der Völker".

Wie mag man zu Rom, wofern man Einsicht genug in die Bedeutsamkeit des Mannes hatte, sich gefreut haben, als er im Grabe lag! Da stand der Geist dieses Mannes auf, und ergriff mit unwiderstehlicher Gewalt, nach wenigen Jahrzehnten, die begabtesten Mitglieder — des Franziskanerordens. Der Geist des todten Joachim trat lebendig auf in der braunen Kutte des Barfüßers, und das Pabstthum auf seinem römischen Stuhl erschrack, als es in dieser braunen Franziskanerkutte kühne Leute vor sich sah, welche sich Spiritualen, Söhne des Geistes, nannten und eine Zweiung in den Orden machten, von welchem man in Rom geträumt hatte, er solle und werde „die Kirche des Lateran auf seinen Schultern tragen".

Diejenige Partei im Franziskanerorden, die geradezu sich die Spiritualen nannte, trat in Gegensatz zu der Hierarchie, von da an, wo der römische Stuhl die strenge Armuthsregel des Ordens zu mildern sich erlaubte. Ein Gegensatz gegen die Entartung der Kirche war ja der Orden ursprünglich. Die Schriften des Abtes Joachim lasen sie besonders eifrig, und sie deuteten seine Weissagung vom Jahre 1260 auf sich selbst; sie glaubten, daß sie es seyen, durch welche der heilige Franziskus eine große

Reformation der Kirche durchführen werde. Der Franziskaner Gerhard schrieb eine Einleitung in das „ewige Evangelium" Joachims, einen Kommentar, der ein Spiegel der Blößen und Schwächen der römischen Kirche war, gerade ein halbes Jahrhundert nach Joachims Tod.

Dieses Buch ist von der rechtgläubigen Kirche vernichtet worden; nur Auszüge daraus sind auf uns gekommen. Ein anderer Franziskaner, Peter von Oliva, ein Provencale, schrieb einen Kommentar zu der Offenbarung des Johannes, in welchem das Pabstthum sich abgespiegelt fand als eine antichristliche Macht, für welche das Gericht vor der Thüre sey.

Anknüpfend an Joachims Anschauung, schrieb dieser Franziskaner: Am Ende der ersten Hauptperiode der Menschheitsgeschichte sey Christus sichtbar erschienen, und habe diese Periode, die alttestamentliche, in welcher Gott der Vater sich geoffenbart und man ihn in den Werken seiner Allmacht angebetet habe, abgeschlossen und seine Kirche gegründet. Jetzt nahe das Ende dieser zweiten Hauptperiode, welche die Zeit der Offenbarung des Sohnes Gottes und seiner Anbetung in den geheimnißvollen Tiefen der ewigen Weisheit gewesen sey. Jetzt sey die zweite, geistige, Erscheinung Christi vor der Thüre, Christus werde durch seinen Geist das Leben der Kirche erneuern und auf die höchste Offenbarung des Bösen in der Kirche werde die herrlichste Offenbarung des Guten folgen. Diese dritte Hauptperiode der Geschichte sey die Zeit der Offenbarung des heiligen Geistes und seiner Anbetung in dem Alles erwärmenden Feuer der Liebe; das johanneische Zeitalter. Am Ende dieser Periode werde Christus wieder sichtbar erscheinen, zum Gericht. Sieben Zeitalter durchlaufe die Kirche. Das erste sey das Zeitalter ihrer Gründung; das zweite das ihrer Bewährung durch das herrliche Märtyrerthum in ihren Verfolgungen; das dritte sey das Zeitalter des Kampfes und ihrer Entwicklung im Sieg über die Spaltungen; das vierte und fünfte seyen die Tage ihres Leuchtens durch die Tugenden des Weltentsagungslebens; das sechste sey das Zeitalter ihrer herrlichen Erneuerung und der Ausrottung des antichristlichen Wesens. Das antichristliche und das christliche Prinzip

wachsen fort und fort, bis zum letzten Zusammenstoß und Kampf, in welchem das Antichristliche von dem Christlichen überwunden werde mit dem Anbruch des siebenten Zeitalters, das ein Vorsabbath des Ewigen seyn werde.

So prophetisch und so geistig, und so anzüglich gegen die römische Kirche, trat dieser Bruchtheil des Franziskanerordens auf, dieses Bettelordens, den man so oft damit zu kennzeichnen meint, daß Einer davon, Antonius von Padua, ein einfältiges Herz, aber auch ein weltentsagendes Herz, den Fischen gepredigt habe, als ihn die Menschen nicht hören wollten.

Sein Gegensatz gegen die Kirche wurde noch verstärkt dadurch, daß ein Theil der frommen Brüderschaften in diesen Orden eintrat, als Tertiarier. Das waren namentlich die Beghinen (Beguinen) und die Begharden.

Zum Entstehen der Beghinen, d. h. der Beterinnen (nach dem alten sächsischen Wort beggen, beghen = beten), mag dreierlei zusammengewirkt haben: der Hang zum beschaulichen Leben im zwölften Jahrhundert, der Trieb zu Werken der Barmherzigkeit, und namentlich die Kreuzzüge. Der kleinste Theil derer, die ins Morgenland zogen, sah nach dem Kreuzzug die Heimath wieder; die Kreuzzüge nahmen den Frauen ihre Gatten und machten die Männer rar für die Jungfrauen. So mögen Frauen und Jungfrauen zu Ende des zwölften Jahrhunderts in den Niederlanden auf den Gedanken gekommen seyn, in gemeinsamer Wohnung, nach einfacher Regel, aber ohne unbedingte Gelübde, zu einem frommen Leben und zu Werken der Barmherzigkeit sich zusammen zu thun. Zu verwechseln sind sie nicht mit den für adelige Wittwen und Waisen der Kreuzfahrer gegründeten Frauenstiften. Der Volkswitz wohl gab ihnen zuerst den Namen Beghinen, Betschwestern; auch Begutten nannte er sie, wovon noch heute das Wort bigott. Sie verbreiteten sich schnell von den Niederlanden aus über Deutschland und Frankreich. Jede behielt im Beghinenhaus die freie Verfügung über ihr Vermögen, und konnte nach Belieben wieder austreten. Wie aus weiblichen Laien die ersten Beghinengenossenschaften hervorgingen, so bildeten sich bald auch ähnliche Männervereine zu gleichen Zwecken, die Beg-

harden. Der Geist der frommen Brüderschaften ergriff auch sie, sie wurden aber auch eben darum in die Verfolgungen derselben mit hinein verwickelt, und in Frankreich und am Rhein wurden ketzerische Begharden verurtheilt und verbrannt. So suchten und fanden sie Schutz, indem sie in die dritte Ordensabtheilung der Franziskaner eintraten, und den Gegensatz gegen die herrschende Kirche darin zugleich verstärkten.

Das Jahr 1260 ging zwar vorüber, ohne daß die herrliche Erneuerung der Kirche im Geiste und in der Wahrheit vor sich gieng; aber vorbereitet wurde doch viel dafür von diesen Söhnen des Geistes in der Franziskanerkutte. Mancher Spirituale, besonders aus der Zahl der Laienbrüder unter ihnen, starb freudig und muthvoll auf dem Scheiterhaufen der Inquisition.

Die übrigen Franziskaner aber wußte die römische Hierarchie in ihren Dienst einzuordnen, den ursprünglichen Enthusiasmus, der sich wie ein Strom wider die reiche und üppige Kirche angeschwellt hatte, abzuschwächen und in eine andere Richtung zu leiten. Die Minoriten wurden gut römisch, und gerade sie verwandte der römische Hof, den Kampf gegen die Wissenschaft, deren Morgen nun bald anbrach, zu führen, alle Mißbräuche der römischen Kirche zu vertheidigen, und das Volk im Aberglauben und damit in der Unmündigkeit zu erhalten. Die Bettelmönche des heiligen Franziskus wurden die blinde, unbedingt gehorsame Lehenmiliz des Pabstthums, welche in zahllosen Schaaren über die Christenheit sich verbreitete.

Die Wissenschaft hatte schon lange der römische Stuhl mit Mißtrauen und Mißmuth überwacht, und manchen denkenden Geist verfolgt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die christliche Wissenschaft des Mittelalters.

In unserer bisherigen Darstellung ist das nur wenig zu Tag getreten, was sonst so breiten Raum in den Kirchengeschichten einnimmt, die christliche Wissenschaft.

Das Mittelalter war die Zeit der Gebundenheit des Geistes nicht nur, sondern die Zeit der Verfolgung des Geistes. Unter allen Nationalitäten der Welt ist es gerade die germanische Nationalität, welche, wie die Geschichte zeigt, noch heute am langsamsten in Fluß kommt, und von Anfang an die langsamste Entwicklung, die längsten Lehrjahre, hatte, aber eben dadurch vor allen anderen Nationalitäten in Wissenschaft und Kunst gediegen wurde, tiefer eindrang, als alle anderen, und weltbefruchtend sich machte durch Abgabe ihrer Erfindungen, ihrer Ideen und der von ihr angeregten Bewegungen auf dem Gebiete der Kirche, des Staates, des geistigen und gewerblichen Lebens an die gesammte Menschheit.

Und gerade diese langsam-flüssige germanische Nationalität war die herrschende des Mittelalters, und von romanischer priesterlicher Berechnung in Fesseln geschlagen, so daß sie Sclavin des römischen Priesterthums war, obgleich sie diejenige Nationalität war, die alle anderen besiegt und verschlungen hatte, und so die herrschende Nationalität war.

Bis zum zwölften Jahrhundert brachte es die christliche Menschheit im Wissen nicht über die Elementarschule hinaus; und die Nacht, die über dem größeren Theile des Mittelalters liegt, ist weniger heilig, als die Romantiker glauben machen möchten, die Dämmerung selbst der letzten Jahrhunderte ist weniger poetisch und von Lichtstreifen durchflossen, als die Vertreter der römisch-katholischen Kirche diese Zeit malen. Es liegt eine nicht wegläugnbare geistige Verdumpfung über dem Mittelalter; und haben auch die Benediktiner manchen Urwald Europas gelichtet und viele altclassischen Pergamente aufbewahrt und durch Abschreiben vervielfältigt, haben auch die Scholastiker, die Schulgelehrten dieser Jahrhunderte, schwere Folianten zusammengeschrieben und in langen Schlachtreihen aufgestellt, haben selbst manche Päbste in den rohen Tagen der Sittlichkeit des Pabstthums der Wissenschaft Vorschub gethan und selbst darin das Ihre geleistet: so ist die Wissenschaft der Kirche des Mittelalters doch etwas äußerst Dürftiges, Dürres und Kümmerliches geblieben, und das Licht, welches wahres Licht war, die Funken, welche wahre Funken vom heiligen

Feuer des Geistes waren, kamen größtentheils her von denjenigen Männern, welche die römische Kirche als „Ketzer" verfolgte, einkerkerte oder tödtete; nur wenige edlere Geister, welche wissenschaftliches Licht anzündeten, sind verschont geblieben, obgleich auch diese nicht unangefochten. Der Priester des Mittelalters war nicht der Priester des Geistes mehr, wie in den ersten Jahrhunderten, sondern der Hierarch und Absolutist; als solcher war er auf der Hut, daß die Geister nicht erwachen und die Wissenschaft zum Blühen komme, daß die Menschheit nicht mündig werde und die Priesterkirche an der Herrschaft nichts einbüße. Die Begünstigung der Wissenschaft, richtiger nur einzelner genialer Köpfe, durch einzelne spätere Päbste fällt schon in die Verfallzeit der Hierarchie, unter die Aurora des neuen Weltalters. Die Inquisition war vorzugsweise gegen alle und jede unbequemen Fragen und Fragezeichen bleibend eingeführt worden, welche der Vorwitz des denkenden Geistes zu machen sich unterfinge, und zwar nicht bloß gegen die lauten Fragen, sondern sogar gegen die leisen, vor der Welt geheimgehaltenen Fragen in der stillen Zelle des ringsummauerten, abgeschlossenen Klosters.

Die Wissenschaft war ohnedieß bis gegen die Neige des Mittelalters ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit, und sie mochte da nicht wachsen, weder in der Luft des hierarchischen Wesens, wo Prozessionen und Wallfahrten, glänzender und lautjauchzender Kirchenpomp und die zur Verehrung ausgestellten, als wunderthätig ausgegebenen sogenannten Heiligengebeine und andere Reliquien als Hauptsache des christlichen Gottesdienstes den ganzen Vordergrund ausfüllten; noch mochte sie da wachsen, wo der Mönch im Kloster wie ein Schulknabe behandelt wurde, und die Büßergeißel den Leib zerfleischte wegen des kleinsten Verstoßes gegen die Klosterregel; wo nicht bloß das Hersingen von Psalmen und das Hersagen von kirchlichen Litaneien die goldenen Morgenstunden und die fruchtbaren Stunden der Nacht dem geistigen Denken und Schaffen wegnahmen, sondern der Mönch, nach der Regel Kolumbans, sechs Peitschenhiebe erhielt, wenn er auf den Segen des Abts nicht Amen sagte oder beim Anstimmen eines Psalms hustete, wenn er aber sich so vergaß, mit einem Weib

allein zu reden, mit zweihundert Peitschenhieben in acht Portionen, je zu fünf und zwanzig, und endlich mit vierzigtägigem Fasten bei Wasser und Brod gezüchtigt wurde, wenn er auf einen Verweis des Probstes eine Widerrede sich erlaubte, nur ein Wort, er wolle die Sache weiter an einen höheren Vorgesetzten bringen.

Da war kein Boden und keine Luft für das Gedeihen des wissenschaftlichen Geistes. Erwachte trotzdem in diesen dumpfen schrecklichen Mauern in einem Kopf derselbe, so erlag er mit diesem Kopf gewöhnlich der allgemeinen Klostermaßregelung, wofern er nicht gebraucht wurde in dem wissenschaftlichen Streite der Eifersucht eines Ordens mit dem andern oder von einem Kloster wider das andere, und so unentbehrlich, darum sogar für diese Zeit gehoben war.

Manches Kloster hat von dem Klosterwesen, wie es im Allgemeinen war, zwar eine Ausnahme gemacht, aber diese Ausnahmen sind eben doch der Klostergesammtheit gegenüber so wenige, daß sie nicht in Betracht kommen können. Die Inquisition war, ehe sie hineintrat in die Laienwelt, mit allen ihren Marterwerkzeugen schon vorher da innerhalb der Klostermauern. Sie war nichts Anderes, als eine Uebertragung des Geisterstickungssystems aus den geistlichen Kreisen in die weltlichen Kreise.

Diese in den Klostermauern so viele Jahrhunderte lang geübte Geistestortur drückte sogar auf den im Herzen aufsteigenden Gedanken, und scheuchte ihn zurück mit dem inquisitorischen Blick des Vorgesetzten, welcher spähete, ob nicht irgend eine geheime Regung im Innersten dieses oder jenes Mönchs, der im Verdacht war, zu denken, sich gegen die Autorität auflehne, gegen die hierarchische Unfehlbarkeit, gegen die strenge Rechtgläubigkeit der Kirche, gegen dieses oder jenes Düpfelchen eines Dogmas, ein Düpfelchen, das, so unwesentlich es war, die Kirche zum unverbrüchlichen Glaubensgesetz gemacht, und jeden Zweifel daran zur Ketzerei gestempelt hatte.

Da konnte es nicht anders seyn, als daß in den Klöstern unter dieser Wucht des Geistesdrucks statt der lebendigen Wissenschaft nichts war als ein Mechanismus des Ceremoniendienstes

und des Traditionsdienstes. In manchem Kloster saßen die Mönche wie die „Leviten des Todes unbeweglich unter ihren Verhüllungen; oder knieten sie auf Grabsteinen, wie Gespenster, auf Grabsteinen, denen sie an Kälte und Düsterheit glichen; im dumpfen Hinbrüten des Büßenden, der, wie ein Thier oder eine Pflanze, bloß noch für Kälte und Wärme empfindlich sich zeigte, und in tödtlicher Erkaltung des Herzens, als Gestalten, in welchen die Uebung der Büßungen durch nichts beseelt und belebt war; eine Existenz ohne Intelligenz, und folglich auch ohne träumerisches Nachsinnen und ohne wissenschaftliches Denken; oft selbst ohne Glauben, wenigstens ohne Enthusiasmus und Andacht; vergraben in Zellen mit dicken, dumpfen Mauern; unterworfen den erniedrigenden Entbehrungen der Regel; gezwungen, dem Buchstaben zu gehorchen, ohne den Sinn zu begreifen, oder begreifen zu dürfen; verdammt zu den Schrecken der Einsamkeit, in welcher höchstens von ferne einmal eine andere menschliche Seele zu sehen war; ein Daseyn des Schattens, des Irrthums und der Ohnmacht; ein Daseyn des grenzenlosen Lebensüberdrusses, für welchen die Natur ihre schönsten Schätze vergeblich erschöpft hat, da er derselben *nicht* froh zu werden vermag, weil er keine Seele hat, welcher er seine Freude mittheilen kann; die Augen schließend bei den sichtbaren Fortschritten der Menschheit draußen in der Welt; vielfach straflos für unedle Begierden, und sicher, ohne persönliches Verdienst die Ergebenheit und Achtung der Andächtigen und Unwissenden zu erhalten; ihr ganzes Leben eine Lüge, wegen der Reue und wegen des Scheins; oft durchaus stupid, oder durchaus niederträchtig; bei den Besseren ihr Daseyn eine Hölle, ein Kampf im Innern nach der Enttäuschung über den Reiz, welchen das Klosterleben für Seelen hatte, welche der Welt und ihrer Täuschungen müde waren, und in diesen Mauern die stille Ruhe des Geistes zu finden hofften; ein Schwanken zwischen Auflehnung und Gehorsam, zwischen philosophischem Zweifel und abergläubischem Schrecken". So zeichnen zwei französische Federn, sachkundig durch Anschauung, die bessere Seite des Klosterlebens. Der Eine, der darin die Feder führte, ist seit Kurzem hinüber gegangen in die Ewigkeit, La Mennais, welchen die andere Feder, seine

Verehrerin, den „Mann der Zukunft" genannt hat, „den letzten Priester, beseelt von dem letzten Funken kirchlichen Geistes".

Unparteiisch dürfte es seyn, wenn der protestantische Geschichtschreiber für römisch-katholische Zustände, römisch-katholische Zeugnisse gibt.

In andern Klöstern war es anders. Da war Essen und Trinken, Jagen und Spielen zu Hause, sie übten sich recht darein ein, besonders ins Trinken, welches von den Klöstern aus noch mehr als von den Rittern aus unter die Studentenwelt sich fortsetzte. Aber ist es auch gewiß zu weit gehend, den Weltreformator Luther einerseits anzuklagen, andererseits die Anklage durch Abläugnen zurückweisen zu wollen, daß der Mann, welcher für eine Welt schrieb und für eine Weltumgestaltung, Tag und Nacht in ewigem Kampf mit tausenden von Gegnern und im Feuerkreis seiner eigenen Gedanken, zu der Riesenarbeit sich stärkte, durch Essen und Trinken stärkte, wie Jesus Christus selbst that, den die Pharisäer darum einen Fresser und Weinsäufer schalten, so bleibt es darum doch wahr, daß diejenigen Klöster, in welchen das Essen und die Wein- und Zechgelage Regel und „Comment" waren, auch keinen Raum für Wissenschaftlichkeit abgaben, obwohl gerade aus solchen Klöstern hellste, genialste, vorreformatorische Köpfe hervorgingen.

Die Theologie hatte sich seit Jahrhunderten nur in Kämpfen bewegt, welche für das christliche Leben von wenig Belang waren. Diese Lehrkämpfe gehören der Dogmengeschichte an. Sie drehten sich fortwährend um die Person Christi; um das Ausgehen des heiligen Geistes, ob bloß vom Vater oder vom Vater und Sohn; um die Lehre vom Abendmahl, um die reale und wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl; um die Inspiration; um die Trinität; und endlich um die Präscienz und Prädestination. Auch die „Mutter Gottes" und ihre göttliche Verehrung spielte eine große Rolle in der Theologie, namentlich die Frage von der „unbefleckten Empfängniß der Maria", und ob der heilige Geist Person sey oder Kraft. Folgereicher als alle diese Streitfragen der Theologie, aus welchen die kirchliche Dogmatik sich auswirkte, war der theologische Kampf zwischen den

entgegengesetzten Lehren des heiligen Augustinus und des Pelagius. Dieser Kampf betraf die wichtige Frage über die sittliche Freiheit des Menschen. Dieser Kampf hat bis auf die spätesten Zeiten sich fortgesponnen, und die Frage hat sich mannichfaltig abgewandelt, sie hat auf Luther und Calvin großen Einfluß geübt, sie hat sich durch die Dogmatik der ganzen Reformationszeit hindurch und bis in unser Jahrhundert herein fortgesponnen; und doch hatte keiner Recht, weder Augustinus, noch Pelagius.

Pelagius, ein frommer Mönch aus Bretagne, hatte im fünften Jahrhundert behauptet, die Niederlagen, welche die Christenheit durch die vordringenden Barbaren erlitten, rühren großentheils daher, daß es den Christen an sittlicher Kraft fehle, in Folge einer entkräftenden falschen Kirchenlehre.

Als eine solche, welche die sittliche Kraft der Menschen anfresse, ja den Kern der Sittlichkeit im Christenthum, wenn sie allgemein praktisch würde, ganz zerstören müßte, galt ihm die kirchliche Lehre von der göttlichen Gnade und der Gnadenwahl.

Tertullian und den Montanisten war es noch nicht eingefallen, die Unschuld der unmündigen Kinder und die Willensfreiheit des erwachsenen Christen zu läugnen, obgleich sie die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade stark betonten, und dennoch hatten Lehrer der griechischen Kirche gegen die Montanisten die Willensfreiheit des Menschen vertheidigen zu müssen geglaubt. Um aber die göttliche Gnade allein recht leuchten zu lassen, hatte die abendländische Kirche bald genug die gänzliche Verdorbenheit menschlicher Natur von Mutterleib an und die völlige Unfähigkeit zum Guten aus eigener Kraft gelehrt.

Diese Lehre hatte ihre Spitze gefunden in dem Ausspruch des „heiligen" Augustinus, durch Adams Sündenfall sey die Erbsünde unter die Menschen gekommen, und die menschliche Natur, mit einer unendlichen Schuld belastet, sey dadurch der Erkenntniß und des Wollens des Guten beraubt, also Gutes aus eigener Kraft zu thun unfähig geworden. Seitdem können die Menschen nur durch göttliche Gnade erleuchtet und gebessert werden; die

Gnade allein schaffe alles Gute im gefallenen Menschen. Alles wirke einzig und allein die göttliche Gnade, ohne des Menschen Zuthun und Mitwirken, ohne alle Selbstbestimmung des Menschen. Diese göttliche Gnade schaffe durch die Kirche in den einen Menschen ein neues Leben, andere überlasse die göttliche Gerechtigkeit ihrem Verderben; denn der göttliche Rathschluß habe von Ewigkeit her Jedem sein Loos vorausbestimmt, dem Einen die ewige Seligkeit, dem Andern die ewige Verdammniß.

Diese Lehre des ersten Sprechers in der Kirche seiner Zeit erkannte Pelagius nicht bloß in ihrer schwachen Seite vom Standpunkte der Wissenschaft aus, und von dem der heiligen Schriften und des ganzen Geistes der Christus-Lehre aus, sondern er erkannte auch das Abschwächende, das Entnervende dieser Lehre, die ganze Gefahr, welche sie in ihren praktischen Konsequenzen für die Sittlichkeit hatte. Darum vertheidigte Pelagius die Freiheit des menschlichen Willens, um seine christlichen Zeitgenossen sittlich wieder zu kräftigen, welche allenthalben, zumal in den Umgebungen des heiligen Augustinus selbst, in Afrika, ganz sittenlos, durch ein Uebermaaß aller Laster entkräftet geworden waren, wie wir früher gesehen haben.

Pelagius behauptete, es sey nicht wahr, daß durch Adams Sündenfall die menschliche Natur ganz verdorben sey; die Erbsünde, wie Augustinus sie lehre, gebe es nicht; der Mensch habe die Anlage zum Guten, und könne durch die Kraft seines Willens das Gute vollbringen; um es zu thun, bedürfe es nur seines Wollens.

Im Hinblick auf die rohen, aber sittlich kräftigen germanischen Barbaren, sowohl auf die noch heidnischen, als auf die Vielen, die eifrig das Christenthum angenommen hatten, sprach er es frei aus, der Mensch sey durch die Kraft seines Willens auch außerhalb des Christenthums der göttlichen Gnade würdig, durch die Kirche werde der Mensch in seiner Besserung jedoch gefördert, einer höheren Seligkeit im Reiche Christi theilhaftig.

Diese Lehre des Pelagius bekämpfte Augustinus, als eine Ketzerei, welche den Glauben an die Erlösung und an die allein seligmachende Kirche zerstöre, und durch seinen Betrieb wurde

Pelagius als Ketzer verurtheilt, und die Bischöfe, die ihm anhingen, wurden abgesetzt.

Beide Ansichten, die des Pelagius, wie die des Augustinus, leiden daran, daß ihr Standpunkt ein einseitiger und ein äußerster ist. Weil Gott allwissend und allmächtig ist, vermag der Mensch nicht, ohne Gott, getrennt von ihm, oder gar gegen Gottes Willen, sich zu bestimmen; weil zu Gottes Wesen die Gerechtigkeit und die Gnade gehören, so kann er zur ewigen Verdammniß keinen Unschuldigen verurtheilen. Die Frage löst sich allein dadurch, daß der Mensch frei ist nur in der Einigung mit Gott, und die Freiheit der menschlichen Vernunft eins wird mit der Nothwendigkeit, also mit dem Willen Gottes. Denn die Wahrheit, die Vernunft in Gott, ist zugleich Nothwendigkeit (Zwang), Unfreiheit. Sie bestimmt nur durch sich ihr Thun, also auch sich selbst, und sofern ist sie Freiheit. Aber da sie eben das ist, was sie seyn soll, kann sie nicht willkürlich auch anders seyn; sie muß so seyn, das liegt so in ihr, darum ist sie Nothwendigkeit. Diese Wahrheit liegt aber zugleich, in eigenthümlicher Weise, auch im Menschen dem Vermögen nach, da das Göttliche in ihm als Vernunft im Keime liegt, und dieses Göttliche hat er nur zur Entfaltung zu bringen. Das höchste Förderungsmittel dazu ist das Christenthum; durch den praktischen Glauben wird der menschliche Wille immer mehr eins mit dem Willen Gottes, und je mehr er das wird, desto mehr wird er sittlich frei.

So hat diese Frage die Philosophie der neuesten Zeit zu lösen gesucht. Vielfache Versuche, die beiden Ansichten des Augustinus und Pelagius durch Milderung einer jeden von beiden zu versöhnen, wurden noch zu Lebzeiten des Augustinus und Pelagius und später gemacht. Die Ansicht des heiligen Augustinus, für die sich die Kirche anfangs ausgesprochen hatte, drang dennoch nicht durch, und Augustinus mußte Zweierlei noch erleben, erstens, daß sich Johannes Kassianus, ein Volksheiliger zu Marseille, überwiegend für Pelagius erklärte, und vermittelnd die Lehre aufstellte, durch den Fall Adams sey die sittliche Kraft der Menschheit zwar erkrankt, aber nicht erstorben, und die göttliche

Gnade und die Freiheit des menschlichen Willens bewirken fortwährend neben einander das Heil; zweitens die Kunde, daß diese Ansicht großen Beifall im Abendlande finde, und die Kirche sich zu ihr hinneige.

Diese vermittelnde Lehre Kassians, welche später „der halbe Pelagianismus" hieß, wurde in der Stille von der Kirche angenommen. Sie hatte das für sich, daß sie, ob sie gleich den freien sittlichen Geist hob, für die hierarchische Kirche brauchbarer war, als die Lehre Augustins. Denn was sollte die Hierarchie mit der Lehre Augustins machen? Wenn von Ewigkeit her die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß bestimmt waren, und der Mensch ohne alle Mitwirkung dabei war, wozu dann ins Kloster gehen? Weder das Klosterleben noch die guten Werke hatten etwas besonders Verdienstliches, am allerwenigsten nahmen dann diejenigen guten Werke zu, von welchen die Hierarchie sich nährte, die des Opferns und Schenkens; es half ja nach Augustins Lehre das alles nicht zur Seligkeit, die Hierarchie aber konnte sich nur machen und behaupten, wenn gerade dieses zur Seligkeit half, das nach Augustinus gar nichts half.

Mit der ihr inwohnenden altrömischen Klugheit, welche aber dem einfachen Wahrheits- und Rechtssinn eines ehrlichen Christenmenschen wehe thut, traf die römische Kirche einen Ausweg. Den Augustinus, dessen außerordentliche Verdienste in anderer Hinsicht und dessen feurig-frommes Herz, noch mehr sein außerordentliches Ansehen in der Christenheit, unläugbar waren, sprach sie heilig, aber eben so sprach sie auch seinen Gegner Kassianus heilig. Sie sprach beide heilig, und nahm von jedem der beiden Heiligen, was ihr nützte, und ließ ungebraucht, was ihr nicht nützte, ohne sich über die Hauptfrage bestimmt auszusprechen.

Nach diesem wissenschaftlichen Kampfe, der wirklich eine der schwierigsten Lebensfragen betraf, bietet die ganze Wissenschaft des Mittelalters nichts mehr von größerer Bedeutung bis auf Abälard. Bis auf ihn ist sie ohne inneren Gehalt, ohne alle frischen Gedanken, und sie verarmt sogar ganz und gar an den großen Empfindungen der Seele und an dem Reichthum des inneren Lebens, welche die Schriften des Augustinus und

Anderer, trotz dem, daß sie keine wissenschaftlichen Köpfe waren, so hinreißend und so wirkungsvoll machten.

Es lebte eben Alles fort von den Ueberresten des überlieferten Geistes, von einem erborgten Besitz, welcher nicht aus der eigenen Brust stammte, und welcher sich nicht nährte an demjenigen Quell, welcher ewig Geist einströmt Jedem, der aus ihm schöpft, der heiligen Schrift.

Wir haben das Leben gesehen, welches in den bibellesenden sogenannten Ketzern war. Was ist dieſem christlichen Leben gegenüber die christliche Philosophie und Theologie, die Scholastik, d. h. die Schulgelehrsamkeit, wie sie sich selbst bezeichnend nannte?

Die Scholastik ist nichts Anderes, was man auch aus ihr machen wollte, als ein Kinderspiel des Geistes, den Aristoteles in der Hand, den gewaltigen Geist in der Hand, welcher auf der Schwelle des Uebergangs der griechischen Republik in die Monarchie der letzte große griechische Philosoph war. Zweierlei war aber doch dabei von Bedeutung. Diejenigen, welche empfänglich dafür waren, hauchte aus diesem alten Griechen der Athem der Freiheit an, der geistigen und bürgerlichen Freiheit, der sich in ihnen verband mit dem christlichen Geiste. Zweitens regte dieser scharfsinnigste aller Denker der Welt den Scharfsinn und das Denken in den christlichen Theologen an, die ihren Aristoteles lasen oder über ihn hörten. Scharfsinn verbreitete sich auf dem Gebiete des Kirchlichen, eine strenge Begriffsentwicklung, welche das freie, logische Denken auf die Gegenstände des christlichen Glaubens übertrug, und sich von selbst bald genug als Kritik an die Anmaaßungen des Pabstthums anlegte. Diese Scholastik oder mittelalterliche Religionswissenschaft artete zwar später aus in Grübeleien und Spitzfindigkeiten, sie wurde sophistisch-logisch, sie kam und begab sich sogar in den Dienst der Pabstkirche; aber selbst das sophistisch-logische Denken war eben doch noch immer logisches Denken, und selbst die Spitzfindigkeit noch immer, wenn auch eine Abart, doch eine Art des Scharfsinns. Beides hatte so lange gefehlt in der Christenheit, und, weil es fehlte, der Hierarchie so viel Spielraum gelassen, die Christenheit in

geistige Verdumpfung und in sittliche Versumpfung hinab zu bringen.

Man fing in der christlichen Welt zu denken an, nicht bloß im Lager der „Ketzer", sondern mitten in der Kirche, selbst auf dem Gebiete der Theologie, namentlich auf den Universitäten.

Die Universitäten entstanden jetzt erst nach einander. Sie dienten zwar zunächst nur dazu, der wissenschaftlichen Bildung Boden zu verschaffen, und sogar vorerst nur für die Geistlichkeit.

Aber durch die Universitäten war der Boden gewonnen. Wurde er auch jetzt noch nicht sehr erfolgreich angebaut, und wurde das Wissen noch nicht an die Laien gebracht; war sogar nicht bloß für den Bürgerssohn, sondern für den Freiherrnsohn das praktische Leben die einzige Bildungsschule bisher gewesen und blieb es so noch längere Zeit fort, und erschien sogar, Geschriebenes lesen zu können, bei Edelleuten und Bürgern, nicht bloß beim Landvolk, als eine „seltene Kunst": so wirkten dennoch die Universitäten in den wohlhabenderen Ständen bald das, was die unermüdlich geschäftigen frommen Brüderschaften, welche immer wieder neu auflebten, in den untern Klassen hin und her wandernd wirkten.

Auf beiden Wegen wurde das Wissen an die Laien gebracht.

Das, was die Scholastik darin gethan hat, soll nicht verkannt werden. Aus der Scholastik ging auch Abälard hervor, im unevangelisch gewordenen Mittelalter der erste große wissenschaftliche Vorläufer Martin Luthers.

Aber wunderbar für den die Werke Beider Kennenden und den Gang Gottes in der Menschheitsgeschichte Beobachtenden — dieser Abälard hatte Gedanken, welche weit über Luthers Gedanken hinauslagen und bis in den Kampf unserer Tage hereinreichen, große, ganz einfache Gedanken. So frühe legt Gott in der Erziehung des Menschengeschlechtes den Samen des Gedankens, und so langsam über große Hindernisse von Jahrhunderten und Menschen hinüber läßt er denselben ins Leben hineintreiben: ein Zeugniß für unsere Gegenwart, welche sich in der Entwick-

lung des Christenthums auf dem Gipfel des Berges glaubt, und noch lange nicht einmal in der Nähe der Mitte angekommen ist.

Bei Abälard war es nicht mehr ein gläubiges Denken, sondern ein durchdachter Glaube. In ihm hat sich der kirchlichen Autorität und dem Autoritätsglauben gegenüber zuerst wieder die freie wissenschaftliche Prüfung in das Dämmerlicht des Mittelalters hineingestellt, die an der altklassischen Literatur und am Christenthum zugleich gebildete Vernunft, mit der Fackel der Kritik in der Hand. Nicht sowohl, weil er eine Fülle von Ideen seinen Schülern gegeben hatte, als vielmehr durch die Art, wie er lehrte, und dadurch, daß Viele durch ihn denken lernten, hat Abälard so hohe Bedeutung. Der alten Kirchenpartei, die nur blinden Glauben und das Herkommen wollte, ging er mit Gründen und Beweisen zu Leibe, mit den wissenschaftlichen Waffen eines vernünftigen Christenthums.

Zwar suchte er den Frieden mit dem Kirchenglauben zu bewahren, und nicht durch Sturm auf die Kirche, sondern, von Innen heraus allmählich bildend und wirkend, durch Erleuchtung auf dem Wege des Unterrichts, durch wissenschaftliche Erziehung von Volkslehrern die Völker aus der Knechtschaft des Buchstabens und des blinden Autoritätsglaubens in die Freiheit des Geistes, in ein helleres Christenthum nach und nach hinüber zu führen. Das Wort des Herrn: „Die Wahrheit wird euch frei machen", schwebte ihm stets vor. Wenn er aber auch, wo die alten Lehrer der Kirche, die weder kritische noch überhaupt wissenschaftliche Köpfe waren, wie Augustinus und Hieronymus, ihm Brauchbares an die Hand gaben, diese gerne in seinen Vorträgen und Schriften anführte, so hat er es, wenn er es auch nicht sagte, auch nicht verdeckt, daß ihm der Kirchenglaube durchaus nicht die vollkommene Wahrheit selbst sey; und wenn er den Kirchenglauben mit der Wissenschaft in Einklang zu bringen suche, so geschehe das nur, um die Feinde des Christenthums zum Schweigen zu bringen, und aus der getrübten Wahrheit, die auch noch im römischen Kirchenglauben sey, die reine christliche Wahrheit am Lichte der heiligen Schrift und der Vernunft auf wissenschaftlichem Wege wieder heraus zu entwickeln. Ueberall leuchtete sein Grundsatz

durch, daß die Glaubenslehre erst vor dem Richtstuhl der Vernunft und der Wissenschaft ihre Anerkennung empfange, und empfangen müsse, wenn nicht „Aberglauben für Wahrheit, und jedes Idol für Gott ausgegeben werde".

Schön ist, dem Adel seines Herzens wie seines Geistes angemessen, wie er Allem ausweicht, was als zerrüttende Glaubensstreitfrage die Theologen seiner Zeit in feindseligem Aufeinanderstoßen bewegte und die Laien beirrte, ohne das christliche Leben zu fördern. So bei dem Trinitätsstreit. Hatte der heilige Augustin die „drei Personen" als bloße Eigenschaften in Gott aufgefaßt und gelehrt, nämlich als die Personifizirung der Macht, der Liebe und der Weisheit: so führte Abälard diese Anschauung und Lehre des von der ganzen Kirche als „heiliger Lehrer der Rechtgläubigkeit" höchst gefeierten Augustinus an, um seiner Zeit zu beweisen, daß man ein sehr guter Christ und sogar ein „Heiliger" seyn könne, ohne die römisch-kirchliche Lehre von den drei Personen in der Gottheit buchstäblich zu nehmen, weil ja sonst der heilige Augustinus ein gräulicher Ketzer seyn müßte, und daß man deßwegen Niemand weder verfolgen, noch weniger verbrennen dürfe, bloß darum, weil er wie der heilige Augustinus glaube. Dabei suchte er den kirchlichen Begriff dieser Lehre auch als denkbar, als möglich für die Gläubigen aufzuzeigen, aber daneben gerade die Freiheit nachzuweisen, die Jeder in solchen Fragen des Glaubens haben müsse. Er that zugleich dar, wie man einerseits die kirchlichen Lehrsätze geistig auffassen könne, ohne mit ihnen zu brechen, wie man das sogar solle, und wie eine dreifache Offenbarung der Gottheit ein Glaube sey, welcher dem menschlichen Geist und Gemüth entspreche. Darum finde sie sich schon vor dem Christenthum, z. B. bei dem erleuchteten Weisen der alten Welt, bei Plato.

So zeigt sich bei Abälard mitten in dem schwarzen Gewölke des Fanatismus, welcher blutdürstig, wie ein Vampyr, am Leben des Christenthums saugte, gar schön jener Geist der Duldung, welche der innerste Kern des Christenthums ist, und welche den Glauben als eine Sache des Gemüthes, als eine Sache des

Gewissens anerkennt, in keiner Weise einerlei ist mit der Gleichgültigkeit gegen Inhalt und Form des Glaubens, aber auch für die positive Religion überall freie Ausbildung und Fortbildung in Anspruch nimmt, dabei niemals der Kirche als solcher zu nahe tritt, weil, wer nur etwas vom Geist und der Liebe des Christenthums in sich hat, weiß, daß, auch in der größten Trübung, der Kirche noch immer so viel Kraft des ursprünglichen Christenthums innewohnt, daß die Kirche als solche niemals angetastet werden darf, schon aus dem einzigen Grunde, damit dem Leben der Menschen nichts, auch nur auf Augenblicke nichts, entzogen werde von der Weihe, wie sie nur von der Kirche auszugehen vermag auf das Leben des Menschen und des Staates.

Abälard war im Mittelalter Einer der Wenigen, welche Licht brachten, ohne die Anmaaßung, zu behaupten, weder daß vor ihm, noch daß um ihn kein Licht gewesen sey, noch gar, daß das Licht, welches er bringe, für alle Zeiten leuchten werde und solle. Vielmehr war er dafür, daß das Licht des christlichen Glaubens, wie die Sonne, immer höher hinaufsteigen werde, und daß die Wahrheit, die von Anfang an in der Welt gewesen sey, allmählich die Finsterniß erleuchtet habe, und die Welt immer mehr erleuchten werde bis zum hellen Tag, welcher seyn werde, wenn in allen Herzen der Menschen und Völker Christus Licht und Leben geworden seyn werde.

An die Spitze der Sitten- und Glaubenslehre stellte Abälard, ganz wie Pelagius, das Recht und Vermögen der Selbstbestimmung oder die Freiheit des Willens. Bei jeder That sey nur auf die innere Gesinnung, als auf die Wurzel des Willens, zu sehen, welche eigentlich Gott allein offenbar sey; Sünde sey nur das, wenn der Mensch lebe oder handle, ohne durch die Liebe zu Gott und durch die Achtung vor Gottes Gesetz die Triebe und Begierden zu überwinden, welche Gottes Gebot widerstreben. Thaten, welche der Mensch in Folge der Naturnothwendigkeit begehe oder ohne freie Wirksamkeit seines Willens ausführe, dulden keine sittliche Zurechnung. Eitel seyen daher Beichte, Buße und Lossprechung, wenn Furcht vor dem Fegefeuer und der Hölle den Sünder, Geldgier und

hoffart den Priester bestimme; nur die innere, aus dem Bewußtseyn der Schuld hervorgegangene Reue könne als eine Frucht des von der Vernunft geleiteten und überzeugten Willens wahrhaft bessern und die göttliche Gnade gewinnen. Eben so wenig dürfe man glauben, daß die äußerliche Taufe, die ja bei Kindern keine Zurechnungsfähigkeit annehmen lasse, den Menschen der ewigen Verdammniß entreiße, oder daß Christus gelitten habe, um uns vom Satan zu befreien in dem Sinn, in welchem die Priester es nehmen; Christus sey vielmehr gekommen, um die Menschen durch das Licht seiner Weisheit zu erleuchten und durch eine Liebe zu entflammen; denn nur also können jene auf eine würdige Weise ihre Kräfte zum Guten, die ihnen der Schöpfer eingepflanzt, bethätigen, und, nach dem Vorbilde des Heilandes wandelnd, erlöset werden von dem Bösen.

Mit einem Freimuth, der damals unerhört war, sprach er sich, wie einst Origenes und später Swedenborg, ja wie Schleiermacher und die Kritiker nach ihm, über die Behandlung des Textes der heiligen Schrift aus. Daß er sagte, viele Aussprüche des alten und neuen Bundes müsse man gleichnißweise deuten, sie nicht buchstäblich nehmen, sondern im Buchstaben und Bild den Geist erfassen, das war noch das Wenigste.

Gegen diese, wie er es nannte, „täglich wachsende Ruchlosigkeit", gegen diesen „Sturm auf das Göttliche, welchen der sich Alles anmaaßende menschliche Geist unternehme", suchte der „heilige" Bernhard Pabst und Priester, Könige und Völker in Bewegung zu bringen.

Dieses Hereintreten der Wissenschaft in das Gebiet der Religion und Kirche nannte Bernhard, der „Hochwächter" der Rechtgläubigkeit, eine „Lästerung der Geheimnisse Gottes, ein Aufwerfen frecher Fragen über die höchsten Dinge, eine Besudelung des Heiligen". Gegen Abälard schleuderte er in seinem Klagebrief an den Pabst jenes berühmte Wort: „Ein neues Evangelium wird für die Völker geschmiedet, ein neuer Glaube gelehrt, ein neuer Grundstein gelegt. — Die Schriften dieses Menschen (Abälard) setzen über Meere und Alpgebirge, die unerhörten Ansichten über den Glauben und andere Gegenstände werden in den Landschaften

verbreitet, oft gepriesen und frech vertheidigt, ja sie sollen sogar am römischen Hof ihre Gönner finden."

Daß sogar am römischen Hof, nicht bloß in der übrigen, höheren Gesellschaft, Abälard Gönner und Gönnerinnen fand, das hatte seinen Grund in dem doppelten Zauber, im Zauber der Schönheit seines schriftlichen und mündlichen Vortrags, und im Zauber seiner Persönlichkeit und seines Schicksals, welche beide, Person und Schicksal, ein romantisches Licht umfloß.

So schön in der Form und so geistvoll geschrieben, wie die Briefe Abälards an Heloise, hat das ganze Mittelalter uns Nichts hinterlassen, ausgenommen den großen Dichter Dante Alighieri, die hochgebildeten Italiener Petrarca und Boccaccio, und die Briefe Heloisens selbst, der Schülerin, Geliebten und Gattin Abälards, welche, glühend von Seele und Geist und in Verbindung mit der dem Geliebten abgelernten Formschönheit, noch schöner sind, als die Abälards. Wie hinreißend mag erst der mündliche Vortrag Abälards gewesen seyn, den selbst sein bitterer Feind Bernhard die „Biene Frankreichs" nannte! Derselbe, der von ihm auch an den Pabst schrieb: „Es tritt hervor Goliath, hoher Gestalt, angethan mit edlem Kriegsharnisch; voran sein Schildknappe, Arnold von Brescia. Sie vereinigten sich wider den Herrrn und Gesalbten desselben, Jesus Christus; sie spannten den Bogen und rüsteten die Pfeile des Köchers, im Dunkel zu erlegen, die rechtschaffenen Herzens sind. In der Lebensart und Tracht erheucheln sie Frömmigkeit, und schwören die Tugend derselben ab; durch den Schein des Engels täuscht der Teufel die Menge. So steht Goliath mit seinem Schildhalter zwischen beiden Heeren, und ruft Israel auf gegen seine Schaaren; er lästert mit seinem Haufen um so frecher die Frommen, als er merkt, daß David nicht da sey."

In demselben Briefe kommt auch die Stelle vor: „In Abälards Kriegsharnisch fügt sich Schuppe an Schuppe, und nicht ein Lufthauch kann durchdringen." Das bezieht sich darauf, daß Abälard seinen Ankläger, den „heiligen" Bernhard, öffentlich aufgefordert hatte, mit ihm in Rom über die Fragen des Glaubens zu disputiren, und daß der Heilige das abgelehnt hatte, aus

Furcht vor der Geistesüberlegenheit des Dialektikers Abälard. Der Heilige zog es vor, statt nach Rom zu gehen, Abälard vor jene Kirchenversammlung zu laden, welche er in Frankreich um sich versammelte, und auf welcher, wie der zeitgenössische Bericht sagt, „die frommen Väter trunken und halb schlafend das Verdammungsurtheil über Abälard aussprachen". Aber Peter der „Ehrwürdige", der Abt von Clugny, gab dem verurtheilten „Ketzer" eine Freistatt in seinem Kloster, unbekümmert um die Verdammung desselben durch die Kirchenversammlung zu Sens.

Die Stellung des Abts von Clugny und die Persönlichkeit Peters des Ehrwürdigen standen in solcher Macht bei Hoch und Nieder in der Christenheit bis ins ferne Palästina hin, daß Niemand wagte, auch der heilige Bernhard nicht, Abälard in dieser Zufluchtsstätte zu stören, welche Clugny und sein ehrwürdiger Großabt dem großen, vom Hasse der Kirchenpartei verfolgten Denker in Clugny selbst und dann des milderen Klimas wegen in der Priorei St. Marcellus bei Chalons gewährte. Dreihundert vierzehn Klöster, Stifter und Kirchen standen um diese Zeit unter dem Mutterkloster und der Großabtei Clugny, und der Großabt Peter hatte über alle diese Ordenshäuser absolute Gewalt, und die Macht und der Einfluß der Kongregation von Clugny auf das Volk und alle Stände der Gesellschaft begreift sich, wenn man weiß, daß allein schon das Kloster Clugny eben um diese Zeit vierhundert sechszig Mönche in seinen Mauern zählte, und deren Einwirkung noch viel weiter reichte, als der Klang der Glocken der Klosterthürme von Clugny, der größten Glocken der damaligen Welt; es begreift sich die kirchlich-politische Macht dieser Kongregation, wenn man liest, daß allein schon das Kloster Clugny selbst so reich, so großartig gebaut war, daß drei Jahre nach Abälards Tod innerhalb der Mauern dieses Klosters Pabst Innocenz IV. mit seinem zahlreichsten Prachtgefolge, der König von Frankreich mit seinem Gefolge, eine Anzahl anderer Fürsten mit ihren Gefolgen, eine lange Reihe Prälaten und ein Schwarm von Rittern Aufnahme und Herberg fanden, ohne daß sich die Klosterbrüder selbst in ihrem Raume zu beschränken nöthig hatten.

So war Clugny unter Peter dem Ehrwürdigen geworden,

das er bei seinem Amtsantritt verarmt und in innern Uneinigkeiten als Großabt angetreten hatte. Wenn Peter der Ehrwürdige winkte, und das Signalhorn oder das Sturmgeläute von der Großabtei klang, so hätten sich viele Tausende von Schwertern entblößt; denn auf der Kirchenversammlung zu Macon hatten sich alle Barone der Umgegend vereidet, für den Schirm des Klosters Clugny jeden Augenblick in die Waffen zu treten.

So war es ein Kloster und ein geistlicher Orden, worin die Freiheit des Gedankens, repräsentirt in dem größten Denker der Zeit, vor der fanatischen Verfolgung der Kirchenpartei und selbst vor der Verdammungsbulle des römischen Stuhles eine unangetastete Freistatt fand.

Das möge man nicht übersehen an der Neige des mittelalterlichen Christenthums. Und wenn in diesen Blättern die Schatten der klösterlichen Anstalten, wie sie waren, gezeichnet werden, so werden eben so auch die großen Lichter dieser Anstalten hervorgehoben, und zwar nicht bloß die einzelnen Persönlichkeiten, in welchen sie leuchten, sondern sogar die Anstalten selbst in ihrer geistigen und sittlichen Nothwendigkeit, welche sie für ihre Zeit hatten; und es wird mit Freude aufgezeigt werden, wie selbst da, wo die Zeit über sie hinauswuchs, und sie unzeitgemäß zu werden anfingen und vom Geiste der Zeit verurtheilt waren, Klöster es waren, in welchen mancher freie Denker nach bewegtem Leben, von Fürstenmacht verfolgt, seine Freistatt fand. Darum hätte eine Geschichte des kirchlichen Lebens weder Herz noch Sinn, welche an dem Kloster von Clugny und Peter dem Ehrwürdigen vorüberginge, ohne beiden einen Denkstein zu setzen, daß sie gegen die Bulle Roms und gegen das Bellen niedriggesinnter Feinde mit Liebe und Macht zugleich den größten Denker des Mittelalters deckten, daß er, der große Lehrer der Philosophie und Theologie an der damals noch jungen Universität zu Paris, seine Tage beschließen durfte zu St. Marcellus am 21. April 1142, in Ruhe; denn der Großabt Peter hatte sogar Rom mit ihm ausgesöhnt.

Nicht dem äußeren Auge, aber dem geistigen Auge ist der Lorbeerbaum sichtbar, der auf Abälards Grabe steht und ewig

grünt; aber auch ein anderer Lorbeerbaum, der vor den Klostermauern von Clugny, eben so unverwelklich, wie der auf Abälards Grab; der Ruhm des Klosters Clugny ist mit dem Abälards verbunden.

So grünt und blüht, was edel und geistig frei, oder nur im Zusammenhang mit dem Adel des Herzens und der Freiheit des Geistes ist, wenn die Leiber längst Staub sind, immer fort, und in die kommenden Jahrtausende hinein, lebend und belebend; und die wildesten Stürme der Zeiten überdauert das dankbare Andenken an die Menschen, an ihre Thaten und an die Verhältnisse und Anstalten, unter denen sie möglich waren, wofern diese Menschen in reinem oder gar großem Sinne dem Besten der Menschheit gedient haben.

Die Asche von Kaisern, Königen und Päbsten ist zerstäubt in die Winde, und Niemand weiß sie zu finden; umsonst sucht man in Rom nach den Gebeinen vieler Päbste, selbst solcher, die weltherrschend gewesen waren; umsonst nach dem Staube von mehr als einem Könige Frankreichs, umsonst selbst nach dem Staube des sechszehnten Ludwigs. Aber Abälards und Heloisens Gebeine, in Einem Sarge vereinigt, sind bis auf unsere Tage erhalten. Die schrecklichen Stürme der Revolution, welche in so Vieles, selbst in die Abtei Paraclet, wo Heloise Aebtissin gewesen war, roh einbrach, standen stille vor Abälards und Heloisens Sarg. Im Jahre 1817 wurde derselbe auf dem Kirchhofe Pere-Lachaise bei Paris beigesetzt, und noch heute schmückt das treue Gedächtniß Jahr aus Jahr ein dieses Grab mit zahlreichen Todtenkränzen. Schöne Seelen und freie Geister tragen meist die Dornenkrone im Leben, aber ihr Bild und ihr Grab wird von der Liebe der Menschheit in Blumen gefaßt.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Einzelne Rufe nach einer Kirchenreformation.

Paris hatte mit dem ersten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts eine privilegirte Universität; zu Bologna, zu Salerno

waren Hochschulen für die Wissenschaft schon früher, ebenso an andern Orten Italiens und Frankreichs, aber nur für die Rechtswissenschaft, für die Medicin und für die Sprachenkunde. Vorher war selbst Medicin, nicht bloß die Rechtswissenschaft, in den Händen der Geistlichen gewesen, wie alle andern Zweige des Wissens. Mit diesen Hochschulen, an welchen auch Laien lehrten, tritt die Laienwelt in die Kampfbahn ein, in welcher sie die von der Geistlichkeit Jahrhunderte lang in Beschlag genommene Bildung für sich zurückeroberte, nämlich in wissenschaftlicher Hinsicht. In allgemeiner Hinsicht hatten die frommen Brüderschaften, die „Ketzer", lange zuvor darin einen Vorgang gemacht.

Keine dieser Hochschulen aber war vorerst eine „Universität", eine Gesammtheit aller Zweige der Wissenschaft. Erst in Paris begannen die Vorträge, wie über Medicin und Rechtswissenschaft, so über Theologie, Grammatik und, was für diese Zeit das Wichtigste war, über Philosophie. Paris war der Zeit nach die erste Universität, und wurde das Muster aller Universitäten der Welt. Paris war zu Abälards Zeit der Feuerherd der neuen wissenschaftlichen Bewegung, der Hauptschauplatz der wissenschaftlichen Parteikämpfe; aber nicht die einander feindlichen Parteien der Nominalisten und Realisten machen die Universität Paris für die Lebensgeschichte der Kirche so bedeutend, als allein schon Abälard, welcher alle seine Vorgänger verdunkelt und eine ungeheure Zahl begeisterter Schüler in die Welt gesandt hat.

Thomas von Aquino, der Heilige, aus dem Dominikanerorden, welcher hundert zwei und dreißig Jahre nach Abälard starb, im Jahre 1274, hat in Köln, in Paris, in Rom und in andern Städten Italiens gelehrt. Seine Zeitgenossen haben gesagt, „Thomas lehrt wie ein Engel, Doktor Thomas ist ein Engel". Der römische Hof hat ihn unter die Heiligen versetzt, und der scharfsinnige Neapolitaner gilt noch heute bei den meisten Katholiken als der Höhepunkt der Scholastik, und wenigstens bis zur neuesten Entwicklung der Philosophie galten in der ganzen katholischen Welt die Schriften des Thomas von Aquino als

das Höchste christ-katholischer Wissenschaft, als ein Werk, „daran Christus selbst sich erfreue".

Aber weder er, noch der kleine Dominikaner Albertus, Graf von Bolstädt, der auch von seinen Verehrern Albertus Magnus, Albert der Große, heißt, noch der Franziskaner Alexander von Hales bei Gloceſter, noch Petrus Lombardus, noch Bonaventura, noch der frühere Anſelm aus Aoſta, noch Duns Scotus, der Franziskaner aus Northumberland, kein Scholaſtiker, weder ein Nominaliſt noch ein Realiſt, Keiner dieſer zwei Parteien, in welche die Scholaſtiker ſich theilten, hat für den wahren Fortſchritt des chriſtlichen Geiſtes und Lebens, vom unbefangenen Standpunkt unſerer Zeit aus betrachtet, auch nur entfernt eine ſolche Bedeutung, wie Abälards kühner, freier, anregender, thatkräftiger Geiſt. Wie in Nebeln ſteht Thomas von Aquino unter ihm, ſo tief und nachhaltig Thomas von Aquino die katholiſche Dogmatik beherrſchte, als der Goliath der Kirchenlehre.

Thomas von Aquino war der Schüler des Albertus Magnus, jener träumeriſchen Schwabennatur in der Mönchszelle. Denn Albertus Magnus war ein Schwabe, geboren zu Lauingen in Schwaben im Jahre 1193, aus der altadeligen Familie derer von Bolſtädt.

Ein wiſſenſchaftlicher Kopf im eigentlichen Sinne des Worts war Albertus Magnus gar nicht, ſo viel er auch von der Kenntniß der Natur und ihren Geheimniſſen als Schüler arabiſcher Weisheit ſprach, und ſo ſehr er als Zauberer von Hoch und Nieder angeſtaunt wurde. Ein und zwanzig Folianten füllen ſeine uns erhaltenen Werke. Er verſtand es, ein Gaſtmahl zu Ehren König Wilhelms mitten im Winter mit allen Reizen des Frühlings zu ſchmücken, und die Sage, welche um den Magus dieſes Dominikaners Albert ſich legte und allgemein Glauben fand, erzählt, Albertus habe als die Frucht ſeiner magiſchen Kenntniſſe einen Topf gehabt, welcher geredet habe, und dieſen Topf habe ſein Schüler, Thomas von Aquino, aus Entſetzen zerſchlagen.

Ein Einblick in des großen Albertus Folianten überzeugt

jeden Schwaben, daß er es hier mit einer gewissen Art von schwäbischen Naturen zu thun hat, wie sie gar nicht selten noch heute im schwäbischen Volksstamme sich finden; es ist eine romantische Natur, dieser Schwabe Albertus Magnus, sehr gläubig, ganz und gar kirchengläubig, mit einem entschiedenen Hang zum Poetischen, das der Aberglauben als Reiz an sich hat, aber auch mit einer gewissen Schalkhaftigkeit des schwäbischen Mutterwitzes, der Verständigkeit, die mit dem Wunderbaren und Abenteuerlichen ihr poetisches Spiel trieb; denn gerade die Mischung von Poesie und Verständigkeit ist es in der Mehrheit des schwäbischen Stammes im gemeinen Mann, im Gelehrten und Dichter, was den schwäbischen Humor ausmacht. Abraham a St. Clara, Albrecht Bengel, Oetinger, Sailer haben mehr oder minder davon; sie haben's, wenn es auch bei dem einen selten, bei dem andern stehend hervortritt, bei Bengel nur durchblitzt durch die anerzogene Ernsthaftigkeit dieses feinsten theologischen Geistes seiner Zeit; es haben das bei völliger evangelischer Rechtgläubigkeit L. Uhland und G. Schwab, und, so sehr viel der an Albertus Magnus in manchem Stück erinnernde Justinus Kerner davon hat, so hat doch von Haus aus sogar dessen scheinbarer Gegenfüßler, der Dialektiker und Kritiker Friedrich (nicht David, was nur sein Nebenname ist) Strauß, nicht wenig davon, wenigstens in seiner Jugend viel gehabt. Die Autoritätsgläubigkeit wurde bei dem Letzteren sogar später alterirt, als bei manchen Altersgenossen, schlug aber dann bei ihm plötzlich ins Gegentheil um.

Diese Beispiele sind hier gewählt, um die in der Regel ganz unverstandene Figur des Albertus Magnus zu beleuchten.

Albertus las seinen Aristoteles mit der poetischen Anlage, die in ihm war, und ebenso las er den Evangelisten Johannes und den „heiligen" Augustinus mit den Augen der Dialektik. Glaubenssätze beweist er aus der Physik und der Mathematik, und, da Augustinus den heiligen Geist als die Liebe in der Christengemeinde erklärte, so bewies Albertus Magnus die Wahrheit davon — aus der Physiologie; bei zufälliger Nennung des auch unbekannten Namens einer geliebten Person, sagte er, fange der Puls des Liebenden an, rascher zu schlagen; also

sey die Liebe ein Geist, der jederzeit zu citiren sey. Die Dämonen waren ihm etwas so Existirendes, daß er sie wie Bekannte behandelte. Aber dennoch erklärte er die Wunder der egyptischen Zauberer vor Pharao physikalisch; aus den Stäben haben sich auf dem Wege der Fäulniß auch sonst Schlangen bilden können, wie bei dem römischen Dichter Virgil aus dem in Fäulniß übergegangenen Blut einer Kuh — Bienen entstehen. Die Dämonen haben den Zauberern nur zu einem beschleunigten Naturprozeß geholfen.

Daß das Albertus wirklich glaubte, geht daraus noch gar nicht hervor; es war Art der Scholastiker des Mittelalters, wie der Scholastiker unserer Tage, aus Beigebrachtem zu beweisen für die Menge, ganz unbekümmert, ob das Beigebrachte Stand halte vor dem Auge des Kenners.

Ueber die astrologischen Studien des Albertus wird erst das nächste Halbjahrtausend endabschließend urtheilen können. Wenn man aber diese Seite seiner Studien als die tiefsinnigste bezeichnet, so werden wenigstens für jetzt die oberflächlichen Mathematiker schweigen, seit Alexander von Humboldt in seinem Kosmos die Beziehung des Mondes zur Erde aus Erfahrung festgestellt hat. Julius Cäsar, der große Hohenstaufe Friedrich II. waren vor ihm, Wallenstein und viele Fürsten im Zeitalter Wallensteins waren nach ihm in dem Wahn, als haben die Gestirne unmittelbaren Einfluß auf die Geschicke der Menschen. Aber daran glaubte der gemüthliche Schwabe Albertus nicht. Wohl aber glaubte er an eine Einwirkung derselben auf die vegetative Welt, auf die Witterung und das Klima, und darum an einige Einwirkung, mittelbar, auf die menschliche Stimmung und den menschlichen Willen.

Die Vertiefung seines Gemüthes und seines Geistes auf das Seelische hat er gewiß für jeden tieferen Menschen darin aufgedeckt, daß ihm das Geheimniß des Rapports zwischen dem liebenden und dem geliebten Gegenstand offenbar und klar war, und dadurch die Beziehung des heiligen Geistes der Liebe zu den im christlichen Geiste Versammelten, nach der Wahrheit des Wortes des Heilands: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

An ſpekulativem Geiſte war Thomas von Aquino größer als ſein Meiſter Albertus, trotz der Unmaſſe des ſcholaſtiſchen Wiſſens, das in Albertus ſich aufgehäuft hatte. Aber ging Albertus mit Bewußtheit mancher ſchlüpfrigen Frage in ſcholaſtiſchen Formeln durch, um ſeine Abweichung vom Kirchenglauben zu verdecken: ſo that das Thomas von Aquino, ſein Schüler, noch mehr. Keiner von Beiden hat unmittelbar, wie Abälard, dem chriſtlichen Wiſſen und Leben zum Fortſchritt verholfen, und Thomas von Aquino und ſeine Nachtreter haben ſogar ſehr dazu beigetragen, den chriſtlichen Geiſt zu feſſeln, und dem Gefeſſelten ſogar die Augen zu verbinden. Es iſt eitel Nichts, wenn man ſogar von gewiſſer proteſtantiſcher Seite her, kritiklos, vormalen wollte, als haben Thomas von Aquino und ſeine Schüler „den Geiſt eines ganzen Jahrhunderts zu den höchſten und heiligſten Dingen hingelenkt, und viele ſpekulative und praktiſche Wahrheiten der göttlichen Offenbarung ihren Zeitgenoſſen mit einer Klarheit neu vor Augen geführt, welche die Irrlichter einer jüngeren, vernünftelnden Weisheit in tiefes Dunkel ſtelle".

Die Wirklichkeit iſt: Die Schriften und die Richtung des Thomas von Aquino haben, bei allen chriſtlich liebevoll und geiſtreich thuenden Redensarten, die römiſch-chriſtliche Kirche gerade dahin geführt, daß die große Umwandlung, die der neu-chriſtliche Geiſt gemacht hat, diejenigen Länder und Völker ohne Segen ließ, welche Buchſtabe und Geiſt des Thomas von Aquino als Richtſchnur ihres Unterrichts beibehielten. Noch heute ſtehen ſolche Staaten da: entweder als in der Entwicklung zurückgebliebene, oder als innerlich und äußerlich krankende, oder endlich als in ihrer Nationalität untergehende und an fremde Mächte verfallende.

Wie ganz anders griff in das chriſtliche Leben und Denken der Franziskaner Roger Bacon mit dem genialen Licht hinein, das ihn zum Entdecker machte in den Naturwiſſenſchaften, in Mathematik, Phyſik und Aſtronomie, und das ihm bittere Verfolgung von Seiten der römiſchen Partei und ihrer Finſterlinge zuzog! Hat er doch mit dem kühnen Freimuth des Genies, mit der Unumwundenheit des Bewegungsmannes, für den Fortſchritt der Wahrheit gegen das Stehengebliebene und gegen die

in daſſelbe Verbiſſenen und in der Entwicklung Zurückgebliebenen ſelbſtvergeſſen gekämpft, die herrſchenden Anſichten der Dominikaner und Scholaſtiker bei jeder Gelegenheit angegriffen, und der Kirche des Pabſtthums und ihren Theologen einen bedenklichen Stoß verſetzt ſchon durch die alleinige Behauptung, die Vulgata ſey eine vielfach unrichtige Ueberſetzung des göttlichen Textes der heiligen Schrift, die Vulgata, das einzige Buch, auf das ſich die römiſchen Theologen noch einließen, weil es eine ſolche lateiniſche Ueberſetzung der Bibel war, die ſie noch zu verſtehen vermochten. Roger Bacon ſagte ihnen ins Angeſicht, zuerſt müſſe man die Grundſprachen, in welchen die heiligen Schriften geſchrieben ſeyen, Hebräiſch und Griechiſch, lernen, ehe man Glaubenslehrſätze und Streitfragen auf die Bibel gründen könne.

Noch ſtärker war der Stoß ſeiner zweiten Behauptung, die heilige Schrift ſey überhaupt die alleinige Quelle aller Wahrheit in Glaubensſachen, und Gottes Wort gegenüber gelten alle Autoritäten der Welt nichts, weder Pabſt noch Kirchenverſammlung. Weniger gefährlich freilich war ein Drittes, nämlich daß er ſich erbot, die Bibel aus dem Grundtext den Laien zu erklären, ja die Laien die Grundſprachen zu lehren.

Dieſer kühne Geiſt, Lehrer zu Oxford, aufgewachſen unter dem Einfluß jenes Biſchofs Robert Großhead, geboren zu Ilcheſter in der Grafſchaft Sommerſet in England im Jahre 1214, und geſtorben 1294, gehört nicht bloß zu den erſten Sternen des dreizehnten Jahrhunderts, ſondern zu den Geiſtern, deren außerordentliche Energie nachhaltigſt wirkte zu den Reformen in Kirche und Staat, welche zwei Jahrhunderte nach ihm ſich vollzogen.

Die Macht ſeiner Gedanken iſt im Stillen fortgegangen, und während er an ſich ſpürte, daß jeder neue Gedanke, den er in das chriſtliche Leben hinaus gab, ein Stück ſeines leiblichen Wohl- und Daſeyns mitnahm, lebte und arbeitete er, ein „Bürger künftiger Geſchlechter".

Dieſer Mann hatte den Kalender verbeſſert, und dabei Anſichten ausgeſprochen, welche der große Kopernikus nachher billigte und benützte. Dieſer Mann beſchäftigte ſich mit der Per-

ſpektive und ihrer Wiſſenſchaft. Dieſer Mann arbeitete drei Jahre an einem Brennſpiegel, und fertigte Teleſcope, um die Sterne des Himmels und ihre Bewegungen zu betrachten. Dieſer Mann kannte die Zuſammenſetzung und die Wirkung des Schießpulvers, und im vierten Kapitel ſeines Briefes „über die geheimen Werke der Kunſt und Natur" ſagte dieſes große Genie, das unſere Dampfboote und Dampfwagen im Geiſte vorausſah: „Es können Waſſerfahrzeuge gemacht werden ohne Menſchen, welche rudern, ſo daß die größten Fluß- und Seeſchiffe dahin ſegeln, während ein einziger Menſch ſie regiere, mit einer größeren Schnelligkeit, als wenn ſie voll von ſchiffenden Menſchen wären. Auch können Wagen gebaut werden, ſo, daß ſie ohne ein Thier in Bewegung geſetzt werden mit einem unermeßlichen Ungeſtümm."

Dieſes großen Genies Schriften verbreiteten ſich, trotz der Schwierigkeit der Zeit, in vielen geſchriebenen Exemplaren durch ganz England, grammatiſche, mathematiſche, phyſikaliſche, optiſche, geographiſche, aſtronomiſche, chronologiſche, chemiſche, magiſche, logiſche, metaphyſiſche, ethiſche, mediciniſche, philologiſche und theologiſche Schriften.

Das war der Zeitgenoſſe des Thomas von Aquino, welchen man „unter den Scholaſtikern den Größten" genannt hat. Freilich nannten ihn ſo diejenigen, welche meinen, die Theologen an und für ſich ſeyen der Geiſt der Welt, und die Faſſung eines Dogmas das Wichtigſte in der Welt.

Die auch von Thomas von Aquino geförderte Richtung zum Satanismus, d. h. zur Bindung des Geiſtes und des Gewiſſens und zur grauſamen Verfolgung beider, war längſt auch in den Ordensbrüdern Bacons, in den Franziskanern. Ihr Neid über den genialen, ſo hoch über ihnen ſtehenden Bruder hing ſich an ſeine myſtiſchen und aſtrologiſchen Arbeiten, denen er beſonders auch oblag; denn er theilte die Schwäche ſeiner Zeit in zwei Punkten, im Glauben an die Möglichkeit, geringe Metalle in Gold zu verwandeln, und im Glauben, Gott habe den Weltlauf, wie er ſagte, ſo ordnen wollen, daß dem Verſtändigen Einiges, was er vorhergeſehen oder vorherbeſtimmt habe, durch

die Planeten gezeigt werde. Sie sagten, er habe einen Bund mit dem Teufel, und auf diese Anklage hin wurde er als Zauberer in einen engen Kerker geworfen, aus welchem ihn nur die Verwendung einiger Großen Englands befreite, aber erst nach zehnjähriger Haft. Ein Verbrechen wenigstens war in Priesteraugen das, daß er die Laien zum fleißigen Bibellesen aufgefordert hatte, daß er die Bibel allein als oberste Autorität anerkannte, von der Autorität des Priester- und Pabstthums sagte, sie sey aus Herrschsucht, aus Ehrgeiz auf der einen Seite und aus der Unwissenheit der blinden Menge auf der andern Seite entsprungen, die Macht des Antichrists sey in die Kirche eingedrungen und die Kirche müsse durch eine Reformation von den vielen Irrthümern und Mißbräuchen gereinigt werden. In der Freiheit, als Lehrer zu Oxford, verwandte er viel Geld auf die wissenschaftliche Ausbildung begabter Jünglinge, und arbeitete für die Heidenmission besonders durch Unterweisung in der Länder- und Völkerkunde: ohne diese sey nicht viel auszurichten, sagte er.

Reformatorische Gedanken und Verkündigungen im Geiste des Abts Joachim gingen noch früher, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, von einem Lehrer der Theologie zu Paris aus. Das war Amalrich von Bena, einem Flecken im Gebiete von Chartres. Seine Lehre wurde zwar 1204 von der Pariser Universität als ketzerisch verdammt, 1207 vom römischen Stuhle, und Amalrich selbst starb schon 1209: aber seine Gedanken zündeten fort, zumal sie schon im Todesjahre Amalrichs ihre Märtyrer fanden. Zehn seiner Schüler wurden als „Ketzer" vor den Thoren von Paris verbrannt, vier eingemauert, Amalrichs Leiche ausgegraben, verbrannt und die Asche in die Luft gestreut.

Amalrich hatte unter Anderem gelehrt, das Reich des Geistes sey jetzt vor der Thüre; die innere Gnade desselben mache alle äußeren Gnadenmittel und alle Anstalten der römischen Kirche entbehrlich; es bedürfe der äußeren Kirche nicht mehr; der Pabst sey der Antichrist, die römische Kirche sey Babel. In dem Zeitalter des heiligen Geistes gehe alles Aeußerliche in dem rein Geistigen auf, nicht bloß Räucherungen und alle Formen des

Kultus, welche nicht urchristlich seyen, sondern selbst Aeußerliches, was urchristlich, aber nur Form früherer Offenbarung sey. Die Trinität sey nichts Anderes, als die Offenbarung der Gottheit in drei Weltaltern. Das erste Weltalter sey die Offenbarung Gottes als des Richters in Gerechtigkeit gewesen, und diese Offenbarung habe er niedergelegt in dem Gesetz; das zweite Weltalter sey die Offenbarung seiner Güte und Gnade gewesen, niedergelegt hauptsächlich in den Sakramenten. Diese zweite Offenbarung Gottes, die noch nicht die vollkommene gewesen sey, wegen ihrer Aeußerlichkeit, entfalte sich jetzt, nachdem das lange zeitgemäß gewesene Aeußerliche zum wahren Christenthum nicht mehr nöthig sey, zu ihrer Vollendung im dritten Weltalter, in dem des heiligen Geistes. In diesem seyen für den wahren Christen, den Geistesmenschen, selbst Taufe, Beichte und Abendmahl nicht mehr nothwendiges Bedürfniß, und nicht bloß das alte, sondern selbst das neue Testament trete in eine andere Stellung zu den erleuchteten Christen im Zeitalter des Geistes, als die Stellung gewesen sey, welche beide zu den Gottesfürchtigen der zwei früheren Weltalter gehabt haben. Das Verständniß der heiligen Schriften werde im Zeitalter des Geistes ein anderes. Die Auferstehung des Fleisches sey die durch den heiligen Geist gewirkte sittliche Veredlung, die „Wiedergeburt", wie es Christus genannt habe. So habe das der Apostel Paulus selbst öfters erläutert. Himmel und Hölle seyen innere, sittliche Zustände: wo das Bewußtseyn der Gotteserkenntniß völlig sey, da sey der Himmel, denn der Geistesmensch, der sich mit Gott eins wisse, könne nicht sündigen, die Sünde habe für ihn ihren Stachel verloren, und er lebe in der Liebe und handle aus Liebe. Die Hölle aber sey, wo die todbringende Sünde herrsche. Die Offenbarung Gottes sey eine ewige, und wie er vor Christus sich geoffenbart habe, so offenbare er sich immerfort noch heute. Er habe aus den Weisen und Dichtern der Vorwelt eben so gesprochen, als aus den Kirchenvätern, wenn auch die letzteren erleuchteter gewesen seyen als die ersteren. Gott sey das Wesen, der Ausgang und das Ziel aller Kreatur; jeder Fromme sey ein Christus, in welchem Gott Mensch werde, weil jeder Fromme als ein Glied Christi sich wisse und fühle; weil

der heilige Geiſt in einem ſolchen Frommen Menſch geworden ſey. Alles, was in Liebe geſchehe, ſey rein. Im Abendmahl ſey nur die Erſcheinung des Göttlichen in irdiſch ſichtbarer Form verſinnbildlicht, und nicht erſt die Weihung des Prieſters mache das Brod und den Wein zum Fleiſch und Blut Chriſti, ſondern ſie ſpreche nur das aus, was ſchon an ſich Thatſache ſey, nämlich daß das Kreatürliche mit dem Göttlichen ſubſtantiell eins ſey; wie Gott in der ganzen Natur ſey, ſo ſey er auch in Brod und Wein des Abendmahls.

Das waren die Grundgedanken Amalrichs und ſeiner erſten Schüler, ſoweit man ſie aus den Anklageakten erkennen kann: von ihren Schriften iſt nichts auf uns gekommen. Dieſe wurden von der römiſchen Kirche vernichtet. Noch bei Lebzeiten war Amalrich zum Widerruf eines ſeiner Sätze genöthigt worden; und welcher Satz war das? Der Satz: Wie Keiner ſelig werden könne, ohne an Chriſti Leiden und Auferſtehung zu glauben, ſo auch nicht, ohne zu glauben, daß er ſelbſt ein Glied Chriſti ſey, und ſich als ein ſolches Glied Chriſti zu wiſſen. Ohne das nicht, und durch das allein, werde einem Menſchen die Seligkeit zu Theil. In dem letzten Zuſatz lag der tödtliche Pfeil für die Hierarchie. Denn es lag darin, was er vor ſeinen Zuhörern auch ausdrücklich ausſprach, daß die Seligkeit allen Menſchen zu Theil werden könne, erſtens ohne irgend eine Vermittlung äußerlicher Kirchenhandlungen, und zweitens, daß dieſe kirchlichen Handlungen für ſich ſelbſt gar nichts zur Seligkeit helfen; alſo daß ſie unnütz, unnöthig, überflüſſig, und darum unzeitgemäß und zu beſeitigen ſeyen, ſowohl die Kirchenakte, als die, welche ſie verrichten, die römiſchen Prieſter.

Jetzt erſt, nach mehr als drei Jahrhunderten, griff bei Gelegenheit der Verdammung des todten Amalrich und ſeiner Schüler die römiſche Kirche auf einen Mann zurück, mit deſſen Geiſt und Richtung dieſer ihr zuſammen zu hängen ſchien, und der ſchon im Jahre 880 geſtorben war. Das war Johannes Scotus, auch Erigena genannt, das heißt Johannes der Scote aus Irland, der am Hofe König Karls des Kahlen als deſſen Hausgenoſſe lebte.

Dieser Mann aus der britischen Schule hatte schon zu seiner Zeit den Satz aufgestellt, daß die Vernunfterkenntniß dem Autoritätsglauben vorausgehen müsse, daß die Schrift- und Kirchenlehre nur die menschlich geformte, symbolische Hülle des Unbegreiflichen, des Göttlichen sey, und daß es über derjenigen Theologie, welche an die Schrift- und Kirchenlehre sich anschließe, noch eine andere höhere Theologie gebe, welche erweise, daß Alles, was in der Schriftlehre nach dem Buchstaben genommen und in der Kirchenlehre von den göttlichen Dingen ausgesagt sey, dem Wesen des Göttlichen nicht vollkommen entspreche, nicht der reine Ausdruck der göttlichen Dinge sey, sondern nur ein solcher Ausdruck, wie er für die menschliche Beschränktheit nothwendig sich ergeben habe. In seiner Reinheit stelle sich das Göttliche nur der reinen Anschauung des denkenden und betrachtenden Geistes dar. Religion und Philosophie sey nur die zweifache Form desselben Geistes. Darum verlangte er, wie Origenes, eine tiefere Forschung nach dem inneren Sinne der heiligen Schriften.

Dieser Mann, mit dem klaren Bewußtseyn der göttlichen Unendlichkeit, nannte die Welt die Offenbarung der Gottheit *in* verschiedener Entwicklung. Christus war ihm der Mittelpunkt der ganzen Menschengeschichte, ja der Geschichte des Weltalls, der Gottmensch war für ihn die Versöhnung des Endlichen und des Unendlichen. Mit dieser seiner Anschauung stand Johannes Scotus in seiner Zeit, dem neunten Jahrhundert, nicht nur *hoch* über derselben, sondern auch *einsam* in derselben, wie im reinen Blau und Sonnenglanz die höchste Alpenfirne über den Nebeln, die tief unten über Allem lasten. Ein Fremdling war er seiner Zeit geblieben, nicht bloß nicht verstanden von ihr, sondern von ihrem Auge gar nicht erreicht, unbemerkt, und nur von Wenigen als Ketzer in der Stille beargwöhnt, darum auch vor Verfolgung sicher, zumal er sein Tiefstes nur in *griechischer* Sprache von sich gab. Dennoch sickerte etwas von seiner Ketzerei durch aus den Kreisen des Königspalastes, dessen Hausgenosse er war, bis hinab nach Rom. Aber die päbstliche Staatsklugheit Nikolaus *I.* zog es vor, den Schleier, der darüber lag, unangerührt ruhen zu lassen; sie lüftete ihn nicht; sie that, in der Erkenntniß, daß *jetzt*

solche Gedanken in solcher Form ihr nicht gefährlich seyen, als ob das gar nicht da sey.

Abermals kommen wir auf den Gedanken des großen deutschen Dichters zurück: „Wie der Sonne Bild sich auf dem Dunstkreis malt, eh sie kommt, so schreiten auch den großen Geschicken ihre Geister schon voran, und in dem Heute wandelt schon das Morgen.“ So war auch dieser Sohn des grünen Erins, Johannes der Scote, dieser Tüchtige aus der Bildungsschule Britanniens, der Geist, welcher vorausschritt dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, ja noch späteren, über unsere Tage hinausliegenden Jahrhunderten. In jenen trat als lebendige Geschichte hervor, was er im Geiste vorausschaute, und in diesen kommenden wird noch mehr als jetzt Erkenntniß und Leben werden, wenn auch in zeitgemäß entwickelter höherer Wahrheit, was er auf seinem Standpunkt mit dem vorausseheuden Auge geschaut und mit dem weissagenden Munde gesprochen hat.

Hätten ihn die Dominikaner in ihre Hände bekommen, der Mann wäre verbrannt worden, ja schon die Vordominikaner, die Kirchenpartei als solche, hätten ihn verbrannt, wie sie Amalrich verbrannt hätten, wenn sie ihn lebendig noch in ihre Gewalt bekommen hätten, und wie der Vortrab dieses Dominikanerfanatismus, nämlich Dominikus selbst und seine Gesinnungsgenossen, in den ersten drei Jahren ihres Auftretens die Gebeine Amalrichs noch schändeten und seine Schüler verbrannten.

Es ist der äußerste Grad von Gedankenlosigkeit, um nicht zu sagen von Nichtswürdigkeit des sittlichen Charakters, wenn an Dominikus und den Dominikanern — denn damals gab, wie diese Leute selber zugestehen, Dominikus den Ton an — von Federn, welche als protestantisch sich ausgeben, in weitverbreiteten, einflußreichen, protestantischen Schriften, das Liebreich-Christliche des Dominikus und seiner ersten Schüler hervorgehoben wird, von Dominikus, der erwiesenermaaßen in Paris und im südlichen Frankreich anwesend war, als jene Mordscenen gegen dieses Denken im Glauben vollführt wurden.

Kennzeichnend ist, daß zugleich mit Amalrichs Lehre die

naturphiloſophiſchen Schriften des Ariſtoteles von der Kirche verdammt und verboten wurden.

Da war es, wo auch der ſchon Jahrhunderte lang Todte, jener Johannes Scotus, mitverdammt wurde von der Kirchenverſammlung, er und ſeine Lehre, als Anfänger und Quelle der „Ketzerei der Brüder des freien Geiſtes". Unter den Schülern Amalrichs war der ausgezeichnetſte und ſelbſtſtändigſte David von Dinanto. Auch deſſen Schriften hat die römiſche Kirche vernichtet. Beide, Meiſter und Schüler, ſcheinen ſich zu einander verhalten zu haben hier auf dem Gebiete der chriſtlichen Philoſophie, wie Plato und Ariſtoteles. Die neuere Vermuthung, daß derſelbe nicht Amalrichs Anhänger geweſen ſey, ruht auf einer völligen Unkenntniß des anziehenden und zuſammenziehenden Geiſtes einer Bewegungszeit, in welcher, oft mit ſehr ſtarken Abweichungen im Einzelnen, diejenigen von ſelbſt zuſammenfallen, welche auf Ein Ziel gehen, auch wenn ſie innerlich, und ſogar unter ſich, äußerlich, ſich nicht einmal freund ſind.

Wie immer in Zeiten allgemeinen politiſchen und kirchlichen Drucks diejenigen, welche für die Freiheit des Gedankens und des Lebens eintreten, ihre wahre Anſicht und Zwecke von jeher zu verhüllen, das Politiſche unter einem religiöſen Anſtrich zu verſtecken und die Spitze ſelbſt des bloß religiös ſcheinenden Zweckes zu verbergen ſtreben, auch die Kühnſten, aus Furcht für ihre eigene Exiſtenz gewiß weniger, als aus Beſorgniß für die Exiſtenz und den Fortgang ihres Zweckes: ſo zeigt ſich das namentlich durch das ganze Mittelalter bei denen, welche wider den weltlichen und geiſtlichen Abſolutismus ſind. Je näher man der großen Umwälzung tritt, welche auf dem Gebiete des Staates und der Kirche mit dem Reformationszeitalter begann, deſto mehr muß man ſich hüten, das als den Grundgedanken zu nehmen, was einzelne Wortführer oder ganze Geſellſchaften offen ſagen, und auf den geheimen Kern deſſen zu dringen ſuchen, was ihr tiefſter, ihr wahrer, leitender Gedanke war. So verſtecken ſich namentlich unter dem Anſtrich einer myſtiſchen Religioſität, eines chriſtlichen Pantheismus, und unter ganz einfach klingenden, aus dem neuen Teſtament genommenen, kurzen Sätzen ganz entſchieden

revolutionäre Bestrebungen gegen das Bestehende in Kirche und Staat.

So war bei Amalrich und David von Dinanto der mystische Pantheismus nur die Einkleidung ihrer auf eine Umwälzung des Bestehenden gerichteten Gedanken. Wenn sie schriftgemäß sagten, „der Geist allein mache frei und selig", und beifügten, „darum sey alles Aeußere unnütz": so zogen sich in der praktischen Anwendung von selbst solche Folgerungen daraus, vor welchen die bisherigen kirchlichen und weltlichen Zustände nicht bestehen konnten.

Die „Brüder und Schwestern des freien Geistes", mögen sie erst von Amalrich oder schon von viel früher, wie Gieseler, wohl irrthümlich, meint, sich herschreiben, wurden zwar durch die Scheiterhaufen und die Einkerkerungen, welche die Rechtgläubigkeit in Paris ihnen angedeihen ließ, zersprengt, aber nicht ausgerottet. Sie flüchteten dahin, wohin zuvor schon Arnold von Brescia, verfolgte Waldenser und Albigenser, wohin zu allen Zeiten die geächtete Freiheit und ihre Anhänger sich flüchteten: an die Quellen des Rheins und sein oberes Ufer.

Unter sich erkannten sie sich als „Brüder und Schwestern des freien Geistes", nach Außen führten sie andere Namen, Namen solcher Vereine, welche nicht geächtet, wenn auch nicht überall unverfolgt waren. Am Oberrhein und in freien schwäbischen Reichsstädten waren sie am zahlreichsten; zerstreut fanden sie sich aber auch in ganz Deutschland, in Italien und Frankreich. Ihre Absicht und ihre Sehnsucht war eine Umwandlung des Bestehenden, eine Reform in Kirche und Staat; allgemeines Gefühl in ihnen war Haß gegen den die Freiheit des Geistes bindenden Absolutismus, besonders des priesterlichen. Ihr Christenthum ist, namentlich derer im Gebiete der alten edeln Reichsstadt schwäbisch Hall, ein durchaus praktisches, und zwar auf Herstellung eines religiös-politischen Volksthums gerichtetes: Denken und Leben sollen frei werden.

Das hat mit Pantheismus gar nichts zu schaffen; der Pantheismus ist das unvolksthümlichste Ding in der Welt; er widersteht der gesunden Natur des Herzens und des Kopfes im Volk; und wer den Brüdern und Schwestern des freien Geistes

die Ausbreitung eines mystischen Pantheismus als ihren Grundgedanken und Zweck unterschieben will, der irrt so sehr, als wer den Jesuiten die Hebung des Pabstthums als ihren Grundgedanken und Zweck unterlegt, und welcher die Adamiten, einen Auswuchs und eine Schmarotzerpflanze späten Datums, mit den „Brüdern und Schwestern des freien Geistes" nicht verwechselt, aber doch in Verbindung bringt. Die Adamiten waren ganz selbstisch und darum frivol; die Brüder des freien Geistes setzten Freiheit, Ehre, Gut und Leben nicht für sich, sondern für das Volk ein; sie waren Volksfreunde und volksthümlich und gingen freudig in den Tod, welcher Vielen durch das Schwert und durch das Feuer wurde, in den Städten Bayerns, Schwabens und Frankens.

„Nicht wir," sagten sie auf offenem Markt zu schwäbisch Hall, „sind Ketzer, sondern der Pabst ist ein Ketzer, alle Bischöfe und hohe wie niedere Prälaten sind Ketzer und der Simonie überwiesen. Sie haben, als selbst befangen in schweren Sünden, keine Befugniß zum Binden und Lösen der Sünden, und betrügen nur die Leute. Niemand, weder Pabst noch Bischof, könne den Gottesdienst verbieten, und wer es thun wolle, sey ein Ketzer. Die Mönche sämmtlicher Orden führen ein gottloses Leben, und besonders untergraben die Predigermönche (Dominikaner) und die Minoriten (Franziskaner) die Kirche Gottes mit ihren falschen Lehren."

„Niemand," riefen diese Volksprediger vor dem gedrängt versammelten Volke zu Hall aus, „Niemand ist, der die Wahrheit redet, und den rechten Glauben bewahrt, als wir und unsere Genossen, und wenn auch wir nicht aufgetreten wären, so hätte Gott eher Männer aus Steinen erweckt, die Menschen durch Lehre zu erleuchten, als daß er seine Kirche in der Gefahr hätte untergehen lassen. Eure Prediger haben die Wahrheit begraben, wir begraben den Trug; und die Indulgenzen, die wir den Leuten geben, kommen weder vom Pabst noch von den Bischöfen, sondern allein von Gott. Ja der Pabst führt ein so unapostolisches Leben, daß ihm nur Schweigen gebührt."

Eine bürgerliche Bewegung in Hall war die Folge ihres

Einflusses: die Haller verjagten die gesammte Welt- und Klostergeistlichkeit aus der Stadt.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts fanden sich in den süddeutschen Städten noch ganze Gemeinden dieser Brüder und Schwestern des freien Geistes, und gegen dritthalbhundert, meist aus der Weberzunft, wurden im Jahre 1393 allein zu Augsburg zum Feuer verurtheilt, weil sie nicht widerrufen wollten. Der Inquisitor war hier der Dominikaner Peter Engerlin.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erhob sich in Italien ein bewaffneter Aufstand gegen die Inquisition, unter dem Mailänder Dolcino, dem Sohn eines Priesters. Dolcino stand an der Spitze des Apostelordens. Der Orden der apostolischen Brüder und Schwestern war von Gerhard Segarelli, einem Handwerker in Parma, gestiftet worden. Die Verfolgung machte, daß Segarelli, der zuerst nur Buße predigte, weiter ging bis zur Verkündigung des nahen Untergangs des Pabstthums. Vier und dreißig Jahre war er predigend hin und her gezogen, als er zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde, und nach sechs Jahren verbrannten sie ihn, als einen Rückfälligen, im Jahre 1300. Statt seiner trat Dolcino an die Spitze der Apostelbrüder, die eine offene Stellung gegen die Pabstkirche nahmen, von Dalmatien aus, wohin sich Dolcino mit den meisten Brüdern des Ordens zurückgezogen hatte. Er ließ Weissagungen ausgehen über die nahe Wiederherstellung der Gemeinde der Heiligen auf Erden, und rühmte sich, von Gott auf besondere Weise berufen zu seyn.

Dolcino, welchen Dante im acht und zwanzigsten Gesang seiner Hölle in gleiche Linie mit Muhamed stellt, war jedoch weit mehr Schwärmer, und ohne den politischen Verstand, mit welchem Muhamed die Verhältnisse des wirklichen Lebens begriff, und seine neue Religion mit ihnen in Einklang setzte. Dolcino drang auf Entäußerung alles irdischen Besitzes und Gemeinschaft der Güter, und weil er das Volkselend und das Unglück der Zeit nicht bloß in der Verdorbenheit der Kirche, sondern auch in der bürgerlichen Ungleichheit, in den durch das Gesetz eingeführten Unterschieden fand, wollte er diese Unterschiede aufheben: die Menschen sollten,

wie eins mit Gott, so gleich unter sich wieder werden, und darum sollte Alles weggeräumt werden, was dem zuwider wäre. Alle bestehenden bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse sollten mit der Wurzel aus dem Boden der menschlichen Gesellschaft ausgeschnitten werden, und ein neues Leben beginnen in der Einheit der Brüder durch Liebe im heiligen Geiste, ohne daß dazu weder Formen, noch Gebräuche, noch äußere Vorschriften nöthig seyen. Offenbar wollte er vorerst nur einen radikalen Umsturz, und dann die neuen Formen von selber aus dem gereinigten Boden treiben lassen. Da er das Verfliegen des ersten Enthusiasmus der Seinen nicht überlebte, so gelang es ihm auch, diese mehrere Jahre lang in solcher idealer Einheit zusammen zu halten.

Er hoffte auf den Sturz des Pabstthums durch das Wiederaufleben der hohenstaufischen Partei unter König Friedrich von Sizilien, der im Jahre 1300 noch mit König Karl II. von Neapel im Kriege war. Er fing seine Reformation in den Bergen Oberitaliens an, und der große Druck der Zeit, der auf Bauern und Handwerkern lastete, führte den Apostelbrüdern unter Dolcino besonders aus Piemont viele Kräfte zu, als Dolcino den Krieg eröffnete gegen Inquisition, Geistlichkeit und Adel. Kreuzheere zogen gegen ihn, aber er wußte geschickt ihren Verfolgungen mit seinem Anhang sich zu entziehen, und ihnen mehr als einmal mit seinen schwärmerischen Bauernkriegsleuten, kaum tausend an der Zahl, schwere Verluste beizubringen. Jahre lang dauerte dieser religiös-politische Kampf, bis Dolcino im Jahre 1307 auf dem Berge Zebello, wo er sich verschanzt hatte, dem Kreuzheere des Bischofs von Vercelli unterlag. Sein ausgehungerter Haufe wurde geschlagen, er selbst gefangen und verbrannt.

Doch löste diese Niederlage die Partei nicht ganz auf; und, wie während des Kriegs allerlei Elemente aus den Widerkirchlichen aller Farben sich um Dolcino gesammelt hatten, so schloßen sich auch jetzt die Apostelbrüder mit Brüdern anderer Namen und Farben zusammen, und, ungeachtet namentlich gegen die Apostelbrüder noch zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts Kirchenversammlungen ihre Verdammungsbeschlüsse schleuderten, dauerten sie fort, und diese, die Brüder und Schwestern des

freien Geistes, die Fraticellen und Begharden, Katharer und die geheimen Andersgläubigen aller Art, bildeten eine Einheit, wenn auch nicht einer äußeren, sichtbaren Gemeinde, doch eine Einheit der Gesinnung und der Richtung gegen den gemeinschaftlichen Feind. Der Geist, dessen Träger sie blieben, war eine unsichtbare, in der Tiefe der Gesellschaft fortarbeitende Macht, gegen das Pabstthum einerseits, gegen den unchristlichen Druck weltlicher Gewalten andererseits. Geist ist ja, nach Shakspeares Wort und Hegels Anwendung desselben, der „alte Maulwurf, welcher hurtig wühlt, bei Tag und Nacht, ein trefflicher Minirer".

Wer schließen wollte, weil die „Ketzergemeinden" durch die Inquisition und den mit ihr verbündeten weltlichen Absolutismus zersprengt worden seyen, so haben damit die „Ketzer" aufgehört, der wäre sehr im Irrthum. Wie der Geist der neuen Zeit unter der Restauration der Stuart, trotz der Kirchhofstille in England, da war, ob man ihn gleich nicht sah; wie in Deutschland unter dem bleiernen Druck kurzvergangener Jahrzehnte der liberale Geist da war, obgleich die Gegner ihn vernichtet glaubten; wie in Frankreich derselbe Geist nicht zur Ruhe kommt, bis er wirkliches Leben erhält und dadurch erlöst wird; wie überall in diesen Ländern dieser verfolgte politische Geist immer da war und eines Tages als der Geist der Mehrheit heraustrat: gerade so ist es mit demjenigen Geiste, welcher, als der religiöse Geist der neuen Zeit, der Reformation vorausging. Er war immer da und wühlte und arbeitete fort und bereitete vor; und als die rechte Stunde schlug, und Luther das große Wort sprach von der „evangelischen Freiheit eines Christenmenschen" und das „allgemeine Priesterthum aller Christen" wieder anrief, da quoll dieser Geist aus allen Adern der Gesellschaft hervor, und die Gedanken der Reformation zündeten nur darum so blitzschnell an entgegengesetzten Enden, und der Antheil daran lief nur darum so fast zu gleicher Zeit über ganz Europa hin, weil dieser Geist vorgearbeitet hatte, welchen die römische Kirche als „Ketzergeist" brandmarkte, welchen römisch-katholische Priester und Gelehrte neuester Zeit als „Revolutionsgeist" klüglich verdächtigten und bemackelten, und gegen den darum sogar protestantische Theologen

und Gelehrte sich erklären zu müssen gewähnt haben, um sich ja nicht in den Verdacht zu setzen, als ob sie mit irgend etwas „Revolutionärem" sympathisirten, und die in der Angst ganz vergaßen, daß Vieles von dem, was jenem „Ketzer- und Revolutionsgeist" des Mittelalters nachgesagt wurde, von der römischen Pabstkirche demselben angedichtet ist, und daß die römische Kirche den Mund und die Schriften manches „Ketzers" vernichtet hat, damit die Wahrheit derselben nicht wider Rom zeuge.

Merle d'Aubigne, einer der Geschichtschreiber der Reformation, hat den Verstand und den Muth gehabt, die Reformation das „heldenmüthige, heilig-revolutionäre Werk der Reformatoren" zu nennen, eine „Revolution", welche „die angemaaßte Gewalt gestürzt, die rechtmäßige Macht wieder eingesetzt habe". Die ihm das übel nahmen, das waren entweder verkappte Jesuiten des Protestantismus, oder Heuchler und Knechte, oder Unverständige, welche gar keinen Begriff von Weltgeschichte, also auch nicht von Reformation, haben, gar keinen Begriff von dem, was das Christenthum ist, was es war, was es zu werden und zu thun hat.

Einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Geister unserer Zeit auf dem Gebiete der Forschungen in der Menschheitsgeschichte, Fallmerayer, hat in diesen Tagen öffentlich eine beherzigenswerthe Wahrheit ausgesprochen, in Bezug auf Kirchengeschichte und kirchengeschichtliche Anschauung. „Warum," sagt er, „fürchtet man sich vor Worten, und scheut sich, in der siegreichen Begründung des christlichen Glaubens- und Ideenkreises die durchgreifendste, vollständigste und lehrreichste aller socialen Revolutionen zu erkennen? Hat sie nicht Alles, was in der altrömischen Welt zu Recht bestand, umgeworfen? Hat sie nicht, von den unscheinbarsten Anfängen, von der verachteten Opposition eines kleinen Häufleins von Handwerkern, Weibern, Bettlern und Sclaven in einigen Winkelgassen von Rom ausgehend, das bürgerliche Gesetz, die Rostra auf dem Forum, die Götter des Kapitolium, den öffentlichen Kultus, die kaiserliche Administration, das Diadem, das Heer, die gesellschaftliche Hierarchie, die Sitte und den Besitzstand der Romuliden langsam, aber mit furchtbarer Geduld

unterwühlt, und nach dem unwiederherstellbaren Bankerott aller sittlichen und politischen Triebkräfte den Plan einer neuen Weltordnung auf die Ruine hingezeichnet? Unter Kampf und Widerstand geht der Ausbau dieser neuen Weltordnung ohne Pause fort. Und eben, weil nichts in der Welt die Thorheit der Weisen belehren, nichts den schlaftrunkenen matten Blick der Gewalt bedeuten kann, ist die „christliche Revolution" permanent." Die christliche Welt hat sich für diese Anschauung entschieden; denn Merle d'Aubigne's Buch über die Reformation hat sich in wenigen Jahren den beispiellosen Erfolg errungen, daß es über Frankreich, Deutschland, England und Nordamerika sich in einer halben Million Exemplaren verbreitet hat.

Die Gedanken des Christenthums sind Bewegungsgedanken. Stille wirkend geht in der Regel das Wort an die Umwandlung der Menschheit; bald aber auch tritt neben das Wort der angreifende Geist und die That, die ausreutet, was nicht von Gott gepflanzt ist, nach dem Worte des Herrn: „Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzet, die werden ausgereutet." Und eben so gilt das Wort des Predigers 3, 1—3 für die richtige Würdigung des Verlaufes der Weltgeschichte, also auch der Kirchengeschichte: „Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Pflanzen, Ausrotten, das gepflanzt ist, Brechen, Bauen hat seine Zeit."

So lang diese Worte, die Jesu und die des Predigers, nicht Ueberzeugung werden, sowohl für die, welche Kirchengeschichte schreiben, als für die, welche Kirchengeschichte lesen, so lange bleibt die Wahrheit der Geschichte Beiden fern. Nicht durch das Wort allein, sondern durch das Wort und durch die That, nicht bloß durch den belehrenden, sondern auch durch den angreifenden Geist, nicht bloß durch religiöse und wissenschaftliche, sondern auch durch eiserne Waffen, haben die christlichen Bewegungsgedanken, diese weltbewegenden göttlichen Gedanken, gesiegt und bis jetzt nahezu den dritten Theil der bewohnten Erde in ihre Bahn gezogen. Wer das heute im Angesichte der aufgedeckten Thatsachen noch läugnen wollte, der beginge eine Sünde wider die offenbarste Wahrheit.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Allgemeiner Ruf nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern.

„Das Christenthum," sagt Fallmerayer, „ist Bewegung, Protest, Opposition; es ist die Macht gegen Unnatur und Schlechtigkeit." An Beidem litt die römisch-katholische Kirche immer mehr so sehr, daß das Christenthum sich gegen diese Kirche erhob, sogar in solchen Herzen, welche vom Geiste des ursprünglichen Katholizismus voll waren. Dahin gehören namentlich die deutschen Mystiker. So einer war Meister Ekkart, der tiefsinnige Dominikanermönch, der Philosoph unter den Brüdern des freien Geistes, welcher im vierzehnten Jahrhunderte ein System sich gemacht hatte, welches man in auffallender Zusammenstimmung mit der Religionsphilosophie Hegels findet. Zu Paris, zu Toulouse, zu Straßburg, weit umher in Böhmen und Sachsen, zu Frankfurt am Main und zu Köln hat er im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts gewirkt; Jahr und Ort seiner Geburt sind unbekannt. Schon zu Frankfurt war er verdächtiger Verbindungen mit den „Brüdern des freien Geistes" beschuldigt worden. Als er in Köln predigte und lehrte, damals als Provinzialprior des Dominikanerordens für Deutschland, wurde er auf einem Ordenskapitel zu Paris angeklagt und abgesetzt. Im Jahre 1327 vor das Inquisitionsgericht gefordert, sah er siebenzehn seiner Sätze als ketzerisch verurtheilt, seine Schriften verboten; er selbst starb bald darauf im Gefängniß.

Meister Ekkart hatte deutsch gepredigt und geschrieben. Seine Predigten wurden trotz der päbstlichen Verdammung in vielen Klöstern Deutschlands, der Schweiz, Tyrols und Böhmens abgeschrieben, und er wirkte fort, ob er gleich als Ketzer verurtheilt und todt war.

Ein anderer deutscher Mystiker war Johann Tauler, ebenfalls ein Dominikaner, der zu Köln und Straßburg lehrte und im Jahre 1361 starb. Tauler stand in Berührung mit geheimen Waldensern. Ein Laie, Nikolaus von Basel, ein Erleuchteter aus dieser Brüderschaft, war es, welcher auf

Tauler besondern Einfluß übte. Dieser Nikolaus starb später als Glaubenszeuge auf dem Scheiterhaufen. Mit großer Kraft des Gemüths und der Rede, mit wunderbarer Herrschaft über die damals noch wenig gebildete deutsche Sprache, drang Tauler auf Reinigung des Herzens als erstes Merkmal und Unterpfand christlichen Lebens, und bekämpfte die Heuchelei todter Gebräuche, den inhaltlos gewordenen äußeren Kirchendienst, ein strenger Sittenprediger. Doch hütete er sich sorgfältig, die Lehre und die Grundsätze der römischen Kirche geradezu anzugreifen. Aber er weissagte, aus dem Leichtsinn seiner geistlichen und weltlichen Zeitgenossen werde eine solche Glaubensverwirrung entstehen, daß die Leute an der Wahrheit verzweifeln und Niemand trauen werden. Trotz seiner Sorgfalt wurde er gebannt, weil er ein Herz für das Volk hatte, und ein Ausschreiben an alle deutschen Priester erließ, darin er predigte, daß „über dem Streite der Fürsten der Pabst das arme unschuldige Volk nicht in den Bann thun dürfe, und solcher Bann sich zum Segen kehre. Der Pabst könne den Himmel armen Sündern, die unschuldig im Bann seyen, nicht zuschließen; es sey mehr auf Christi und seiner Apostel Wort zu geben, als auf Pabst und den Bann, der allein aus Neid und weltlichem Ehrgeiz geschehe." Jeden wahren Christen nannte er „durch Gott selbst gefreit".

Eben so voll von Liebeswärme und mächtigem sittlichem Geist war der Dominikaner Heinrich Suso, aus Konstanz, ein geborener Graf von Berg, der 1365 zu Ulm starb, und Johann Rusbroek, der im Augustinerkloster Grünthal bei Brüssel nach langem Kirchendienst endete, im Jahre 1381. Diesen reiht sich an im fünfzehnten Jahrhundert Thomas Hamerken von Kempen im Erzbisthum Köln, daher Thomas a Kempis. Er war im Jahr 1380 geboren und starb, nachdem er ein und siebenzig Jahre im Kloster der Augustiner-Kanoniker auf dem St. Agnesberge bei Zwoll zugebracht hatte, am 24. Juli 1471. Noch heute ist, was er geschrieben, in Kraft und großem Segen. Sein Werk von der „Nachfolge Christi" ist ein Buch der Völker geworden. Da ist nichts von Heiligendienst, von dürren, todten Werken der Mönchsreligion, nichts von Fabeln und Legen-

den ohne geistigen und sittlichen Kern, sondern das Büchlein ist wie ein stilles Kirchlein, in welchem man himmlische Klänge hört und Worte des Lebens, und mit Gott und Jesus Christus in Verkehr tritt; da ist praktisches Christenthum, das Gegentheil von dem, was die Pabstkirche lehrte, und Alles so recht für das Herz des Volks geschrieben.

Diese Mystiker versenkten sich alle zwar in eine edle gemüthliche Beschaulichkeit, in ein „Untergehen in Gott"; aber sie waren voll hohen sittlichen Ernstes, und drangen darauf, daß der Mensch die Freiheit des Willens, da in ihm mehr als in dem Werk die Sünde liege, erstreben müsse. Sie arbeiteten, das Christenthum wieder zur Sache des Gemüthes zu machen und ihre Zeit zu verinnerlichen. Unter den Spitzfindigkeiten und dem Wortgezänke der entarteten Scholastik war die Religion wie eine Leiche von Anatomikern behandelt worden, und die unwissenden Klostermönche, wie es die meisten waren, boten dem Volk für Herz und Leben ein Nichts, Possen statt Ernst, Steine statt Brod; und der römische Hof gab durch sein Leben ein Aergerniß, größer als alle anderen Aergernisse. Hören wir darüber die Zeitgenossen. Der große Florentiner Dante Alighieri, der im Jahr 1321 in der Verbannung zu Ravenna starb, hat ein Gedicht geschaffen, in welchem er über seine Zeit, über die Kirche und über die politischen Zustände zu Gericht sitzt, die er allegorisch darstellt. Dieses Gedicht in hundert Gesängen nannte er Divina Komödia, das göttliche Schauspiel des Weltgerichts, in drei Abtheilungen, welche er Hölle, Fegfeuer und Paradies überschrieb.

Dante war begeistert für den christlichen Glauben, aber in seinem Gemüthe war zu viel Wahrheit und Tiefe, zu viel Gottes- und Menschenliebe, zu viel Ernst, als daß er das Joch des blinden Glaubens, welches das Pabstthum der Menschheit aufzwingen wollte, hätte tragen können, als daß er nicht der schärfste Gegner der römischen Kirche, wie sie geworden war, hätte seyn müssen. Obgleich er volle zwei Jahrhunderte vor der Neubelebung der Christenheit durch die Ausbreitung des gedruckten Gotteswort lebte, so hat er doch so viel himmlisches Licht ächt evangelischer Art in seinem inneren Leben gehabt, und es strahlt da-

von so viel aus seinem Gedichte wieder, daß sich noch heute Tausende der tiefsten Seelen an diesem Lichte laben und stärken. Dieser der Reformation vorwandelnde große Geist hatte sich ein Ideal göttlicher und menschlicher Weisheit, Liebe, Gnade und Wahrheit gebildet, und dieses Ideal ist in seinem Gedichte unter dem Namen und der Gestalt der „Beatrix" Person geworden.

In seinem Paradiese, im neun und zwanzigsten Gesang, läßt Dante die verklärte Beatrix über die Gebrechen der Kirche also sprechen:

„Dort unten bedenkt Niemand, wie viel Blut es kostete, die heilige Schrift in der Welt auszubreiten, und wie gefällt, wer ihr demüthig naht. Nein, für den Schein strengt Jeder sich an, und macht eigene Erfindungen, welche dann von den Predigern ausgeboten werden, während das Evangelium verborgen bleibt. Florenz hat nicht so viele Leute, welche Lapi und Bindi heißen, als Jahr aus Jahr ein pergamentene Mährchen hier und dort mit Geschrei ausgekündigt werden. Also kehrt die kopflose Heerde von der Weide zurück, mit Wind gefüttert; daß sie ihren Schaden nicht kennt, bringt keine Entschuldigung. Christus sprach nicht zu den Jüngern: „Gehet hin und prediget der Welt Possen", sondern er gab ihnen der Wahrheit Grund. Jetzt aber bringt man Späße und Gaukeleien auf die Kanzel; und erschallt darob ein Gelächter, dann blähet die Kapuze sich auf und begehrt nichts weiter. Aber es nistet im Barett ein Vogel (der Teufel), bei dessen Anblick die Leute nicht mehr Sündenvergebung vom Beichtvater holen möchten. Darum wuchs auf Erden die Narrheit so, daß ohne Beweis eines Zeugnisses jedes Versprechen Gläubige finden würde. Damit mästet dann der heilige Antonius seine Sau und manchen Andern, der noch schlechter ist als die Sau, zahlend mit Münzen ohne Gepräge" (mit Indulgenzen, Wundergeschichten, Kanzelpossen und derlei).

Im neunzehnten Gesang seiner Hölle ist es, worin wir drei Päbste hinter einander zur Hölle hinabstürzen sehen, so daß einer von dem andern immer tiefer in den Abgrund gedrückt wird. Das schrieb Dante in einem Zeitalter, in welchem eben von der Kirche dem vierten Innocenz ein prächtiges Grabmal gesetzt wurde,

mit der Inschrift, derselbe habe seine Regierung „durch fast göttliche Thaten überaus verherrlicht", und in welchem Pabst Bonifaz VIII. von aller Welt göttliche Verehrung und Anerkennung seiner Unfehlbarkeit verlangte, dem päbstlichen Stuhle die Oberhoheit über Kaiser und Könige als dessen Lehenträger zusprach, und als verdammliche Ketzerei erklärte, die christliche Reichsobrigkeit für etwas dem Kirchenoberhaupt Ebenbürtiges zu halten! Päbste, vom Volke für heiligst gehaltene Päbste, wies Dante der Hölle zu, der Vater der neueren Literatur und der begeisterte Sohn der wahren Kirche. Er sah sie aber auch schon im ahnungsvollen Geiste heraufsteigen, „die Sonne, mit jenen Sternen, mit welchen sie am ersten Frühling, als Gott die Welt schuf, aufgegangen war". Er ahnete die neue Zeit am Frühlingspunkte der Natur, als die Erde neu auflebte vor seinen Augen; da wurde seine Seele voll Hoffnung, daß auch die Menschheit neu aufleben und Gott die Welt neu schaffen werde, unter einer weltlichen Obrigkeit, dem Kaiser, welcher über lauter freie Menschen als das leitende, ordnende und schützende einzige Haupt walten werde; als ein allgemeines Oberhaupt, welches wisse, daß das Volk und die Völker nicht um des Königes willen geschaffen seyen, sondern der König um des Volkes willen, und die Gesetze nicht auf den Nutzen des Regierenden, sondern der Regierten berechnet werden müssen. „Dante dachte sich," sagt der große Geschichtschreiber Friedrich Christoph Schlosser, „gleichsam im Geiste eine Regierungsform, wie sie hernach in der Wirklichkeit in jenem andern Welttheil oder auf der Hälfte unserer Erde entstanden ist, wohin er sein irdisches Paradies gelegt hatte. Er wollte dem deutschen, dem christlichen Kaiser die Herrschaft über alle Staaten der christlichen Welt gegeben wissen, mit dem Zweck der Monarchie, Ordnung und Eintracht auf gleiche Weise in den verschiedenen Staaten zu erhalten, aber eine Herrschaft über alle Staaten etwa nur so, wie sie der Präsident der vereinigten Staaten Nordamerikas über diese hat." *)

*) Dante, Studien von Fr. Chr. Schlosser. Leipzig und Heidelberg, bei Winter. 1855.

Von Deutschland aus, von der weltlichen Reichsobrigkeit, dem Kaiser, erwartete Dante, der Italiener, eine gründliche Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, auf dem Wege des Gesetzes. Seine Seele wurde von der Sehnsucht und der Hoffnung vorwärts getragen, und bald schien ihm alles Das zu kommen; und das alles liegt noch heute, in unseren Tagen, in weiter Ferne, wie den vom Sand Arabiens Herkommenden die beleuchteten Alpengipfel des Libanon. Dante's Christenthum, seine Anschauungen und Hoffnungen, waren weder die der gewöhnlichen „Revolutionäre" oder der „Socialisten", noch die der gewöhnlichen „Ketzer", noch der „Ultramontanen", noch der „protestantischen Jesuiten", der letzteren am allerwenigsten, welche den prophetisch vorwärts schauenden und vorwärts getragenen Geist verwechseln möchten mit einem Manne, welcher, „unter Erinnerung an die alten guten Zeiten, auf Restauration der Kirche und des Staates im Sinne der alten Zeit dringe". Die „Restauration" paßt zu Dante gerade so, wie die Neugestaltung des christlichen Lebens auf allen Gebieten des Geistes in unsern Tagen zu den Freunden der neuzeitigen „Restauration" paßt.

Seine Zeit bot dem, der ein Licht in ihrer Nacht aufsteckte, im Sterben nichts, was ihn erfreuen mochte. Er starb, ein Flüchtling, wie der siebente Gregor, dessen sittliche Richtung des Geistes, dessen Charakter mit dem Dante's zusammenstimmte, was nur denen als ein Widerspruch, vielleicht gar als abenteuerlich, klingen wird, welche weder in sich noch in Anderen in die Tiefe geschaut haben. Der Pabst aber starb verdüstert; der geächtete Republikaner starb verklärt durch das Schauen der kommenden großen Zeit der Christenheit, und durch das Schauen des für ihn offenen Himmels, in welchen er einging, wie er glaubte.

So waren in Hütten und Palästen, in Kirchenämtern und in Klöstern Hunderttausende und Millionen, in welchen, wie an ihm, das Christenthum sich erwies, als eine Kraft, selig zu machen Alle, die an das Evangelium glauben. Die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die eine besondere Partei waren, hatten viele Tausende von Zustimmenden an allen Enden der Christen-

heit. Die aber, welche nicht zu dieſer Partei gehörten, aber ihre Kirche im Heiligthum des Herzens hatten und ſuchten, hatten Millionen Brüder und Schweſtern überall, ſelbſt in den Klöſtern unter Mönchen und Nonnen. Denn je verderbter die Zeit wurde, deſto mehr, nach dem Geſetze der Berührung der Gegenſätze, entwickelte ſich in dieſer Verderbniß und ihrem Abſcheu davor ein innerlich chriſtliches Leben, deſſen ſtilles Thun den Durchbruch vorbereitete, welchen die lange geſpannten Verhältniſſe nun raſch nahmen, wenn auch nicht ſo raſch, als die Sehnſucht und die Hoffnung es ſich dachte. Denn der Gang Gottes in der Welt iſt ein langſam, ſtille wandelnder, und er vollbringt in Jahrhunderten wunderbar ſchön, was menſchliche Berechnung, Sehnſucht und Kurzſichtigkeit in Jahren vollbringen möchte, unter deren Händen darum ſelbſt das richtig Begriffene zuſammenfällt als ein haſtig und übereilt Aufgebautes, und Gott iſt es, der die rechte Sache zum rechten Ziele führt.

Die Unbefriedigtheit durch die römiſche Kirche wurde im Volke noch erhöht durch Naturgeſchicke, durch Erdbeben und peſtartige Seuchen, welche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Völker heimſuchten.

Die Büßergeißel war ſchon lange von Fanatikern der Kirche anempfohlen, als ob dieſelbe herrliche Wirkungen auf die Seele und das Leben hervorbringe. Um recht zu beurkunden, wie Friedrich Kortüm ſagt, daß „die Geſellſchaft auf einem Höhepunkt des aus ſeinen Fugen geriſſenen Gemüths angekommen ſey“, traten allwärts Schwärmer und Verzückte auf, welche den Himmel offen ſahen oder ſich für Heilige hielten; und plötzlich erſchien die bisher nur in der Marterkammer des Kloſters durch Zwang, ſelten freiwillig, oder im einſamen Privatgemach auf Anrathen des Beichtigers ſelbſt geübte oder von dieſem vollzogene Geißelung — auf der öffentlichen Straße.

Das furchtbare Elend der Zeit ließ ſchon im Jahre 1260 lange Züge von Büßenden auf den Straßen erſcheinen, welche bei Tag und Nacht umherzogen, mit verhüllten Häuptern, aber bis auf den Gürtel entblößt, Bußgeſänge ſangen und ſich bis aufs Blut geißelten.

Es war ein dunkles Sittengefühl, welches die Leute ergriffen hatte, unter der eingerissenen Sittenlosigkeit, der Folge erstens des nicht enden wollenden Kampfes des Pabstthums mit der Kaisermacht, und zweitens der Entartung der Kirche. Es war ein Ausbruch der Zerknirrschung des Zeitalters.

Im Jahre 1260 ging die erste Geißlerfahrt von Perugia aus und ergriff fast ganz Italien, das durch den Kampf der Welfen und Ghibellinen von Lastern, Verbrechen und Schandthaten bis an den römischen Stuhl hinauf ganz zerfressene Italien. Man hat das einen großen „Bußkrampf der Zeit" genannt. Diese Geißlerfahrten hatten sich schon wieder verflüchtigt im Lauf eines Jahrhunderts, als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine schreckliche Pestilenz aus Asien durch Europa zog, der „schwarze Tod".

Besonders Deutschland wurde davon heimgesucht, und im Angesicht der Schwäche aller menschlichen Hülfe wurden die Gemüther der Reichen und Armen, der Hohen und Niedern, in der Stadt, auf dem Land, in dem Schloß, so erschüttert, daß ganze Schaaren, ohne Einwilligung der Kirche und ohne Frage nach ihr, sich selbst Buße auferlegten, mit Kreuzen, Fahnen und brennenden Kerzen feierliche Umzüge hielten, ihre Sünden bekannten und sich bis auf das Blut geißelten, unter Gebet und Gesang. Es waren traurige Lieder, die „sich vornehmlich an Christum hielten, um im Gedächtniß seines Leidens durch ihre blutige Buße das große Sterben abzuwenden". Das „Dies irae, dies illa", jener Weltgerichtsgesang, war der Hauptgesang der Geißler geworden. Die Furcht vor dem Ende der Welt trat immer wieder nach wenigen Jahrzehnten der an Kopf, Herz und Leben verkommenen Gegenwart vor das Auge, und so erweckte namentlich das Vordringen der Türken und der Mongolen am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Geißelfahrten aufs Neue. Ungeheure Züge von Geißlern, Männern und Frauen, zogen umher.

Anfangs hatte die Pabstkirche diese Bußbewegung gerne gesehen, im Wahn, es sey, als eine religiöse Bewegung gegen die weltliche Macht, etwas ihren Interessen Günstiges. Bald aber

hatte sie sich enttäuscht und sich gegen sie erklärt. Denn die Geißler waren frühe genug herausgetreten, als eine gegen die Pabstkirche entschieden gehende Richtung. Sie erklärten das sühnende Leiden Jesu Christi für genug, und es habe nur die Bluttaufe der Geißelung an die Stelle des Sakramentsgebrauchs und alles sonstigen Kultus zu treten. Der Gräuel innerhalb der Kirche sey so groß geworden, daß dadurch die Sakramente mit allem äußeren Kultus ihre wahre Bedeutung verloren haben.

Waren auch diese Geißler und Geißlerfahrten nur ein Auswuchs des christlichen Lebens, in einer Zeit, in welcher so Mancherlei, „wie Blasen des gährenden Glüheisens", aufstieg: so deuteten sie doch darauf, daß eine Seelenreinigung der ganzen Zeit unentbehrlich sey, und Pabst Clemens VI. erklärte schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts diese Richtung für eine der kirchlichen Ordnung gefährliche, und suchte die weltlichen Fürsten gegen sie aufzuregen, „da sie die weltliche Ordnung bedrohe".

Diesen Geißlern aber lag zunächst nur eine feindliche Richtung gegen die Priesterkirche zu Grunde, da sie aus eigener Machtvollkommenheit priesterliche Handlungen verrichteten, und, wie die Limburger Chronik sagt, „Pönitentien suchten und thaten mit eigenem Willen, und den Pabst und die Heiligen nicht zu Hülf und zu Rath nahmen, was große Thorheit war und Verstopfung ihrer Seelen".

Die Geißler gehören zweien Klassen an: einer solchen, die, ohne es zu wollen, die Ehrfurcht vor den heiligen Gebräuchen der römischen Kirche durch Nichtbeachtung derselben in den Augen des Volkes schwächte; und zweitens einer solchen, deren Führer mit Bewußtheit den Neuerungsgeist nährten, wie namentlich die in Thüringen und Sachsen, welche nicht den Pabst allein, aber die ganze Klerisei für den Antichrist erklärte, allen Bilder- und Heiligendienst verwarf, namentlich die Anbetung der hölzernen Kreuze. Die Inquisition wüthete umsonst dadurch, daß sie tödtete, z. B. zu Sangerhausen in Thüringen allein im Jahre 1414 ein und neunzig Geißler auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

Sangerhausen und Thüringen wurden der Hauptherd der Bewegung, welche vorzugsweise Lutherische und, mit ihnen nur verbündet, Thomas-Münzerische anhoben, ein Jahrhundert nachher.

Man hat mit den Geißlern die „Tanzwuth" in Verbindung gebracht. Diese Volkskrankheit des Mittelalters steht aber dieser Sache fernab, und was selbst über diese Tanzwuth in Chroniken berichtet wird, ist so unglaubhaft, daß es großentheils als mährchenhaft zu nehmen ist, als eine Reihe fortgepflanzter Mährchen des Mittelalters durch Mönchs-Mund und Federn. Der Verfasser dieses Buches hat in der Geschichte des Jahres 1525 bis 1526 die Chroniken, selbst die berühmtesten, im Angesichte der Urkunden so gröblich falsch, die Nachrichten selbst von Jahreszeitgenossen, wie Melanchthon und Mykonius, so leichtsinnig unwahr, so gewissenlos oberflächlich gefunden, wie die meisten Korrespondenzen und Kritiken in Zeitungen unserer Tage: darum beweisen ihm die Chroniknachrichten über die Tanzsucht, welche dieselbe mit einer religiösen Richtung in Verbindung setzen, gar nichts.

Daß aber eine Art Verzweiflung an der römischen Kirche und Geistlichkeit, wie sie sich jetzt gemacht hatten, welche die Einen entweder zum Tanzen und zum Rasen in Wollust oder zum Sich-selbstgeißeln, zu Wollust- oder zu Schmerzkrämpfen, zum Sinnentaumel oder zur blutigen Buße, bringen konnte, durch die Welt ging, dazu trug vorzugsweise der päbstliche Hof bei.

Die verwilderten Sitten des päbstlichen Hofes um diese Zeit sind unläugbar, weil der Liebling genialer Päbste und Italiens, Petrarka, sie für ewige Zeiten geschildert hat. Petrarka starb im Jahre 1374. Er hat den römischen Hof das „Nest der Verräthereien" genannt, „in welchem sich alle Laster der Welt Besuch abstatten und Beelzebub den Reigen führe". Er hat ihn genannt „die Quelle der Leiden, eine Herberge des Grimms, eine Schule der Lügen, den Tempel der Ketzerei, das falsche, verruchte Babel, den Tod des Guten und den Schirmherrn des Bösen, die Hölle der Lebenden, eine freche Lustdirne, und eine Schmiede der Betrügereien." Er hat geweissagt, „es

werde ein neuer Herr kommen, Babels Götzen zerschlagen, die stolzen, dem Himmel feindseligen Thürme brechen und die Wächter dem Feuer übergeben." *)

Petrarka ist der Brennpunkt des Seelenschreis der Zeit nach einer Reformation der Kirche. Die ganze Zeit schrie nach Reform, und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts trat in Folge dieses allgemeinen Rufes nach Reform die Repräsentation der ganzen katholischen Kirche zusammen.

Das große geistige Vermächtniß des Mittelalters an die neue Zeit wird der nächste Band zeigen, und das, was bis jetzt daraus sich fortentwickelt hat. Die Fäden sind aufgedeckt, welche die göttliche Hand für die Reformation zusammenwob, die nach ewigen Gesetzen der sittlichen Weltordnung sich spannen. Wen dieser Band darin nicht begnügt, der warte auf den letzten, der darlegen wird Alles, was sich nach diesen ewigen Gesetzen zusammenwob, um zu werden, was wir jetzt sind in der christlichen Welt, auf dem Gebiete des kirchlichen und des bürgerlichen Lebens, der Wissenschaft und der Kunst, und im stillen Heiligthum des Herzens und des Hauses.

---

*) Petrarka's Sonnete 15. und 16.

Ende des dritten Bandes.